

225

H. Ledebur.

April 1442

G 13

KATHARINA II.

KATHARINA II.

Geheime Lebens- und
Regierungsgeschichte

Berlin
Verlag für Kulturpolitik
Otto Schaffer

Bearbeitet von Willy Stuhlfeld

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
Druck: Steyrermühl, Wien

Einleitung

Immer wieder wird Generation auf Generation sich mit dem ereignisreichen Leben und Wirken der klugen, gewinnend liebenswürdigen Kaiserin Katharina II., der „Semiramis des Nordens", befassen.

Die absonderliche Tiefe ihrer guten unverdorbenen kindlichen Seele erfährt in einer frühzeitigen äußerst unglücklichen Ehe eine gründliche Wandlung. Sie tötet die zartesten und innigsten Regungen des kindlichen Herzens. Ein jähes geistiges Erwachen stellt die junge Frau mit einem plötzlichen nüchternen Erfassen der Umwelt auf den Boden der Wirklichkeit. Die mitreißende seelische Wandlung führt mit der Abkehr vom Gatten zu einer unerschöpflichen skrupellosen Genußfreude und schwelgerischen Sinnlichkeit. Gleichzeitig aber erzielt die unendliche Vielfalt ihres kaiserlichen Denkens und Strebens im verantwortlichen Dienst an der russischen Nation, bei erstaunlich innerer Kraft und Größe, beispiellose politische Erfolge in der Mehrung Rußlands. Das europäische staatliche Geschehen bekommt Katharinas starke Hand zu spüren. Daneben laufen die jeder Moral Hohn sprechenden Liebesabenteuer.

Über den merkwürdigen Lebensweg Katharinas, das tragische Schicksal ihres Gatten Peter III. ist viel geschrieben worden. Einer der ersten Schriftsteller, die

sich damit befaßten, war Jean Henry Castera. Seine Ausführungen, ergänzt durch die Darstellungen späterer Forscher, wie Helbig, Kurd von Schlözer, Alexander Brückner, Magnus von Crusenstolpe, Johannes Scherr, Ernst Hermann, Robert Michel, ferner durch die Memoiren Katharinas und der Fürstin Daschkow, ergaben die vorliegende Lebensgeschichte der großen Katharina.

August 1940 Willy Stuhlfeld

Feierlicher Glockenklang verkündete am 2. Mai 1729 den Einwohnern der Festung Stettin, daß ihrem Gouverneur und Befehlshaber der Garnison, dem preußischen Generalmajor Christian August, Fürst Ernst von Anhalt-Zerbst und Dornburg, eine Tochter geboren war.

Die Mutter der jüngsten Weltbürgerin, der künftigen russischen Kaiserin Katharina II., war die Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp. Im Jahre 1727 wurde sie als Fünfzehnjährige dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürsten angetraut. Sie war eine Schwester des Thronfolgers von Schweden, eine Frau von reicher Bildung und glänzenden Geistesgaben, der die Ehre und der Ruhm ihres Hauses über alles ging. In jungen Jahren stand sie in nahen Beziehungen zu dem in Zivilgeschäften des russischen Staates tätigen Iwan Betzkoi, einem Sohn des Generals Trubetzkoi. Dieses Verhältnis zu dem geistvollen jungen Russen mochte bei der Fürstin Johanna Elisabeth schon früh ein gewisses Interesse für alles, das dessen Vaterland betraf, geweckt haben. Auch erklärt sich vielleicht aus der Zuneigung der Mutter zu Betzkoi die große Anhänglichkeit, welche später ihre Tochter als Kaiserin für den letzteren an den Tag legte und ihn, den ehemaligen Direktor des Landeskadettenkorps, mit Ehrenstellen bei Hofe betraute.

Ein durch den Gelehrten S. Sugenheim aufgebrachtes Kuriosum wollte die europäische Geschichte um einen pikanten Fall bereichern.

Heimlich tuschelte man sich zu, das Kind, welches

die Fürstin Johanna Elisabeth zur Welt gebracht hatte und in der protestantischen Taufe die Namen Sophie, Auguste, Friederike erhielt, sei eine Tochter Friedrichs des Großen.

Tatsache ist aber wohl nur die vertraute Freundschaft des jungen Friedrich mit der hochgebildeten Johanna Elisabeth, obwohl er gerade neun Monate vor der Geburt ihrer Tochter seiner Freundin in Zerbst oder Dornburg einen mehrtägigen Besuch abstattete, ferner des öfteren die Prinzessin als Kind am preußischen Hofe vorgestellt wurde.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das spätere Interesse Friedrichs des Großen an der Verheiratung der Prinzessin lediglich außenpolitischen Gründen und Zielen entsprang.

Einmal schwebte das in der Wiege schlummernde Kind in größter Lebensgefahr. In den Zimmern neben der Wohnung im schloßartigen Eckhause der großen Domstraße, wo im Schlafzimmer der Eltern die Wiege stand, brach ein heftiges Feuer aus. Nur die rechtzeitige Entdeckung desselben verhütete ein größeres Unheil und beglückt hielten die erschreckten Eltern ihr so jäh aus dem Schlummer erwecktes, ihnen entgegen lächelndes Kind im Arm.

Die blendenden Geistesgaben der ehrgeizigen Mutter vererbten sich auf die Tochter, die im Andenken Friedrichs den Rufnamen Friederike — Frieke — Friekchen — bekam. Ein außerordentlich leichtes Auffassungsvermögen ließ das begabte Kind die von ihren Lehrern gestellten Aufgaben spielend bewältigen. Erzieherin war das kluge, gebildete Fräulein Cardel. Ein Herr Wagner hielt in pedantischer Form die Prüfungen ab. Das Schreiben lehrte der Kalligraphielehrer Laurent. Im Musikunterricht bemühte sich der Musikdirektor Roelligs um

das nicht sonderlich musikalische Kind, das bei den längeren Besuchen ihrer Großmutter in Braunschweig vom dortigen Pastor Dowe Religionsunterricht erhielt. So wurde in der Erziehung und Geistesbildung der Frieke seitens der Eltern nichts verabsäumt, was vom großen Friedrich, anläßlich einiger Besuche der Freundin mit Tochter in Berlin, anerkennend bestätigt wurde.

Große, schöne blaue Kinderaugen, von bräunlichen Augenbrauen und Wimpern beschattet, blickten bei diesen Besuchen staunend und erwartungsvoll auf Friedrich II., den Mann, von dem der fürstliche Vater und nicht minder die Mutter ihrem andächtig lauschenden Kinde in vielen Stunden vorgeschwärmt hatten. Obgleich dem Vater durch den Tod seines Vetters, des Fürsten Johann August, im Jahre 1742 die Regierung zufiel, gab er doch den Dienst für den von ihm geschätzten König nicht auf. Er behielt seinen Gouverneurposten in Stettin, ging nur ab und zu nach Zerbst und überließ die Leitung der dortigen Regierungsangelegenheiten fast ausschließlich seinem Bruder Johann Ludwig.

Durch die prompten Antworten von Friekchen auf seine Fragen überrascht, streichelte der Preußenkönig freundlich die rosigen Wangen des hübschen Mädchens, das in seiner Lernbegierde bereits drei Sprachen beherrschte und mit Kunst und Wissenschaft vertraut gemacht war.

Erinnerungen an solche Stunden werden es auch neben der Verehrung des von allen Seiten bewunderten Friedrichs gewesen sein, die später die unbeeinflußbare, freundliche politische Einstellung der Kaiserin Katharina zu Preußen ergaben. Denn in einem Schreiben an Friedrich den Großen bekundete sie Bedauern darüber, „daß sie den großen Mann und Gesetzgeber zu einer

Zeit gesehen habe, wo ihre Jugend sie mehr befähigte ihn zu verehren, als seine Größe zu ermessen."

Viele Reisen mit der Mutter erweiterten das Gesichtsfeld des klugen Mädchens und ließen es Erfahrungen im Verkehr mit Hofleuten gewinnen. Früh gelangte Frieke zu einer geistigen und körperlichen Reife. Als sie vierzehn Jahre alt war berichtete der Minister Podewils seinem König, „daß sie groß für ihr Alter und schön, eigentlich schon vollkommen erwachsen sei". Jeder, der das Friekchen kennenlernte, verbreitete das Lob der schönen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die auch bei den Einwohnern Stettins beliebt und oft im Mittelpunkt ihrer Gespräche stand. So ließ es sich die Stettiner Schützengilde nicht nehmen, sie stets zu ihren Festen einzuladen, und sie wurde noch als Kaiserin mehrmals in Stettin zum „Schützenkönig" erklärt, was ihr große Freude bereitete und sie in die heiterste Laune versetzte.

Die auffallende Schönheit der jungen Prinzessin, ihre geistigen Vorzüge veranlaßten Friedrich den Großen mehrmals ihre Heiratsaussichten mit der auf ihre Tochter Sophie Auguste Friederike stolzen Mutter zu erwägen, die dabei auf ihre verwandtschaftliche Verbindung zum russischen Hofe und ihren Briefwechsel mit der Kaiserin Elisabeth hinwies.

Es war erklärlich, daß Friedrich sich seinen Einfluß auf die Eltern der Prinzessin zunutze machte und Friederike in seine politischen Pläne mit Rußland einspann. Wie er in seinen Aufzeichnungen berichtet, hatte er sich einem Plan der Kaiserin Elisabeth, den Großfürsten mit einer preußischen Prinzessin zu verheiraten, widersetzt.

Am Petersburger Hofe bestanden zwei Parteien. Die eine verlangte auf das entschiedenste einen festen Anschluß an Preußen, während die andere den König

Friedrich für einen der gefährlichsten Feinde Rußlands erklärte und sich dem Hause Habsburg zu nähern versuchte. Die erstere Ansicht wurde hauptsächlich durch den Leibarzt der Kaiserin Elisabeth, L'Estocq, vertreten, der die engsten Beziehungen zu dem preußischen Gesandten Mardefeld unterhielt, ferner den Marquis de la Chétardie zu seinen Anhängern zählte. An der Spitze der preußenfeindlichen Partei stand der Kanzler Bestuschew. Obgleich er auf L'Estocqs Vorschlag in das Ministerium berufen war, trat er offen wie im geheimen gegen ihn auf. Ihm schlossen sich außer den hervorragendsten Mitgliedern der Nationalrussischen Hofgesellschaft besonders sein Bruder, der Hofmarschall Bestuschew, an. Bis zum Jahre 1745 war es jedoch dieser antipreußischen Partei nicht möglich geworden, ihren Ansichten bei der Kaiserin irgendwie Geltung zu verschaffen, die persönlich Friedrich den Großen hoch schätzte.

Eiligst, ehe seine ihm bestens bekannten Gegner am Hofe in Rußland die Oberhand gewonnen hatten, ließ Friedrich der ihm noch wohl gewogenen, ihren ihm feindlichen Ratgebern noch Stand haltenden Kaiserin Elisabeth, durch seinen in Petersburg geschickt operierenden Gesandten Mardefeld im November 1743 den Vorschlag unterbreiten, den Großfürsten Peter mit Friederike zu verheiraten.

Mehrere Wochen vorher hatte der Kurfürst von Sachsen, der Polenkönig August II., durch seinen Gesandten am russischen Hofe alles in Bewegung gesetzt, um die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf seine Tochter, die Prinzessin Marianne, zu lenken und deren Heirat mit dem Großfürsten wärmstens empfohlen.

„La Saxe", schreibt Mardefeld am 15. Oktober, „n'épargne ni argent, ni peine pour faire agréer la Prin-

cesse Marianne." Wirklich fehlte es in Petersburg nicht an den eifrigsten Förderern dieses Planes, für den der sächsische Gesandte besonders den russischen Kanzler Bestuschew gewonnen hatte.

Indes trug der preußische Vorschlag den Sieg davon, denn seit Jahren unterhielt die Kaiserin mit den Verwandten der für den Großfürsten in Aussicht genommenen Braut freundschaftliche Beziehungen. Der Oheim von Friederike, der Bruder ihrer Mutter, Fürst Karl, Titularbischof von Lübeck, war vor zwanzig Jahren der von einem raschen Tod ereilte Verlobte der Prinzessin Elisabeth gewesen, die als Kaiserin immer noch aufrichtig um ihn trauerte und seinen Verwandten Anhänglichkeit bewahrte. Die Fürstin Johanna Elisabeth, die ihr das Bildnis ihrer Schwester Anna Petrowna, der verstorbenen Herzogin von Holstein schenkte, hatte als Gegengeschenk ihr eigenes mit wertvollen Edelsteinen verziertes Bildnis erhalten.

Mardefeld hatte sich der Zustimmung des einflußreichen Leibarztes L'Estocq versichert. Klugerweise hatte man auch den russischen Oberhofmarschall von Brümmer mit in das Geheimnis gezogen. Dieser gewandte, schlaue Hofmann, von Geburt ein Schwede, der nach manchen Abenteuern an den Hof der Herzogin von Holstein-Gottorp gekommen war, dort die Erziehung des Prinzen Peter, späteren Kaiser, geleitet, diesen im Jahre 1742 nach Rußland begleitete, hatte sich hier binnen kurzem eine bedeutende Stellung geschaffen. Was aber vor allem den Ausschlag gab, war die Zuversicht und das Vertrauen, mit welchem die Kaiserin in dieser Heiratsangelegenheit dem Rate Friedrichs zu folgen sich vorgenommen hatte. Schon am 16. November konnte der preußische Gesandte Mardefeld dem König melden, daß sein Vorschlag die Billigung der Kaiserin gefunden

habe. Die Bedenken, die auf einer zu nahen Verwandtschaft des künftigen Ehepaares fußten, waren mit dem Einverständnis der geistlichen Spitzenbehörde zur geplanten Heirat beseitigt.

Im Auftrag der Kaiserin richtete der Oberhofmarschall Brümmer ein Schreiben an die Fürstin Johanna Elisabeth und lud diese ein, umgehend mit ihrer Tochter an den russischen Hof zu kommen. Ein Wechsel von zweitausend Talern lag dem Schreiben bei, das dem Wunsche Ausdruck verlieh, daß die Reise über Berlin im strengsten Inkognito, unter dem Namen einer Gräfin Rheinbeck angetreten wird.

In Behaglichkeit und Ruhe feierte die fürstliche Familie in ihrem alten Schloß in Zerbst das Weihnachtsfest. Zu großen Geschenken langte das bescheidene Einkommen des fürstlichen Gouverneurs nicht aus. Blieben infolgedessen Frieke auch viele Wünsche unerfüllt, sie strahlte weihnachtliche Zufriedenheit, Glück und Heiterkeit aus.

Ein vergnügt verbrachter Silvesterabend beschloß das alte Jahr. Niemand ahnte etwas von den großen Dingen, die das Schicksal indessen herantrug. Am Neujahrstag war soeben in der kleinen Schloßkapelle der Morgengottesdienst abgehalten, als eine Stafette aus Berlin eintraf und der Fürstin den Brief aus Petersburg überbrachte. Wenige Stunden später übermittelte ihr der König die vertrauliche Nachricht, daß es sich bei der Einladung der Kaiserin um nichts anderes handele, als um eine demnächstige eheliche Verbindung der Prinzessin mit dem Großfürsten Peter. Aufs neue wurde betont, daß alle Reisevorbereitungen geheim bleiben müssen und nicht einmal der Gesandte Graf Czernischeff in Berlin von der Reise nach Petersburg etwas erfahren dürfe, da absichtlich nur wenige Personen in diese Sache

eingeweiht wären. Zugleich meldete der König die Anweisung der benötigten Gelder durch die Kaiserin.

Man kann sich vorstellen, welche ungeheure Überraschung, Freude und Aufregung diese beiden Briefe auslösten. Die Fürstin dankte sofort ihrem königlichen Freund für sein Wohlwollen und die Teilnahme, die er dem fürstlichen Hause erwiesen habe. Nur wollte sie nichts davon wissen, daß sogar ihr Mann vom Zweck der Reise nichts erfahren sollte, was ausdrücklich verlangt war. In Eile ging man an die Vorbereitungen zur Abreise, die bereits in der zweiten Januarwoche stattfand. In Berlin verweilten die fürstlichen Eltern mit ihrer Tochter nur einige Tage, um dann die Reise nach Stettin fortzusetzen. Hier blieb der Fürst zurück. Schmerzlich empfand die junge Prinzessin den Abschied vom Vater. Unter dem Namen einer Gräfin Rheinbeck trat die Mutter mit der seelisch erregten, von phantasiereichen Vorstellungen erfüllten Tochter, unter Mitnahme der notwendigsten Bedienung, die beschwerliche Winterreise an. Das Interesse, welches der König der ganzen Angelegenheit zuwandte, machte es der Fürstin zur Pflicht, ihm schon während der Reise die genauesten Nachrichten von ihrem und ihrer Tochter Befinden zu geben. Auf allen Poststationen in Pommern und Preußen waren auf Befehl der Präsidenten der beiden Provinzen, die für die Weiterreise jeweils benötigten Pferde bereitgehalten. Es war ein harter Winter. Tiefer Schnee bedeckte die Fluren. In Königsberg wurden die schwerfälligen Reisekutschen auf Schlittenkufen gestellt. Nach insgesamt sieben Tagen Fahrt langten die Reisenden in Riga an, wo man das Inkognito fallen lassen durfte.

Ein glänzender Empfang entschädigte für die lange beschwerliche Winterreise. Die Kaiserin hatte den Kammerherrn Narischkin zur Bewillkommnung auf russi-

schem Boden entgegengesandt. Vor dem Quartier in Riga war eine hundertköpfige Ehrenwache mit Fahnen aufgestellt, kaiserliche Lakaien zur Bedienung beordert. Am 9. Februar setzten Mutter und Tochter, in kostbare Pelze eingehüllt, auf prächtigen, von kaiserlichen Rennern gezogenen Schlitten die Reise fort.

Wenige Stunden, nachdem beide unter Glanz und Gepränge Riga verlassen hatten, langte dort ein Reisezug an, dessen Anblick jedermann erschüttern mußte. Es war die unglückliche braunschweigische Familie, die durch die Kaiserin Elisabeth gestürzte Regentin Anna mit ihrem Gemahl, dem Herzog Anton Ulrich, und ihren Kindern, die unter starker militärischer Bedeckung aus Dünamünde, ihrem bisherigen Verbannungsort, abgeholt waren, um weiter in das Innere des Reiches, nach Oranienbaum, geschafft zu werden.

So trennte nur eine kurze Spanne Weges zwei fürstliche Familien, von denen die eine, ihrem unverdient tragischen Geschick folgend, einer langjährigen Schmach und Gefangenschaft entgegenging, während die andere, umgeben vom Glanze des Glückes, der Hauptstadt des Kaiserreiches zueilte, wo ihrer ein blendender Aufstieg, Ruhm und Ehre warteten.

Aus dem Winterpalais in Petersburg meldete die Fürstin Johanna Elisabeth am 16. Februar dem Preußenkönig ihre und der Tochter glückliche Ankunft. Die mit ihrem Hofstaat bereits nach Moskau übergesiedelte Kaiserin hatte vorher alles bestimmt, um ihren fürstlichen Gästen den Aufenthalt in Petersburg so angenehm wie möglich zu machen. Ihre Ankunft daselbst lüftete den Schleier, hinter dem man bisher alle Pläne, die die Verlobung des Großfürsten Peter betrafen, verborgen gehalten hatte. Ein nicht geringer Schrecken ergriff die Hofleute der sächsischen Partei, die, Bestuschew an der

Spitze, die sächsische Prinzessin Marianne mit dem Thronfolger vermählt sehen wollte.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen wurde die Reise nach Moskau fortgesetzt. Hier, in der alten Zarenstadt, hielten Mutter und Tochter am 20. Februar 1744 ihren feierlichen Einzug. Beide wurden von der Kaiserin mit aufrichtiger Zärtlichkeit empfangen, die es an vielerlei Gnadenbezeigungen nicht fehlen ließ. Sie fühlte sich anscheinend zu der jungen schönen Prinzessin hingezogen, und die ganze Angelegenheit hätte sich sofort zur Zufriedenheit der dabei Beteiligten entwickelt, wenn nicht noch ein Punkt zu überwinden gewesen wäre, nämlich der Übertritt zu einer anderen Kirche, dessen sich die Prinzessin schnellstens unterziehen sollte.

In Zerbst hatte man sich der Hoffnung hingegeben, daß eine Verbindung des Großfürsten mit der Prinzessin auch ohne ihren Übertritt zur griechischen Kirche möglich sei. Jetzt stellte es sich heraus, daß diese Religionsveränderung für die Prinzessin unvermeidlich war. Ihrem Vater wollte das nicht in den Sinn. Er war ein strenger Protestant, der mit unerschütterlicher Treue an dem Glauben seines Hauses festgehalten, als ihm einst in früher Jugend bei einem Besuche in Rom der Heilige Vater persönlich die schönsten Versprechungen machte, wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde. An den Gedanken, daß nun sein geliebtes Kind dem ihm gelehrten Glauben um einer glänzenden, doch auch vielleicht unsicheren Zukunft entfremdet werden sollte, konnte er sich nicht gewöhnen. Solche Bekümmernisse des Vaters, deren er in seinen Briefen an die Tochter Ausdruck gab, riefen zuerst in dem jugendlichen Herzen Friederikens Bedenken und Zweifel aller Art hervor.

Wie der Unterricht bei dem russischen Archiman-

driten begann, der sie alltäglich stundenlang in die Glaubenslehren der griechischen Kirche einzuführen hatte, machten sich bei ihr, infolge des plötzlichen Klimawechsels, körperliche Leiden bemerkbar, die viele Wochen andauerten und ihre nächste Umgebung mit größter Sorge erfüllten.

In unbewachten Augenblicken überfiel sie eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat, wo sie in heiterer Unbefangenheit eine so glückliche Jugend verlebt hatte. Tränen, die sie vor der Hofwelt verbergen mußte, feuchteten dann die schönen Augen. In solchen Momenten fragte sie sich immer wieder, ob ihr der fremde Glaube das ersetzen könne, was ihre Seele in protestantischer Erziehung erfüllt hatte.

Ihre Mutter fand bereits während ihres Berliner Aufenthaltes an Friedrich dem Großen eine sichere Stütze, der, wie sie selbst, in einem Religionswechsel unmöglich einen Grund erkennen konnte, der wichtig genug sei, um deshalb eine solche glänzende Verbindung auszuschlagen. Eindringlich wußte sie der Tochter vor Augen zu führen, wie gering der Unterschied zwischen der griechischen und lutherischen Kirche sei. Nach schweren innerlichen Kämpfen setzte dann Friederike ihrem Vater im Briefe auseinander, daß der Unterschied zwischen der griechischen und protestantischen Kirche mehr in den Äußerlichkeiten als im eigentlichen Kern des Glaubens bestände. Inzwischen hatte auch der König das Seinige getan, um bei dem Vater in Stettin dessen religiöse Skrupel zu besiegen.

In Friederike waren mit ihrer Gesundung alle Energien wieder lebendig geworden. Ihr Ehrgeiz, die Aussicht auf den dereinstigen kaiserlichen Thron, machten endgültig alle Besorgnisse schwinden. Um die Zuneigung der Kaiserin zu gewinnen, hatte sie mit unermüdlichem

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Fleiß die russische Sprache erlernt. Am 28. Juni 1744 legte die Prinzessin hocherhobenen Hauptes in der kaiserlichen Hofkapelle, in einem feierlichen Gottesdienst, das Glaubensbekenntnis der griechischen Kirche in russischer Sprache ab, empfing vom Erzbischof von Nowogrod die Salbung auf den Namen Katharina Alexejewna.

Tags darauf erfolgte unter großem Gepränge in der Hauptkirche Moskaus ihre Verlobung mit dem Großfürsten Peter. Der Erzbischof hielt die Festrede, überreichte der Kaiserin unter Gesang und Orgelklang die Verlobungsringe, die diese unter dem Kanonensalut der vor der Kirche aufmarschierten Regimenter den Verlobten auf die Finger streifte. Die Mutter schwelgte in Glück und Zufriedenheit. Das von Friedrich dem Großen gesteckte Ziel war erreicht und die Anhalt-Zerbster Prinzessin die Braut des russischen Thronfolgers geworden. Friedrich richtete an die junge Großfürstin Katharina ein Schreiben folgenden Inhalts:

Madame,

je comte parmi un des plus beaux jours de ma vie celui où j'ai vu l'élévation de Votre Altesse Impériale à cette dignité. Je me croirais trop heureux d'y avoir contribué, content que ce serait un service que j'aurais rendu a l'Impératrice de Russie, ma chère alliée et à tout ce vaste Empire que de lui procurer une Princesse de Votre mérite, Madame, pour compagne de couche du Grand-Duc. Je Vous prie de croire que je prends plus de part que qui que ce puisse être à tout ce qui regarde Votre aimable personne et que je me ferai sans cesse un plaisir de Vous prouver comme je suis, Madame, Votre très-fidèlement affectionné cousin

Federic.

Berlin, 5 Août 1744.

(Übersetzung S. 590)

Großfürst Peter war ein Neffe der Kaiserin Elisabeth, ein Sohn ihrer Schwester und Karl Friedrichs, Herzog von Holstein, und Neffe des Königs Karl XII. von Schweden. Erst einige Wochen alt, verlor er bereits die Mutter. Sein immer kranker und schwächlicher Vater starb im Jahre 1739. Er hatte sich herzlich wenig um seinen Sohn gekümmert, ihn dem Verkehr mit brutalen Erziehern und ungebildeten Dienstboten ausgeliefert. Ohne geistiges Streben, sich täglich viele Stunden selbst überlassen, nahm der Knabe zu läppischen Spielereien Zuflucht, die er auch in späteren Jahren beibehielt. Nach dem Tode seines Vaters wurde sein Vetter, Herzog Adolf Friedrich von Holstein, zum Vormund bestellt, mit dessen Bruder, wie schon erwähnt, die Kaiserin Elisabeth als Großfürstin verlobt war, der aber kurz nach der Verlobung plötzlich starb. Die Leitung der Erziehung wurde in die Hände des Oberhofmarschalls Brümmer gelegt, mit dem Peter bald in offene Feindschaft geriet. Peter war wie sein Vater kränklich und auch wohl infolge schlechter und unregelmäßiger Ernährung von schwächlicher Konstitution, dabei starrköpfig und furchtbar jähzornig. Im Verkehr mit den Dienstboten hatte er sich das Trinken angewöhnt. Seine Umgebung mußte oft mit größter Mühe verhindern, daß Peter sich bei Tische nicht betrank. Eine schwedische Gesandtschaft erbat ihn sich von der Kaiserin Elisabeth zur Nachfolge auf den schwedischen Thron. Diese empfahl dafür den holsteinischen Herzog Adolf Friedrich und betonte, daß sie ihren Neffen Peter zum russischen Thronerben ausersehen habe und ließ Peter 1742 nach Petersburg holen.

Der bisher streng lutherisch erzogene Knabe erhielt sofort Unterricht in der griechischen Religion, mußte deren Glaubensbekenntnis ablegen und wurde darauf

feierlich zum Großfürsten von Rußland erklärt. Als solcher mußte er an allerlei Hoffestlichkeiten teilnehmen. Schwach und übermüdet versagte er im Lernen, obwohl sich sein Erzieher Stählin, den ihm der Oberhofmarschall Brümmer zuführte, die denkbar größte Mühe gab, ihm das notwendigste Wissen beizubringen. Immer wieder verfiel er in seine alten Fehler, verlor sich in Albernheiten und begriff nicht den Ernst der an ihn als Großfürst gestellten Forderungen. Den Oberhofmarschall haßte Peter. Wie jener sich einmal in seinem Unmut über Peters Benehmen auf ihn stürzte, um ihn zu züchtigen, ergriff dieser seinen Degen. Es gab einen schlimmen Auftritt. Dem Erzieher Stählin allein gelang es, den jähzornigen Knaben zu beruhigen.

Diese Haltlosigkeit des Großfürsten tat sich auch im Verkehr mit seiner Braut kund. Katharina erzählt: „Der Großfürst schien sich der Ankunft meiner Mutter und der meinigen zu freuen. Ich war in meinem fünfzehnten Jahre. Während der ersten Tage bewies er mir viel Aufmerksamkeit. Seitdem und während dieses kurzen Zeitraums sah und begriff ich, daß er sich aus der Nation, über die er zu herrschen bestimmt war, wenig machte. Daß er am Luthertum festhielt, seine Umgebung nicht liebte, und daß er sehr kindisch war. Ich schwieg und hörte zu, was mir sein Vertrauen gewann. Ich erinnere mich, daß er mir unter anderem sagte, was ihm am meisten an mir gefalle, sei, daß ich seine Kusine wäre, und daß er mit mir, als seiner Verwandten, ohne Rückhalt sprechen könne. Er erzählte mir dann, daß er in eine der Ehrendamen der Kaiserin verliebt sei, die, nach dem Unglücke der Mutter, einer Madame Lopukin, welche nach Sibirien verbannt war, den Hof hätte verlassen müssen. Daß er sich gewünscht, sie zu heiraten, aber daß er resigniert habe, um sich mit mir zu ver-

mählen, weil seine Tante es befehle. Ich hörte diesen verwandtschaftlichen Meinungen errötend zu und dankte ihm für sein vorzeitiges Vertrauen. Aber im Grunde meines Herzens betrachtete ich mit Erstaunen seine Unvorsichtigkeit und den Mangel an Urteil über viele Verhältnisse."

Wie die Großfürstenbraut Katharina die auf ihre Verlobung folgenden Monate bis zu ihrem Hochzeitstage mit dem Großfürsten und ihrer Mutter verbrachte, berichtet sie selbst mit folgenden, von ihr festgehaltenen Erlebnissen in ihren Memoiren, deren Authentizität, wie u. a. der an der Universität in Dorpat lehrende Geschichtsprofessor A. Brückner behauptete, unzweifelhaft ist.

„Im Juli feierte die Kaiserin das Fest des mit Schweden geschlossenen Friedens, bei welcher Gelegenheit für mich, als verlobte Großfürstin von Rußland, ein Hofstaat eingerichtet wurde. Gleich nach diesem Feste ließ uns die Kaiserin nach Kiew abreisen. Sie selbst folgte uns einige Tage später. Wir reisten in kurzen Strecken, meine Mutter und ich, die Gräfin Romanzow und eine Ehrendame meiner Mutter in einem, der Großfürst, Brümmer, Berkholz und Decken in einem andern Wagen. Eines Nachmittags wollte der Großfürst, der sich in Gesellschaft seiner Erzieher langweilte, mit meiner Mutter und mir fahren. Sowie er einen Sitz eingenommen, weigerte er sich, den Wagen wieder zu verlassen. Hierauf war meine Mutter, die es langweilte, Tag für Tag mit ihm und mir zu fahren, darauf bedacht, die Gesellschaft zu vergrößern. Sie teilte ihren Gedanken den jungen Herren unseres Gefolges mit, unter denen sich Fürst Galitzin und Graf Zacharias Zernitschew befanden. Man nahm einen der großen Wagen, welche unsere

Betten trugen, stellte darin rundherum Bänke, und alle verbrachten wir nunmehr auf ihm sehr vergnügt den Rest der Reise. Aber diejenigen, die nicht mit uns fuhren, empörten sich gegen unsere Einrichtung, welche dem Oberhofmarschall Brümmer, der Ehrendame meiner Mutter, dem Oberkammerherrn Berkholz, der Gräfin Romanzow und dem ganzen übrigen Gefolge aufs höchste mißfiel, weil sie nicht mit dabei waren, und während wir unterwegs lachten, sich langweilten und ärgerten.

So kamen wir nach drei Wochen in Koselks an, wo wir lange auf die Kaiserin warteten, deren Reise sich durch verschiedene Zwischenfälle verzögerte. Wir erfuhren, daß die Kaiserin unterwegs mehrere Personen ihres Gefolges verbannt habe und in sehr übler Laune sei.

Mitte August kam sie endlich an, und wir blieben mit ihr bis Ende August. Man spielte in einem großen Saale in der Mitte des Hauses vom Morgen bis zum Abend Pharo, und zwar sehr hoch. Meine Mutter und ich schliefen in demselben Zimmer, die Gräfin Romanzow und die Ehrendame meiner Mutter und alle andern im Vorzimmer. Eines Tages kam der Großfürst zu meiner Mutter, als sie eben mit Schreiben beschäftigt war. Ihr Geldkasten stand offen da, und er wollte aus Neugier darin herumsuchen. Meine Mutter sagte ihm, er solle nicht daran rühren. Um mich zum Lachen zu bringen, sprang er im Zimmer umher, bald nach dieser, bald nach jener Seite, stieß an den Deckel des offenen Geldkastens und warf diesen um. Hierauf wurde meine Mutter böse, und es erhob sich zwischen ihnen ein heftiger Wortwechsel. Meine Mutter beschuldigte ihn, den Geldkasten absichtlich umgestoßen zu haben. Er beklagte sich über ihre Ungerechtigkeit, beide wandten sich an mich und beriefen sich auf mein Zeugnis.

Da ich die Heftigkeit meiner Mutter kannte, fürchtete

ich, Ohrfeigen zu bekommen, wenn ich nicht ihrer Meinung wäre. Da ich ebensowenig lügen als dem Großfürsten mißfallen wollte, befand ich mich zwischen zwei Feuern. Dennoch sagte ich meiner Mutter: ich glaubte nicht, daß es Absichtlichkeit von dem Großfürsten gewesen, sondern daß sein Rock sich im Springen an den Deckel des Geldkastens angehängt habe, der auf einem schmalen Taburett stand.

Nun wandte sich meine Mutter gegen mich. Wenn sie erzürnt war, mußte sie irgend jemand haben, gegen den sie ihren Zorn auslassen konnte. Ich schwieg und fing an zu weinen.

Als der Großfürst sah, daß der Zorn meiner Mutter mich nur traf, weil ich ein Zeugnis zu seinen Gunsten abgegeben, klagte er meine Mutter der Ungerechtigkeit an und geriet in Wut. Sie sagte ihm, er sei ein schlechterzogener kleiner Junge.

Nie vergaß der Großfürst meiner Mutter diesen Streit. Sie ließ es auch an Bitterkeit gegen ihn nicht fehlen, und ihre Art, miteinander zu verkehren, zog Unannehmlichkeiten, Mißtrauen und gereizte Stimmung nach sich. Es half wenig, daß ich mich bemühte, sie zu besänftigen. Dies gelang mir höchstens für kurze Zeit. Sie hatten immer Sarkasmen gegeneinander zur Hand. Meine Lage wurde dadurch von Tag zu Tag peinlicher. Ich suchte der einen zu gehorchen, dem andern zu gefallen. Wirklich öffnete der Großfürst mir damals sein Herz mehr als allen andern. Er sah, daß meine Mutter häufig gegen mich losfuhr, wenn sie mit ihm nicht anbinden konnte.

Am 29. August zogen wir endlich in Kiew ein. Wir blieben zehn Tage dort und kehrten darauf nach Moskau in derselben Weise, wie wir gekommen waren, zurück.

In Moskau verging der ganze Herbst mit Theater,

Ballett und Hofmaskerade. Man bemerkte, daß die Kaiserin häufig verstimmt war. Eines Tages, als meine Mutter und ich mit dem Großfürsten in einer, der kaiserlichen gegenüberliegenden Loge im Theater saßen, sah ich, daß die Kaiserin sehr heftig und aufgebracht mit dem Grafen L'Estocq redete. Als sie zu Ende war, verließ dieser sie, kam in unsere Loge, näherte sich mir und sagte: „Haben Sie gesehen, wie die Kaiserin mit mir gesprochen hat?" Ich antwortete bejahend. „Nun", fuhr er fort, „sie ist sehr böse auf Sie." — „Auf mich? und weshalb?" erwiderte ich. „Weil", sagte er, „Sie viel Schulden gemacht haben. Sie sagt, daß man Brunnen ausleeren kann. Als sie Prinzessin gewesen, habe sie keine größere Einnahme gehabt und noch dazu für ein ganzes Haus sorgen müssen, aber sie habe sich gehütet, Schulden zu machen, weil sie gewußt, daß niemand dieselben für sie bezahlen werde."

Er sagte dies alles in einem ärgerlichen, trockenen Ton, wahrscheinlich, damit die Kaiserin aus ihrer Loge sehen solle, wie er sich seines Auftrages entledige. Die Tränen kamen mir in die Augen, ich schwieg und er entfernte sich. Der Großfürst, welcher neben mir saß und den größten Teil unserer Unterhaltung gehört hatte, gab mir dann, mehr durch Mienen als durch Worte, zu verstehen, daß er der Meinung seiner Frau Tante sei und es ganz recht finde, daß man mich gescholten habe. Er glaubte sich der Kaiserin angenehm zu machen, indem er auf ihre Ansicht einging, wenn sie jemandem zürnte. Als meine Mutter hörte, um was es sich handle, erklärte sie, man habe alle möglichen Mittel angewandt, mich ihrer Autorität zu entziehen. Da man mich in den Stand gesetzt, ohne ihren Rat, zu tun, was ich wollte, wasche sie ihre Hände in Unschuld. So nahmen sie beide gegen mich Partei.

Ich selbst wünschte nichts mehr, als meine Angelegenheiten sofort in Ordnung zu bringen und forderte den Tag darauf meine Rechnungen. Aus diesen sah ich, daß meine Schulden sich auf 17000 Rubel beliefen. Vor der Abreise von Moskau nach Kiew hatte die Kaiserin mir 15000 Rubel und eine große Kiste mit einfachen Kleidungsstoffen gegeben. Doch sollte ich mich reich kleiden. So betrug denn am Ende meine ganze Schuld 2000 Rubel, was mir keine unmäßige Summe schien. Denn verschiedene Ursachen hatten große Kosten gebracht.

Erstens war ich mit einer sehr unvollständigen Ausstattung nach Rußland gekommen. Wenn ich drei oder vier Kleider hatte, war dies das höchste, und das an einem Hofe, wo man den Anzug täglich dreimal wechselte. Meine ganze Wäsche bestand aus einem Dutzend Hemden. Ich mußte die Bettücher meiner Mutter gebrauchen.

Zweitens hatte man mir gesagt, daß man in Rußland gern Geschenke empfange und daß man sich durch Großmut Freunde erwerbe und sich gern gesehen mache.

Drittens hatte man mir die Gräfin Romanzow, die verschwenderischste Frau, zuerteilt, die immer von Kaufleuten umgeben war, mir täglich eine Menge Sachen zeigte, die sie mich aufforderte zu nehmen, und die ich häufig nur nahm, um sie ihr zu schenken, weil sie großes Verlangen danach hatte.

Dazu kostete mich der Großfürst viel, weil er so gierig nach Geschenken war.

Die Verstimmung meiner Mutter hob sich leicht, sobald etwas geschah, was ihr gefiel, und da sie sich damals häufig besonders gegen mich verstimmt zeigte, vernachlässigte ich nicht, dies von mir entdeckte Mittel in Anwendung zu bringen.

Die Verstimmung meiner Mutter rührte teilweise daher, daß sie bei der Kaiserin in vollkommener Ungnade stand und daß diese sie oft kränkte und demütigte. Außerdem sah sie nicht ohne Mißfallen, daß ich, die immer hinter ihr hergegangen war, jetzt als großfürstliche Verlobte den Vortritt vor ihr hatte, was ich, so oft es möglich war, vermied.

Überhaupt hatte ich mir zur Regel gemacht, ihr die größtmöglichste Achtung und Ergebenheit zu beweisen; doch half mir dies wenig. Bei jeder Veranlassung entschlüpften ihr wieder Worte der Bitterkeit, welche ihre Lage nicht besserten und die Menschen für sie nicht einnahmen.

Außer manchem andern trug die Gräfin Romanzow durch ihre Klatschereien viel dazu bei, meine Mutter bei der Kaiserin in ein schlechtes Licht zu setzen.

Im November bekam der Großfürst in Moskau die Masern. Da ich dieselben noch nicht gehabt, wandte man alle Vorsichtsmaßregeln an, um mich vor Ansteckung zu bewahren. Die Umgebung des Prinzen kam nicht mehr zu uns, und alle Vergnügungen hörten auf. Nach der Genesung des Prinzen reisten wir in Schlitten von Moskau nach Petersburg, meine Mutter und ich in einem, der Großfürst und Brümmer in einem andern. Wir feierten den 18. Dezember, den Geburtstag der Kaiserin, in Twer und setzten tags darauf unsere Reise fort. Auf der Mitte des Weges, in dem Flecken Chotilowo, wurde dem Großfürsten übel. Man brachte ihn in seinem Zimmer zu Bett. Während der Nacht litt er an heftigem Fieber. Den folgenden Morgen um Mittag begaben meine Mutter und ich uns in sein Zimmer, um ihn zu besuchen. Allein, kaum hatte ich die Türschwelle überschritten, als Graf Brümmer mir entgegenkam und mir untersagte, weiterzugehen, weil Pocken-

flecken beim Großfürsten zum Vorscheine gekommen wären. Da ich die Pocken nicht gehabt hatte, brachte meine Mutter mich schnell aus dem Zimmer, und es wurde beschlossen, daß wir noch denselben Tag nach Petersburg abreisen sollten, indes der Großfürst und seine Umgebung in Chotilowo zurückblieben. Auch die Gräfin Romanzow und die Ehrendame meiner Mutter blieben dort, um, wie man sagte, den Kranken zu pflegen.

Kurz vor Nowgorod trafen wir die Kaiserin. Sie hatte auf die Nachricht, daß die Pocken bei dem Großfürsten ausgebrochen seien, Petersburg verlassen, um sich zu ihm nach Chotilowo zu begeben, und hielt sich wirklich dort so lange auf, als die Krankheit währte. Sowie die Kaiserin uns sah, ließ sie, obgleich es mitten in der Nacht war, ihren und unsern Schlitten halten und fragte uns, wie sich der Großfürst befinde. Meine Mutter sagte ihr alles, was sie wußte, worauf die Kaiserin dem Kutscher weiterzufahren befahl und auch wir unsere Fahrt nach Nowgorod fortsetzten, wo wir gegen Morgen eintrafen.

Es war Sonntag, und ich ging zur Messe. Dann dinierten wir. Eben, als wir abfahren wollten, kamen der Kammerherr Fürst Galitzin und der Kammerkavalier Zacharias Zernitschew an, die sich ebenfalls von Moskau nach Petersburg begaben. Meine Mutter erzürnte sich gegen den Fürsten Galitzin, weil er mit Graf Zernitschew reiste, und sagte, man müsse ihn fliehen als einen gefährlichen Menschen, der nach Belieben Ausreden erfinde. Sie schmollte mit beiden. Aber da man sich bei diesem Schmollen sterblich langweilte und beide viel unterrichteter waren und besser konversierten als die andern, so stimmte ich meiner Mutter nicht bei, wodurch ich mir mehrere bittere Bemerkungen zuzog.

Endlich kamen wir in Petersburg an und wurden in einem der zum Hofe gehörenden Häuser einquartiert. In dem Palaste war damals für den Großfürsten noch kein Raum, so daß er ein zwischen dem Palaste und dem unsern liegendes Haus bewohnte. Meine Zimmer befanden sich zur Linken, die meiner Mutter zur Rechten des Palastes. Sowie meine Mutter diese Anordnung bemerkte, wurde sie böse darüber. Erstens, weil es ihr schien, als seien meine Zimmer besser gelegen als die ihrigen. Zweitens, weil die ihren von den meinigen durch einen gemeinsamen Saal getrennt waren. Was noch weiter viel dazu beitrug, meine Mutter aufzubringen, war, daß die Gräfin Romanzow mir in Moskau den Plan des Hauses auf Befehl der Kaiserin gezeigt, mir verboten, davon zu sprechen und mich befragt hatte, in welcher Art wir wohnen wollten. Da die Zimmer gleich waren, konnte von einer Wahl nicht die Rede sein. Die Gräfin ließ mich merken, daß es der Kaiserin angenehmer sein würde, wenn ich für mich wohnte, statt, wie in Moskau, mit meiner Mutter die Wohnung zu teilen. Diese Einrichtung gefiel mir, weil ich mich in den Zimmern meiner Mutter sehr unbehaglich fühlte und ihre Gesellschaft niemandem zusagte. Meine Mutter erfuhr, daß man mir jenen Plan gezeigt und schalt mich, daß ich ihr die Sache verheimlicht habe.

Ich bemerkte, wie sie von Tag zu Tag gereizter gegen mich wurde und auch mit allen anderen in gespanntem Verhältnis lebte, so daß sie weder zum Diner noch zum Souper zur Tafel kam, sondern in ihren Zimmern servieren ließ. Ich besuchte sie drei- bis viermal am Tage. Den Rest meiner Zeit benutzte ich, mich in der russischen Sprache zu vervollkommnen, Klavier zu spielen und Bücher zu lesen, die ich mir selbst gekauft. So war

ich denn mit fünfzehn Jahren für mein Alter einsam, aber fleißig.

Gegen Ende unseres Aufenthaltes in Moskau war eine schwedische Gesandtschaft angekommen, an deren Spitze der Senator Cederkreutz stand. Kurz darauf traf auch Graf Gyllenburg ein, um der Kaiserin von der Vermählung des Kronprinzen von Schweden, des Bruders meiner Mutter, mit einer schwedischen Prinzessin Anzeige zu machen.

Wir kannten Graf Gyllenburg und viele andere Schweden seit der Abreise des Kronprinzen von Schweden. Er war ein geistreicher Mensch, nicht mehr jung, meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. Ich meinerseits war ihm etwas verpflichtet. Als er in Hamburg bemerkte, daß meine Mutter plötzlich wenig von mir hielt, sagte er ihr, sie habe unrecht, ich sei entschieden ein über mein Alter entwickeltes Kind.

In Petersburg angelangt, kam er zu uns, und da er in Hamburg zu mir geäußert, ich habe ein philosophisches Talent, fragte er mich, wie es in dem Trubel meines gegenwärtigen Lebens mit meiner Philosophie stehe. Ich erzählte ihm, womit ich mich in meinem Zimmer beschäftige.

Er sagte: eine fünfzehnjährige Philosophin könne sich nicht selbst kennen. Ich sei von so vielen Klippen umgeben, daß er sehr fürchte, ich werde scheitern, wenn mein Geist nicht ganz überlegener Art wäre. Es sei notwendig, mich durch die beste Lektüre zu bilden. Zu diesem Zwecke empfahl er mir „Plutarchs Lebensbeschreibungen berühmter Männer", das „Leben Ciceros" und die „Ursachen der Größe und des Verfalls des römischen Reichs" von Montesquieu.

Ich ließ mir sogleich diese Bücher besorgen, die in Petersburg nur mit Mühe aufzutreiben waren; und sagte

ihm, ich wolle eine Selbstschilderung für ihn entwerfen, so wie ich mich kenne, damit er beurteilen kann, ob ich mich kenne oder nicht.

In der Tat entwarf ich ein Bild von mir in einem Aufsatz mit dem Titel: „Porträt der fünfzehnjährigen Philosophin" — und händigte ihm denselben ein. Viele Jahre später, nämlich 1758, habe ich dieses Porträt wiedergefunden und war erstaunt über die tiefe Selbstkenntnis, welche es enthielt. Unglücklicherweise habe ich es in jenem Jahre mit allen meinen anderen Papieren verbrannt, wo ich mich fürchtete, ein einziges in meinem Zimmer zu behalten, wegen der unglücklichen Affäre mit Bestuschew.

Der Graf Gyllenburg gab mir einige Tage später mein Schriftstück wieder. Er begleitete es mit einem Dutzend Seiten voll Reflexionen, worin er versuchte, die Seelengröße und Festigkeit ebensosehr in mir zu befestigen, wie die anderen Eigenschaften des Herzens und Geistes. Ich las mehrere Male durch, was er geschrieben hatte, nahm es in mich auf und nahm mir ernstlich vor, seinen Ratschlägen zu folgen. Ich versprach es mir selbst, und wenn ich mir etwas selbst versprochen habe, habe ich es, soviel ich weiß, immer gehalten. Ich gab darauf dem Grafen Gyllenburg sein Schriftstück zurück, und gestehe, daß es sehr dazu gedient hat, meinen Geist und meine Seele zu bilden und zu stählen.

Im Anfang Februar kam die Kaiserin mit dem Großfürsten von Chotilowo zurück. Sobald man uns von ihrer Ankunft benachrichtigte, gingen wir ihr entgegen und trafen sie im großen Saale zwischen vier und fünf Uhr abends, in der Dunkelheit. Ich erschrak, als ich den Großfürsten sah, der bedeutend gewachsen, aber im Gesichte ganz unkenntlich geworden war.

Seine Züge waren grob geworden, das Gesicht geschwollen, und es war unzweifelhaft, daß man ihm die Spuren seiner Krankheit immer beträchtlich ansehen würde. Da man ihm die Haare abgeschnitten hatte, trug er eine ungeheure Perücke, welche ihn noch mehr entstellte. Er kam auf mich zu und fragte mich, ob es mir nicht schwer werde, ihn wiederzuerkennen. Ich stammelte einen Glückwunsch zu seiner Genesung, aber er war in der Tat abscheulich häßlich geworden.

Am 9. Februar war gerade ein Jahr seit meiner Ankunft am russischen Hofe verflossen. Am 10. Februar 1745 feierte die Kaiserin den Geburtstag des Großfürsten.

Er trat in sein siebzehntes Jahr. Sie dinierte mit mir allein auf dem Throne. Der Großfürst erschien an diesem Tage und noch lange Zeit später nicht öffentlich. Man wollte ihn nicht in dem Zustande zeigen, in den er durch die Pocken versetzt war.

Die Kaiserin war während des Diners sehr gnädig gegen mich. Sie sagte mir, daß die russischen Briefe, welche ich ihr nach Chotilowo geschrieben, ihr viele Freude gemacht hätten. Sie wisse, daß ich mich sehr darum bemühe, die Landessprache fließend zu sprechen, sprach russisch mit mir und wollte, daß ich ihr in dieser Sprache antwortete. Ich tat es, und sie lobte meine gute Aussprache. Darauf gab sie mir zu verstehen, daß ich seit meiner Krankheit in Moskau hübscher geworden sei. Während des ganzen Diners war sie nur darauf bedacht, mir ihre Güte und Zuneigung zu bezeigen.

Ich kam sehr heiter und glücklich in mein Zimmer zurück, und alle beglückwünschten mich. Die Kaiserin ließ mein Porträt, welches der Maler Caravaque angefangen hatte, holen und behielt es in ihrem Zimmer. Es ist dasselbe, welches der Bildhauer Falconnet mit sich nach

Frankreich genommen hat, es war sprechend ähnlich. Um in die Messe oder zur Kaiserin zu gehen, mußte meine Mutter und ich die Gemächer des Großfürsten passieren, welche ganz nahe an meiner Wohnung lagen; wir sahen ihn daher oft. Des Abends brachte er einige Augenblicke bei mir zu, anscheinend nicht besonders gern. Aber er war immer sehr vergnügt, wenn er einen Vorwand fand, sich zu entschuldigen, um in seinen Zimmern zu bleiben, umgeben von seinem gewöhnlichen Spielzeug.

Prinz August, der Bruder meiner Mutter, hatte ihr nach Kiew geschrieben, daß er gern nach Rußland kommen möchte. Meine Mutter wußte, daß diese Reise nur den Zweck für ihn hatte, bei der Majorennität des Großfürsten, welche man vor der Zeit proklamieren wollte, die Verwaltung Holsteins zu erhalten, d. h. man wünschte die Vormundschaft aus den Händen des ältesten Bruders zu nehmen, der Kronprinz von Schweden geworden war, und die Landesverwaltung Holsteins dem Prinzen August, jüngerem Bruder meiner Mutter und des Kronprinzen von Schweden, unter dem Namen eines volljährigen Großherzogs zu übertragen.

Diese Intrige stammte von der, dem Kronprinzen von Schweden feindlichen, den Dänen verbundenen Partei, da die Dänen es diesem Prinzen nicht verzeihen konnten, daß er in Schweden den Sieg über den Kronprinzen von Dänemark davongetragen hatte, den die Dalekarlier zum schwedischen Thronfolger wählen wollten.

Meine Mutter antwortete ihrem Bruder: „Statt sich zu Intrigen herzugeben, die ihn verführten, gegen seinen Bruder zu handeln, würde er besser tun, im holländischen Dienste, worin er sich befand, seine Pflicht zu erfüllen und ehrenvoll zu sterben, und sich nicht mit den Feinden seiner Schwester in Rußland zu verbinden."

Dabei deutete meine Mutter auf den Grafen Bestuschew, welcher diese ganze Intrige eingefädelt hatte, um Brümmer und allen anderen Freunden des schwedischen Kronprinzen, des Vormundes des Großfürsten für Holstein, zu schaden. Dieser Brief wurde geöffnet, von dem Grafen Bestuschew und der Kaiserin gelesen. Letztere war durchaus nicht mit meiner Mutter zufrieden und gegen den schwedischen Kronprinzen sehr erbittert, weil er unter dem Einfluß seiner Gemahlin, einer Schwester des Königs von Preußen, sich zu den Ansichten der französischen Partei, welche denen Rußlands vollkommen entgegen waren, hatte fortreißen lassen.

Man warf ihm Undankbarkeit vor, beschuldigte meine Mutter des Mangels an Zärtlichkeit gegen ihren jüngeren Bruder, weil sie ihm geschrieben, er solle ehrenvoll zu sterben wissen. Man fand dies hart und unmenschlich, während meine Mutter ihren Freunden gegenüber sich rühmte, einen festen und treffenden Ton angewendet zu haben.

Das Resultat war, daß ohne Rücksicht auf meine Mutter, oder vielmehr um sie zu verletzen und die ganze holsteinisch-schwedische Partei zu ärgern, Graf Bestuschew für den Prinzen August von Holstein ohne Wissen meiner Mutter die Erlaubnis erlangte, nach Petersburg zu kommen.

Meine Mutter empfing ihn mit großer Kälte. Er jedoch, von Bestuschew angetrieben, ließ sich nicht beirren. Man überredete die Kaiserin, freundlich zu ihm zu sein, was auch geschah. Doch dauerte dies nur kurze Zeit. Der Prinz August war eine zu unbedeutende Persönlichkeit. Schon sein Äußeres nahm nicht zu seinen Gunsten ein. Er war sehr klein, schlecht gewachsen, besaß wenig Geist bei großem Jähzorn und wurde von seiner Umgebung geleitet. Die Dummheit ihres Bruders

ärgerte meine Mutter. Seine Anwesenheit brachte sie fast zur Verzweiflung.

Indem Graf Bestuschew sich des Prinzen durch seine Umgebung versicherte, erreichte er verschiedene Zwecke. Es konnte ihm nicht entgehen, daß der Großfürst Brümmer ebenso haßte wie er selbst. Auch der Prinz August liebte ihn nicht, weil er dem Kronprinzen von Schweden ergeben war. Der Prinz schlich sich in die Gunst des Großfürsten ein, unterhielt sich mit ihm beständig von Holstein und seiner künftigen Volljährigkeit, bis er ihn dazu brachte, die Kaiserin und den Grafen Bestuschew zu veranlassen, eine Beschleunigung seiner Mündigkeitserklärung zu bewirken. Hierzu war die Erlaubnis des römischen Kaisers, Karl VII. aus dem Hause Bayern, notwendig. Aber er starb inzwischen, so daß diese Angelegenheit sich bis zur Wahl Kaiser Franz I. verzögerte.

Da Prinz August von meiner Mutter sehr kalt empfangen worden war, ihr wenig Achtung bezeigte, verminderte er noch bei dem Großfürsten das an sich schon geringe Maß von Respekt, den er bis dahin meiner Mutter gegenüber gezeigt hatte. Andererseits unterhielten sowohl Prinz August als der alte Kammerdiener, die offenbar meinen künftigen Einfluß fürchteten, den Großfürsten häufig über die Art und Weise, wie er seine Gemahlin behandeln müsse. Romberg, ein früherer schwedischer Dragoner, sagte ihm, daß die seinige nicht vor ihm zu mucksen, noch sich in seine Angelegenheiten zu mischen wage und, wenn sie nur den Mund öffne, er ihr zu schweigen befehle, denn er sei der Herr im Hause. Für einen Mann sei es schmachvoll, sich wie ein Einfaltspinsel von seiner Frau lenken zu lassen.

Der Großfürst hatte, wenn ihm der Kopf von einer Sache voll war, nichts Eiligeres zu tun, als es denen zu erzählen, mit welchen er gerade beisammen war, ohne

zu bedenken, wem er es sagte. So erzählte mir Se. Kaiserliche Hoheit auch diese Gespräche bei der ersten Gelegenheit wieder, wo er mich sah. Er nahm immer von vornherein an, daß alle seiner Ansicht seien. Ich scheute mich nicht, anderer Meinung zu sein, aber ich konnte nicht umhin, über das Los, das mich erwartete, sehr ernste Gedanken zu hegen.

Ich beschloß, das Vertrauen des Großfürsten mir solange als möglich zu erhalten, damit er mich als eine ihm ergebene Person betrachte, der er ohne Scheu alles sagen könne. Dies gelang mir während einer langen Zeit. Ich behandelte alle so gut ich irgend konnte, machte mir ein Studium daraus, die Freundschaft derer zu gewinnen, von welchen ich eine üble Gesinnung gegen mich argwöhnte.

Ich bewies keine Neigungen nach irgendeiner Seite, mischte mich in nichts, zeigte immer eine heitere Miene, viel Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen alle. Da ich von Natur heiter war, sah ich mit Vergnügen, wie ich von Tag zu Tag die Zuneigung aller gewann, die mich als ein interessantes Kind betrachteten, dem es nicht an Geist fehle.

Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiserin einen unbedingten Gehorsam, dem Großfürsten die größte Rücksicht und suchte mit unermüdlichem Eifer die Zuneigung des Volkes.

Bald nach meiner Ankunft in Petersburg gab mir die Kaiserin russische Kammerfrauen, um mir die Vervollkommnung in der russischen Sprache zu erleichtern.

Dies war mir sehr angenehm, da es nur junge Damen waren, von denen die älteste ungefähr zwanzig Jahre zählte. Alle waren sehr heiter, so daß ich von diesem Augenblick an nichts tat als singen, tanzen und scherzen von meinem Erwachen an bis zum Schlafengehen.

Abends nach dem Souper ließ ich meine drei Damen, die beiden Prinzessinnen Gagarin und Fräulein Kuchelew in mein Schlafzimmer kommen, wo wir Blindekuh und alle Arten kindlicher Spiele spielten. Alle diese Mädchen hatten die größte Furcht vor der Gräfin Romanzow; aber da diese vom Morgen bis zum Abend im Vorzimmer oder in ihrem Zimmer Karten spielte und nur notgedrungen von ihrem Sessel aufstand, kam sie höchst selten zu mir herein.

Inmitten unserer Vergnügungen fiel es mir ein, die Aufsicht über alle meine Sachen unter meine Damen zu verteilen. Ich überließ meine Kasse, meine Ausgaben und meine Wäsche Fräulein Schenck, dem Kammermädchen, welches ich aus Deutschland mitgebracht hatte. Sie war eine alte Jungfer, einfältig und mürrisch, der unsere Heiterkeit aufs höchste mißfiel, und die außerdem auf alle diese jungen Gefährtinnen eifersüchtig war.

Meine Juwelen gab ich an das intelligente Fräulein Jukow, die, heiterer und offener als die anderen, meine besondere Gunst zu gewinnen anfing. Meine Kleider vertraute ich meinem Kammerdiener Timotheus Yevreinow, meine Spitzen Fräulein Balkow, welche bald darauf den Dichter Sumarokow heiratete. Meine Bänder erhielt das ältere Fräulein Surrachodow, später mit Aristarchus Kachkin verheiratet, ihre jüngere Schwester Anna erhielt nichts, weil sie erst dreizehn bis vierzehn Jahre alt war. Am Tage nach dieser schönen Anordnung, wo ich meine Zentralgewalt in meinem Zimmer ausgeübt hatte, ohne eine Seele um Rat zu fragen, war abends Theater.

Die Kaiserin, der Großfürst und der ganze Hof fanden sich ein. Man hatte ein kleines Theater errichtet in einer Reitbahn, welche zur Zeit der Kaiserin Anna dem Herzog von Kurland gehört hatte, dessen Gemächer ich

bewohnte. Nach dem Theater, als die Kaiserin in ihre Gemächer zurückgekehrt war, kam die Gräfin Romanzow in mein Zimmer und sagte mir, daß die Kaiserin die von mir angeordnete Verteilung meiner Bedienung unter meine Damen mißbillige, und daß sie Befehl habe, die Schlüssel zu meinen Juwelen an Fräulein Schenck zurückzugeben, was sie in meiner Gegenwart tat. Hierauf ließ sie uns, Fräulein Jukow und mich, mit langen Gesichtern und dem triumphierenden Fräulein Schenck zurück. Sie begann mir gegenüber eine anmaßende Miene anzunehmen, welche sie noch einfältiger und unliebenswürdiger machte, als sie schon war.

In der ersten Woche der großen Fasten hatte ich eine merkwürdige Szene mit dem Großfürsten. Eines Morgens, als ich mit meinen Damen, die alle sehr fromm waren, mich in meinem Zimmer befand, um die Frühmesse zu hören, die im Vorzimmer gesungen wurde, erhielt ich vom Großfürsten eine Botschaft. Er schickte seinen Zwerg, um mich zu fragen, wie ich mich befinde und mir anzuzeigen, daß er wegen der großen Fasten an diesem Tage nicht zu mir kommen werde. Der Zwerg fand uns im Anhören der Gebete, womit wir genau die Fastenvorschriften nach unserem Ritus erfüllten. Ich sandte dem Großfürsten die gebräuchliche Begrüßung zurück.

Als der Zwerg das Zimmer seines Herrn wieder erreicht, fing er, weil er von dem, was er gesehen, erbaut worden war, oder weil er dadurch seinen Herrn und Gebieter, der nichts weniger als fromm war, zu gleichen Übungen zu bringen wünschte, die in meinen Gemächern herrschende Frömmigkeit laut zu preisen an und versetzte dadurch den Großfürsten in sehr schlechte Stimmung gegen mich. Als ich ihn wieder sah, begann er mit mir zu schmollen. Auf meine Frage, was ihn dazu ver-

anlasse, schalt er mich wegen der nach seiner Meinung übermäßigen Frömmigkeit, der ich mich hingebe. Ich fragte ihn, wer ihm dies gesagt, worauf er mir seinen Zwerg als Augenzeugen nannte. Ich erwiderte ihm, daß ich nicht weiter als erforderlich in der Ausübung einer Pflicht ginge, der alle sich bequemten und von der man sich nicht ohne Skandal lossagen könne. Aber er war anderer Meinung. Dieser Streit endete wie immer damit, daß jeder bei seiner Meinung blieb.

Zwei Tage später hatte ich eine andere Aufregung. Am Morgen, während man die Frühmesse bei mir sang, trat Fräulein Schenck voller Bestürzung in mein Zimmer und sagte mir, daß meine Mutter in Ohnmacht gefallen sei. Ich eilte sofort zu ihr. Ich fand sie auf einer Matratze an der Erde liegen, aber nicht bewußtlos. Sie sagte, sie habe einen Aderlaß nehmen wollen, da aber der Wundarzt das Pech hatte, viermal vergeblich anzusetzen, sei sie in Ohnmacht gefallen. Ich wußte, daß sie den Aderlaß fürchtete. Ihren Zweck dabei kannte ich ebensowenig, als ich wußte, daß sie überhaupt eines Aderlasses bedurfte. Sie warf mir vor, an ihrem Zustande wenig teilzunehmen und tat in Beziehung darauf viele unerfreuliche Äußerungen. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, indem ich meine Unwissenheit eingestand, versuchte meine Tränen zurückzuhalten und ging erst fort, nachdem sie es mit vieler Bitterkeit befohlen. Ich ging dann mehrmals des Tages zu meiner Mutter, wo ich nur so lange blieb, als ich ihr nicht lästig zu fallen schien. Ich habe in meinem Leben nichts mehr vermieden, als dieses, und mich immer sofort zurückgezogen, wenn ich dachte, ich könne lästig sein und deshalb Langeweile erregen.

Aber ich weiß aus Erfahrung, daß nicht alle denselben Grundsatz befolgen, weil meine eigene Geduld oft von

denen auf die Probe gestellt worden ist, die sich nicht zu entfernen wissen, bevor sie lästig fallen oder Langeweile erregen.

Während der Fastenzeit erlebte meine Mutter einen wirklichen Schmerz. Sie erhielt in einem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwartete, die Nachricht, daß meine jüngste Schwester Elisabeth im Alter von fast vier Jahren plötzlich gestorben sei. Wir waren sehr betrübt darüber und weinten um sie.

Einige Tage später sah ich eines schönen Morgens die Kaiserin in mein Zimmer treten. Sie ließ meine Mutter holen und ging mit ihr in mein Toilettenzimmer, wo sie eine lange Unterredung hatten, schließlich kehrte meine Mutter mit sehr geröteten, tränenerfüllten Augen zurück. Aus dem Fortgang des Gesprächs erfuhr ich, daß es sich um den Tod Kaisers Karl VII., aus dem Hause Bayern, handle, von dem die Kaiserin soeben gehört hatte. Die Kaiserin war damals noch ohne Allianz und schwankte zwischen der des Königs von Preußen und der des österreichischen Hauses — jede von beiden hatte ihre Parteigänger. Die Kaiserin hatte dieselben Beschwerden gegen Österreich gehabt wie gegen Frankreich, an dem der König von Preußen festhielt. Marquis Botta, der Gesandte des Wiener Hofes, hatte, wegen schlechter Reden über die Kaiserin, Rußland verlassen müssen, was man seinerzeit als eine Verschwörung darzustellen versuchte. Aus ähnlichen Ursachen war auch der Marquis de la Chétardie fortgeschickt worden. Ich kenne den Zweck dieser Unterredung nicht, aber meine Mutter schien große Hoffnungen daraus zu schöpfen und sah sehr befriedigt darauf zurück. Sie neigte sich damals durchaus nicht auf die Seite Österreichs. Ich war bei allen diesen Dingen ein sehr passiver, diskreter und fast gleichgültiger Zuschauer.

Nach Ostern erklärte ich der Gräfin Romanzow mein Verlangen, reiten zu lernen; sie verschaffte mir die Erlaubnis der Kaiserin. Ich begann beim Wechsel der Jahreszeit Brustschmerzen zu fühlen, wie bei der Pleuresie in Moskau und wurde fortwährend magerer. Die Ärzte rieten mir, jeden Morgen Milch und Selterwasser zu nehmen. Im Hause Romanzow, in der Kaserne des Regiments Ismaïlofsky, nahm ich meine erste Reitstunde. Ich hatte schon mehrmals in Moskau geritten, aber sehr schlecht.

Im Mai bezog die Kaiserin mit dem Großfürsten den Sommerpalast. Meiner Mutter und mir wies man ein steinernes Gebäude an, welches damals an der Fontanka lag, nahe beim Hause Peters I. Meine Mutter bewohnte in diesem Gebäude den einen Flügel und ich den andern. Hier hörten alle Aufmerksamkeiten des Großfürsten für mich auf. Er ließ mir ganz einfach durch einen Bedienten sagen, daß er zu weit von mir wohne, um mich oft besuchen zu können. Ich fühlte, wie wenig ihm daran lag und wie wenig Zuneigung ich für ihn empfand. Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit seufzten im stillen, doch ich war zu stolz, um mich zu beklagen. Ich würde mich für erniedrigt gehalten haben durch Beweise von Freundschaft, die nur Mitleid bedeutet hätten. Doch wenn ich allein war, vergoß ich Tränen, trocknete sie ungesehen und fing mit meinen Damen zu scherzen an. Auch meine Mutter behandelte mich sehr kalt und förmlich. Ich fühlte große Langeweile, allein ich hütete mich, davon zu sprechen. Eines Tages bemerkte Fräulein Jukow meine Tränen und redete mich darauf an. Ich gab ihr so gute Gründe als ich konnte, ohne ihr die wahren mitzuteilen. Ich bemühte mich mehr als je, die Zuneigung aller zu gewinnen. Große wie Kleine wurden von mir nicht vernachlässigt; ich machte mir eine Regel daraus,

zu denken, daß ich aller bedürfe und demgemäß alles zu tun, um mir Wohlwollen zu erwerben, was mir in der Tat gelang.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen im Sommerpalast, wo man von den Vorbereitungen zu meiner Hochzeit zu sprechen anfing, siedelte der Hof nach Peterhof über.

Die Kaiserin und der Großfürst bewohnten den oberen Teil des Hauses, welches Peter I. gebaut hatte. Meine Mutter und ich wohnten unten in den Gemächern des Großfürsten. Wir dinierten jeden Tag mit ihm unter einem Zelte auf der offenen, an seine Wohnung stoßenden Galerie, und er speiste bei uns zu Abend. Die Kaiserin war oft abwesend, indem sie bald dieses bald jenes ihrer verschiedenen Landhäuser besuchte. Wir tummelten uns viel zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen umher.

Ich erkannte damals, daß alle Menschen in der Umgebung des Großfürsten, und besonders seine Lehrer, alle Achtung und Autorität bei ihm verloren hatten. Die militärischen Spiele, die er früher versteckte, führte er jetzt in ihrem Beisein aus. Graf Brümmer und sein erster Lehrer sahen ihn fast nur noch bei öffentlichen Gelegenheiten, als sein Gefolge. Den Rest der Zeit brachte er in der Gesellschaft von Kammerdienern zu, mit für sein Alter unerhörten Kindereien, denn er spielte mit Puppen.

Meine Mutter machte sich die Abwesenheit der Kaiserin zunutze, um in den umliegenden Landhäusern, besonders beim Prinzen und der Prinzessin von Hessen-Homburg, zu soupieren. Eines Abends, als sie dorthin geritten war, reizte mich nach dem Abendessen das schöne Wetter, mein Zimmer zu verlassen. Ich schlug meinen Frauen und meinen drei Ehrenfräulein vor, einen Spaziergang in den Garten zu machen. Es kostete keine Mühe, sie zu überreden. Wir waren acht, mein

Kammerdiener der neunte, und zwei Bediente folgten uns. Wir spazierten bis Mitternacht ohne jede Scheu umher. Nach der Rückkehr meiner Mutter hatte Fräulein Schenck, welche uns nicht begleiten wollte und über unsern Spaziergang schalt, nichts Eiligeres zu tun, als derselben zu melden, daß ich trotz ihrer Vorstellungen hinausgegangen sei. Meine Mutter ging zu Bette, und als ich mit meiner Begleitung zurückkam, sagte mir Fräulein Schenck mit triumphierender Miene, meine Mutter habe zweimal fragen lassen, ob ich wieder da sei, weil sie mit mir sprechen wolle. Da es so spät, und sie müde geworden, mich zu erwarten, sei sie zu Bette gegangen. Ich wollte sofort zu ihr eilen, fand aber die Türe verschlossen.

Ich sagte Fräulein Schenck, sie hätte mich rufen lassen können; sie behauptete, nicht gewußt zu haben, wo wir wären. Allein dies alles war nur ein Vorwand, mich in Zänkereien zu verwickeln und mich auszuschelten.

Am folgenden Morgen ging ich zu meiner Mutter, die ich im Bette fand. Ich näherte mich, um ihr die Hand zu küssen, aber sie zog dieselbe zürnend zurück und schalt mich aufs heftigste, daß ich gewagt, am Abend ohne ihre Erlaubnis spazierenzugehen. Ich erwiderte, sie sei nicht zu Hause gewesen. Sie erklärte, es sei eine unpassende Zeit und tausend andere Dinge, um mir die Lust zu nächtlichen Spaziergängen zu nehmen. Sicher ist, daß unser Spaziergang eine Unvorsichtigkeit sein konnte, aber die unschuldigste Sache von der Welt war.

Was mich am meisten betrübte, war die Beschuldigung, wir seien in die Gemächer des Großfürsten hinaufgegangen. Ich erklärte dies für eine abscheuliche Verleumdung, worüber sie im Zorn fast außer sich geriet. Es half mir nichts, daß ich auf meine Knie fiel, ihren Unwillen zu beschwichtigen, sie jagte mich aus

dem Zimmer. Weinend kam ich in meine Wohnung zurück. Zur Essenszeit ging ich mit meiner Mutter, die immer noch sehr aufgebracht war, zum Großfürsten hinauf. Er fragte mich, was mir fehle, da meine Augen rot geweint waren. Ich erzählte ihm, was geschehen sei.

Diesmal nahm er meine Partei. Ich bat ihn, nicht mit ihr davon zu reden. Er tat dies, doch ihr Zorn verflog allmählich, aber sie behandelte mich weiter mit großer Kälte. Von Peterhof kehrten wir Ende Juli in die Stadt zurück, wo alles sich auf die Feier der Hochzeit vorbereitete.

Der 21. August wurde endlich von der Kaiserin für diese Zeremonie festgesetzt. Je näher der Tag kam, desto trauriger wurde ich. Mein Herz sagte mir kein großes Glück voraus. Nur der Ehrgeiz hielt mich aufrecht. Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland werden würde, in eigener Machtvollkommenheit."

Großfürst Peter war von der Kaiserin für mündig erklärt worden. Die Hochzeit des verlobten Paares fand am 25. August 1745 statt. Alle Gesandten der größeren europäischen Staaten nahmen daran teil und überbrachten kostbare Geschenke. Galt es doch, sich bei dem zukünftigen Herrn Rußlands und seiner Gemahlin ein gutes Andenken zu sichern. Um der Prachtentfaltung bei den Hoffestlichkeiten in Versailles und Dresden gleichzukommen, hatte sich die Kaiserin von den dortigen Zeremoniemeistern für die Hochzeitsfeier das bei ihnen waltende Zeremoniell schicken lassen. Ein Heer von Hofleuten, Schneidern und Bedienten wurde zur

Bewältigung der gestellten Aufgaben in Bewegung gesetzt. In imponierendem Aufmarsch präsentierten sich die Garderegimenter und Teile der asiatischen Truppen in neuen Uniformen dem Diplomatischen Korps und Volk. Die Spitzen der Geistlichkeit erschienen in mit kostbarer Stickerei verzierten und reich mit Edelsteinen besetzten Gewändern. Wo das Auge auch hinsah, es wurde von einem beispiellosen Prunk geblendet, während draußen im Lande Millionen Menschen hungerten und in hartem Frondienst die Mittel für die Prassereien der Großen aufbringen mußten. Ein zehntägiger Festrausch benebelte die Sinne aller Teilnehmer. Der Katzenjammer blieb nicht aus.

Peter, der Großfürst, nunmehriger Ehemann, war ein alberner, sich bereits in Liebeshändel ergehender Junge. Die Ehefrau ein Kind, dessen Temperament zu dieser Zeit noch nicht erwacht war. Es bedurfte erst eines längeren Aufenthaltes an dem überaus zuchtlosen und ränkevollen Hof der wollüstigen, sich in einer erniedrigenden Günstlingswirtschaft gefallenden Kaiserin Elisabeth, um dasselbe zu wecken. Einmal vorhanden, wuchs es freilich rasch zu jener erschreckenden, bis in das höchste Alter andauernden Leidenschaftlichkeit empor, welche schließlich Katharina als Frau zu den sittlich verrufensten ihres Geschlechts gestellt hat.

In dem berückend schönen Mädchenkopf lebten und webten aber vorerst ganz andere als Liebesgedanken, obgleich diese bei der Jugend der Großfürstin am natürlichsten gewesen wären.

Der Psychologe steht mit Staunen vor dieser wunderbaren Frau, die in noch kindlichem Alter, wo andere Mädchen kaum die Puppenstube beiseitestellen, nicht nur die kühnsten Entschlüsse eines brennenden Ehrgeizes faßt, sondern auch mit einer unergründlichen

Heuchelei, mit einer eines Machiavelli würdigen Schlauheit und Verschlagenheit die Verwirklichung dieser Entschlüsse erstrebt und anbahnt.

Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über die Genialität dieses sechzehnjährigen Kindes oder über die vollendete Kunst und wunderbare Energie eines bösen Instinktes, dessen Eingebungen es zu einem beispiellosen Triumph verhilft.

Katharina empfand, daß sie das Zeug in sich habe, alle die Menschen des sittlich verwahrlosten Hofes, die rohen, geistig angefaulten Schranzen und Ränkespinner, die Millionen Analphabeten eines halbwilden, versklavten Bauern- und Nomadenvolkes und unwissenden Bürgertums zu beherrschen. Mit einer Geduld und Selbstbeherrschung ohnegleichen spann und knüpfte sie die Fäden ihres Netzes, um dasselbe, wenn die Zeit gekommen, allen über die Köpfe zu werfen. Keine Demütigung, keine Gefahr brachte sie von ihrem Ziel ab. Die Gesandten am Hof berichteten ihren Monarchen, daß das ganze Auftreten der Großfürstin jene Sicherheit und Festigkeit besitze, die nach allen Seiten hin die gewaltige Frau und dereinstige Herrscherin erraten ließen.

Sie besaß die Fähigkeit, unter dem Anschein, allen dienstbar zu sein, alle sich selbst dienstbar und dienlich zu machen. Wie alle Genies der Gewissenlosigkeit, verstand sie die Kunst, ihre Werkzeuge zu wählen und wegzuwerfen, sobald sie verbraucht waren. Niemand widerstand auf die Dauer ihrer schmiegsamen Liebenswürdigkeit, mit alleiniger Ausnahme ihres Gemahls. Und dieser Starrkopf mußte erfahren, wie gefährlich es war, derselben zu widerstehen, ihre Ratschläge nicht zu befolgen. Er büßte es mit seiner Ermordung.

Zeitgenossen berichten, daß ein vom Großfürsten geheimgehaltener organischer Fehler ihn nicht den Bei-

schlaf vollziehen ließen. Vor einer Operation fürchtete er sich. Erst als ihm der Kammerherr Saltikow nebst seinen Freunden auseinandergesetzt hatte, daß nur ein geringfügiger Eingriff nötig sei und er dann in der Lage sei, alle Freuden des Ehebetts zu genießen, ließ er sich bereitfinden, den notwendigen Schritt vorzunehmen. In seiner sich bald einstellenden Verstimmung gegen die Großfürstin entzog er sich dann doch der Erfüllung seiner ehelichen Pflichten und genoß die Liebesfreuden in den Armen seiner jeweiligen Geliebten.

Will man alle Handlungen Katharinas, ihrem einzigartigen und vielseitigen Leben Verständnis entgegenbringen, so ist das Studium ihres Charakters unerläßlich.

Der Charakter eines Menschen, seine Anschauungs- und Denkweise geben die Grundlage, den Ausschlag für seine Handlungen. Erfahrungen verschaffen Erkenntnis, formen den menschlichen Willen zum Guten wie zum Bösen, gestalten die Zukunft.

Nach dieser Richtung hin geben Katharinas Memoiren überzeugenden Aufschluß. Es sind Streiflichter eines seelischen Erlebens inmitten eines Kreises von Höflingen, bei denen Lüge und Schlechtigkeit, Meineid und Verbrechen als Ausfluß einer beispiellosen Verkommenheit triumphieren. Es sind Ausschnitte des russischen Hoflebens, die die Gewohnheiten einer kleinen Schicht von Menschen zeigen, die ihre Tage in Lebensgenüssen verbrachten, die nur ein unermeßlicher, strotzender Reichtum ermöglichen kann. Sie zu kennen, ist für die seelische Wertung Katharinas, für ihre gerechte Beurteilung notwendig. Um dem Leser das dafür erforderliche anschauliche Bild zu liefern, folgen, ehe wir in unserer eigenen Erzählung weitergehen, Katharinas Schilderungen ihrer Erlebnisse nach ihrer Hochzeit, die leider nur bis zum Jahresende 1759 reichen.

Fünfzehn Jahre einer erniedrigenden Unterdrückung durch die Kaiserin und ihre gewissenlosen Hofschranzen erstehen in diesen Memoiren vor unseren Augen. Von allen Seiten in gemeinster Weise bespitzelt, wird die junge Frau in den ihr angewiesenen Wohnungen wie eine Gefangene gehalten und behandelt. Ihre unglückliche Ehe mit Peter wird zum seelischen Martyrium. Die glänzenden Geistesgaben können sich nicht entfalten. Noch schwingt ihr Gatte, der Großfürst, jähzornig die Peitsche ehelicher Bevormundung und brutaler Gewalt. — Noch herrscht Elisabeth. — Eine qualvolle Leidenszeit formt Katharinas Charakter, festigt die Ziele der jungen Frau.

In den vorgefundenen Memoiren streift sie am Schluß nur schamhaft ihre intimen Beziehungen zu dem Kammerherrn Sergei Saltikow und nach diesem die zu dem Polen Graf Stanislaus Poniatowsky. Ihre diskreten Andeutungen lassen nur zwischen den Zeilen lesen. Vielleicht hatte sich Katharina die ausführliche Wiedergabe aller ihrer Liebesabenteuer für die später vorgenommenen Aufzeichnungen aufgehoben, die verlorengegangen oder bewußt von ihrem Thronnachfolger vernichtet sind. Katharina berichtet:

„Die Hochzeit ging mit viel Pomp und Glanz vor sich. Des Abends fand ich in meinem Zimmer Madame Kruse, die Schwester der ersten Kammerfrau der Kaiserin, welche diese mir als erste Kammerfrau beigegeben hatte. Schon den Tag darauf bemerkte ich, daß diese Frau alle meine Frauen in Furcht hielt. Als ich mich einer von ihnen näherte, um wie gewöhnlich mit ihr zu reden, sagte sie mir: „Um Gottes willen kommen Sie mir nicht nahe, man hat uns sogar verboten, leise mit Ihnen zu sprechen.“ Mein lieber Gemahl bekümmerte sich nicht um mich, sondern war fortwährend mit dem Einexerzieren seiner

Bedienten beschäftigt, wobei er zwanzigmal in einem Tage die Uniform wechselte. Ich gähnte, langweilte mich, da ich mit niemandem reden konnte, ausgenommen, wo ich bei den öffentlichen Festlichkeiten zugegen war. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten zehn Tage. Dann bezogen wir, der Großfürst und ich, den Sommerpalast, wo die Kaiserin wohnte. Man begann von der Abreise meiner Mutter zu sprechen, die ich seit meiner Heirat seltener sah, sich aber jetzt gegen mich freundlicher bewies. Ende September reiste sie ab. Der Großfürst und ich begleiteten sie bis Zarskoje Selo. Ihre Abreise betrübte mich aufrichtig, ich weinte heftig. Bei meiner Ankunft im Palast fragte ich nach Fräulein Jukow: man sagte mir, sie sei zu ihrer Mutter gegangen, welche krank geworden. Den Tag darauf dieselbe Frage meinerseits, dieselbe Antwort von meinen Frauen.

Gegen Mittag zog die Kaiserin mit großem Pomp aus der Sommer- in die Winterwohnung. Wir folgten ihr in ihre Gemächer. In ihrem Parade-Schlafgemach angelangt, blieb sie stehen und begann nach einigen gleichgültigen Bemerkungen von der Abreise meiner Mutter zu sprechen, indem sie mich freundlich aufforderte, meinen Schmerz darüber zu bezwingen. Ich glaubte aus den Wolken zu fallen, als sie mir ferner in Gegenwart von etwa dreißig Personen sagte, daß sie auf Bitten meiner Mutter Fräulein Jukow entlassen habe, weil meine Mutter fürchtete, ich möge eine zu große Zuneigung zu ihr gewinnen, die sie nicht verdiene. Tief betrübt über das Unglück von Fräulein Jukow, die einzig und allein deshalb vom Hofe entfernt wurde, weil sie mir durch ihre gesellige Laune besser zusagte als meine anderen Damen. Meine Mutter kannte sie nicht, konnte nicht mit ihr sprechen, da sie das Russische nicht verstand und die Jukow keine andere Sprache kannte.

Meine Mutter konnte sich nur an das alberne Gerede der Schenck halten, die wenig gesunden Menschenverstand besaß. Dies Mädchen leidet für mich, dachte ich, deshalb darf ich sie nicht verlassen in ihrem Unglück, dessen Ursache nichts ist, als meine Zuneigung zu ihr. Ich schickte ihr Geld, und durch meine Kammerdiener und andere Leute suchte ich eine passende Partie für Fräulein Jukow zu finden. Fravin schlug mir einen Gardeunteroffizier, einen Mann, der Vermögen hatte, vor. Er ging nach Moskau, um zu sehen, ob sie ihm gefiele. Er heiratete sie, und man machte ihn zum Leutnant in einem Landregiment. Sobald die Kaiserin davon hörte, verbannte sie beide grundlos nach Astrachan.

Im Winterpalast wohnten wir, der Großfürst und ich, in den Gemächern, welche wir schon früher benutzt hatten. Die des Großfürsten waren von den meinigen durch eine mächtige Treppe getrennt, die auch zu den Gemächern der Kaiserin führte. Um zu ihm oder zu mir zu gelangen, mußte man den Vorplatz dieser Treppe überschreiten, was besonders im Winter unangenehm war. Dennoch machten wir diesen Weg jeden Tag viele Male. Abends ging ich zum Spiel mit dem Kammerherrn Berkholz in sein Vorzimmer, während der Großfürst im andern Zimmer mit seinen Kavalieren scherzte. Mein Billardspiel wurde durch den Rücktritt der Herren Brümmer und Berkholz, welche die Kaiserin zu Ende des Winters 1746 aus dem Dienste des Großfürsten beorderte, unterbrochen. Der Winter ging dahin mit Maskenbällen in den vornehmen Häusern der Stadt. Der Hof und die ganze Stadt nahmen regelmäßig teil daran.

Den letzten dieser Bälle gab der Oberpolizeimeister Tatitschew in einem der Kaiserin gehörenden Hause, namens Smolloy Dworetz. Der mittlere Teil dieses aus Holz gebauten Hauses war durch eine Feuersbrunst ver-

zehrt worden; nur die aus je zwei Etagen bestehenden Flügel waren verschont geblieben. Man tanzte in dem einen. Zum Souper ließ man uns im Januar durch den beschneiten Hof gehen. Nach dem Souper mußten wir denselben Weg zurückgehen. Der Großfürst ging gleich nach seiner Ankunft zu Hause zu Bett. Am folgenden Morgen erwachte er mit heftigen Kopfschmerzen, die ihn hinderten, aufzustehen. Ich ließ die Ärzte rufen, welche erklärten, es sei ein hitziges Fieber. Gegen Abend brachte man ihn aus meinem Bett in mein Audienzzimmer, wo man ihn auf einem besonders aufgeschlagenen Lager niederlegte. Man ließ ihm wiederholt zur Ader. Er befand sich sehr schlecht. Die Kaiserin kam mehrmals des Tages zu ihm und bewies mir ihre Teilnahme, als sie mich weinen sah. Eines Abends, als ich die Abendgebete in einem kleinen Betstuhl nahe bei meinem Toilettenzimmer las, sah ich Madame Ismaïlow, eine Vertraute der Kaiserin, eintreten. Sie sagte mir, die Kaiserin, welche mich wegen der Krankheit des Großfürsten betrübt wisse, habe sie geschickt, um mir zu sagen, ich solle Zuversicht in Gott haben, mich nicht grämen und überzeugt sein, daß sie mich nie verlassen würde. Sie fragte mich, was ich läse? Ich erwiderte: die Abendgebete. Sie sagte, ich würde meine Augen verderben, wenn ich bei Licht so kleine Buchstaben läse, worauf ich sie bat, Ihrer Kaiserlichen Majestät für ihre Freundlichkeit gegen mich zu danken. Wir trennten uns aufs zärtlichste. Am folgenden Morgen schickte mir die Kaiserin ein Gebetbuch mit großen Buchstaben, um, wie sie sagte, meine Augen zu schonen.

Das Zimmer des Großfürsten, obgleich es an das meinige stieß, betrat ich nur, wenn ich nicht überflüssig zu sein glaubte, weil ich bemerkte, daß ihm nicht viel an meiner Anwesenheit liege und daß er die Gesellschaft

seiner Umgebung vorziehe, welche mir nicht gefiel. Außerdem war ich nicht gewohnt, allein unter Männern zu verkehren. Inzwischen kam die Fastenzeit heran. Ich unterzog mich während der ersten Wochen den religiösen Übungen.

Ich sah klar, daß der Großfürst mich nicht liebte. Vierzehn Tage nach meiner Hochzeit hatte er mir wieder anvertraut, daß er in Fräulein Carr, Ehrendame Ihrer Kaiserlichen Majestät, und später an einen Fürsten Galitzin, Stallmeister der Kaiserin, verheiratet, verliebt sei. Er hatte dem Grafen Déviere, seinem Kammerherrn, gesagt, diese Dame und ich seien gar nicht zu vergleichen. Déviere hatte das Gegenteil behauptet und sich mit ihm erzürnt. Diese Szene war in meiner Gegenwart vorgegangen.

Ich sagte mir, daß ich mit diesem Menschen sehr unglücklich werden müsse, wenn ich mich Gefühlen der Zärtlichkeit für ihn hingebe, die er so schlecht erwidere. Es gab nur ein Mittel: ihn nicht zu lieben. Wenn er hätte geliebt sein wollen, so wäre dies nicht schwer für mich gewesen. Ich war von Natur friedliebend, gefällig, und daran gewöhnt, meine Pflichten zu erfüllen. Nur hätte ich einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand hatte, und diesen besaß er nicht.

Ich hatte während der ersten Woche der großen Fastenzeit kein Fleisch gegessen. Die Kaiserin ließ mir am Sonnabend sagen, ich möge ihr den Gefallen tun, und auch die zweite Woche fasten. Ich bat um die Erlaubnis, die ganze Fastenzeit zu halten. Sievers, der Hofmarschall der Kaiserin und Schwiegersohn von Madame Kruse, welcher diese Worte überbracht hatte, sagte mir, die Kaiserin habe sich über diese Bitte sehr gefreut und gewähre sie mir. Als der Großfürst erfuhr, daß ich fortfahre zu fasten, schalt er mich sehr. Ich erwiderte

ihm, ich könne nicht anders. Als er sich besser befand, spielte er noch den Kranken, um sein Zimmer nicht verlassen zu müssen, wo es ihm besser als in der Gesellschaft des Hofes gefiel. Er verließ es erst in der letzten Fastenwoche, wo er seine religiösen Übungen verrichten mußte.

Nach Ostern ließ er in seinem Zimmer ein Marionettentheater errichten und lud auch die Damen zu den Vorführungen ein. Dies Schauspiel war das Einfältigste, was man sich denken kann. Das Zimmer, in dem sich das Theater befand, hatte eine verbotene Tür, die in ein anderes, zu den Gemächern der Kaiserin führendes Zimmer ging, wo ein Tisch war, den man vermittels einer Maschine senken und heben konnte, um ohne Bedienten zu speisen.

Als der Großfürst eines Tages in seinem Zimmer weilte, um sein sogenanntes Schauspiel vorzubereiten, hörte er in dem anstoßenden Zimmer sprechen. Da er eine unbedachtsame Lebhaftigkeit besaß, nahm er einen Bohrer und begann Löcher in die verbotene Tür zu machen, so daß er alles, was dort vorging, namentlich das dort stattfindende Diner der Kaiserin beobachten konnte. Der Oberjägermeister, Graf Rasumowski, der Geliebte der Kaiserin, in verbrämtem Schlafrocke, und ein Dutzend der intimsten Vertrauten der Kaiserin dinierten dort mit ihr.

Der Großfürst, nicht zufrieden, für sich allein die Früchte seiner geschickten Arbeit zu genießen, rief seine ganze Umgebung herbei, um auch sie vergnüglich durch die von ihm gebohrten Löcher sehen zu lassen. Nachdem sich alle an diesem indiskreten Vergnügen gesättigt hatten, lud er Madame Kruse, mich und meine Frauen ein, zu ihm zu kommen, um etwas zu sehen, was wir noch nie gesehen hätten. Er sagte uns nicht, was

dies sei, scheinbar, um uns eine angenehme Überraschung zu bereiten. Da ich mich gerade nicht sehr beeilte, dauerte ihm die Zeit in seinem Eifer zu lange, und er ging mit Madame Kruse und meinen Frauen voraus. Ich fand sie vor jener Türe, wohin er Bänke, Stühle zur Bequemlichkeit der Zuschauer gesetzt hatte. Ich fragte, was dies bedeute. Er lief mir entgegen und erklärte mir, um was es sich handele. Ich war über seine Verwegenheit erschreckt und aufgebracht und sagte, daß ich nichts sehen noch irgendeinen Teil an diesem ärgerlichen Vorgang haben wolle; daß derselbe von seiten seiner Tante, wenn die es erführe, unzweifelhaft unangenehme Folgen für ihn nach sich ziehen werde, und daß sie es höchst wahrscheinlich erfahren werde, weil er wenigstens zwanzig Personen in sein Geheimnis eingeweiht hätte. Als alle meine Weigerung bemerkten, begann einer nach dem andern, die Gucklöcher an der Tür zu verlassen. Der Großfürst selbst fing an, einige Reue zu empfinden und kehrte zu der Arbeit an seinem Marionettentheater zurück, während ich mich in mein Zimmer begab.

Am Sonntag kam ich etwas später als gewöhnlich zur Messe. In mein Zimmer zurückgekehrt, wollte ich eben mein Hofkleid ablegen, als die Kaiserin mit sehr aufgebrachtem und hochrotem Gesicht eintrat. Ich ging ihr wie gewöhnlich entgegen, um ihr die Hand zu küssen. Sie umarmte mich, befahl, den Großfürsten zu rufen und schalt mich unterdessen, daß ich zu spät zur Messe käme und der Toilette den Vorzug vor dem lieben Gott gebe. Sie fügte hinzu, daß sie zur Zeit der Kaiserin Anna nie ihre kirchlichen Pflichten versäumt habe und deshalb oft bei Licht aufgestanden sei. Dann ließ sie meinen Kammerfriseur rufen und sagte ihm, wenn er mich künftig so lange frisiere, werde sie ihn fortschicken.

Da trat der Großfürst, der sich in seinem Zimmer umkleidete, im Schlafrock, die Nachtmütze in der Hand, sehr vergnügt und rasch herein. Er eilte, der Kaiserin die Hand zu küssen. Diese küßte ihn und sagte, sie sei in das Zimmer gekommen, wo der Tisch mit der Maschine stehe, habe dort die Türe ganz durchlöchert und alle Löcher auf den Platz gerichtet gefunden, wo sie gewöhnlich sitze, und daß er durch ein solches Verfahren die nötige Rücksicht gegen sie verletzt habe und daß sie ihn als einen Undankbaren betrachte. Sie betonte ferner, daß ihr Vater, Peter I., auch einen undankbaren Sohn gehabt habe, den er durch Verbannung gestraft, und daß sie selbst der Kaiserin Anna immer die Achtung bewiesen, welche man einem gekrönten und von Gott gesalbten Haupte schuldig sei, und diese habe auch keinen Scherz verstanden, und die, welche es an Respekt fehlen ließen, auf die Festung geschickt. Daß er nichts als ein dummer Junge sei, den sie Lebensart lehren müsse. Der Großfürst fing an, ärgerlich zu werden und wollte antworten. Allein sie befahl ihm zu schweigen, wurde maßlos heftig und sagte ihm mit ebensoviel Verachtung als Zorn die größten Grobheiten ins Gesicht.

Obgleich der ganze Auftritt mich nicht betraf, traten mir doch die Tränen in die Augen. Sie bemerkte es und sagte zu mir: „Meine Worte sind nicht an Sie gerichtet. Ich weiß, daß Sie an dem, was Peter getan, keinen Anteil haben, daß Sie weder durch die Türe gesehen, noch hindurchsehen wollten." Dann grüßte sie und entfernte sich wütend. Der Großfürst begab sich in sein Zimmer. Als ich mich umgekleidet, kam er zurück und sagte mit halb traurigem, halb ironischem Ton: „Sie war wie eine Furie, sie wußte nicht, was sie sagte." Ich erwiderte: „Sie war aufs höchste erzürnt." Wir wiederholten uns ihre Worte, worauf wir allein in meinem Zimmer dinier-

ten. Nachdem der Großfürst mich verlassen hatte, trat Madame Kruse herein und sagte: „Man muß gestehen, daß die Kaiserin heute wahrhaft als Mutter gehandelt hat." Ich sah, daß sie mich zum Reden zu bringen wünschte und schwieg deshalb. Sie fuhr fort: „Eine Mutter wird böse, schilt ihre Kinder, und dann ist die Sache abgetan. Sie hätten beide sagen sollen: Виноваты Матушка, und Sie würden sie entwaffnet haben." Ich erwiderte, der Zorn Ihrer Majestät habe mich verwirrt, alles, was ich in diesem Augenblick habe tun können, war zuzuhören und zu schweigen. Mir aber blieb das Mittel, den Zorn der Kaiserin mit den Worten: „Ich bitte Sie um Verzeihung, Madame", zu entwaffnen, im Gedächtnis, und ich habe mich seiner bei passender Gelegenheit mit Erfolg bedient.

Kurz bevor die Kaiserin den Grafen Brümmer und den Oberkammerherrn Berkholz ihres Dienstes beim Großfürsten enthob, fand ich den ersteren allein im Vorzimmer. Er ergriff diese Gelegenheit, mit mir zu reden, mich zu bitten und zu beschwören, jeden Tag regelmäßig in das Toilettenzimmer der Kaiserin zu gehen. Ich tat dies sehr wenig, weil mich dasselbe aufs höchste langweilte.

Er meinte, das tue nichts zur Sache, ich müsse die Besuche fortsetzen. Ich begriff diese Beharrlichkeit des Hofmannes nicht. Ihm konnte es für seine Pläne dienen, aber mir nützte es nichts, im Toilettenzimmer der Kaiserin zu kratzfüßeln und ihr eventuell lästig zu fallen. Ich erklärte dem Grafen Brümmer nochmals meinen Widerwillen; er tat alles, mich zu überreden, doch ohne Erfolg. Es gefiel mir in meinen Zimmern besser, besonders wenn Madame Kruse nicht da war. Ich entdeckte bei ihr während des Winters eine besondere Neigung zum Trunk. Da sie bald ihre Tochter an den Hofmar-

schall Sievers verheiratete, ging sie entweder aus oder meine Leute fanden Mittel, sie betrunken zu machen. Sie verfiel dann in Schlaf, und mein Zimmer war von dieser mürrischen Spionin befreit.

Nachdem Graf Brümmer und der Oberkammerherr Berkholz ihren Dienst beim Großfürsten verließen, ernannte die Kaiserin den General Fürsten Repnin zum Begleiter des Großfürsten. Eine bessere Ernennung hätte die Kaiserin nicht treffen können. Fürst Repnin war nicht nur ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, sondern auch ein Mensch von Geist und Galanterie, voller Offenheit und Loyalität. Ich besonders konnte das Benehmen Fürst Repnins nur loben. Graf Brümmer entbehrte ich nicht. Er langweilte mich durch seine ewigen Gespräche über Politik, lebte ständig in Intrigen, während der offene militärische Charakter Fürst Repnins mir Vertrauen einflößte. Der Großfürst war froh, seiner bisherigen Lehrmeister entledigt zu sein. Dennoch jagte ihm die Entfernung der letzteren einen großen Schreck ein, weil er dadurch den Intrigen des Grafen Bestuschew preisgegeben wurde, welcher die Triebfeder aller unter dem bequemen Vorwande der Mündigkeit Seiner Kaiserlichen Hoheit im Herzogtum Holstein vorgenommenen Veränderungen war. Prinz August, mein Onkel, befand sich noch immer in Petersburg und wartete dort auf die Verwaltung des Erblandes des Großfürsten.

Im Mai bezogen wir den Sommerpalast. Gegen Ende Mai gab mir die Kaiserin Madame Tschoglokow, eine ihrer Ehrendamen und ihre Verwandte zur Oberhofmeisterin. Dies war ein schwerer Schlag für mich; denn diese Dame war dem Grafen Bestuschew ergeben, dazu äußerst einfältig, schlecht, launenhaft und selbstsüchtig. Ihr Gemahl, Kammerherr der Kaiserin, war damals

nach Wien geschickt. Als ich sie kommen sah, weinte ich den Rest des Tages heftig. Am Morgen kam die Kaiserin zu mir und sagte, als sie meine rotgeweinten Augen sah: die jungen Frauen, welche ihre Männer nicht liebten, pflegten zu weinen. Meine Mutter jedoch habe ihr versichert, ich empfinde keinen Widerwillen dagegen, den Großfürsten zu heiraten. Da ich aber einmal verheiratet sei, solle ich aufhören zu weinen. Ich erinnerte mich der Vorschriften Madame Kruses und erwiderte: Виноваты Матушка, worauf die Kaiserin sich beruhigte. Inzwischen kam der Großfürst, den sie dieses mal sehr freundlich empfing; dann entfernte sie sich. Ich legte mich zu Bett und weinte. Den Tag darauf nahm der Großfürst mich beiseite und sagte, daß man ihm zu verstehen gegeben hatte, Madame Tschoglokow sei zu mir geschickt, weil ich ihn, den Großfürsten, nicht liebe. Ich entgegnete, wie man glauben könne, meine Zärtlichkeit für ihn zu erhöhen, indem man mir jene Frau beigab. Man hielt Madame Tschoglokow für äußerst tugendhaft, weil sie ihren Gemahl damals bis zur Anbetung liebte. Sie hatte ihn aus Liebe geheiratet. Indem man mir ein so schönes Beispiel vor Augen stellte, dachte man sicher an meine Nachahmung. Der Großfürst hatte bei meiner Ankunft in Moskau in seinem Zimmer drei Diener, mit Namen Zernitschew, alle drei Söhne von Grenadieren aus der Leibgarde der Kaiserin. Diese hatten Leutnantsrang, zur Belohnung dafür, daß sie der Kaiserin zum Thron verholfen hatten. Der ältere Zernitschew war ein Vetter der beiden anderen, welche Brüder waren. Der Großfürst liebte sie alle drei sehr. Sie waren sehr intim, sehr dienstfertig, alle drei groß und wohlgebaut, besonders der ältere. Der Großfürst bediente sich des letzteren zu allen seinen Aufträgen und schickte ihn täglich mehrere Male zu mir. Dieser Mensch

war ein sehr intimer Freund meines Kammerdieners Yevreinow, und ich erfuhr auf diesem Wege, was mir sonst unbekannt geblieben sein würde. Dazu waren mir beide von ganzem Herzen ergeben, so daß ich über viele Dinge Aufklärung von ihnen gewann, die ich auf andere Weise mir nicht ohne Mühe hätte verschaffen können. Ich weiß nicht, in welcher Beziehung der ältere Zernitschew dem Großfürsten eines Tages gesagt hatte: „Вашъ Женихъ, sie ist nicht meine Verlobte, sondern die Ihre." Dieser Einfall hatte das Lachen des Großfürsten erregt. Er erzählte mir davon, und seitdem gefiel es Seiner Kaiserlichen Hoheit, mich его невѣста, seine Verlobte, und Andreas Zernitschew, wenn er mit mir sprach, Вашъ Женихъ, Ihren Verlobten, zu nennen. Andreas Zernitschew, um mit diesem Scherz ein Ende zu machen, schlug Seiner Kaiserlichen Hoheit vor, mich nach unserer Verheiratung seine Mutter zu nennen, und ich nannte ihn meinen Sohn. Darauf war fortwährend zwischen dem Großfürsten und mir die Rede von diesem Sohn, den er wie seinen Augapfel liebte, und dem auch ich sehr zugetan war.

Eines Tages, als ein Maskenball bei Hofe stattfand, kehrte ich in mein Zimmer zurück, um meine Kleider zu wechseln. Mein Kammerdiener Timotheus Yevreinow trat zu mir und sagte, er sowohl als alle meine Diener seien erschreckt vor der Gefahr, in welche sie mich hineinstürzen sähen. Ich fragte ihn, was für eine Gefahr er meine. Er erwiderte: „Sie sprechen von nichts und beschäftigen sich mit nichts als mit Andreas Zernitschew." — „Nun", sagte ich lachend in der Unschuld meines Herzens, „was ist denn Schlimmes dabei? Er ist mein Sohn. Der Großfürst liebt ihn so sehr als ich, und er ist uns ergeben und treu." — „Ja", antwortete er, „der Großfürst kann tun, was ihm gefällt, aber Sie

haben nicht dasselbe Recht. Was Sie Güte und Zuneigung nennen, weil dieser Mensch Ihnen treu dient, nennen Ihre Leute Liebe." Diese Worte trafen mich wie ein Donnerschlag. Er sagte mir, daß er seinem Freunde Andreas Zernitschew geraten, sich für krank auszugeben, um diesen Reden Einhalt zu tun. Jener folgte dem Rate Yevreinows, und seine angebliche Krankheit dauerte bis zum April. Der Großfürst beschäftigte sich oft mit dieser Krankheit und sprach mit mir darüber, ohne von dem Vorgefallenen das geringste zu wissen. Im Sommerpalast erschien Andreas Zernitschew wieder. Ich konnte ihn nicht ohne Verwirrung wiedersehen. Inzwischen hatte die Kaiserin für gut befunden, eine neue Anordnung bei den Hofbeamten zu treffen. Sie dienten abwechselnd in allen Gemächern, also auch Andreas Zernitschew. Der Großfürst hatte am Nachmittage oft Konzerte, wobei er selbst die Violine spielte. Während eines dieser Konzerte, in dem ich mich sehr langweilte, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Dieses ging auf den großen Saal des Sommerpalastes, dessen Decke damals gemalt wurde und der ganz voll stand von Gerüsten. Die Kaiserin war abwesend, Madame Kruse war zu ihrer Tochter, Madame Sievers, gegangen. Aus Langeweile öffnete ich die Türe des Saales und erblickte am andern Ende Andreas Zernitschew. Ich machte ihm ein Zeichen, sich zu nähern. Er kam mit großer Besorgnis an die Türe. Ich fragte ihn, ob die Kaiserin bald zurückkehren werde. Er erwiderte: „Ich kann nicht mit Ihnen reden, man macht im Saale zu viel Lärm; erlauben Sie mir, in Ihr Zimmer zu treten. Ich antwortete: „Dies werde ich nicht tun." Er war außerhalb der Tür, ich innerhalb, indem ich sie halb geöffnet hielt und so mit ihm sprach. Eine unwillkürliche Bewegung veranlaßte mich, nach der entgegengesetzten Seite zu sehen, und ich

bemerkte an der anderen Tür meines Toilettenzimmers den Kammerherrn Grafen Dévier, welcher zu mir sagte: „Der Großfürst schickt nach Ihnen, Madame." Ich kehrte mit dem Grafen Dévier in das Zimmer zurück, wo der Großfürst sein Konzert hatte. Später erfuhr ich, daß Graf Dévier, wie mehrere andere Personen unserer Umgebung, eine Art von förmlich beauftragtem Berichterstatter war. Am folgenden Tage, sonntags nach der Messe, erfuhren der Großfürst und ich, daß die drei Zernitschews als Leutnants in die bei Orenburg liegenden Regimenter versetzt seien und Madame Tschoglokow mir beigegeben war.

Kurz nachher erhielten wir den Befehl, uns zur Begleitung der Kaiserin nach Reval zu rüsten. Zugleich meldete mir Madame Tschoglokow von seiten Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß sie mich in Zukunft meiner Besuche in ihrem Toilettenzimmer enthebe und daß, wenn ich ihr etwas zu sagen habe, ich dies durch keinen andern tun solle als durch sie, Madame Tschoglokow. Im Grunde war ich sehr froh über diesen Befehl, der mich davon befreite, unter den Frauen der Kaiserin zu kratzfüßeln. Ich sah nun Ihre Majestät sehr selten. Seit meinem ersten Besuche hatte sie sich mir höchstens drei- oder viermal gezeigt. Gewöhnlich verließen die Frauen der Kaiserin nacheinander das Zimmer, wenn ich eintrat. Um nicht allein mit ihr zu sein, blieb ich auch nie lange Zeit dort.

Wie gewünscht, begleiteten wir im Juni die Kaiserin nach Reval. Der Großfürst und ich reisten in einem viersitzigen Wagen, zusammen mit dem Prinzen August und Madame Tschoglokow. Unsere Art zu reisen war weder bequem noch angenehm. Von der Kaiserin wurden die Post- oder Stationshäuser benutzt, uns gab man Zelte oder quartierte uns in die Büros. Ich erinnere, daß

ich mich eines Tages auf dieser Reise bei dem Ofen ankleidete, wo man eben Brot gebacken hatte, und daß ein anderes Mal in dem Zelte, wo mein Bett aufgeschlagen war, das Wasser einen halben Fuß hoch stand, als ich eintrat. Da außerdem die Kaiserin keine Zeit, weder für die Abreise, noch für die Ankunft, noch für die Mahlzeiten, noch für die Ruhestunden festgesetzt hatte, wurden wir alle, Herren und Diener, auf sonderbare Weise gequält.

Nach zehn oder zwölf Reisetagen langten wir auf einem Gute des Grafen Steinbock, vierzig Werst von Reval, an, von wo die Kaiserin mit feierlichem Gepränge abfuhr, weil sie noch am Abend in Katharinental eintreffen wollte.

Während der ganzen Fahrt von Petersburg nach Reval langweilte und verstimmte Madame Tschoglokow unsere Gesellschaft. Was man auch sagen mochte, immer erwiderte sie: „Solch eine Unterhaltung würde Ihrer Majestät mißfallen." Oder: „So etwas würde die Kaiserin nicht billigen." Es waren oft die unschuldigsten und gleichgültigsten Dinge, die sie auf diese Weise bezeichnete. So faßte ich meinen Entschluß und schlief im Wagen während der ganzen Reise.

Seit dem Tage nach unserer Ankunft in Katharinental kehrte der gewöhnliche Gang des Hoflebens zurück, das heißt, vom Morgen bis zum Abend und tief in die Nacht hinein spielte man ziemlich hoch im Vorzimmer der Kaiserin, einem Saale, welcher das Haus und die zweite Etage teilte. Madama Tschoglokow liebte das Spiel. Sie forderte mich auf, wie die anderen Pharo zu spielen. Alle Günstlinge der Kaiserin waren gewöhnlich dort versammelt, wenn sie sich nicht im Zimmer Ihrer Kaiserlichen Majestät, oder vielmehr ihrem prächtigen großen Zelte befanden, das sie zur Seite

ihrer Zimmer, welche sich parterre befanden, aufschlagen ließ.

Der Fürst und die Fürstin Repnin, die an der Reise teilnahmen und von dem anmaßenden Benehmen der Madame Tschoglokow während der Reise unterrichtet waren, forderten mich auf, der Gräfin Schuwalow und Madame Ismailow, den vertrautesten Damen der Kaiserin, davon Mitteilung zu machen. Diese Damen liebten Madame Tschoglokow nicht und wußten bereits, was vorgefallen war. Die kleine Gräfin Schuwalow, welche die Indiskretion selbst war, wartete nicht, bis ich ihr davon erzählte, sondern begann, da sie beim Spiel an meiner Seite saß, selbst mit mir davon zu reden, wobei sie durch ihren scherzhaften Ton das ganze Benehmen von Madame Tschoglokow so ins Komische zog, daß diese bald zum Gegenstande allgemeinen Spottes wurde. Sie tat noch mehr und erzählte der Kaiserin, was sich ereignet hatte. Augenscheinlich wurde der Madame Tschoglokow ein Verweis erteilt, denn sie milderte ihr Benehmen gegen mich. Ich fing an melancholisch zu werden, denn ich fühlte mich vollkommen isoliert.

Der Großfürst faßte in Reval eine vorübergehende Neigung zu einer Dame namens Cédéraparre. Er verfehlte nicht, seiner Gewohnheit gemäß, mich sofort ins Vertrauen zu ziehen. Ich litt an häufigen Brustschmerzen und wurde in Katharinental von Blutspeien befallen. Am Nachmittag dieses Tages trat Madame Tschoglokow in meiner Zimmer und fand mich mit Tränen in den Augen. Mit sehr viel freundlicherem Ausdrucke fragte sie mich dann, was mir fehle, und schlug mir seitens der Kaiserin vor, einen Gang in den Garten zu machen, um, wie sie sagte, meine Melancholie zu zerstreuen. An eben diesem Tage war der Großfürst mit dem Oberjägermeister Rasumowsky auf die Jagd ge-

gangen. Sie händigte mir außerdem, seitens Ihrer Kaiserlichen Majestät, 3000 Rubel zum Pharaospiel ein. Die Damen hatten bemerkt, daß es mir an Geld fehle und hatten es der Kaiserin gesagt. Ich bat sie, Ihrer Kaiserlichen Majestät für ihre Güte zu danken und ging mit Madame Tschoglokow im Garten spazieren, um frische Luft zu schöpfen.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Katharinental traf der Großkanzler Graf Bestuschew in Begleitung des Kaiserlichen österreichischen Gesandten Baron Preyslain ein, und aus den Glückwünschen, welche er uns darbrachte, sahen wir, daß die beiden kaiserlichen Höfe sich durch einen Allianzvertrag vereinigt hatten. Hierauf ging die Kaiserin mit uns zum Flottenmanöver, leider sahen wir mit Ausnahme des Pulverdampfes nichts. Der Tag war ausnehmend heiß und vollkommene Windstille. Nach der Rückkehr von diesem Manöver fand in den auf der Terrasse aufgeschlagenen Zelten der Kaiserin ein Ball statt. Das Souper war unter freiem Himmel angerichtet, um ein Bassin, aus dem Fontänen springen sollten. Aber kaum hatte sich die Kaiserin zu Tische gesetzt, als ein Platzregen die ganze Gesellschaft durchnäßte, die sich dann, so schnell es ging, in die Häuser und Zelte zurückzog. So endete dieses Fest.

Einige Tage nachher ging die Kaiserin nach Roguervick. Die Flotte manövrierte, und wir sahen wieder nichts als Dampf. Bei dieser Reise verletzten wir uns alle die Füße auf sonderbare Art. Der Boden jener Gegend ist Fels, bedeckt von einer dichten Lage kleiner Kieselsteine, in welche, wenn man einige Zeit auf der Stelle steht, die Füße einsinken und von den Kieseln bedeckt werden. Wir kampierten dort und waren genötigt, mehrere Tage hindurch von einem Zelte zum andern und innerhalb unserer Zelte auf diesem Boden zu gehen.

Mir taten die Füße noch vier Monate nachher davon weh. Die Galeerensklaven, welche an dem Hafendamme arbeiteten, brachten uns Holzschuhe, die leider nicht länger als acht oder zehn Tage hielten.

Der kaiserliche Gesandte war Ihrer Majestät in diesen Hafen gefolgt. Er dinierte und soupierte mit ihr auf der Mitte des Weges zwischen Roguervick und Reval. Während des Soupers brachte man eine alte Frau von einhundertdreißig Jahren herein, welche das Ansehen eines wandelnden Skeletts hatte. Die Kaiserin ließ ihr von den Gerichten ihrer Tafel und einen größeren Geldbetrag geben.

Bei der Rückkehr nach Katharinental hatte Madame Tschoglokow die Freude, ihren Gemahl zu treffen, der von seiner Sendung nach Wien zurückgekommen war. Viele Hofequipagen befanden sich schon auf dem Wege nach Riga, wohin die Kaiserin sich begeben wollte. Aber nach der Rückkehr von Roguervick änderte sie plötzlich ihren Plan. Man zerbrach sich den Kopf, um die Ursache zu entdecken; aber erst mehrere Jahre später klärte sich dieselbe auf. Auf der Reise durch Riga hatte ein lutherischer Prediger, der ein Narr oder Fanatiker war, Herrn Tschoglokow einen Brief und eine Denkschrift an die Kaiserin überreicht, worin er sie ermahnte, die Reise nicht zu unternehmen, weil sie auf derselben sich der größten Gefahr aussetzen würde; da die Feinde des Reiches Leute gedungen hätten, um sie dort zu töten; und anderes Geschwätz derselben Art. Der Empfang dieser Schriften verdarb Ihrer Kaiserlichen Majestät die Lust weiterzugehen. Man fand, daß der Priester ein Narr war, aber die Reise fand nicht statt.

Wir kehrten in kleinen Tagereisen von Reval nach Petersburg zurück. Ich bekam auf dieser Reise ein heftiges Halsweh, welches mich mehrere Tage ans Bett

fesselte. Hierauf gingen wir nach Peterhof und machten von dort alle acht Tage Ausflüge nach Oranienbaum.

Zu Anfang August ließ die Kaiserin dem Großfürsten und mir sagen, daß wir zum Abendmahl gehen sollten. Wir entsprachen beide ihren Wünschen und begannen sogleich die Früh- und Spätmesse bei uns singen zu lassen und täglich in die Messe zu gehen. Am Freitage, als es sich darum handelte, die Beichte abzulegen, klärte die Ursache jenes kaiserlichen Befehles sich auf. Simon Theodorsky, mein Religionslehrer, Bischof von Pleskow, fragte jeden von uns beiden aus über das, was zwischen den Zernitschews und uns vorgegangen sei. Da gar nichts vorgegangen war, wurde er etwas beschämt, als er sah, daß auch nicht ein Schatten von dem, was man gewagt habe anzunehmen, begründet sei. Es entfuhr ihm die Anrede an mich: „Aber woher kommt es dann, daß die Kaiserin vom Gegenteil überzeugt ist?" Worauf ich ihm antwortete, ich wisse es nicht. Ich glaube, daß unser Beichtvater unsere Geständnisse dem Beichtvater der Kaiserin mitteilte, und daß dieser, was uns sicherlich nicht schaden konnte, Ihrer Majestät Nachricht davon gab.

Nach unserer Ankunft in Oranienbaum bildete der Großfürst aus seinem ganzen Gefolge eine Kompanie. Die Kammerherren, die Kammerkavaliere, die Hofchargen, die Adjutanten des Fürsten Repnin, auch dessen Sohn, die Hofbedienten, die Jäger, die Gärtner, alle mußten die Flinte auf die Schulter nehmen. Seine Kaiserliche Hoheit exerzierte täglich mit ihnen und ließ sie auf die Wache ziehen. Der Korridor des Hauses diente ihnen als Wachtstube, wo sie den Tag über zubrachten. Zu den Mahlzeiten gingen die Kavaliere hinauf, und abends kamen sie in den Saal, um in Gamaschen zu tanzen. Von Damen war nur ich, Madame

Tschoglokow, die Fürstin Repnin, meine drei Ehrendamen und meine drei Kammerfrauen da. Diese Bälle waren wenig amüsant, zumal die Männer vom fortwährenden Exerzieren ermüdet und verstimmt waren. Nach dem Ball durften sie in ihren Zimmern zu Bette gehen. Ich und alle anderen hatten das langweilige Leben in Oranienbaum, wo wir fünf oder sechs Frauen vom Morgen bis zum Abend miteinander allein waren, während die Männer ihrerseits wider Willen exerzierten, bald herzlich satt. Ich nahm meine Zuflucht zu den Büchern, die ich mitgebracht hatte. Seit meiner Heirat beschäftigte ich mich viel mit Lektüre. Das erste Buch, welches ich las, war ein Roman, betitelt Tiran le Blanc. Ein ganzes Jahr las ich nichts als Romane. Doch diese begannen mich schließlich zu langweilen. Zufällig kam ich auf die Briefe von Madame de Sévigné, eine Lektüre, die mich amüsierte. Nachdem ich sie verschlungen hatte, fielen mir die Werke Voltaires in die Hand. Nach dieser Lektüre suchte ich meine Bücher mit größerer Sorgfalt aus.

Zu Ende des Herbstes siedelte die Kaiserin in den Winterpalast über. Sie bewohnte dort die Gemächer, welche wir den Winter vorher benutzt hatten, indes wir in die vor unserer Verheiratung vom Großfürsten bewohnten einquartiert wurden. Diese Gemächer gefielen uns sehr, denn sie waren außerordentlich bequem. Es waren die der Kaiserin Anna. Jeden Abend versammelte sich dort unser ganzer Hof. Man spielte alle Arten Gesellschaftsspiele oder es fanden Konzerte statt. Zweimal wöchentlich spielte man in dem großen Theater, welches der Kasaner Kirche gegenüberstand. Kurz, dieser Winter war einer der heitersten und angenehmsten, die ich verlebt habe. Wir taten den ganzen Tag nichts als lachen und umherspringen.

In der Mitte des Winters befahl uns die Kaiserin, ihr nach Tichvine zu folgen. Diese Reise verfolgte einen religiösen Zweck. Aber in dem Augenblick, als wir in den Schlitten steigen wollten, erfuhren wir, daß die Reise aufgeschoben sei. Man flüsterte uns ins Ohr, der Geliebte der Kaiserin, der Oberjägermeister Graf Rasumowsky, sei von der Gicht befallen, und Ihre Majestät wolle nicht ohne ihn reisen. Wir kamen zwei oder drei Wochen später nach Tichvine. Die Reise dauerte nur fünf Tage. Als wir durch Ribatschia Slobodk kamen und das Haus passierten, wo, wie ich wußte, die Zernitschews sich befanden, suchte ich sie hinter den Fenstern zu erspähen, aber ich sah nichts. Fürst Repnin nahm an dieser Reise keinen Teil. Man sagte uns, er sei krank. Der Gemahl der Madame Tschoglokow besorgte auf dieser Reise die Geschäfte des Fürsten Repnin, was allen nicht sehr angenehm war. Er war ein anmaßender und brutaler Narr, alle hatten die größte Furcht vor ihm, selbst seine Frau. Beide waren böswillige Menschen. Dennoch gab es, wie wir nachher bemerkten, Mittel, nicht nur diese Spione einzuschläfern, sondern sie auch zu gewinnen. Eins der sichersten war, Pharo mit ihnen zu spielen. Sie waren beide sehr interessierte Spieler.

Im Laufe des Winters starb die Ehrendame, Fürstin Gagarin, an einem hitzigen Fieber, eben als sie im Begriffe war, sich mit dem Kammerherrn, Fürsten Galitzin, welcher später ihre jüngere Schwester heiratete, zu vermählen. Ich bedauerte ihren Verlust sehr und besuchte sie oft während ihrer Krankheit, trotz der Einwendungen von Madame Tschoglokow. Die Kaiserin ließ an ihrer Stelle ihre ältere Schwester aus Moskau kommen, die Gemahlin des Grafen Matuschkin.

Im Frühling siedelten wir in den Sommerpalast und von dort auf das Land über. Fürst Repnin erhielt wegen

seiner Krankheit die Erlaubnis, sich in sein Haus zurückzuziehen, und Tschoglokow führte ad interim die Geschäfte des Fürsten Repnin bei uns fort. Das erste, was er tat, war die Verabschiedung unseres Kammerherrn, Grafen Dévier, und des Kammerkavaliers Villibois, weil der Großfürst und ich ihnen Wohlwollen bewiesen. Eine ähnliche Verabschiedung hatte auf die Bitte meiner Mutter schon im Jahre 1745 den Grafen Zacharias Zernitschew betroffen. Immer wurden diese Verabschiedungen als Zeichen der Ungnade bei Hofe angesehen und waren dadurch für die betreffenden Personen sehr schädigend.

Während dieses Winters war, da ich nichts Besseres zu tun hatte und die Langeweile bei uns groß wurde, Reiten meine Hauptleidenschaft. Den Rest meiner Zeit benutzte ich, alles zu lesen, was mir in die Hände fiel. Was den Großfürsten anging, so wählte er, da man ihm die Leute, die er am meisten liebte, genommen hatte, unter den Hofbedienten sich neue Günstlinge aus.

In dieser Zeit benachrichtigte mich mein Kammerdiener Yevreinow, als er mich eines Morgens frisierte, er habe durch einen eigentümlichen Zufall entdeckt, daß Andreas Zernitschew und seine Brüder in Ribatschia in einem Lusthause der Kaiserin, welches sie von ihrer Mutter geerbt, gefangen säßen. Während des Karnevals hatte er mit seiner Frau, seiner Schwägerin und seinen beiden Schwägern eine Schlittenfahrt gemacht. Der Gemahl der Schwägerin war Magistratssekretär in Petersburg. Derselbe hatte eine Schwester, welche an einen Untersekretär der geheimen Kanzlei verheiratet war. Sie gingen eines Tages nach Ribatschia und traten bei dem Verwalter dieses Gutes der Kaiserin ein. Sie hatten einen Streit über den Tag, auf welchen das Osterfest fallen würde. Der Hauswirt sagte, er könne diese Mei-

nungsverschiedenheit schnell schlichten. Er brauche die Gefangenen nur um ein Buch zu bitten, welches Swiatzj heiße, in dem alle Feste und der Kalender für mehrere Jahre aufgeführt seien. Nach einigen Augenblicken brachte man dies Buch. Das erste, was der Schwager Yevreinows darin fand, war der Name Andreas Zernitschews und das Datum des Tages, an welchem der Großfürst ihm dies Buch geschenkt hatte. Yevreinow bat mich inständig, nicht mit dem Großfürsten davon zu reden, weil man auf seine Verschwiegenheit durchaus nicht bauen könne. Ich versprach es.

Um die Mitte der Fastenzeit gingen wir mit der Kaiserin nach Gostilitza zur Feier des Namensfestes des Oberjägermeisters Rasumowsky. Man tanzte, vergnügte sich dort und kehrte dann in die Stadt zurück.

Einige Tage nachher meldete man mir das Abscheiden meines Vaters, eine Nachricht, die mir tiefen Schmerz verursachte. Man ließ mich acht Tage weinen soviel ich wollte, dann erklärte mir Madame Tschoglokow, es sei nun des Weinens genug. Die Kaiserin befehle mir, aufzuhören, mein Vater sei kein König gewesen. Ich erwiderte, ein König sei er freilich nicht gewesen. Sie sagte: es schicke sich für eine Großfürstin nicht, länger um einen Vater zu weinen, der kein König gewesen sei. Endlich ordnete man an, ich solle den nächsten Sonntag ausgehen und sechs Wochen Trauer tragen.

Eines Tages fand ich den Grafen Santi, Oberzeremonienmeister der Kaiserin, im Vorzimmer Ihrer Kaiserlichen Majestät. Ich richtete einige gleichgültige Worte an ihn und ging weiter. Ein paar Tage später erschien Madame Tschoglokow, um mir zu sagen, Ihre Majestät habe vom Grafen Bestuschew, dem Santi es schriftlich gegeben, erfahren, daß ich zu Santi gesagt: ich finde es sehr sonderbar, daß die Gesandten mir wegen

des Todes meines Vaters keine Beileidsbezeigungen abgestattet. Eine solche Bemerkung gegen Santi finde Ihre Majestät sehr schlecht angebracht. Ich sei zu stolz, ich müsse mich erinnern, daß mein Vater kein König gewesen und daß ich aus diesem Grunde Beileidsbezeigungen seitens der fremden Gesandten weder verlangen könne noch dürfe. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich Madame Tschoglokow so reden hörte. Ich entgegnete, wenn Graf Santi gesagt oder geschrieben, daß ich ein einziges der erwähnten Worte zu ihm geäußert hätte, so sei er ein absichtlicher Lügner. Augenscheinlich wurde Madame Tschoglokow durch die Offenheit, mit welcher ich antwortete, überzeugt. Sie erwiderte, sie werde nicht verfehlen, der Kaiserin zu berichten, daß ich Graf Santi Lügen strafe. In der Tat begab sie sich zu Ihrer Majestät und kam zurück, um mir zu sagen, daß die Kaiserin sehr böse auf Santi sei, weil er sich einer solchen Lüge schuldig gemacht und daß sie befohlen, ihm einen Verweis zu geben. Einige Tage nachher schickte Graf Santi mehrere Personen zu mir, unter andern den Kammerherrn Grafen Nikita Panin und den Vizekanzler Woronzow, um mir zu sagen, daß Graf Bestuschew ihn zu dieser Lüge gezwungen, und daß es ihm sehr schmerzlich sei, deshalb bei mir in Ungnade gefallen zu sein. Ich sagte diesen Herren, ein Lügner sei ein Lügner, und aus Besorgnis, er könne mich in seine Lüge verwickeln, werde ich nicht wieder mit ihm reden. Santi war ein Italiener. Er intrigierte gern und war erfüllt von seinem Amt als Oberzeremonienmeister. Er hatte vielleicht geglaubt, daß Beileidsbezeigungen für den Tod meines Vaters seitens des Diplomatischen Korps zulässig seien, und ging zum Großkanzler Grafen Bestuschew, seinem Obern, und berichtete ihm, ich sei zum erstenmal ausgegangen und habe ihm sehr betrübt geschienen. Die

Unterlassung von Beileidsbezeigungen könne dazu beigetragen haben, diese Stimmung zu vermehren. Graf Bestuschew, immer zänkisch und geneigt, mich zu demütigen, ließ sofort aufschreiben, was Santi ihm gesagt oder angedeutet hatte, und ließ ihn das Protokoll unterzeichnen. Santi, der seinen Obern und den Verlust seiner Stellung fürchtete, zögerte nicht, lieber diese Lüge zu unterschreiben, als seine Existenz zu opfern. Der Großkanzler schickte den Bericht an die Kaiserin. Diese zürnte über meine Anmaßung und schickte Madame Tschoglokow zu mir. Nachdem sie aber meine Antwort gehört, erfolgte weiter nichts als ein Nasenstüber für den Herrn Oberzeremonienmeister.

Auf dem Lande schaffte der Großfürst sich eine Meute an und begann selbst Hunde zu dressieren. Wenn er müde wurde sie zu quälen, fing er an, auf der Geige zu kratzen. Er kannte keine Note, aber er hatte ein gutes Gehör und glaubte, die Schönheit der Musik bestände in der Stärke und Heftigkeit, mit welcher er Töne aus seinem Instrumente hervorlockte. Seine Zuhörer würden sich oft gerne die Ohren verstopft haben, denn er quälte sie schrecklich. Diese Lebensweise dauerte sowohl auf dem Lande wie in der Stadt fort. Nach unserer Rückkehr in den Sommerpalast bewies Madame Kruse, welche nie aufgehört hatte, die Spionin zu spielen, sich insofern freundlicher gegen uns, als sie sich sehr oft dazu hergab, die Tschoglokows zu hintergehen, die allen zuwider geworden waren. Auch verschaffte sie dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte.

Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bett. Der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir beide im Bette waren, schloß Madame Kruse die Tür, und der

Großfürst spielte bis ein oder zwei Uhr morgens. Wohl oder übel mußte ich an diesen lächerlichen Vergnügungen teilnehmen, ebenso Madame Kruse. Oft amüsierte ich mich darüber, aber auf die Dauer war es mir zuwider; das ganze Bett war von Puppen und Spielsachen, die bisweilen ziemlich groß waren, bedeckt und angefüllt. Ich weiß nicht, ob Madame Tschoglokow diesen nächtlichen Vergnügungen des Großfürsten auf die Spur gekommen war. Eines Abends gegen Mitternacht klopfte sie plötzlich an die Tür unseres Schlafzimmers. Man öffnete ihr nicht sogleich, weil der Großfürst, Madame Kruse und ich nichts Eiligeres zu tun hatten, als das Bett von den Spielsachen zu säubern und sie zu verbergen. Hierauf öffnete man. Sie beklagte sich, daß wir sie hätten warten lassen und erklärte, die Kaiserin würde sehr unwillig sein, wenn sie erführe, daß wir zu so später Stunde noch nicht schliefen. Dann ging sie scheltend fort, ohne etwas entdeckt zu haben, und der Großfürst setzte seine Beschäftigung fort, bis er einschlief.

Beim Eintritt des Herbstes bezogen wir wieder die Zimmer, die wir zuerst nach unserer Heirat im Winterpalast bewohnt hatten. Dort erging ein strenges Gebot seitens Ihrer Majestät, daß niemand des Großfürsten und meine Gemächer ohne die ausdrückliche Erlaubnis Herrn und Madame Tschoglokows betreten darf, und gleichzeitig ein Befehl an die Damen und Herren unseres Hofes, sich im Vorzimmer aufzuhalten, die Schwelle der Tür nicht zu überschreiten und laut mit uns und den Domestiken zu sprechen. Der Großfürst und ich, auf diese Weise auf das Alleinsein miteinander beschränkt, murrten beide und teilten uns gegenseitig unsere Gedanken über diese unverständliche Gefängnisstrafe mit, die keiner von uns verdient hatte. Um sich während des

Winters mehr Unterhaltung zu verschaffen, ließ der Großfürst acht bis zehn Jagdhunde vom Lande kommen und placierte sie hinter einen Holzverschlag, der den Alkoven meines Schlafzimmers von einem großen, hinter unsern Gemächern liegenden Vorhof trennte. Da der Alkoven nur eine Bretterwand hatte, drang der Geruch des Hundestalles herein, und wir schliefen in diesem Gestank. Wenn ich mich darüber beklagte, erwiderte er, es sei unmöglich zu ändern. Da der Hundestall sein großes Geheimnis war, ertrug ich diese Unannehmlichkeit.

Weil es während des Karnevals durchaus keine Unterhaltung bei Hofe gab, fiel es dem Großfürsten ein, in meinem Zimmer Maskenbälle zu veranstalten. Er hieß unseren Dienern und meinen Frauen Maskenkostüme anlegen und in meinem Schlafzimmer tanzen. Er selbst spielte die Geige und tanzte mit. Dies dauerte bis tief in die Nacht hinein. Ich legte mich unter dem Vorwande von Kopfweh oder Müdigkeit im Maskenkostüm auf ein Sofa und langweilte mich zum Sterben über die Einfältigkeit dieser Maskenbälle, die ihm unendliches Vergnügen machten. Nach dem Beginn der Fastenzeit entfernte man noch vier Personen von ihm, unter anderen drei Pagen, die er allen übrigen vorzog. Obwohl diese häufigen Verabschiedungen ihm unangenehm waren, tat er keinen Schritt, ihnen Einhalt zu tun, oder er beschwerte sich auf so linkische Weise, daß er das Übel nur vermehrte.

Während dieses Winters erfuhren wir, daß Fürst Repnin, trotz seiner Krankheit, das Truppenkorps kommandieren sollte, das man zur Unterstützung der Kaiserin-Königin Maria Theresia nach Böhmen zu schicken beabsichtigte. Dies war ein Zeichen großer Ungnade für Fürst Repnin, der darüber aus Verdruß in Böhmen starb. Die Fürstin Gagarin, meine Ehrendame, gab mir die

erste Nachricht davon, entgegen aller Verbote, uns das kleinste Wort von dem, was in der Stadt oder am Hofe vorging, zu melden. Unsere ganze Umgebung, selbst die nächsten Verwandten der Tschoglokows, bemühten sich, die Strenge des politischen Gefängnisses zu mildern, worin man uns fesseln wollte. Der Bruder Madame Tschoglokows, Graf Hendrikow, ließ mir oft ebenso nützliche als notwendige Ratschläge zugehen, und andere bedienten sich seiner, sie mir zugehen zu lassen. Auch mokierte er sich über die Dummheiten und Roheiten seiner Schwester und seines Schwagers. Alle fühlten sich in seiner Gesellschaft wohl, ohne ihm im geringsten zu mißtrauen, weil er nie jemanden bloßgestellt noch gegen irgend jemand gefehlt hatte. Er war ein rechtgesinnter, leider bornierter Mensch. Schlecht erzogen, sehr unwissend, aber ehrlich und ohne Böswilligkeit.

Während dieser Fasten begab ich mich eines Tages gegen Mittag in das Zimmer, wo die Kavaliere und Damen sich aufhielten — die Tschoglokows waren noch nicht dort — und indem ich bald mit diesem, bald mit jenem sprach, näherte ich mich der Tür, wo der Kammerherr Oelzin sich befand. Dieser äußerte sich halblaut zu mir über das langweilige Leben, welches wir führten, und sagte, daß man uns noch außerdem bei der Kaiserin in ein schlechtes Licht setze, die bei der Tafel geäußert habe, ich überlade mich mit Schulden, und alles was ich tue, habe einen Anstrich von Dummheit, wenn ich mir auch einbilde, daß ich viel Geist habe. Allein außer mir selbst denke niemand so gut von mir. Meine unzweifelhafte Dummheit sei allen bekannt, weshalb man weniger auf das achten müsse, was der Großfürst, als auf das, was ich tue. Mit Tränen im Auge fügte er hinzu, er habe Befehl von der Kaiserin, mir dies zu sagen, bat mich aber, nicht zu tun, als ob ich wisse,

was er mir mitzuteilen beauftragt war. Ich antwortete ihm, was meine Dummheit angehe, so könne mir keine Schuld daran zugeschrieben werden, da jeder sei, wie Gott ihn geschaffen. Daß ich Schulden habe, sei nicht sehr merkwürdig, weil bei 30000 Rubel Einnahme ich für meine Mutter bei ihrer Abreise 6000 Rubel Schulden zahlte; ferner die Gräfin Romanzow mich zu tausenderlei Ausgaben genötigt, welche sie als unvermeidlich angesehen, und Madame Tschoglokow allein mich in diesem Jahre 17000 Rubel gekostet hätte. Diese Antwort könne er denen geben, die ihn beauftragt. Übrigens sei ich sehr böse zu hören, daß man mich bei Ihrer Kaiserlichen Majestät in ein schlechtes Licht setze, da ich es doch nie an Respekt, an Gehorsam und an Untertänigkeit gegen die Kaiserin habe fehlen lassen.

In der letzten Woche der Fasten bekam ich die Masern, konnte zu Ostern nicht öffentlich erscheinen und nahm das Abendmahl am Sonnabend in meinem Zimmer. Während dieser Krankheit verließ Madame Tschoglokow, obgleich sie hochschwanger war, mich kaum einen Augenblick und tat, was sie konnte, mich zu unterhalten. Nach Ostern zogen wir in den Sommerpalast und Ende Mai von dort zum Himmelfahrtsfeste in den Palast des Grafen Rasumowsky, nach Gostilitza. Die Kaiserin beschied am dreiundzwanzigsten desselben Monats den Gesandten des Kaiserlichen Hofes, Baron Breitlack, der nach Wien ging, dorthin. Er verbrachte den Abend beim Souper mit der Kaiserin, das bis tief in die Nacht dauerte, so daß wir erst nach Sonnenaufgang in das von uns bewohnte Häuschen zurückkehrten. Gegen sechs Uhr morgens kam ein Gardeunteroffizier, namens Levaschew, von Oranienbaum an, um mit Tschoglokow über die dortigen Bauten zu sprechen. Da er alle im Hause schlafend fand, setzte er sich zu der Schildwache, als er

ein Krachen hörte, welches ihm verdächtig schien. Die Schildwache sagte, dies Krachen habe sich mehrmals wiederholt, seit sie auf Posten sei. Levaschew erhob sich und eilte nach der Außenseite des Hauses. Er sah, wie große Quadersteine sich an der Basis des Hauses loslösten. Schnell weckte er Tschoglokow und berichtete, das Fundament des Hauses stürze ein, man müsse versuchen, die, welche darin schliefen, herauszubringen. Tschoglokow warf sich in seinen Schlafrock, eilte hinauf, und da er die Glastüren verschlossen fand, ließ er die Riegel erbrechen. So gelangte er in das Kabinett, wo wir schliefen, weckte und forderte uns auf, so schnell als möglich uns anzukleiden und hinauszueilen, weil das Fundament des Hauses einbreche. Der Großfürst sprang aus dem Bett, ergriff seinen Schlafrock und eilte davon. Ich sagte Tschoglokow, ich werde ihm folgen, und ich kleidete mich schnell an. Plötzlich erinnerte ich mich, daß Madame Kruse in dem andern Kabinett schlief. Ich ging hinein, sie zu wecken. Da sie aber in tiefem Schlafe lag, gelang mir dies nur mit Mühe. Ich half ihr eiligst beim Anziehen, und als wir den Fuß in den Saal setzten, erfolgte ein allgemeiner Einsturz, begleitet von einem furchtbaren Lärm. Madame Kruse und ich fielen zu Boden. Im Moment unseres Falles kam Levaschew durch die Treppentür, welche uns gegenüberlag. Er hob mich auf, trug mich aus dem Zimmer und übergab mich mehreren Personen, die auf die Trümmer gestiegen waren; diese führten mich wieder anderen zu, so daß ich von Hand zu Hand endlich bis zum Fuße der Treppe in die Vorhalle kam. Von dort trug man mich in eine Wiese hinaus. Ich fand hier den Großfürsten im Schlafrock, sah mehrere Personen ganz von Blut bedeckt herauskommen, andere wurden tot herausgetragen. Unter den Schwerverwundeten befand sich meine Ehrendame, die

Fürstin Gagarin. Die Ursache des Unglücks war, daß das Haus im Herbst in größter Eile erbaut worden war. Ich kam mit einigen blauen Flecken und einem großen Schreck davon. Die Kaiserin, welche ein anderes Haus bewohnte, ließ uns zu sich kommen, und da sie den Wunsch hatte, das Unglück geringer erscheinen zu lassen, mißfiel ihr mein Schreck und schalt mich deshalb aus. Der Oberjägermeister weinte und war in Verzweiflung. Er sprach davon, sich durch einen Pistolenschuß zu töten, tat aber nicht dergleichen. Den Tag darauf kehrten wir nach Petersburg, einige Wochen später in den Sommerpalast zurück.

Um diese Zeit war es, daß der Chevalier Sakromoso in Rußland ankam. Es war sehr lange her, seit ein Malteserritter Rußland besucht hatte. Im allgemeinen sah man damals sehr wenig Fremde in Petersburg; folglich war seine Ankunft ein Ereignis. Man empfing ihn aufs beste und zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten in Petersburg und Kronstadt. Sakromoso wurde uns vorgestellt. Indem er mir die Hand küßte, ließ er ein kleines Billett in meine Hand gleiten und sagte leise: „von Ihrer Frau Mutter." Ich war fast betäubt vor Schreck, es könnte jemand bemerkt haben, besonders die Tschoglokows, die ganz in der Nähe standen. Ich nahm das Billett und schob es in meinen rechten Handschuh. In mein Zimmer zurückgekehrt, las ich das Billett meiner Mutter, die, beunruhigt über mein unfreiwilliges Schweigen, mich nach der Ursache desselben fragte und wissen wollte, in welcher Lage ich mich befinde. Ich antwortete und benachrichtigte sie von dem, was sie wissen wollte. Ich betonte, daß man mir verboten habe, an sie oder an irgend jemand sonst zu schreiben. Daß man es für eine russische Großfürstin nicht passend finde, andere Briefe zu schreiben als die im Ministerium der Auswärtigen An-

gelegenheiten abgefaßten, denen ich nur meine Unterschrift beifügen dürfte. Ich rollte mein Billett zusammen wie das, welches ich erhalten, und erwartete mit Ungeduld und Unruhe den Augenblick, es abzugeben. Bei dem ersten Konzert, welches bei dem Großfürsten stattfand, ging ich durch das Orchester und blieb hinter dem Stuhl des Violinsolisten Ologlio stehen, welcher die Person war, die man mir zur Entgegennahme meiner Antwort bezeichnet hatte. Als er mich hinter seinem Stuhl ankommen sah, tat er, als wolle er sein Taschentuch aus seiner Rocktasche nehmen, und machte so diese Tasche weit offen. Ich ließ ohne das geringste Aufsehen mein Billett hineingleiten, entfernte mich nach einer andern Seite, und niemand faßte den geringsten Argwohn. Sakromoso steckte mir während seines Aufenthaltes in Petersburg noch zwei bis drei Billette zu, und meine Antworten gelangten auf dieselbe Weise an ihn. Niemals hat jemand etwas davon erfahren.

Aus dem Sommerpalast zogen wir nach Petershof, welches damals umgebaut wurde. Man quartierte uns oben in den alten Bau Peters I. ein, der zu jener Zeit noch stand. Aus Langeweile spielte hier der Großfürst jeden Nachmittag mit mir L'Hombre. Wenn ich verlor, wollte er sofort bezahlt sein. Obgleich ich keinen Sous hatte, fing er dennoch an, mit mir Hasard zu spielen. Ich erinnere mich, daß eines Tages seine Nachtmütze uns als Marke für 10000 Rubel diente. Wenn er verlor, wurde er am Ende des Spieles wütend und konnte mehrere Tage hindurch schmollen. Diese Spiele sagten mir in keiner Weise zu.

Während des Aufenthaltes in Petershof bemerkten wir aus unseren Fenstern, daß Herr und Madame Tschoglokow eine erregte Auseinandersetzung hatten. Es verlangte uns ebenso wie Madame Kruse, die Ursache zu

wissen. Madame Kruse begab sich daher zu ihrer Schwester, welche erste Kammerfrau bei der Kaiserin war. Sie kam ganz strahlend zurück, hatte erfahren, daß die Kaiserin von einem zärtlichen Verhältnis Tschoglokows mit einer meiner Ehrendamen, Fräulein Kochelew, Kunde erhalten und in Erfahrung gebracht habe, daß diese guter Hoffnung sei. Die Kaiserin hatte Madame Tschoglokow zu sich gerufen und ihr gesagt, daß ihr Gemahl sie betrüge, während sie ihn bis zur Narrheit liebe, ja so weit verblendet war, das Fräulein, die gute Freundin ihres Gemahls, bei sich wohnen zu lassen. Wenn sie sich augenblicklich von ihrem Gemahl trenne, würde sie einen Schritt tun, den Ihre Majestät begrüßen würde, die die Vermählung Madame Tschoglokows mit ihrem Gemahl nicht gern gesehen hatte. Sie erklärte ihr ferner, sie wolle nicht, daß ihr Gemahl bei uns bleibe, sie werde ihn verabschieden und den Dienst ihr allein überlassen. Im ersten Augenblick leugnete Madame Tschoglokow der Kaiserin gegenüber das Liebesverhältnis ihres Gemahls und erklärte dasselbe für eine Verleumdung. Allein Ihre Majestät hatte das Fräulein selbst befragen lassen. Diese gestand alles ein, was die Gemahlin gegen ihren Gemahl wütend machte. Getrennt durch die Liebe, verbanden sie sich nunmehr aus Interesse. Die Gemahlin ging zu der Kaiserin und sagte ihr, daß sie ihrem Gemahl alles verziehen habe und daß sie bei ihm bleiben wolle aus Liebe zu ihren Kindern. Sie bat Ihre Majestät auf den Knien, ihn nicht schimpflich vom Hof zu verabschieden, indem sie behauptete, dies würde sie entehren und ihr Unglück auf die Spitze treiben. Sie benahm sich bei dieser Gelegenheit mit so viel Festigkeit und Großmut, und ihr Schmerz war so aufrichtig, daß sie den Zorn der Kaiserin entwaffnete. Sie führte auch ihren Gemahl vor Ihre Majestät, sagte ihm offen die

Wahrheit, warf sich dann mit ihm vor der Kaiserin auf die Knie und bat, ihrem Gemahl aus Gnade gegen sie und ihre sechs Kinder, deren Vater er sei, zu verzeihen. Alle diese verschiedenen Szenen dauerten fünf bis sechs Tage. Wir erfuhren fast stündlich, was vorgefallen war, weil man uns während der Zwischenzeit weniger auflauerte und weil alle auf die Verabschiedung der Tschoglokows hofften. Aber der Ausgang entsprach der Erwartung nicht, die man sich gemacht hatte. Nur das Fräulein wurde zu ihrem Onkel, dem Oberhofmarschall Chepelew, geschickt. Die Tschoglokows blieben, obgleich weniger angesehen als bisher. In Oranienbaum wohnten wir dieses Jahr in der Stadt, zur Rechten und Linken des kleinen Hauptgebäudes. Der Hauseinsturz in Gostilitza hatte so großen Schrecken verursacht, daß man in allen Häusern des Hofes die Decken und Fußböden untersuchen ließ und die schadhaften ausgebessert wurden.

Ich stand um drei Uhr morgens auf und kleidete mich selbst von Kopf zu Fuß in Männerzeug. Einer meiner Diener, ein alter Jäger, erwartete mich schon mit den Flinten. Ein Fischerboot lag am Ufer des Meeres bereit. Wir durchschritten den Garten zu Fuß, die Flinte auf der Schulter, und bestiegen das Boot. Ich schoß Enten in dem Schilfrohr, welches das Meer auf beiden Seiten des Kanales von Oranienbaum, welcher zwei Werst weit in das Meer hinausläuft, begrenzt. Wir fuhren oft über diesen Kanal hinaus und wurden daher bisweilen bei stürmischem Wetter in unserm Boote aufs offene Meer hinausgetrieben. Der Großfürst folgte uns eine bis zwei Stunden später, weil er immer ein Frühstück und Gott weiß was sonst noch nötig hatte. Wenn er uns begegnete, gingen wir zusammen. Wenn nicht, schoß und jagte jeder für sich. Um zehn Uhr, und mitunter später,

kehrte ich zurück und kleidete mich zum Diner an. Nach dem Diner ruhte man aus, und abends hatte der Großfürst Musik, oder wir machten einen Spazierritt. Nachdem ich ungefähr acht Tage auf diese Art gelebt hatte, fühlte ich mich sehr angegriffen und begann an Kopfweh zu leiden. Vierundzwanzig Stunden hindurch aß ich nichts, trank nur kaltes Wasser, schlief zwei Nächte so viel ich konnte, dann begann ich die gewohnte Lebensweise und befand mich sehr wohl. Ich erinnere mich, daß ich damals Brantomes Memoiren las, die mich sehr amüsierten. Vorher hatte ich das Leben Heinrichs IV. von Perifix gelesen.

Beim Beginn des Herbstes kehrten wir in die Stadt zurück und erfuhren, daß wir den Winter in Moskau zubringen würden. Madame Kruse meldete mir, daß ich zu dieser Reise meine Wäsche vermehren müsse. Ich beschäftigte mich mit den einzelnen Stücken. Madame Kruse suchte mich zu unterhalten, indem sie die Leinewand in meinem Zimmer schneiden ließ, um, wie sie sagte, mir zu zeigen, wieviel Hemden aus einem Stück Leinewand gemacht werden könnten. Dieser Unterricht oder dieses Amüsement mißfiel offenbar Madame Tschoglokow, welche seit der Entdeckung der Untreue ihres Gemahls in noch schlechterer Stimmung war als vorher. Ich weiß nicht, was sie der Kaiserin sagte, aber eines Nachmittags zeigte sie mir an, daß Ihre Majestät Madame Kruse des Dienstes bei mir enthebe und sich zu dem Kammerherrn Sievers, ihrem Schwiegersohn, zurückziehen werde.

Tags darauf brachte sie mir Madame Wladislawa, die ihre Stelle bei mir einnehmen sollte. Diese war eine großgewachsene Frau, mit den besten Manieren. Ihr geistvoller Ausdruck gefiel mir sogleich. Ich befragte mein Orakel Timotheus Yevreinow über diese Wahl. Er

sagte mir, diese Frau, die ich nie vorher gesehen, sei die Schwiegermutter des Rates Pugovischnikow, erstem Sekretär des Grafen Bestuschew. Es fehle ihr weder an Geist noch an Heiterkeit, aber sie gelte für sehr verschlagen; ich dürfe ihr kein zu großes Vertrauen schenken. Ihr Name war Praskovia Nikitischna.

Sie debütierte vortrefflich, war gesellig, sprach gern und erzählte gut, kannte alle Anekdoten der Vergangenheit und Gegenwart aufs gründlichste, war in die Geschichte von vier bis fünf Generationen aller Familien eingeweiht, hatte die Genealogie der Väter, Mütter, Großmütter und der väterlichen und mütterlichen Ahnen der ganzen Welt in ihrem Gedächtnis. Es hat mich niemand besser als sie über das unterrichtet, was seit hundert Jahren in Rußland vorgegangen war. Geist und Benehmen dieser Frau sagten mir sehr zu, und wenn ich mich langweilte, ließ ich sie plaudern, wozu sie immer bereit war. Ohne Mühe entdeckte ich, daß sie die Worte und Handlungen der Tschoglokows sehr oft mißbilligte. Da sie sehr oft in die Zimmer Ihrer Majestät ging, ohne daß man im geringsten wußte weshalb, hütete man sich vor ihr, ungewiß, wie die unschuldigsten Worte oder Handlungen ausgelegt werden könnten.

Vom Sommerpalast zogen wir in den Winterpalast. Hier wurde Madame La Tour l'Annois uns vorgestellt, die in der ersten Jugend der Kaiserin in ihrem Dienst gewesen war und hoffte, sie werde wegen ihrer alten Bekanntschaft die Gunst und das Vertrauen der Kaiserin wiedererlangen; aber sie täuschte sich sehr, denn alle vereinigten sich, sie davon auszuschließen. Eines Abends, als man im Zimmer der Kaiserin beim Spiel war und Ihre Majestät von einem Zimmer ins andere ging, ohne sich, wie es ihre Gewohnheit war, an irgendeinem Platze niederzulassen, folgte ihr überall Madame

l'Annois. Als Madame Tschoglokow dies sah, sagte sie mir: „Sehen Sie, wie diese Frau die Kaiserin verfolgt; dies soll nicht lange dauern, man wird es ihr schnell genug abgewöhnen, hinter der Kaiserin herzulaufen." Wirklich schickte man sie bald darauf beschenkt nach Frankreich zurück.

Im Laufe des Winters fand die Heirat Graf L'Estocqs und Fräulein Mengens, einer Ehrendame der Kaiserin, statt. Ihre Majestät war mit dem ganzen Hof zugegen und erwies den Neuvermählten die Ehre, sie zu besuchen. Man mußte glauben, daß sie in der höchsten Gunst ständen, allein ein bis zwei Monate später wendete sich das Glück. Als wir eines Abends im Zimmer der Kaiserin spielten, bemerkte ich Graf L'Estocq. Ich näherte mich, um mit ihm zu sprechen. Er sagte mir halblaut: „Nähern Sie sich mir nicht; ich bin eine verdächtige Person." Ich glaubte, er scherze, und fragte ihn, was er damit sagen wolle. Er antwortete: „Ich wiederhole Ihnen im vollen Ernst, sich mir nicht zu nähern, weil ich eine verdächtige Person bin, die man meiden muß." Ich sah, daß sein Ausdruck verändert, sein Gesicht gerötet war. Ich hielt ihn für betrunken und wandte mich von ihm. Als Timotheus Yevreinow mich morgens frisierte, sagte er: „Wissen Sie schon, daß Graf L'Estocq und seine Frau diese Nacht verhaftet und als Staatsverräter auf die Festung gebracht sind?" Niemand wußte weshalb, doch erfuhr man, daß General Stefan Apraxin und Alexander Schuwalow zu Kommissären für diese Angelegenheit ernannt seien.

Die Abreise des Hofes nach Moskau wurde auf den 16. Dezember festgesetzt. Die Zernitschews waren in ein Haus der Kaiserin innerhalb der Festung gebracht worden, welches Smolnoy Dvor hieß. Der ältere der drei Brüder machte mitunter seine Wächter betrunken und

besuchte dann seine Freunde in der Stadt. Eines Tages brachte mir eines meiner Garderobenmädchen, die mit einem Verwandten Yevreinows verlobt war, einen Brief von Andreas Zernitschew, worin er mich um verschiedene Sachen bat. Das Mädchen hatte ihn bei ihrem Zukünftigen gesehen, wo sie den Abend zusammen verbracht hatten. Ich schickte ihm auf demselben Wege, auf welchem sein Brief an mich gelangt war, was er gewünscht hatte, und benutzte einen günstigen Moment, um diesen Brief zu verbrennen.

Wir reisten nach Moskau ab. Der Großfürst und ich fuhren in einem großen Schlitten, dessen vorderen Teil die Kavaliere einnahmen. Im Laufe des Tages setzte sich der Großfürst in einen Stadtschlitten zu Herrn Tschoglokow. Ich blieb in dem großen Schlitten, den wir nie schlossen, und unterhielt mich mit den vor mir Sitzenden. Der Kammerherr, Fürst Alexander Trubetzkoy, erzählte mir, Graf L'Estocq habe sich in den ersten elf Tagen seiner Gefangenschaft auf der Festung durch Hunger töten wollen, aber man habe ihn gezwungen, Nahrung zu nehmen. Er war angeklagt, vom König von Preußen 1000 Rubel für die Betreibung der preußischen Interessen empfangen und einen gewissen Öttinger, der gegen ihn hätte aussagen können, vergiftet zu haben. Er wurde auf die Folter gespannt und nach Sibirien exiliert.

Während der Reise eilte die Kaiserin uns nach Twer voraus. Da die für uns bestimmten Pferde und Lebensmittel für ihr Gefolge genommen wurden, blieben wir vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und ohne Pferde in Twer. Uns hungerte sehr. Gegen Abend brachte Tschoglokow uns einen gebratenen Stör, der uns ein Leckerbissen war. Wir fuhren in der Nacht weiter und kamen drei Tage vor Weihnachten in Moskau an. Die

erste Neuigkeit, welche wir dort erfuhren, war, daß unser Kammerherr, Fürst Alexander Michael Galitzin, im Augenblick unserer Abreise von Petersburg Befehl erhalten hatte, sich als russischer Minister mit 4000 Rubel Gehalt nach Hamburg zu begeben. Man erblickte in ihm wieder einen Exilierten mehr. Seine Schwägerin, Fürstin Gagarin, welche in meiner Umgebung war, weinte viel darüber, und wir alle bedauerten ihn.

Wir bewohnten in Moskau dieselben Gemächer, welche ich 1744 mit meiner Mutter eingenommen hatte. Um in die große Hofkirche zu gehen, mußte man das ganze Haus im Wagen umfahren. Am Weihnachtstage gingen wir zur Zeit der Messe hinab, den Wagen zu besteigen, und befanden uns in einer Kälte von neunundzwanzig Grad schon auf dem Perron der Treppe, als uns seitens der Kaiserin gemeldet wurde, sie dispensiere uns wegen der großen Kälte für heute vom Besuch der Messe. Die Kälte war in der Tat schrecklich. Ich mußte während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Moskau das Zimmer hüten wegen eines roten Ausschlags in meinem Gesicht. Ich ängstigte mich halbtot, die Flecke zu behalten. Ich ließ den Arzt Boërhave rufen, der mir beruhigende und auf die Vertreibung der Flecke gerichtete Mittel verordnete. Nach etwa zehn Tagen konnte ich wieder öffentlich erscheinen. Kurz nach unserer Ankunft in Moskau (1749) meldete mir Madame Wladislawa, die Kaiserin habe befohlen, mein Garderobenmädchen so schnell als möglich zu verheiraten. Der einzige Grund, weshalb man die Heirat beschleunigte, war offenbar, weil ich für dies Mädchen, die ein lustiges Wesen besaß und mich bald auf diese, bald auf jene Art erheiterte, indem sie allen und besonders Madame Tschoglokow sehr komisch nachmachte, eine entschiedene Vorliebe gezeigt hatte. In der Mitte des Karnevals wurde die

Kaiserin von einer sehr heftigen Kolik befallen, welche bald einen ernsthaften Charakter anzunehmen schien. Madame Wladislawa und Temotheus Yevreinow flüsterten mir dies ins Ohr. Ohne sie zu nennen, benachrichtigte ich den Großfürsten, der dadurch in eine gehobene Stimmung versetzt wurde. Eines Morgens meldete mir Yevreinow, der Kanzler Bestuschew und General Apraxin hätten die Nacht im Zimmer Herrn und Madame Tschoglokows zugebracht, woraus man schloß, daß die Kaiserin sehr krank sein müsse. Tschoglokow und seine Frau waren mürrischer als je, kamen zu uns, dinierten und soupierten mit uns, aber ließen kein Wort fallen von dieser Krankheit. Wir sprachen nicht darüber und wagten ebensowenig fragen zu lassen, wie Ihre Majestät sich befände, weil man uns sofort gefragt haben würde: „Wie, woher, von wem wißt ihr, daß sie krank ist?“ und die, welche genannt oder nur beargwöhnt worden wären, würden sicherlich verabschiedet oder verbannt oder selbst vor die geheime Kanzlei, die Staatsinquisition, geschickt worden sein, welche man mehr als das Feuer fürchtete.

Als Ihre Majestät sich endlich besser befand, näherte sie sich mir während einer Vorstellung bei Hof. Ich fand einen günstigen Augenblick, ihr zu sagen, daß weder Tschoglokow noch seine Frau uns von ihrer Krankheit benachrichtigt hätten und daß wir aus diesem Grunde nicht imstande gewesen wären, ihr unsere Teilnahme zu beweisen. Sie nahm dies sehr freundlich auf, und es schien mir, als wäre der Einfluß jener Menschen im Abnehmen.

In der ersten Woche der Fasten wollte Tschoglokow zum Abendmahl gehen. Er beichtete, aber der Beichtvater der Kaiserin verbot ihm das Abendmahl zu nehmen. Der ganze Hof sagte, dies geschehe auf Befehl

Ihrer Kaiserlichen Majestät wegen seines Abenteuers mit Fräulein Kochelew.

Kurz nach meiner Ankunft in Moskau fing ich aus Langeweile an, die Geschichte Deutschlands, in neun Quartbänden, zu lesen. Alle acht Tage beendigte ich einen Band; dann las ich Platos Werke. Meine Zimmer gingen auf die Straße; das Hintergebäude, dessen Fenster auf einen kleinen Hof gingen, wurde vom Großfürsten bewohnt. Ich ließ Madame Wladislawa merken, daß ich von der Nähe der Zimmer des Großfürsten und von dem, was dort vorging, viel zu leiden habe. Der Großfürst dressierte mit seltener Beharrlichkeit, unter lautem Peitschenknallen, eine Meute Hunde, die er, indem er nach Jägerart schrie, in seinen beiden Zimmern auf und nieder trieb. Die Hunde, welche müde wurden oder aus der Reihe liefen, wurden aufs strengste gezüchtigt, worauf sie natürlich noch lauter lärmten. War er endlich dieser für die Ohren wie für die Ruhe seiner Nachbarn unerträglichen Unterhaltung satt, so nahm er eine Geige zur Hand und strich, durch die Zimmer gehend, mißtönig und mit wilder Heftigkeit darauf los. Hierauf begann er die Dressur der Meute und die Züchtigungen wieder, die mir wahrhaft grausam zu sein schienen. Eines Tages, als ich einen armen Hund laut und sehr lange winseln hörte, öffnete ich die Tür meines Schlafzimmers, welche an das Zimmer stieß, wo die Sache vorging. Ich sah, wie er einen seiner Hunde am Halsbande in der Luft hielt, indes ihn einer seiner Burschen beim Schwanz gefaßt hatte, und der Großfürst mit einem dicken Peitschenstocke so stark er konnte darauf losschlug. Ich suchte für das arme Tier Fürbitte einzulegen, bewirkte aber nichts als eine Verdoppelung der Schläge. Da ich dieses widerwärtige Schauspiel nicht ertragen konnte, kehrte ich, Tränen in den Augen, in mein Zimmer zurück.

Tränen und Bitten versetzten den Großfürsten in Zorn, statt ihn zum Mitleid zu bewegen. Mitleid war für seinen Geist ein peinliches, ja ein unerträgliches Gefühl.

Um diese Zeit überbrachte mein Kammerdiener Timotheus Yevreinow mir einen Brief von Andreas Zernitschew, den man endlich freigelassen hatte und der in der Nähe von Moskau vorbeikam, um sich zu dem Regiment zu begeben, in welches er als Leutnant versetzt war. Ich machte es mit diesem Briefe wie mit den vorhergehenden und schickte ihm alles, um das er mich bat.

Im Frühling ließ uns die Kaiserin nach Perowa kommen, wo wir mit ihr einige Tage beim Grafen Rasumowsky zubrachten.

Eines Tages bekam ich wieder heftiges Kopfweh. Der übermäßige Schmerz brachte ein heftiges Herzweh hervor. Erbrechen folgte, und jeder Fußtritt in meinem Zimmer vermehrte mein Leiden. Fast vierundzwanzig Stunden blieb ich in diesem Zustande; endlich schlief ich ein. Den folgenden Tag fühlte ich nur noch große Mattigkeit. Madame Tschoglokow sorgte während dieses Anfalles auf jede Weise für mich. Überhaupt faßten alle diejenigen, mit denen die unverkennbarste Böswilligkeit mich umgab, in kurzer Zeit unwillkürlich ein wohlwollendes Interesse für mich. Alle diese Aufpasser amüsierten sich oft über meine Bemerkungen, und wider ihren Willen verschwand allmählich der Ernst von ihrer Stirn.

Als Ihre Majestät nach Taininska gekommen war, fiel es dem Hetman Grafen Rasumowsky, dem jüngeren Bruder des Günstlings, ein, von seinem Landhause Pokrowskoé aus uns in Rajowa täglich zu besuchen. Er war sehr heiteren Temperaments und ungefähr in unserm Alter. Wir hatten ihn sehr gern. Als Bruder des Günstlings empfingen Herr und Madame Tschoglokow ihn bereitwillig in ihrem Hause. Er dinierte und soupierte

mit uns, und nach dem Souper kehrte er auf sein Gut zurück; er machte also täglich vierzig bis fünfzig Werst. Etwa zwanzig Jahre später hatte ich den Einfall, ihn zu fragen, was ihn zu jener Zeit veranlaßt, die Langeweile und Öde unseres Aufenthaltes in Rajowa mit uns zu teilen, während sein eigenes Haus täglich von der besten Gesellschaft Moskaus wimmelte. Er erwiderte, ohne sich zu bedenken: „Die Liebe." — „Aber, lieber Himmel", sagte ich, „in welche Person unsers Kreises konnten Sie denn damals verliebt sein?" — „In wen!" antwortete er; „in Sie." Ich brach in ein lautes Gelächter aus, denn nie würde mir dies in den Sinn gekommen sein. Dazu war er seit mehreren Jahren mit einer reichen Erbin des Hauses Narischkin vermählt, welche die Kaiserin ihm allerdings gegen seinen Willen zur Gemahlin gegeben, mit der er aber glücklich zu leben schien; trotzdem sich die schönsten Frauen des Hofes und der Stadt um ihn rissen. Er war ein schöner Mensch, von originellem Geiste und gefälligem Benehmen. In Verstand übertraf er bei weitem seinen Bruder, der ihm andererseits an Schönheit gleichkam, in Edelmut und Wohlwollen ihn aber übertraf. Diese beiden Brüder Rasumowsky waren die beliebtesten Günstlinge der Kaiserin.

Um den St.-Peters-Tag ließ uns die Kaiserin zu sich nach Bratowchina kommen. Da ich den ganzen Frühling und einen Teil des Sommers auf der Jagd oder doch fortwährend in freier Luft gewesen war, kam ich in Bratowchina sehr rot und sonnenverbrannt an. Als die Kaiserin mich sah, schalt sie über meine Röte und sagte, sie werde mir ein Wasser schicken zur Entfernung meines Sonnenbrandes. Wirklich sandte sie sogleich eine Flasche mit einer Mischung von Zitronensaft, Eiweiß und Franzbranntwein. Sie befahl meinen Kammerfrauen, mich mit der Mischung zu behandeln. Nach einigen Ta-

gen verschwand mein Sonnenbrand. Seitdem habe ich dies Mittel gebraucht und es anderen für ähnliche Fälle mitgeteilt. Bei Erhitzung der Haut kenne ich kein besseres Heilmittel. Auch gegen das, was man im Russischen Лишай nennt, eine Erhitzung, welche Aufspringen der Haut verursacht, ist es wirksam.

Den Tag des heiligen Peter brachten wir im Kloster Troïtza zu. Nach unserer Ankunft gingen wir in das Zelt der Kaiserin und fanden sie beschäftigt, den Verwalter des Gutes zu schelten. Sie war gekommen, um auf die Jagd zu gehen, und hatte keine Hasen vorgefunden. Der Mensch war blaß und zitterte. — Sie überhäufte ihn mit Schmähungen jeder Art und war außer sich vor Wut. Als sie uns zum Handkuß kommen sah, umarmte sie uns wie gewöhnlich und setzte dann ihr Schelten fort. Endlich brachte ein Narr der Kaiserin, namens Aksakow, sie zum Schluß. Er trat mit einem kleinen Stachelschwein herein, welches er in seinem Hute darreichte. Sie näherte sich ihm, um es zu betrachten, stieß aber, sowie sie es sah, einen lauten Schrei aus, erklärte, es gleiche einer Maus, und entfloh spornstreichs in ihr Zelt. Sie hatte die größte Furcht vor Mäusen. Wir sahen sie dann nicht mehr; sie dinierte allein.

Eines Sonntags, als wir schon nach Rajowa zurückgekehrt waren, ließ die Kaiserin uns nach Taininskoé kommen, und wir hatten die Ehre, daselbst an Ihrer Majestät Tafel mit ihr zu dinieren. Bei dieser Gelegenheit betrank sich der Großfürst unter Beistand des Marschalls Buturlin, der kein Verächter des Trunkes war, auf eine Weise, die alles Maß überschritt, so daß er nicht mehr wußte, was er sagte und tat und so peinlich auffiel, daß mir die Tränen in die Augen kamen, daß ich suchte, soviel in meinen Kräften stand, alles Verwerfliche an ihm zu verbergen. Die Kaiserin nahm

meine schmerzliche Erregung gut auf und erhob sich von der Tafel eher als gewöhnlich. Seine Kaiserliche Hoheit hatte am Nachmittag mit Graf Rasumowsky auf die Jagd gehen sollen, blieb jedoch in Taininskoé, während ich nach Rajowa zurückkehrte. Unterwegs befiel mich heftiges Zahnweh. Das Wetter begann kalt und feucht zu werden, und in Rajowa gab es nichts als das nackte Obdach. Der Bruder Madame Tschoglokows, Graf Hendrikow, welcher diensttuender Kammerherr bei mir war, machte seiner Schwester den Vorschlag, mich augenblicklich zu kurieren. Sie sprach mit mir davon. Ich willigte ein, sein Mittel zu versuchen. Er ging sogleich in das andere Zimmer und brachte eine ganz kleine Papierrolle, die er mich aufforderte, mit dem kranken Zahn zu kauen. Kaum hatte ich es getan, als meine Zahnschmerzen so heftig wurden, daß ich mich zu Bette legen mußte. Ein hitziges Fieber ergriff mich, ich begann zu phantasieren. Madame Tschoglokow, über meinen Zustand erschreckt, schalt ihren Bruder, dessen Mittel ihr daran schuld zu sein schien.

Sie verließ mein Bett die ganze Nacht nicht, ließ der Kaiserin sagen, ihr Haus in Rajowa sei durchaus kein geeigneter Aufenthalt für jemand, der so krank sei wie ich, und brachte es dahin, daß man mich den folgenden Tag, krank wie ich war, nach Moskau übersiedelte.

Zu Anfang September begab sich die Kaiserin in das Kloster Voskressensky, indem sie uns Befehl ließ, ihr zu ihrem Namenstage zu folgen. An diesem Tage machte sie Ivan Ivanowitsch Schuwalow zum Kammerkavalier. Es war dies ein Ereignis bei Hofe. Alle sagten sich ins Ohr, er sei ihr neuer Günstling. Ich freute mich seines Avancements, weil ich ihn als einen Menschen, dessen Streben viel versprach, erkannt hatte.

Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, wurde ich krank

an einem von heftigem Fieber begleiteten Halsweh. Die Kaiserin besuchte mich während dieser Krankheit. Kaum begann ich mich zu erholen, als Ihre Majestät mir durch Madame Tschoglokow befehlen ließ, bei der Hochzeit der Nichte der Gräfin Romanzow zugegen zu sein und die Verlobte zu koiffüren. Sie verheiratete sich mit Alexander Narischkin. Ich sah an diesem Auftrag deutlich, daß man sich um meine Gesundheit und vielleicht um mein Leben wenig kümmere. Doch ich raffte meine Kräfte zusammen, und am festgesetzten Tage brachte man die Verlobte in mein Zimmer. Ich koiffürte sie mit meinen Diamanten, worauf sie in die Hofkirche zu ihrer Trauung ging. Ich meinerseits mußte mich mit Madame Tschoglokow und meinem Hofe in das Haus Narischkin begeben. Um in das Haus Narischkin zu gelangen, mußte man ganz Moskau durchfahren, eine Entfernung von wenigstens sieben Wersten. Es war im Oktober, gegen neun Uhr abends. Es fror stark, und das Glatteis war so schlimm, daß man nur sehr langsam gehen konnte. Ich war mindestens dritthalb Stunden unterwegs auf dem Hinwege und ebensoviel auf dem Rückwege, und kein Mensch oder Pferd war in meinem Gefolge, die nicht mehrere Male zu Boden fielen. Als wir endlich bis zur Kirche Kasansky, in der Nähe des Tores Troïtzkaja, gekommen waren, fanden wir ein neues Hindernis. In dieser Kirche fand zur selben Stunde die Trauung der Schwester Ivan Ivanowitsch Schuwalows statt, welche von der Kaiserin koiffürt worden war, indes ich Fräulein Romanzow koiffürte. Eine große Anzahl von Karossen drängte sich am Tore. Wir mußten jeden Augenblick stillstehen, dann fing das Hinfallen wieder an, da nicht ein Pferd für das Eis beschlagen war. Endlich kamen wir, nicht gerade in der besten Stimmung, an. Wir warteten sehr lange auf

die Neuvermählten, denen es ungefähr ebenso ging wie uns. Der Großfürst begleitete den Bräutigam. Dann hatten wir noch auf die Kaiserin zu warten. Endlich setzte man sich zu Tische. Nach dem Souper gab es einige Festtänze im Vorzimmer, worauf uns befohlen wurde, die Neuvermählten in ihre Gemächer zu geleiten. Hierbei mußte man mehrere sehr kalte Korridore passieren, mehrere Treppen hinansteigen, die nicht weniger kalt waren, dann durch lange, in Eile von feuchtem Bretterwerk errichtete Galerien gehen, an denen das Wasser überall herunterlief. Endlich in den Gemächern angelangt, setzte man sich an eine Tafel, auf welcher der Nachtisch serviert war. Man hielt sich nur einen Augenblick dort auf, um die Gesundheit der Vermählten auszubringen, führte dann die Braut ins Schlafgemach und entfernte sich. Den folgenden Abend mußten wir wieder zu ihnen.

Zu Anfang des Winters bemerkte ich eine große Unruhe an dem Großfürsten. Ich wußte nicht, was dies zu bedeuten hatte. Er richtete seine Meute nicht mehr ab, kam zwanzigmal des Tages in mein Zimmer, hatte ein leidendes Aussehen, war träumerisch und zerstreut. Er kaufte sich deutsche Bücher; aber was für Bücher! Ein Teil davon bestand aus lutherischen Gebetbüchern, der andere aus Geschichten und Prozessen von Straßenräubern, welche man gehängt oder gerädert hatte. Er las beides abwechselnd, wenn er nicht mit der Violine beschäftigt war. Da er gewöhnlich nicht lange bei sich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er niemandem außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig seine Geständnisse ab.

Eines Tages entdeckte er mir denn auch endlich, was ihn quälte. Damals stand das Regiment Butirsky in Moskau. In diesem Regimente war ein Leutnant Yakow Ba-

turin, ein Spieler und anerkannter Taugenichts; er steckte bis über den Kopf in Schulden. Ich weiß nicht, auf welche Art oder durch welchen Zufall dieser Mensch mit den Jägern der Meute des Großfürsten bekannt wurde. Baturin ließ den Großfürsten durch die Jäger um eine Audienz auf der Jagd ersuchen. Hierauf ging der Großfürst anfangs nicht ein, später gestand er sie zu. Als nun der Großfürst eines Tages jagte, erwartete ihn Baturin an einer verborgenen Stelle. Sowie er den Großfürsten erblickte, fiel er vor ihm auf die Knie und schwor: er erkenne keinen andern Herrn als ihn an und werde alles tun, was er ihm befehlen werde. Der Großfürst sagte mir, als er diesen Eid gehört, habe er sich erschrocken, habe seinem Pferde die Sporen gegeben und jenen auf den Knien im Walde liegenlassen. Seine gegenwärtige Besorgnis knüpfte sich an die Tatsache, daß, einer Mitteilung der Jäger zufolge, Baturin verhaftet und nach Preobrajenskoje gebracht worden war, wo sich die geheime Kanzlei befand, welche die Staatsverbrechen untersuchte. Seine Kaiserliche Hoheit zitterte für die Jäger und fürchtete sehr, bloßgestellt zu werden. Was die Jäger betraf, so erfüllten sich seine Besorgnisse bald. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß sie verhaftet und nach Preobrajenskoje gebracht worden seien. Ich suchte seine Besorgnisse zu mindern, indem ich ihm vorstellte, daß, wenn er wirklich keine andere als die erwähnte Unterredung gehabt habe, es mir höchstens eine Unklugheit scheine, sich mit schlechter Gesellschaft abgegeben zu haben. Bald darauf meldete er mir, mehrere der Jäger seien in Freiheit gesetzt, jedoch mit dem Befehl, über die Grenze gebracht zu werden. Sie hätten ihm sagen lassen, sein Name sei nicht genannt, worüber er vor Freude außer sich war. Er beruhigte sich, und man berührte die Sache nicht weiter.

Was Baturin betrifft, so wurde er schuldig befunden. Ich brachte in Erfahrung, daß er beabsichtigte, die Kaiserin zu töten, den Palast zu verbrennen und während des dadurch hervorgerufenen Schreckens und der allgemeinen Verwirrung den Großfürsten auf den Thron zu heben. Er wurde, nachdem er gefoltert war, verurteilt, den Rest seiner Tage in der Festung Schlüsselburg gefangengehalten zu werden.

Am 15. Dezember begaben wir uns von Moskau nach Petersburg. Wir reisten in offenem Schlitten, Tag und Nacht. Auf der Hälfte des Weges begann ich wieder an heftigen Zahnschmerzen zu leiden. Trotzdem gab der Großfürst nicht zu, daß der Schlitten geschlossen wurde. Nur widerwillig erlaubte er mir, den Vorhang des Schlittens ein wenig anzuziehen, um mich vor einem kaltfeuchten Wind, der uns entgegenwehte, zu schützen. Endlich erreichten wir Zarskoje Selo, wo die Kaiserin, die wie gewöhnlich uns vorauseilte, schon eingetroffen war. Gleich nachdem ich ausgestiegen, zog ich mich in die uns bestimmten Gemächer zurück, schickte nach dem Arzt Ihrer Majestät, Boërhave (dem Neffen des berühmten), und bat ihn, mir den Zahn, der mich seit vier bis fünf Monaten quälte, ausziehen zu lassen. Er gab nur mit Mühe seine Einwilligung und ließ meinen Chirurgen Gyon holen. Ich setzte mich auf die Erde. Boërhave auf der einen, Tschoglokow auf der andern Seite, und Gyon zog mir den Zahn aus. Aus dem Munde strömte das Blut. Boërhave rief aus: „Der Ungeschickte, das war es, was ich fürchtete und weshalb ich nicht wollte, daß er ausgezogen würde!“ Gyon hatte, indem er den Zahn auszog, etwas vom Kiefer mit abgerissen. Gerade als dies vorging, kam die Kaiserin an die Tür meines Zimmers. Man sagte mir nachher, daß sie bis zu Tränen gerührt gewesen sei. Ich verließ mein Zim-

mer nicht vor Mitte Januar 1750, weil die fünf Finger Gyons in blauen und gelben Flecken auf dem untern Teile meiner Wange sichtbar waren.

Die Kaiserin blieb während des größten Teils des Karnevals in Zarskoje Selo. Petersburg war wie ausgestorben.

Sechs Monate und zuweilen mehr vergingen, ehe Hof und Stadt wieder wurden, was sie vor der Abreise des Hofes gewesen waren. Während seiner Abwesenheit wuchs das Gras in den Straßen von Petersburg, weil fast kein einziger Wagen in der Stadt war. Während dieser Zeit sann Tschoglokow darauf, uns zu amüsieren. Er lud die Hofkavaliere und Hofdamen ein, dazu die Prinzessin von Kurland, Tochter Herzogs Ernst Johann Biron, des früheren Favoriten der Kaiserin Anna. Die Kaiserin Elisabeth hatte den Herzog aus Sibirien zurückgerufen, wohin er unter der Regentschaft der Prinzessin Anna verbannt worden war. Die Tochter war ziemlich klein. Aber sie hatte schöne Augen, Geist und besaß ein Talent für die Intrige. Tschoglokow beeiferte sich, ihr Aufmerksamkeiten zu beweisen, weil der ältere Bruder der Prinzessin den Grund zu seinem Glücke gelegt hatte, indem er ihn aus dem Kadettenkorps, wo er erzogen wurde, in die Garde zu Pferd versetzte und ihn als Ordonnanz bei sich behielt. Die Prinzessin von Kurland, die auf diese Art mit uns in Berührung kam und jeden Tag mehrere Stunden mit dem Großfürsten, Tschoglokow und mir Trisett spielte, benahm sich anfangs mit der größten Zurückhaltung. Sie war von einnehmendem Wesen, und ihre geistvolle Plauderei ließ ihr unangenehmes Äußere vergessen, besonders, wenn sie saß. Sie richtete an jeden Worte, die ihm gefallen mußten. In den Augen des Großfürsten hatte sie ein anderes, nicht wenig großes Verdienst: sie war eine

deutsche Prinzessin, folglich sprach er nur deutsch mit ihr. Er fing an, ihr so viel Aufmerksamkeit zu beweisen, als er dessen fähig war. Wenn sie in ihren Zimmern dinierte, schickte er ihr Wein und einige Lieblingsgerichte von seinem Tisch, und wenn er eine neue Grenadiermütze oder ein neues Bandelier erfand, schickte er ihr diese auch, um sie ihr zu zeigen. Die Prinzessin von Kurland, die damals etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zählen mochte, war übrigens nicht die einzige Eroberung, welche der Hof in Moskau gemacht hatte. Die Kaiserin hatte auch die beiden Gräfinnen Woronzow, Nichten des Vizekanzlers und Töchter des Grafen Roman Woronzow, seines jüngern Bruders, herangezogen, die ältere, Marie, zählte damals vierzehn Jahre. Sie war unter die Ehrendamen der Kaiserin aufgenommen worden. Die jüngere, Elisabeth, war erst elf Jahre alt. Man gab sie mir. Es war ein sehr häßliches Kind mit olivenfarbenem Teint, dazu im höchsten Grade unreinlich. Gegen das Ende des Karnevals kehrte Ihre Majestät in die Stadt zurück. In der ersten Fastenwoche hatten wir unsere religiösen Übungen angefangen. Mittwoch abends sollte ich im Hause der Madame Tschoglokow ein Bad nehmen. Sie meldete auch dem Großfürst den Befehl Ihrer Majestät: gleichfalls ein Bad zu nehmen. Nun waren die Bäder und andere russische Gewohnheiten oder Landessitten dem Großfürsten nicht allein unangenehm, sondern er haßte sie tödlich. Er erklärte rund heraus, er werde es nicht tun. Sie erwiderte, das heiße: Ihrer Kaiserlichen Majestät ungehorsam sein. Er behauptete, man dürfe ihm nicht befehlen, was seiner Natur widerstrebe. Er wisse, daß, da er niemals ein Bad genommen, es ihm schaden würde; er wolle nicht sterben. Das Leben sei das teuerste aller Güter, und die Kaiserin werde ihn nicht zwingen, hinzugehen. Madame

Tschoglokow entgegnete, Ihre Majestät werde seinen Ungehorsam zu strafen wissen. Hierüber geriet er in Zorn und sagte mit Heftigkeit: „Ich werde abwarten, was sie tun wird; ich bin kein Kind.“ Madame Tschoglokow drohte dann, die Kaiserin werde ihn auf die Festung schicken; worauf er bitterlich zu weinen anfing. Sie sagten sich die größten Grobheiten, welche die Wut eingeben kann. Endlich entfernte sie sich, indem sie erklärte, sie werde diese Unterredung der Kaiserin Majestät wörtlich wiederholen. Sie kam wieder und sagte, die Kaiserin sei sehr böse, daß wir keine Kinder hätten, und wolle wissen, an wem von uns beiden die Schuld liege. Mir werde sie eine Hebamme und ihm einen Arzt schicken. Hieran schlossen sich viele andere beleidigende Bemerkungen, die weder Zweck noch Ziel hatten, bis sie zuletzt damit schloß, uns zu sagen, daß die Kaiserin uns unsere religiösen Übungen für diese Woche erlasse, weil der Großfürst erklärt habe, das Bad schade seiner Gesundheit.

Um die Mitte der Fastenzeit begab sich die Kaiserin nach Gostilitza zu dem Grafen Rasumowsky, um sein Namensfest dort zu feiern; uns schickte sie mit ihren Ehrendamen und unserem gewöhnlichen Gefolge nach Zarskoje Selo. Das Wetter war so ungewöhnlich milde, daß schon am 17. März der Schnee vom Wege verschwunden und Staub an seine Stelle getreten war. In Zarskoje Selo angekommen, gingen der Großfürst und Tschoglokow auf die Jagd. Ich und meine Ehrendamen bewegten uns so viel als möglich im Freien, sowohl zu Fuß als zu Wagen. Am Abend wurden verschiedene kleine Spiele gespielt. Hier zeigte der Großfürst, besonders wenn er viel getrunken hatte, eine entschiedene Neigung für die Prinzessin von Kurland. Er verließ sie mit keinem Schritte, sprach nur mit ihr, was meine

Eitelkeit und Eigenliebe aufs höchste beleidigte, wenn ich bedachte, daß diese kleine Mißgeburt mir vorgezogen wurde. Eines Abends, als ich von Tische aufstand, sagte mir Madame Wladislawa, alle seien entrüstet über die Bevorzugung der Buckligen. Ich erwiderte: „Was tun?" und entfernte mich, um schlafen zu gehen. Kaum war ich eingeschlafen, als der Großfürst kam. Da er betrunken war und nicht wußte, was er tat, richtete er das Wort an mich, um mich von den ausgezeichneten Eigenschaften seiner Schönen zu unterhalten. Ich stellte mich, als ob ich in tiefem Schlaf läge, um ihn wenigstens zum Schweigen zu bringen. Er sprach aber nur lauter, um mich aufzuwecken, und als er sah, daß ich kein Zeichen des Wachseins gab, versetzte er mir zwei bis drei heftige Faustschläge in die Seite, indem er über meinen tiefen Schlaf grollte. Dann wandte er sich um und schlief ein. Ich weinte diese Nacht lange über den Vorgang an sich, über die Faustschläge, die er mir gegeben, über meine ganze in jeder Beziehung ebenso unangenehme als langweilige Situation. Am folgenden Morgen schien er sich über das, was er getan, zu schämen; er sprach nicht davon, und ich tat, als hätte ich nichts gefühlt.

Etwas anderes begegnete ihm noch in dieser Woche, was ihm ebenfalls Verlegenheit bereitete. Er hatte in seinem Zimmer, wo er sich den ganzen Tag über immer auf die eine oder die andere Art umhertrieb, sich eines Nachmittags damit beschäftigt, mit einer großen Kutscherpeitsche, die er sich hatte machen lassen, zu knallen. Er schlug damit rechts und links und trieb seine Kammerdiener von einer Ecke zur andern, indem sie seine Schläge zu vermeiden suchten. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er sich selbst einen heftigen Schlag auf den Backen gab. Die Schramme ging über die ganze linke Seite seines Gesichts und war bis aufs Blut sichtbar. Er

war sehr bestürzt, weil er fürchtete, er werde Ostern nicht ausgehen können, und die Kaiserin werde ihm einen unangenehmen Verweis zuziehen. Ich sah ihn mit blutiger Wange hereinkommen und rief, als ich seinen Unfall bemerkte: „Mein Gott! was ist Ihnen begegnet?" Er erzählte mir, was vorgefallen war. Nachdem ich einen Augenblick überlegt, sagte ich: „Vielleicht wird es mir gelingen, Ihnen zu helfen. Ich schickte nach einer Pomade, die mein Arzt Gyon mir vor einigen Jahren gegeben hatte, als ich mir bei einem Fall im Garten von Peterhof die Wange verletzte. Man brachte mir diese Pomade, ich ging zum Großfürsten und legte sie so geschickt auf, daß er selbst im Spiegel nichts davon sah. Am Donnerstag gingen wir mit der Kaiserin in der großen Hofkirche zum Abendmahl und kehrten nach der Kommunion auf unsere Plätze zurück. Der Großfürst saß mit seiner Wange gegen das Licht. Tschoglokow, indem er den Großfürsten anblickte, sagte: „Wischen Sie Ihre Wange ab, Sie haben Pomade darauf." Hierauf wendete ich mich wie scherzend zum Großfürsten: „Und ich, Ihre Frau, verbiete Ihnen, sie abzuwischen." Der Großfürst sagte dann zu Tschoglokow: „Sie sehen, wie uns die Frauen behandeln; wir wagen selbst nicht uns abzuwischen, wenn sie es nicht wollen." Tschoglokow lachte und sagte: „Das ist wirklich eine Frauenlaune." Hierbei blieb es denn, und der Großfürst wußte mir in doppelter Beziehung Dank für die Pomade, die ihm Unannehmlichkeiten ersparte, und für meine Geistesgegenwart, die selbst bei Tschoglokow nicht den geringsten Argwohn zurückließ.

Da ich die Osternacht durchwachen mußte, ging ich am Sonnabend vorher um fünf Uhr nachmittags zu Bette, um bis zu der Stunde zu schlafen, wo ich mich anzukleiden hatte. Kaum befand ich mich im Bette, als

der Großfürst eilig hereinstürzte und mich aufforderte, ohne Verzug aufzustehen, um Austern zu essen, die ganz frisch aus Holstein für ihn angekommen waren. Es war für ihn ein großes Fest, wenn Austern ankamen. Er aß sie sehr gern, und sie kamen aus seinem Vaterlande Holstein, für welches er eine große Vorliebe hatte — das er aber deshalb nicht besser regierte, sondern die scheußlichsten Dinge tat und geschehen ließ. Nicht aufzustehen, würde ihn sehr beleidigt und mich einem heftigen Zank ausgesetzt haben. Ich stand also auf und begab mich in sein Zimmer, obgleich ich von den Andachtsübungen der heiligen Woche erschöpft war. In seinem Zimmer angelangt, fand ich die Austern serviert. Ich aß ein Dutzend und erhielt die Erlaubnis, mich wieder zu Bette legen zu dürfen; er blieb zurück, um sein Austernmahl zu vollenden. Auch dadurch, daß ich nicht zu viel aß, erwies ich ihm einen Gefallen, denn um so mehr blieben für ihn übrig, da er im Austernessen unersättlich war.

Um diese Zeit etwa kamen Graf Bernis als Gesandter des Wiener Hofes, Graf Lynar als dänischer Gesandter und General Arnheim als sächsischer Gesandter nach Rußland. Der letztere brachte seine Gemahlin, eine geborene Hoim, mit. Graf Bernis war ein Piemontese. Er mochte damals einige fünfzig Jahre zählen, war geistvoll, liebenswürdig, heiter und dabei von einer Art und Weise, daß die jungen Leute seinen Umgang dem ihrer Altersgenossen vorzogen. Unzählige Male habe ich gesagt und es wiederholt, daß, wenn dieser oder ein ihm ähnlicher Mensch den Großfürsten erzogen hätte, die besten Resultate erzielt worden wären. Zumal dieser selbst erklärte, in der Nähe eines solchen Menschen würde man sich schämen, Dummheiten zu begehen.

Graf Lynar, der Gesandte des Königs von Däne-

mark, war nach Rußland geschickt worden, um wegen des Austausches von Holstein, das dem Großfürsten gehörte, gegen die Grafschaft Oldenburg zu unterhandeln. Er war ein Mensch, der, wie man sagte, mit großen Kenntnissen große Geschicklichkeit vereinigte. Sein Äußeres war das eines vollkommenen Gecken. Er war groß und wohlgebaut, rötlichblond, mit einem frauenhaft weißen Teint. Man sagte, er sei so sehr um seine Schönheit besorgt, daß er erst schlafe, nachdem er Gesicht und Hände mit Pomade bedeckt, Handschuhe angezogen und eine Nachtmaske aufgesetzt habe. Er rühmte sich, achtzehn Kinder zu haben, und behauptete, daß er die Ammen seiner Kinder immer in den Stand gesetzt habe, es zu werden. Gleich nach seiner Ankunft hatte dieser Mensch nichts eiliger zu tun, als seine Unterhandlung hinsichtlich des Austausches von Holstein gegen die Grafschaft Oldenburg auszukramen. Der Großkanzler, Graf Bestuschew, ließ Pechlin, den Minister des Großfürsten für Holstein, zu sich rufen und sagte ihm, weshalb Lynar gekommen sei. Pechlin berichtete darüber an den Großfürsten. Dieser liebte sein holsteinisches Land leidenschaftlich. Seit unserm Aufenthalt in Moskau hatte man es Ihrer Kaiserlichen Majestät als zahlungsunfähig geschildert. Er hatte die Kaiserin um Geld gebeten, sie hatte ihm etwas gegeben. Dies Geld war leider nie nach Holstein gelangt, sondern die schlimmsten Schulden Seiner Kaiserlichen Hoheit in Rußland davon bezahlt worden. Pechlin schilderte die holsteinischen Angelegenheiten in pekuniärer Beziehung als verzweifelt. Dieser Pechlin war ein sehr kleiner und ein sehr dicker Mensch, der eine ungeheure Perücke trug, dem es aber weder an Kenntnissen noch an Geschicklichkeit fehlte. Er stellte dem Großfürsten vor, zu hören sei noch nicht zu unterhandeln, und brachte ihn zuletzt dahin, daß er Pechlin

autorisierte, die dänischen Vorschläge anzuhören, womit die Unterhandlung eröffnet war. Im Grunde war sie dem Großfürsten peinlich, und er sprach dies gegen mich aus. Ich, die ich in der alten Bitterkeit des Hauses Holstein gegen Dänemark groß geworden war, arbeitete beim Großfürsten dagegen, soviel ich imstande war. Je weiter die Unterhandlung vorrückte, um so mehr war man bemüht, sie dem Großfürsten in einem günstigen und gefälligen Lichte darzustellen. Ich sah ihn oft entzückt über das, was er erhalten würde, dann wieder hatte er nagende Gewissensbisse über das, was er aufgab. Sah man ihn schwankend, setzte man die Beratungen aus und begann sie erst wieder, nachdem man eine Lockspeise gefunden, welche ihm die Sache vorteilhaft erscheinen ließ.

Zu Anfang des Frühlings siedelten wir in den Sommergarten, in das kleine von Peter I. gebaute Haus über, dessen Zimmer mit dem Garten auf einem Niveau liegen. In diesem Hause erlebte ich eins der verdrießlichsten Dinge, die mir während der ganzen Regierung der Kaiserin Elisabeth begegnet sind. Eines Morgens entdeckte man mir, die Kaiserin habe meinen alten Kammerdiener Timotheus Yevreinow verabschiedet. Zum Vorwande dieser Entlassung hatte man einen Streit genommen, den er in einem Garderobenzimmer mit einem Menschen gehabt, der uns den Kaffee präsentierte. Der Großfürst hatte sie dabei angetroffen und einen Teil des Zankes mit angehört. Der Gegner Yevreinows hatte sich bei Tschoglokow beschwert und behauptet, jener habe ihm, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Großfürsten, die größten Beleidigungen gesagt. Tschoglokow berichtete sofort an die Kaiserin, welche befahl, beide vom Hofe zu entfernen. Yevreinow wurde nach Kasan verwiesen, wo man ihn später zum

Polizeimeister machte. Der Kern der Sache war, daß Yevreinow sowohl als der andere, besonders aber der erstere, uns sehr ergeben waren. Er hatte alles, was ich besaß, unter Händen. Die Kaiserin befahl, daß ein Mensch, der sein Gehilfe gewesen, seinen Platz einnehme. In diesen setzte ich seitdem kein Vertrauen mehr.

Nach einem kurzen Aufenthalte in dem Hause Peters I. kehrten wir in den aus Holz gebauten Sommerpalast zurück, wo man neue Gemächer für uns eingerichtet hatte, deren eine Seite auf die Fontanka, damals ein schlammiger Morast, die andere auf einen elenden engen Hof hinausging. Am Pfingsttag ließ mir die Kaiserin sagen, ich möge die Gemahlin des sächsischen Gesandten, Frau von Arnheim, zu mir einladen. Sie war eine große Dame, wohlgebaut, fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt, und kam um fünf Uhr nachmittags zum Ausreiten zu mir, von Kopf bis zu den Füßen als Mann gekleidet. Sie wußte nicht, wo mit ihrem Hut und ihren Händen zu bleiben, und kam uns ziemlich linkisch vor. Da ich wußte, daß die Kaiserin es nicht gern sah, wenn ich als Mann ritt, hatte ich mir einen englischen Frauensattel machen lassen und ein englisches Reitkleid angezogen. Ich ging hinunter, um mein Pferd zu besteigen. In diesem Augenblick kam Ihre Majestät in unser Zimmer, um uns fortreiten zu sehen. Da ich damals sehr behend war, sprang ich auf mein Pferd, sowie ich ihm nahe kam. Mein Kleid, welches offen war, ließ ich zu beiden Seiten des Pferdes niederfallen. Die Kaiserin brach in einen Ruf des Erstaunens aus und sagte, es sei unmöglich, besser zu Pferde zu sitzen. Sie fragte, was für einen Sattel ich habe, und als sie hörte, es sei ein Frauensattel, erklärte sie: „Man sollte schwören, daß sie auf einem Männersattel sitzt." Frau von Arnheim hatte ihr Pferd aus ihrem Hause bringen las-

sen. Es war eine elende schwarze Mähre, groß und plump, so daß die Hofleute behaupteten, sie sei eins der Deichselpferde ihrer Karosse. Sie bedurfte einer Leiter, um sie zu besteigen. Alles dies geschah auf sehr umständliche Weise und zuletzt mit Hilfe mehrerer Personen. Auf ihrer Mähre sitzend, begann diese einen Trab, der die Dame, welche weder fest im Sattel noch in den Steigbügeln war und sich mit der Hand am Sattel hielt, heftig schüttelte. Als ich sie im Sattel sah, ritt ich voraus, und wer konnte, folgte mir nach. Ich erreichte den Großfürsten, der mir vorangeritten war, und Frau von Arnheim auf ihrer Mähre blieb zurück. Man erzählte mir, die Kaiserin habe laut gelacht und sei von der Reitkunst Frau von Arnheims wenig erbaut gewesen. Madame Tschoglokow nahm sie, welche sowohl ihren Hut wie ihre Steigbügel verlor, in einiger Entfernung vom Hofe in ihren Wagen auf. So gelangte sie wenigstens nach Katharinenhof. Aber das Abenteuer war damit nicht zu Ende. Es hatte an diesem Tage bis drei Uhr nachmittags geregnet, und der Treppenperron des Hauses in Katharinenhof war mit Wasserpfühlen bedeckt. Nachdem ich vom Pferde gestiegen war und eine Weile im Saale des Hauses, wo viele Leute versammelt waren, zugebracht hatte, fiel es mir ein, über den offenen Perron in das Zimmer zu gehen, wo meine Damen sich aufhielten. Frau von Arnheim wollte mir folgen, und da ich schnell ging, konnte sie dies nur, indem sie lief, wobei sie in die Wasserpfühle trat, ausglitt und der Länge nach hinfiel. — Ein Vorfall, bei dem die Zuschauer auf dem Perron in ein lautes Gelächter ausbrachen. Sie erhob sich etwas verwirrt und schob die Schuld ihres Falles auf die neuen Stiefel, die sie an diesem Tage angezogen. Wir kehrten zu den Wagen zurück, und unterwegs unterhielt sie uns von der Vortrefflichkeit ihrer Mähre, in-

des wir uns die Lippen bissen, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Vom Sommerpalast gingen wir nach Petershof, wo wir dieses Jahr in Monplaisier wohnten. Von dort begaben wir uns nach Oranienbaum, wo wir jeden Tag auf der Jagd und bisweilen dreizehn Stunden an einem Tage zu Pferde waren. Ich ritt leidenschaftlich gern. Je wilder die Bewegung, desto angenehmer war sie für mich, so daß, wenn mein Pferd fortlief, ich ihm nacheilte und es zurückbrachte. Ich hatte während dieser Zeit auch immer ein Buch in der Tasche, und so oft ich einen freien Augenblick fand, benutzte ich ihn, um zu lesen.

Ich bemerkte während der Jagden, daß Tschoglokow weit freundlicher wurde, besonders gegen mich. Dies ließ mich fürchten, daß er die Absicht habe, mir den Hof zu machen, was mir in keiner Beziehung gefiel. Ich vermied und vereitelte alle Nachstellungen Tschoglokows auf eine, wie mir scheint, sehr geschickte Weise, ohne daß er sich doch je wegen Mangel an Höflichkeit hätte beschweren können. Seine Frau verstand dies zu würdigen und wußte es mir zu danken. Sie schloß plötzlich große Freundschaft mit mir, zum Teil, wie meine weitere Erzählung zeigen wird, aus den angegebenen Ursachen.

An unserem Hofe waren zwei Kammerherren Saltikow, Söhne des Generaladjutanten Wasili Theodorowitsch Saltikow, dessen Gemahlin Maria Alexiewna, geborene Galitzin und Mutter dieser jungen Herren, bei der Kaiserin in hohem Ansehen stand, wegen der ausgezeichneten Dienste, welche sie ihr bei ihrer Thronbesteigung geleistet, und der seltenen Treue und Ergebenheit, welche sie ihr bewiesen hatte. Der jüngere ihrer Söhne war seit kurzem mit einer Ehrendame der Kaiserin, Matrena Paulowna Balk, verheiratet. Sein

älterer Bruder hieß Peter. Derselbe war ein Einfaltspinsel und hatte die stumpfsinnigste Physiognomie, die ich je gesehen; große Glotzaugen, eine Stumpfnase und einen immer geöffneten Mund. Dazu war er die größte Klatschschwester und in dieser Eigenschaft den Tschoglokows willkommen, denen Madame Wladislawa, auf Grund ihrer alten Bekanntschaft mit der Mutter dieses Blödsinnigen, die Idee eingab, ihn mit der Prinzessin von Kurland zu vermählen. Gewiß ist, daß er anfing, ihr den Hof zu machen, ihr seine Hand anbot, ihr Wort erhielt und daß seine Eltern die Bewilligung der Kaiserin nachsuchten. Der Großfürst erfuhr dies erst bei unserer Rückkehr in die Stadt, als bereits alles arrangiert war. Er war sehr ärgerlich und schmollte mit der Prinzessin von Kurland. Obgleich er ihre Heirat mißbilligte, gelang es ihr, sich seine Zuneigung zu erhalten und weiter lange Zeit einen gewissen Einfluß auf ihn auszuüben. Was mich angeht, so war ich sehr erfreut über diese Heirat und ließ für den Neuverlobten einen prächtigen Anzug sticken und hatte die Genugtuung, die Prinzessin von Kurland und Saltikow Ihrer Kaiserlichen Majestät für die Erlaubnis zu ihrer Verbindung danken zu sehen.

Nach unserer Rückkehr in die Stadt sagte man uns, daß, außer den schon bestimmten zwei Tagen der Woche, an denen französisches Theater stattfand, zwei andere Tage der Woche für Maskenbälle festgesetzt seien. Der Großfürst fügte einen hinzu für Konzerte in seinen Zimmern, und am Sonntage war gewöhnlich Aufwartung bei Hofe. Einer der Maskenballtage war für den Hof allein und für die, welche die Kaiserin besonders dazu einlud. Der andere für alle Standespersonen bis zum Oberstenrange und für alle die, welche als Offiziere in der Garde dienten. Zuweilen ließ man auch den gan-

zen Adel und die angesehensten Kaufleute zu. Die Hofbälle überschritten nicht die Zahl von einhundertsechzig bis zweihundert Personen; die, welche man öffentlich nannte, von achthundert Personen.

Es hatte der Kaiserin im Jahre 1744 in Moskau gefallen, bei den Hofmaskenbällen alle Männer in Frauenkleidern und alle Frauen in Männerkleidern, ohne Gesichtsmaske, erscheinen zu lassen. Dies war ganz und gar ein metamorphosierter Tag bei Hofe. Die Männer waren in große Unterröcke von Fischbein und Frauengewänder gekleidet und wie die Damen bei Hoffesten coiffürt; die Frauen erschienen, wie die Männer an solchen Tagen zu erscheinen pflegten. Den Männern waren diese Tage der Metamorphose nicht eben angenehm. Die meisten waren vielmehr in der schlechtesten Stimmung, weil sie fühlten, daß ihr Anzug sie häßlich mache. Die Frauen sahen aus wie magere kleine Jungen, und die älteren unter ihnen wurden durch ihre dicken und kurzen Beine nicht gerade verschönert. Nur die Kaiserin selbst erschien wirklich schön und vollkommen als Mann. Da sie groß und etwas stark war, stand ihr die männliche Kleidung vortrefflich. Sie hatte das schönste Bein, das ich je an einem Menschen gesehen, und einen vollkommen proportionierten Fuß. Sie tanzte mit vollendeter Kunst und hatte in allem, was sie tat, eine eigentümliche Grazie, gleichviel ob sie als Mann oder als Frau gekleidet war. Man hätte immer die Augen auf sie heften mögen, und man wandte sie um so ungerner ab, als man keinen Gegenstand fand, der sie ersetzte. Eines Tages sah ich sie auf einem von diesen Bällen Menuett tanzen. Als sie fertig war, kam sie zu mir. Ich war so frei, ihr zu sagen: es sei ein sehr glücklicher Umstand für die Frauen, daß sie kein Mann sei. Ein so von ihr gemaltes Porträt würde mehr als einer den Kopf ver-

drehen. Sie nahm meine Bemerkung sehr wohl auf und erwiderte auf die anmutigste Weise in demselben Tone: wäre sie ein Mann, so würde sie niemand als mir den Apfel darreichen. Ich verbeugte mich, um ihr auf eine so unerwartete Artigkeit die Hand zu küssen. Sie küßte mich, und die ganze Gesellschaft suchte ausfindig zu machen, was zwischen uns vorgefallen war.

Während des letzten Aufenthaltes des Hofes in Moskau hatte Fürst Yussupow, Senator und Chef des Kadettenkorps, das Oberkommando der Stadt Petersburg gehabt, wo er während der Abwesenheit des Hofes zurückgeblieben war. Zu seiner Unterhaltung und der der Hauptpersonen seiner Umgebung hatte er von den Kadetten abwechselnd die besten russischen Dramen und die französischen von Voltaire aufführen lassen. Bei ihrer Rückkehr von Moskau befahl die Kaiserin: die Sumarokowschen Stücke sollten von jener Truppe junger Leute bei Hofe aufgeführt werden. Die Kaiserin fand an diesen Vorstellungen großes Gefallen, und man glaubte bald zu bemerken, daß sie dieselben mit mehr Interesse verfolge, als man erwartet hatte. Das Theater, welches in einem Saale des Palastes aufgeschlagen war, wurde in das Innere ihrer Gemächer verlegt. Sie fand Gefallen daran, die Schauspieler zu kostümieren, ließ ihnen prächtige Kleider machen und bedeckte sie ganz mit ihren kaiserlichen Juwelen. Man bemerkte vor allem, daß der erste Liebhaber, ein schöner junger Mensch von achtzehn bis neunzehn Jahren, wie sich von selbst verstand, am meisten geschmückt wurde. Auch sah man an ihm außerhalb des Theaters Diamantschnallen, Ringe, Uhren, Spitzen und sehr feine Wäsche. Endlich trat er aus dem Kadettenkorps, und der frühere Günstling der Kaiserin, Oberjägermeister Graf Rasumowsky, nahm ihn sofort zu seinem Adjutanten, was ihm Kapitäns-

rang verlieh. Die Hofleute tuschelten, daß, wenn Graf Rasumowsky den Kadetten Békétow zu seinem Adjutanten angenommen, so könne dies keinen andern Grund haben als den, dem Einfluß des Kammerkavaliers Schuwalow die Waage zu halten, von dem man wußte, daß er mit der Familie Rasumowsky nicht auf dem besten Fuße stehe. Man erfuhr außerdem, daß Graf Rasumowsky seinem neuen Adjutanten einen seiner Ordonnanzoffiziere, Iwan Persiliowitsch Yelagine, attachiert habe, dieser war mit einer frühern Kammerfrau der Kaiserin verheiratet. Niemand als sie hatte Sorge getragen, den jungen Menschen mit Wäsche und den Spitzen zu versehen, und da sie mittellos war, so begriff man leicht, daß das Geld für diesen Aufwand nicht aus ihrer Börse fließe. Keiner wurde durch die wachsende Gunst dieses jungen Menschen mehr in Unruhe versetzt als meine Ehrendame, die Prinzessin Gagarin. Sie war nicht mehr jung und sah sich nach einer ihrer Neigung entsprechenden Partie um. Sie hatte Vermögen, war allerdings nicht hübsch, aber hatte viel Geist und praktische Gewandtheit. Es begegnete ihr jetzt zum zweiten Male, daß sie ihre Absichten auf dieselbe Person gerichtet hatte, welche nachher die Gunst der Kaiserin gewann. Der erste war Schuwalow, der zweite dieser Békétow. Eine Menge junger und hübscher Frauen waren mit der Prinzessin Gagarin befreundet, die eine sehr zahlreiche Verwandtschaft besaß. Die Personen der letzteren klagten Schuwalow an, er sei die geheime Veranlassung, daß Ihre Majestät die Prinzessin Gagarin ohne Unterlaß wegen ihrer Toilette tadeln ließ und ihr sowie vielen andern jungen Damen verbot, bald diesen, bald jenen Flitter zu tragen. Hierdurch erbittert, fingen die Fürstin Gagarin und die hübschesten Damen am Hofe an, Schuwalow zu verabscheuen, obgleich sie ihm

früher sehr gewogen gewesen waren. Er glaubte sie zu besänftigen, indem er ihnen den Hof machte und ihnen durch seine Vertrauten Schmeicheleien sagen ließ, was sie als eine neue Beleidigung aufnahmen. Er wurde überall abgewiesen, und die Damen betrachteten ihn als eine Pest, die man fliehen müsse.

Der Großfürst schenkte mir damals einen kleinen englischen Pudel, nach dessen Besitz ich verlangte. In meinem Zimmer war ein Offizier Ofenheizer, namens Iwan Uschakow. Den andern kam es in den Sinn, meinen Pudel nach diesem Menschen Iwan Iwanowitsch zu nennen. Der Pudel war ein amüsantes Tier: er ging auf seinen Hinterpfoten wie ein Mensch umher, trieb fast fortwährend die größten Narrheiten, so daß ich und meine Frauen ihn täglich anders frisierten und anzogen, und je sonderbarer wir ihn herausputzten, desto närrischer benahm er sich. Er setzte sich mit uns zu Tisch, man band ihm eine Serviette vor, und er fraß mit großem Anstand aus seiner Schüssel. Dann wendete er sich um und forderte mit Gekläff von dem hinter ihm Stehenden zu trinken. Bisweilen sprang er auf den Tisch, um zu nehmen, was ihm gefiel, z. B. eine kleine Pastete, ein Biskuit oder anderes, worüber die ganze Gesellschaft lachte. Da er klein war, niemandem im Wege stand, die Freiheit, deren er genoß, nicht mißbrauchte und sich exemplarisch reinlich hielt, ließ man ihn gewähren. Dieser Pudel amüsierte uns den ganzen Winter hindurch. Als ich ihn den Sommer darauf nach Oranienbaum mitnahm und der Kammerherr Saltikow der jüngere mit seiner Gemahlin uns folgte, taten diese und alle Damen unseres Hofes nichts, als Kopfputze und Anzüge für meinen Pudel zu nähen, um den sie sich in der Tat rissen. Zuletzt faßte Madame Saltikow eine solche Zuneigung zu ihm, daß er sich vorzugsweise an sie

anschloß, und als sie fortging, weder der Pudel sie, noch sie den Pudel verlassen wollte. Sie bat mich so lange, ihn bei ihr zu lassen, bis ich ihn ihr gab. Sie nahm ihn unter den Arm und begab sich in Begleitung des Pudels geradenwegs nach dem Landhause ihrer Schwiegermutter, welche damals krank war. Da diese sie mit dem Hunde ankommen und tausend Possen mit ihm treiben sah, wollte sie den Namen des Hundes wissen, und konnte, als sie hörte, er heiße Iwan Iwanowitsch, nicht umhin, im Beisein mehrerer Personen vom Hofe ihr Erstaunen darüber auszudrücken. In drei bis vier Tagen waren Hof und Stadt von der Neuigkeit voll, daß die jungen Damen, die Feindinnen Schuwalows, jede einen weißen Pudel hätten, der aus Spott gegen den Günstling der Kaiserin Iwan Iwanowitsch heiße, und daß sie diesen Pudel die hellen Farben zu tragen gäben, mit welchen jener sich zu schmücken liebe. Die Sache ging so weit, daß die Kaiserin den Eltern der jungen Damen sagen ließ: sie finde es impertinent, sich so etwas zu erlauben. Der weiße Pudel erhielt sofort einen andern Namen, aber er wurde gefeiert wie vorher und blieb im Saltikowschen Hause bis an seinen Tod, trotz des gegen ihn gerichteten kaiserlichen Unwillens. Das Ganze war natürlich eine Verleumdung. Man hatte nicht an Schuwalow gedacht, als man ihn bei dessen Vornamen nannte. Madame Tschoglokow, die die Schuwalows nicht liebte, hatte sich den Anschein gegeben, als gehe sie der Name des Hundes nichts an, obgleich sie ihn fortwährend hörte und ihm selbst manche kleine Pastete gegeben hatte, indem sie über seine Späße lachte.

In den letzten Monaten dieses Winters, während der zahlreichen Maskeraden und Hofbälle, kamen meine früheren Kammerkavaliere, Alexander Villebois und Zacharias Zernitschew, die als Obersten in die Armee

versetzt waren, wieder zum Vorschein. Da sie mir sehr ergeben waren, war ich sehr froh, sie wiederzusehen, und empfing sie in entsprechender Weise. Sie ihrerseits vernachlässigten nichts und keine Gelegenheit, mir Beweise ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit zu geben.

Bei den öffentlichen Bällen wechselte ich meinen Anzug gewöhnlich dreimal. Meine Kleidung war sehr gewählt, und wenn mein Maskenanzug allgemein Beifall fand, so erschien ich gerade deshalb nie wieder darin, weil ein Anzug, wenn er einmal großen Effekt gemacht, zum zweitenmal nur einen geringeren hervorbringt. Bei den Hofbällen, wo das Publikum nicht zugegen war, kleidete ich mich so einfach als möglich, was die Kaiserin, welche es nicht gern sah, wenn man in reichem Kostüm erschien, sehr gut aufnahm. Sooft jedoch die Damen Befehl hatten, in Männerkleidern zu kommen, kam ich in prächtigem, ganz mit Gold gesticktem Anzug oder in Kleidern vom feinsten Geschmack, und dies gefiel der Kaiserin. Gewiß ist, daß die Koketterie am Hofe damals einen hohen Grad erreicht hatte. Ich erinnere mich, daß bei einer dieser öffentlichen Maskeraden, als alle andern sich die kostbarsten neuen Kleider machen ließen, so daß ich daran verzweifelte, die übrigen Damen zu übertreffen, es mir in den Sinn kam, nur ein Mieder von starkem weißem Tuch und einen Rock von demselben Stoff mit einem kurzen Reifrock anzuziehen. Meine Haare, die sehr lang, sehr voll und sehr schön waren, ließ ich nach hinten zurückkämmen und sie mit einer weißen Schleife en queue de renard zusammenflechten. In meine Haare steckte ich eine Rose mit Knospen und Blättern, eine andere befestigte ich an meinem Mieder. Eine Krause vom weißesten Tüll band ich um den Hals, nahm Manschetten und eine Schürze von demselben Tüll. Sowie ich eintrat, bemerkte ich

gleich, daß alle Augen sich auf mich richteten. Ich begegnete der Kaiserin, welche sagte: „Nein, welche Einfachheit, nicht ein einziges Schönpflästerchen!“ Sie zog ihre Büchse mit Schönpflästerchen aus der Tasche, nahm eins von mittlerer Größe und legte es mir ins Gesicht. Als ich sie verließ, ging ich rasch in die Galerie, wo ich meinen Vertrauten das Schönpflästerchen zeigte. Dasselbe tat ich bei den Günstlingen der Kaiserin, und da ich sehr vergnügt war, tanzte ich mehr als gewöhnlich. Ich erinnere mich, kaum mehr Lobeserhebungen gehört zu haben als an diesem Tage. Man sagte, ich sei schön wie der Tag. Ich selbst habe mich nie für schön gehalten, aber ich gefiel, und ich glaube, darin lag meine Stärke. Unter solchen Vergnügungen ging das Jahr 1750 zu Ende. Frau von Arnheim tanzte besser, als sie ritt. Als wir feststellen wollten, welche von uns beiden zuerst müde werden würde, fand sich, daß sie dies war. Auf einem Sessel sitzend, bekannte sie, während ich den Tanz fortsetzte, sie könne nicht mehr.

Zu Anfang des Jahres 1751 kam der Großfürst, der ganz wie ich zu dem Gesandten des Wiener Hofes, Grafen Bernis, eine große Zuneigung gefaßt hatte, auf den Gedanken, mit ihm über die holsteinischen Angelegenheiten zu reden, über die Schulden, mit welchen das Land belastet, und über die Unterhandlung mit Dänemark, welche mit seiner Erlaubnis begonnen war. Er forderte mich auf, auch mit Graf Bernis darüber zu sprechen, was ich auf dem ersten Maskenball tat. Graf Bernis hörte mich mit großem Interesse und vieler Aufmerksamkeit an. Ich sagte ihm offen heraus: obwohl ich jung sei und keinen habe, der mir rate, mich außerdem vielleicht schlecht auf Politik verstehe und keine Erfahrung anführen könne, so scheine es mir, daß die Lage Holsteins nicht so verzweifelt sei, als man sie dar-

zustellen suche. Was den Austausch selbst betreffe, sähe ich sehr wohl ein, daß derselbe von größerem Nutzen für Rußland sein könnte als für die Person des Großfürsten. Als Erbe des Thrones aber müsse ihm das Interesse des Reiches teuer sein, und wenn es für dieses Interesse notwendig sei, Holstein abzutreten, um den fortwährenden Streitigkeiten mit Dänemark ein Ende zu machen, so würde es sich nur um den günstigsten Moment handeln, wann der Großfürst seine Zustimmung gebe. Mir scheine, daß der gegenwärtige dies nicht sei, weder für das Interesse noch für den persönlichen Ruhm des Großfürsten. Es könne jedoch eine Zeit kommen, wo die Umstände diesen Akt weit bedeutsamer und ruhmvoller für ihn und vielleicht vorteilhafter für Rußland machen würden. Augenblicklich habe das Ganze ein Ansehen von offenbarer Intrige, deren Gelingen auf den Großfürsten einen Schein von Schwäche werfen müsse, von dem er sich vielleicht nie wieder in der öffentlichen Meinung herstellen könne. Es sei erst kurze Zeit, daß er die Regierung Holsteins in Händen habe. Er liebe dies Land leidenschaftlich, und trotzdem suche man ihn zu dem Austausch mit Oldenburg zu überreden, das ihm unbekannt und weiter von Rußland entfernt sei, während gerade der Hafen von Kiel in den Händen des Großfürsten für die russische Schiffahrt wichtig werden könne. Graf Bernis ging auf alle meine Gründe ein und sagte zuletzt: „Als Gesandter habe ich keine Instruktionen über diesen Gegenstand, aber als Graf Bernis glaube ich, daß Sie recht haben." Der Großfürst sagte mir nachher, der Gesandte habe ihm bemerkt: „Alles, was ich Ihnen über diese Sache sagen kann, ist, daß ich glaube, daß Ihre Gemahlin recht hat und daß Sie gut tun würden, ihren Rat anzunehmen." Infolgedessen verhielt sich der Großfürst den Unter-

handlungen gegenüber sehr kühl. Nach dem Osterfeste bezogen wir, wie gewöhnlich, den Palast von Peterhof, wo sich ein Vorfall ereignete, der den Hofleuten viel zu schwatzen gab. Er entsprang den Intrigen der Herren Schuwalow, Oberst Békétow, von dem ich bereits oben gesprochen, kam aus Langeweile und da er zur Zeit seiner Begünstigung nicht wußte, was er tun solle, auf den Einfall, die kleinen Sänger der Kaiserin bei sich singen zu lassen. Er faßte zu mehreren von ihnen, wegen der Schönheit ihrer Stimmen, eine große Zuneigung, und da er selbst und sein Freund Yelagin Verse machten, so dichteten sie Lieder, welche die Kinder sangen. Dieser Sache gab Schuwalow eine gehässige sexuelle Auslegung. Man wußte, daß die Kaiserin nichts mehr verabscheute als Laster dieser Art. Békétow ging in der Unschuld seines Herzens mit den Kindern im Garten spazieren; man rechnete ihm dies als Verbrechen an. Die Kaiserin begab sich auf einige Tage nach Zarskoje Selo und kam dann nach Peterhof zurück, indes Békétow, angeblich wegen Krankheit, mit Yelagin dort bleiben mußte. Er wurde an einem hitzigen Fieber krank, träumte in seinen Phantasien nur von der Kaiserin, mit der er aufs ernsthafteste beschäftigt war. Als er sich erholte, blieb er in Ungnade, entfernte sich vom Hofe und wurde in die Armee versetzt, wo er keinen Erfolg hatte, denn er war für das Kriegshandwerk ein zu verweichlichter Mensch.

Um diese Zeit gingen wir nach Oranienbaum, wo alle Tage Jagden stattfanden. Zu Anfang des Herbstes, im September, kehrten wir in die Stadt zurück. Die Kaiserin stellte Leon Narischkin als Kammerkavalier an unserm Hofe an. Er war soeben mit seiner Mutter, seinem Bruder und dessen Frau und seinen drei Schwestern aus Moskau eingetroffen. Er war einer der son-

derbarsten Menschen, die ich gekannt, und kaum habe ich mehr über jemanden gelacht als über ihn. Er war ein geborener Harlekin. Wäre er nicht durch seine Geburt gewesen, was er war, so hätte er sich durch seine wirklich komischen Talente ernähren und reich werden können. Es fehlte ihm nicht an Geist, hatte von allem reden hören, und alles nahm in seinem Kopfe eine eigentümliche Gestalt an. Er war imstande, über irgendeine Kunst oder Wissenschaft Vorlesungen zu halten, gebrauchte die diesbezüglichen technischen Ausdrücke, sprach eine Viertelstunde oder noch länger — und zuletzt verstand weder er selbst noch irgendein anderer etwas von den zusammengeflickten Worten, bis endlich alle in lautes Gelächter ausbrachen. Von der Geschichte sagte er zum Beispiel: er liebe keine Geschichte, in der Geschichten wären, und eine gute Geschichte müsse frei sein von Geschichten, die Geschichte werde sonst zum Phöbus. Auch über Politik sprach er unnachahmlich. Wenn er davon anfing, konnte der Ernsthafteste nicht widerstehen. Er behauptete auch, daß gut geschriebene Komödien meistenteils langweilig seien.

Kaum war er bei Hofe angestellt, als die Kaiserin seiner älteren Schwester den Befehl gab, sich mit einem gewissen Séniavin zu vermählen, und denselben unserm Hofe als Kammerkavalier beiordnete. Diese Nachricht war ein Schlag für das Fräulein, denn sie heiratete diesen Menschen nur mit dem größten Widerstreben. Man schob die Schuld auf Schuwalow, den Günstling der Kaiserin, der vor seiner Begünstigung eine zärtliche Neigung für das Fräulein gehabt hatte und sie aus dem Gesicht verlieren wollte. Es war dies eine wahrhaft tyrannische Verfolgung. Sie heiratete Séniavin, wurde schwindsüchtig und starb.

Ende September bezogen wir den Winterpalast. Der

Hof litt damals so großen Mangel an Möbeln, daß die gleichen Möbel, Spiegel, Betten, Stühle, Tische und Kommoden, die wir im Winterpalast gebrauchten, uns in den Sommerpalast und von dort nach Peterhof, ja selbst nach Moskau folgten. Während des Transports wurde eine ziemliche Anzahl zerstoßen und zerbrochen, und man gab sie uns in diesem Zustande, so daß es oft unmöglich war, sie zu benutzen. Da man nun eines besonderen Befehls der Kaiserin bedurfte, um andere zu erhalten, weil die Kaiserin meistenteils schwer zugänglich oder ganz unzugänglich war, so entschloß ich mich, allmählich Kommoden und die unentbehrlichsten Möbel, sowohl für den Winterpalast als für den Sommerpalast, von meinem eigenen Gelde zu kaufen. Wenn ich dann von einem Palast in den andern übersiedelte, fand ich alles Notwendige ohne Mühe und ohne die Nachteile des Transports vor. Diese Einrichtung gefiel dem Großfürsten, und er tat für seine Zimmer dasselbe. In Oranienbaum, das dem Großfürsten gehörte, möblierte ich mein Zimmer ganz und gar auf meine Kosten, um jeden Streit und jede Schwierigkeit mit dem Großfürsten zu vermeiden, der, obschon sehr verschwenderisch in der Befriedigung seiner Launen, wenig freigebig war, wenn es mich betraf. Aber insofern das, was ich in meinen Zimmern aus meiner Börse einrichtete, zur Verschönerung seines Hauses beitrug, war er ausnehmend damit zufrieden.

Im Laufe des Sommers faßte Madame Tschoglokow infolge meiner Abweisung ihres Gemahls plötzlich eine so große und wahrhafte Zuneigung zu mir, daß sie, nach unsrer Rückkehr in die Stadt, nicht ohne mich leben mochte und sich langweilte, wenn ich nicht in ihrer Nähe war. Es kam wenig Gesellschaft zu ihr, aber immer mehr als in meine Zimmer, wo ich meist allein

mit Lesen beschäftigt war, wenn der Großfürst nicht eintrat, um mit großen Schritten auf und ab zu gehen und mir von Dingen zu reden, die ihn interessierten, für mich aber nicht den geringsten Wert hatten. Sein Aufundabgehen dauerte ein bis zwei Stunden und wiederholte sich mehrere Male des Tages. Ich mußte an seiner Seite bleiben, bis meine Kräfte gänzlich erschöpft waren, mußte ihm aufmerksam zuhören, ihm antworten. Seine Ausführungen hatten meistens weder Hand noch Fuß, er spielte mit den sonderbarsten Einfällen. Zum Beispiel war er während eines ganzen Winters mit dem Plane beschäftigt, bei Oranienbaum ein Lusthaus in Form eines Kapuzinerklosters bauen zu lassen, in welchem er, ich und sein ganzer Hof Kapuzinerkleider tragen sollten. Er fand diese Art des Anzuges reizend und bequem. Jeder sollte einen Esel haben und alle abwechselnd diesen Esel austreiben, um Wasser und Lebensmittel in das sogenannte Kloster zu schaffen. Er schüttelte sich vor Lachen über die herrlichen, amüsanten Wirkungen, welche seine Absicht hervorbringen würde. Er forderte mich auf, eine Bleistiftskizze dieses schönen Werkes zu entwerfen, und jeden Tag mußte ich etwas hinzufügen oder verändern. So entschlossen ich war, gefällig und geduldig gegen ihn zu sein, so gestehe ich doch offen, daß ich oft vor Langeweile bei seinen Besuchen, Promenaden und Unterhaltungen beinahe umkam, denn dieselben waren von einer Abgeschmacktheit, wie ich nie etwas Ähnliches erlebt habe. Wenn er hinausging, schien mir das langweiligste Buch eine köstliche Unterhaltung.

Zu Anfang des Herbstes begannen die Hofbälle und die öffentlichen Bälle, die Anzüge und die Auswahl der Maskenkleider wieder bei Hofe. Graf Zacharias Zernitschew kehrte nach Petersburg zurück. Da ich wegen

unserer alten Bekanntschaft immer sehr freundlich mit ihm verkehrte, hing es nur von mir ab, seine Aufmerksamkeiten diesmal zu deuten, wie es mir gefiel. Er fing damit an, mir zu sagen, daß er finde, ich sei sehr viel schöner geworden. Ich hatte die Gutmütigkeit, zu glauben, daß er die Wahrheit sage. Bei jedem Balle machte er neue Bemerkungen derselben Art. Eines Tages brachte die Fürstin Gagarin mir eine Nachricht in einem Billett von ihm, dem ich ansah, daß es geöffnet und wieder geschlossen worden war. Das Billett enthielt zwei sehr zärtliche und gefühlvolle Verse. Ich gab meine Antwort der Fürstin Gagarin, welche sie dem Grafen Zernitschew einhändigte. Den folgenden Tag brachte sie ein Billett mit einigen Zeilen von seiner Hand. Ich antwortete wieder, und so befanden wir uns mitten in einer regelmäßigen, ganz sentimentalen Korrespondenz. Als er beim nächsten Maskenballe mit mir tanzte, sagte er, er habe mir tausend Dinge zu sagen, die er dem Papier nicht anvertrauen könne; er bitte mich, ihm in meinem Zimmer, oder wo ich sonst es für passend halte, einen Augenblick Gehör zu gewähren. Ich erwiderte ihm, dies sei eine Unmöglichkeit, meine Zimmer seien unzugänglich, und ebensowenig könne ich sie verlassen. Er sagte, er wolle, wenn es nötig sei, sich als Bedienter verkleiden. Ich schlug ihm dies rund ab, und es blieb bei unserer netten heimlichen Korrespondenz. Zuletzt ahnte die Fürstin Gagarin unser Geheimnis und grollte mir, daß ich sie als Überbringerin benutzt hatte.

So endete das Jahr 1751 und begann das Jahr 1752. Am Schlusse des Karnevals reiste Graf Zernitschew zu seinem Regiment zurück.

Während der Fastenzeit hatte ich einen heftigen Zwist mit Madame Tschoglokow. Meine Mutter lebte

seit einiger Zeit in Paris. Der ältere Sohn des Generals Iwan Feodorowitsch Glebow, welcher von dort zurückkehrte, überbrachte mir von meiner Mutter zwei Stücke sehr reichen und schönen Stoffes. Als ich sie, im Beisein Skurins, der sie in meinem Toilettenzimmer ausbreitete, ansah, entfuhr mir die Bemerkung, diese Stoffe seien so schön, daß ich mich versucht fühle, sie der Kaiserin anzubieten. Ich erwähnte meine Absicht nicht gegen Madame Tschoglokow und verbot Skurin, irgend jemandem etwas von meiner Absicht zu sagen. Er jedoch hatte nichts Eiligeres zu tun, als es Madame Tschoglokow wiederzuerzählen. Einige Tage darauf trat Madame Tschoglokow in mein Zimmer und sagte: die Kaiserin lasse mir für meine Stoffe danken, sie habe einen davon behalten, und den andern schicke sie mir zurück. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich dies hörte. Ich erwiderte: „Wie soll ich das verstehen?" Madame Tschoglokow fuhr hierauf fort: da sie gehört, daß ich meine Stoffe für Ihre Kaiserliche Majestät bestimmt, habe sie der Kaiserin dieselben überbracht. Im ersten Augenblick wurde ich furchtbar zornig und sagte zu Madame Tschoglokow: ich hätte mir eine Freude machen wollen, der Kaiserin diese Stoffe zu überreichen, und sie habe mich dieses Vergnügens beraubt, indem sie meine Stoffe ohne mein Wissen fortnehme und sie auf solche Art Ihrer Kaiserlichen Majestät überbringe. Sie könne meine Absichten nicht kennen, da ich nicht mit ihr davon geredet, und wenn sie davon wisse, so sei dies nur durch den Mund eines verräterischen Domestiken, der seine Herrin verrate, die ihn täglich mit Wohltaten überhäufe. Madame Tschoglokow behauptete: es sei mir nicht gestattet, über irgend etwas selber mit der Kaiserin zu reden. Sie habe mir den betreffenden Befehl Ihrer Majestät kundgetan, und meine

Diener seien verpflichtet, alles, was ich sagte, ihr zu überbringen, alles sei ganz in der Ordnung. Ich ließ sie reden, weil der Zorn mich jetzt stumm machte. Ich ging hierauf in ein kleines Vorzimmer, wo Skurin sich gewöhnlich am Morgen aufhielt und wo meine Garderobe war. Als ich ihn dort fand, gab ich ihm mit all meiner Kraft eine derbe Ohrfeige und sagte ihm: er sei ein Verräter und der undankbarste Mensch, da er Madame Tschoglokow hinterbracht habe, wovon ich ihm zu sprechen verboten, während ich ihn mit Wohltaten überhäufe, verrate er selbst meine unschuldigsten Worte. Von diesem Tage an werde ich ihm nichts mehr geben und ihn fortjagen und ausprügeln lassen. Wenn er wolle, könne er gehen und wiedererzählen, was ich ihm gesagt. Mein Diener stürzte bitterlich weinend vor mir auf die Knie und bat mich mit einem Ausdruck von Reue um Verzeihung, der mir aufrichtig schien. Dies rührte mich, und ich antwortete: sein künftiges Betragen werde mir den Weg zeigen, den ich hinsichtlich seiner einzuschlagen habe, und meine Handlungsweise werde abhängen von der seinigen. Er war ein intelligenter Mensch, und er hat später niemals sein Wort gegen mich gebrochen. Ich erhielt Beweise des größten Eifers und der wahrhaftesten Treue von ihm, unter den schwierigsten Verhältnissen. Ich beklagte mich, soviel ich konnte, über den Streich, den Madame Tschoglokow mir gespielt hatte, damit die Sache zu den Ohren der Kaiserin gelange. Die Kaiserin dankte mir für meine Stoffe, als sie mich sah, und ich erfuhr, daß sie die Art, auf welche Madame Tschoglokow verfahren, mißbilligte.

Nach dem Osterfeste bezogen wir den Sommerpalast. Ich bemerkte schon seit einiger Zeit, daß der Kammerherr Sergius Saltikow sich häufiger als gewöhnlich bei

Hofe zeigte. Er kam immer mit Leon Narischkin, der alle durch seine bereits schon geschilderte Originalität amüsierte. Die Fürstin Gagarin konnte Sergius Saltikow nicht ausstehen. Leon Narischkin galt für einen sehr originellen, aber bedeutungslosen Menschen. Saltikow suchte sich soviel als möglich bei den Tschoglokows einzuschmeicheln. Madame Tschoglokow war damals guter Hoffnung und oft unparteiisch. Weil sie nun erklärte, ich unterhalte sie im Sommer nicht weniger gut als im Winter, wünschte sie oft, mich bei sich zu sehen. Sergius Saltikow, Leon Narischkin, die Fürstin Gagarin und mehrere andere besuchten sie auch gewöhnlich, wenn kein Konzert beim Großfürsten oder kein Theater bei Hofe war. Die Konzerte langweilten Tschoglokow, obgleich er nie dabei fehlte. Saltikow fand ein eigentümliches Mittel, ihn zu beschäftigen und eine leidenschaftliche Neigung zur Verfertigung von Gedichten zu erwecken, die aber ohne jeden Sinn und Verstand waren. Nachdem wir dies entdeckt hatten, baten wir Tschoglokow jedesmal, wenn wir ihn los zu sein wünschten, ein neues Gedicht zu machen. Dann setzte er sich mit großem Eifer in eine Ecke des Zimmers, meist in die Nähe des Ofens, und beschäftigte sich mit der Abfassung seines Gedichtes, das man reizend fand, und ermunterte ihn, fortwährend neue zu machen. Leon Narischkin setzte seine Lieder in Musik und sang sie mit ihm. Unterdessen unterhielt man sich ungestört im Zimmer und sagte, was man wollte. Bei einem dieser Konzerte ließ mich Sergius Saltikow vernehmen, was die Ursache seiner Aufmerksamkeiten war. Ich antwortete ihm zuerst nicht. Als er von neuem über denselben Gegenstand zu sprechen anfing, fragte ich ihn: was er sich davon verspreche? Er entwarf darauf ein ebenso glänzendes als leidenschaftliches Bild

des höchsten Glückes. Ich erwiderte: „Und Ihre Frau, die Sie erst vor zwei Jahren aus Leidenschaft geheiratet und bis zum Wahnsinn in sie verliebt sind, was wird sie dazu sagen?" Hierauf bemerkte er, nicht alles sei Gold, was glänze, und er büße schwer für einen Augenblick der Verblendung. Unglücklicherweise hörte ich ihn an. Er war schön wie der Tag. Niemand kam ihm am Hofe gleich. Es fehlte ihm nicht an Wissen noch an Benehmen und Rücksichten, welche die große Welt und besonders das Hofleben verleiht. Er war sechsundzwanzig Jahre alt. Geburt und manche andere Eigenschaften machten ihn zu einem glänzenden Kavalier. Seine Fehler wußte er zu verbergen. Die größten waren seine Neigungen zum Intrigieren und sein Mangel an Grundsätzen. Ich widerstand ihm während des Frühlings und eines Teils des Sommers. Ich sah ihn fast täglich, änderte aber mein Benehmen gegen ihn nicht. Ich verkehrte mit ihm wie mit allen andern, sah ihn nur in Gegenwart des Hofes oder doch mehrerer Hofleute. Eines Tages kam mir der Gedanke, mich seiner zu entledigen, indem ich ihm sagte, er komme übel an, und hinzufügte: „Was wissen Sie denn, vielleicht ist mein Herz schon von einem andern erobert?" Doch ich bemerkte, daß diese Worte, statt ihn zu entmutigen, seinen Bewerbungen nur eine heißere Leidenschaft einflößten. Von meinem lieben Gemahl war bei allen diesen Vorgängen nie die Rede, weil selbst die Frauen, in welche er verliebt war, ihn nicht liebenswürdig fanden. Verliebt war er fortwährend und machte allen Frauen den Hof. Nur die, welche den Namen der seinigen trug, war von seiner Beachtung ausgeschlossen.

Um diese Zeit lud uns Tschoglokow zu einer Jagd auf seine Insel ein. Gleich nach unserer Ankunft bestieg ich mein Pferd, und wir holten die Hunde ab.

Saltikow erspähte den Moment, als die andern mit der Verfolgung der Hasen beschäftigt waren, um sich mir zu nähern und mich von seinem Lieblingsthema zu unterhalten. Ich hörte ihm aufmerksamer als gewöhnlich zu. Er entwarf mir die Grundzüge des Planes, den er sich ausgedacht, um, wie er sagte, das Glück, dessen man unter solchen Verhältnissen genießen könnte, in ein tiefes Geheimnis zu hüllen. Ich blieb stumm. Er machte sich mein Schweigen zunutze, um mich zu überzeugen, daß er mich leidenschaftlich liebe. Ich erwiderte, ich könne ihn nicht hindern, sich seinen Phantasien hinzugeben. Endlich verglich er sich mit andern Persönlichkeiten des Hofes und drängte mich zu dem Geständnisse, daß er diesen vorzuziehen sei. Ich lachte über alles, was er sagte. Im Innern gestand ich mir, daß er mir sehr gefalle. Nach einer anderthalbstündigen Unterhaltung forderte ich ihn auf, sich zu entfernen, weil ein so langes Gespräch Verdacht erregen könne. Er erwiderte, er werde sich nicht entfernen, wenn ich ihm nicht vorher sage, daß er mir gefalle. Ich antwortete: „Ja, ja, aber gehen Sie!“ Er entgegnete: „Ich werde mir dies gesagt sein lassen“, und gab seinem Pferde die Sporen, indes ich ausrief: „Nein, nein!“, und er wiederholte: „Ja, ja.“ So trennten wir uns. Nach dem auf der Insel gelegenen Hause zurückgekehrt, gingen wir zum Souper. Während desselben erhob sich ein heftiger Sturm, welcher die Meereswellen so hoch aufpeitschte, daß sie die Treppenstufen des Hauses umspülten und die ganze Insel mehrere Fuß tief unter Wasser stand. Wir waren genötigt, auf Tschoglokows Insel zu bleiben, bis Sturm und Wellen sich gelegt hatten, was bis zwei oder drei Uhr morgens dauerte. Während dieser Zeit sagte mir Saltikow, der Himmel selbst begünstige ihn heute, weil er ihn länger meines An-

blicks genießen lasse, und viele andere Bemerkungen ähnlicher Art. Er hielt sich schon für sehr glücklich. Ich dagegen war dies nicht. Tausend Befürchtungen quälten mich. Ich war an jenem Tage mürrisch und unzufrieden mit mir selbst. Ich hatte geglaubt, seine Gedanken und meine eigenen lenken und erziehen zu können, und ich sah ein, daß beides schwer, wo nicht unmöglich war.

Zwei Tage später sagte mir Saltikow: ein Kammerdiener des Großfürsten, ein Franzose namens Bresson, habe ihm erzählt, Seine Kaiserliche Hoheit habe in ihrem Zimmer geäußert: „Sergius Saltikow und meine Gemahlin täuschen Tschoglokow, machen ihn glauben, was sie wollen, und lachen dann über ihn." Ich riet ihm daher, künftig vorsichtiger zu sein. Einige Tage nachher bekam ich eine schlimme Halsentzündung, von hitzigem Fieber begleitet, welche drei Wochen dauerte. Der Großfürst war damals in Fräulein Martha Isaëwna Schafirow verliebt, welche die Kaiserin mir vor kurzem, zugleich mit ihrer älteren Schwester Anna Isaëwna, beigegeben hatte. Saltikow, ein Dämon in Intrigen, ließ sich mit den beiden Damen ein, um zu erfahren, was der Großfürst den Schwestern über ihn gesagt haben möge, was er sich dann zunutze zu machen dachte. Die Mädchen, ziemlich einfältig und sehr interessiert, wurden nach kurzer Zeit äußerst vertraut mit ihm.

Unterdessen gingen wir nach Oranienbaum, wo ich wieder täglich ausritt und, mit Ausnahme der Sonntage, nur Männerkleider trug. Tschoglokow und seine Frau waren sanft wie Lämmer geworden. Ich hatte in Madame Tschoglokows Augen ein neues Verdienst: ich liebte und liebkoste eines ihrer Kinder, das sie bei sich hatte. Ich machte ihm Kleider und schenkte ihm Gott weiß was für Spiel- und Putzsachen. Nun war die Mutter in dieses Kind vernarrt, welches doch nachher

ein Taugenichts wurde, der wegen seiner schlechten Streiche sich eine fünfzehnjährige Festungshaft zuzog. Sergius Saltikow war Freund, Vertrauter und Ratgeber von Herrn und Madame Tschoglokow geworden; das Gerücht davon gelangte nach Peterhof, zu den Ohren der Kaiserin. Nun geschah es damals sehr häufig, daß Ihre Kaiserliche Majestät, wenn sie Lust zu schelten hatte, ihren Zorn nicht gegen das richtete, was ihn mit Recht hätte erregen können, sondern den Vorwand dazu von einer Seite hernahm, von der es niemandem einfiel, ihren Unwillen zu erwarten. Es war dies die Erfahrung des Grafen Zacharias Zernitschew.

In Oranienbaum war unser ganzes Gefolge, Herren sowohl als Damen, übereingekommen, sich für den Sommer Anzüge von derselben Farbe machen zu lassen, oben grau, unten blau, mit einer Jacke von schwarschem Samt und das Ganze ohne Garnituren. Eine solche Gleichförmigkeit war uns in mehr als einer Hinsicht bequem. An diese Kleidung nun hängte man sich an und besonders an die Tatsache, daß ich immer im Reitkleide gehe und in Peterhof als Mann reite. An einem Galatage sagte die Kaiserin zu Madame Tschoglokow: diese Art des Reitens sei schuld, daß ich keine Kinder bekomme, und mein Anzug sei unpassend; wenn sie reiten wolle, so wechsle sie ihre Kleidung. Madame Tschoglokow entgegnete: daß ich keine Kinder bekomme, habe einen ganz anderen Grund. Kinder könnten nicht ohne Ursache kommen, und obgleich Ihre Kaiserlichen Hoheiten seit dem Jahre 1745 verheiratet seien, so existiere eine solche Ursache doch bis jetzt nicht. Hierauf schalt Ihre Kaiserliche Majestät Madame Tschoglokow, indem sie bemerkte: es sei ihre Schuld, daß sie vernachlässige, die dabei interessierten Personen hinsichtlich dieses Punktes zu ermahnen. Über-

haupt zeigte sie sich sehr verstimmt und fügte hinzu: ihr Gemahl sei eine Schlafmütze, die sich von Rotznasen leiten lasse. Alles dies wurde innerhalb vierundzwanzig Stunden ihren Vertrauten wiedererzählt. Bei dem Worte Rotznasen schneuzten die Rotznasen sich, und in einer von diesen Rotznasen besonders abgehaltenen Beratung wurde verfügt und beschlossen, daß, in strenger Befolgung der Ansichten Ihrer Majestät, Sergius Saltikow und Leon Narischkin eine scheinbare Ungnade seitens Tschoglokows erleiden und sie, angeblich wegen Krankheit ihrer Eltern, sich auf drei Wochen oder einen Monat in ihre Häuser zurückziehen sollten, um die umlaufenden Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Tags darauf reisten sie ab, um sich einen Monat in den Schoß ihrer Familie zurückzuziehen. Ich änderte sofort meinen Anzug und setzte meinen Verkehr mit den Tschoglokows fort, obschon ich große Langeweile dabei empfand. Gemahl und Gemahlin bedauerten die Abwesenheit der beiden Hauptheiden ihres Kreises, und ich war nicht anderer Meinung. Die Krankheit von Sergius Saltikow verlängerte seine Abwesenheit. Indes forderte die Kaiserin uns auf, von Oranienbaum zu ihr nach Kronstadt zu kommen, da in ihrer Gegenwart das Wasser in den Kanal Peter I. gelassen werden sollte, den dieser Kaiser begonnen hatte und der soeben vollendet worden war. Sie war uns nach Kronstadt vorangeeilt. Die Nacht nach ihrer Ankunft war sehr stürmisch, und da Ihre Kaiserliche Majestät uns von dort aus aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, glaubte sie, wir befänden uns während dieses Sturmes auf dem Meere. Sie brachte die Nacht in größter Unruhe zu. Es schien ihr, als wenn ein Schiff, welches sie aus ihren Fenstern mit den Wellen kämpfen sah, die Jacht sein könne, auf welcher wir überfahren sollten. Sie wandte

sich um Beistand an die Reliquien, welche sie immer zur Seite ihres Lagers hatte. Sie trug dieselben ans Fenster und bewegte sie nach einer dem mit den Wellen kämpfenden Schiffe entgegengesetzten Richtung. Mehreremal rief sie aus, wir würden sicherlich untergehen, und dies sei ihre Schuld, weil wir, nachdem sie uns vor kurzem getadelt, gleich nach der Auskunft der Jacht abgesegelt seien, um ihr einen Beweis unserer Ergebenheit zu geben. Aber in der Tat kam die Jacht erst nach dem Sturme in Oranienbaum an, so daß wir erst am Nachmittage des folgenden Tages an Bord gingen. Wir blieben dreimal vierundzwanzig Stunden in Kronstadt. Während dieser Zeit fand die feierliche Einsegnung des Kanals statt, und man ließ das Wasser zum ersten Male in diesen Kanal. Am Nachmittage war großer Ball. Die Kaiserin wollte in Kronstadt bleiben, um das Wasser wieder abfließen zu sehen. Allein sie verließ es am dritten Tage, ohne daß man den Abfluß hatte bewirken können. Der Kanal wurde seit jener Zeit nicht wieder trockengelegt, bis ich, während meiner Regierung, die Dampfmühle errichten ließ, welche ihn leert. Es würde außerdem unmöglich gewesen sein, da der Boden des Kanals tiefer liegt als das Meer; doch dies wurde damals nicht in Erwägung gezogen. Tschoglokow verlangte und erhielt die Erlaubnis, sich für einen Monat auf eins seiner Güter zu begeben. Während seiner Abwesenheit war seine Frau Gemahlin eifrig bemüht, die Befehle der Kaiserin buchstäblich auszuführen. Zunächst hatte sie viele Beratungen mit Bresson, dem Kammerdiener des Großfürsten. Dieser fand in Oranienbaum eine hübsche Malerwitwe, namens Groot; einige Tage gingen darauf hin, ihr zu erklären, was man von ihr wollte und wozu sie sich hergeben solle. Hierauf wurde Bresson beauftragt, Seine Kaiser-

liche Hoheit mit dieser jungen und schönen Witwe bekannt zu machen. Ich bemerkte sehr wohl die Aufregung von Madame Tschoglokow, doch wußte ich nicht weshalb, bis endlich Sergius Saltikow aus seinem freiwilligen Exil zurückkehrte und mir nach und nach zu verstehen gab, um was es sich handle. Endlich, mit großer Mühe, erreichte Madame Tschoglokow ihren Zweck, und als sie sich dieser Tatsache vergewissert hatte, benachrichtigte sie die Kaiserin, daß ihre Wünsche erfüllt seien. Sie hoffte, für ihre Mühe reichlich entschädigt zu werden, allein hierin täuschte sie sich, denn sie erhielt nichts. Doch behauptete sie: das Reich sei ihr zu großem Danke verpflichtet.

Um jene Zeit gelang es mir, den Großfürsten zum Abbruche der Unterhandlung mit Dänemark zu bringen. Ich erinnerte ihn an die Ratschläge des Grafen Bernis, der schon nach Wien zurückgekehrt war; er folgte mir und befahl, abzubrechen, ohne etwas abzuschließen, was auch geschah.

Ich glaubte damals zu bemerken, daß Saltikow anfing, sich weniger um mich zu bekümmern, daß er zerstreut, mitunter albern, anmaßend und ausgelassen werde. Dies quälte mich; ich redete ihn darauf an. Er gab mir schlechte Gründe und behauptete, ich verstehe die außerordentliche Gewandtheit seines Benehmens nicht zu würdigen. Er hatte recht, denn ich fand dasselbe sehr sonderbar. Einem Befehle zufolge bereiteten wir uns zur Reise nach Moskau vor. Am 14. Dezember 1752 reisten wir von Petersburg ab. Saltikow blieb dort und folgte uns erst mehrere Wochen später. Ich verließ Petersburg mit verschiedenen Anzeichen, daß ich guter Hoffnung sei. Wir reisten sehr schnell, Tag und Nacht. Auf der letzten Station vor Moskau verschwanden jene Anzeichen unter heftigen Leibschmerzen. Nach der An-

kunft in Moskau konnte mir, bei der Wendung der Dinge, kein Zweifel mehr darüber bleiben, daß eine unzeitige Geburt stattgefunden habe. Madame Tschoglokow war in Petersburg zurückgeblieben, weil sie eben von ihrem siebenten und letzten Kinde, einem Mädchen, entbunden worden war.

Man hatte uns in Moskau einen von Holz gebauten Flügel eingeräumt, der erst während des Herbstes errichtet war, so daß das Wasser an dem Gebälk niederlief und alle unsere Zimmer an einer andauernden Feuchtigkeit litten. Dieser Flügel bestand aus zwei Abteilungen, deren jede fünf bis sechs große Zimmer enthielt. Die nach der Straße liegenden waren für mich, die Hinterzimmer für den Großfürsten bestimmt. Meine Kammermädchen und Kammerfrauen samt ihren Dienerinnen wurden in meinem Toilettenzimmer untergebracht. So bewohnten denn siebzehn Mädchen und Frauen eine Stube, die freilich drei große Fenster hatte, aber keinen Ausgang als mein Schlafzimmer. Natürlich war eine solche Einrichtung weder für sie noch für mich bequem. Dazu befand sich ihr Speisesaal in einem meiner Vorzimmer. Als ich ankam, war ich krank und ließ große Ofenschirme in mein Schlafzimmer bringen, vermittels welcher ich dasselbe in drei Teile teilte. Doch half dies so gut wie gar nichts, weil die Türen sich fast unausgesetzt öffneten und schlossen. Am zehnten Tage endlich besuchte mich die Kaiserin. Als sie die fortwährende Passage bemerkte, ging sie in das Nebenzimmer und sagte zu meinen Frauen: „Ich werde einen anderen Ausgang machen lassen als den durch das Schlafzimmer der Großfürstin.“ Allein was geschah? Sie befahl die Errichtung einer Bretterwand, welche das Zimmer, in dem siebzehn Personen

bereits mit Mühe untergebracht wurden, noch um ein Fenster verkleinerte. Um also einen Korridor zu gewinnen, schnitt man einen Teil des Zimmers ab. Die Fensterwand wurde nach der Straße zu durchbrochen und eine Treppe darunter angebracht, von der meine Frauen in die Straße hinabsteigen mußten. Unter ihren Fenstern errichtete man Kommoditäten für sie, und auch wenn sie zum Diner gingen, mußten sie die Straße passieren. Kurz, diese Anordnung war so schlecht, als sie möglicherweise sein konnte, und ich wundere mich, daß diese siebzehn Frauen, zusammengepackt und öfter krank, wie sie waren, in dieser Wohnung nicht an einem Hautfieber starben. Und dies alles neben meinem Schlafzimmer, welches noch dazu mit Ungeziefer jeder Art so angefüllt war, daß ich dadurch am Schlafen verhindert wurde. Endlich kam Madame Tschoglokow, nachdem sie sich von ihrem Wochenbett erholt, in Moskau an und einige Tage später auch Saltikow. Da Moskau sehr groß und jeder dort immer weit vom anderen entfernt ist, benutzte er eine vorteilhafte Lokalität, um die Verminderung seiner erdichteten oder wirklichen Bemühungen bei Hofe zu verbergen. Für mich war dies schmerzlich. Aber er führte so gewichtige und gültige Gründe dafür an, daß mein Bedenken verschwand, nachdem ich ihn gesehen und gesprochen hatte. Wir verabredeten, ich solle, um die Zahl seiner Feinde zu mindern, dem Grafen Bestuschew etwas sagen lassen, was diesem die Hoffnung geben könnte, daß ich ihm weniger fernstehe als bisher. Ich beauftragte mit dieser Botschaft einen gewissen Bremse, der in Pechlins Holsteinscher Kanzlei angestellt war und, wenn er nicht bei Hofe war, den Grafen Bestuschew häufig besuchte. Er übernahm meinen Auftrag mit großer Bereitwilligkeit und sagte: der Kanzler sei aufs

höchste erfreut gewesen. Er habe erklärt, ich möge mich, sooft ich wolle, an ihn wenden, und wenn er mir nützlich sein könne, bitte er mich, ihm einen sicheren Weg anzugeben, vermittels dessen wir uns gegenseitig mitteilen, was wir für geeignet hielten. Ich verstand seine Absicht und antwortete Bremse: ich werde mir die Sache überlegen. Ich sprach dann mit Saltikow davon, und wir beschlossen sofort, daß er selbst zu dem Kanzler gehen sollte. Der Alte empfing ihn liebenswürdig, unterhielt sich mit ihm vertraulich über die inneren Angelegenheiten unseres Hofes, über die Einfältigkeit der Tschoglokows und bemerkte unter anderm: „Ich weiß, obgleich Sie ihr Vertrauter sind, kennen Sie sie doch ebensogut als ich, denn Sie sind ein junger Mann von Geist." Hierauf sprach er mit ihm von mir und meiner Lage, als hätte er in meinem Zimmer gewohnt, und fügte dann hinzu: „In Anerkennung des Wohlwollens, welches die Großfürstin mir entgegenbringt, werde ich ihr einen kleinen Dienst erweisen, der, wie ich glaube, ihr willkommen sein wird. Ich werde ihr Madame Wladislawa, sanft wie ein Lamm, zurückgeben, und sie soll mit ihr machen, was ihr gefällt. Sie wird sehen, daß ich kein solcher Werwolf bin, als man mich in ihren Augen dargestellt hat. Saltikow kehrte sehr befriedigt von seiner Sendung zurück. Ihm selbst hatte der Kanzler ebenso verständige als nützliche Ratschläge gegeben. Alles dies beförderte unser Einverständnis, ohne daß irgendein anderer davon wußte.

Um diese Zeit nahm Madame Tschoglokow, welche fortwährend ihr Lieblingsprojekt, über die Thronfolge zu wachen, im Kopfe hatte, mich eines Tages beiseite und sagte: „Hören Sie mich an, ich muß ganz aufrichtig mit Ihnen reden." Sie begann mit einer langen

Einleitung nach ihrer Art und Weise: über ihre Anhänglichkeit an ihren Gemahl, über ihre Einsicht, über das, was sein und nicht sein müsse, damit man sich liebe und die ehelichen Bande erleichtere. Dann änderte sie ihren Ton, indem sie hinzufügte: zuweilen gebe es Verhältnisse von höherem Interesse, welche eine Ausnahme von der Regel notwendig machten. Ich ließ sie reden, soviel sie wollte, ohne sie zu unterbrechen. Sie fuhr fort: „Sie werden sehen, wie groß meine Vaterlandsliebe ist und wie ernst ich es meine. Ich zweifle nicht, daß Sie auf jemanden mit Vorliebe hinblicken. Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen Sergius Saltikow und Leon Narischkin. Irre ich nicht, so ist es der letztere." Hierauf rief ich: „Nein, nein, gewiß nicht!" Sie erwiderte: „Nun gut, wenn er es nicht ist, so ist es unzweifelhaft der andere." Ich spielte die Einfältige in einem Grade, daß sie mich wiederholt schalt.

Damals ungefähr war es, als die Kaiserin dem Großfürsten das Gut Libenitza und mehrere andere Güter zum Geschenke machte. Allein ehe sie diese Besitzungen besuchte, feierte die Kaiserin in Moskau den Jahrestag ihrer Krönung. Es war der 25. April. Man kündigte uns an, sie habe befohlen, das Zeremoniell solle ganz dasselbe sein, welches an dem wirklichen Krönungstage beobachtet worden war. Wir waren sehr neugierig, den Hergang zu sehen. Am Vorabend begab sie sich zur Nachtruhe in den Kreml. Wir blieben in dem Holzpalast an der Sloboda und erhielten den Befehl, zur Messe in die Kathedrale zu kommen. Um neun Uhr morgens verließen wir den Holzpalast in Staatskarossen, neben welchen die Bedienten zu Fuß hergingen, durchzogen im Schritt ganz Moskau und stiegen vor der Kirche aus. Gleich darauf langte die Kaiserin mit ihrer Begleitung an. Sie trug die kleine Krone auf ihrem Haupte, und

der kaiserliche Mantel wurde, wie immer, von den Kammerherren getragen. Sie begab sich an ihren gewöhnlichen Platz in der Kirche. In allem war aber nichts Außerordentliches, was nicht bei jedem andern Feste ihrer Regierung ebenso vorkam. In der Kirche war eine feuchte Kälte. Ich wurde in meinem Hofkleid mit bloßem Halse ganz blau und starr vor Frost. Die Kaiserin ließ mir sagen, ich solle einen Halskragen von Zobelpelz umhängen, aber ich hatte keinen bei mir. Sie ließ sich ihre eigenen herbeiholen, nahm einen davon und band ihn um. Ich sah noch einen andern in dem Kasten. Ich dachte, sie werde mir denselben zum Umbinden schicken, aber ich täuschte mich; sie ließ ihn forttragen. Dies schien mir ein ziemlich starkes Zeichen von Ungnade. Madame Tschoglokow, welche sah, daß ich vor Kälte zitterte, verschaffte mir ein seidenes Taschentuch, das ich um meinen Hals band. Am Schluß der Messe und der Predigt verließ die Kaiserin die Kirche. Wir hielten es für pflichtgemäß, ihr zu folgen. Allein sie ließ uns sagen, wir könnten nach Hause zurückkehren. Wir begriffen nun, daß sie allein auf dem Throne zu dinieren beabsichtige und daß hierin das Zeremoniell des Krönungstages beobachtet werden solle, an welchem sie auch allein diniert hatte. Ausgeschlossen von diesem Diner, kehrten wir zurück, wie wir gekommen waren, hungernd und von Kälte erstarrt. Wenn die Kaiserin uns während der Messe in sehr schlechter Laune zu sein schien, so entließ sie uns jetzt mit dem Beweise eines wenig erfreulichen Mangels an Aufmerksamkeit. Unterwegs sagte ich dem Großfürsten, mit dem ich allein im Wagen fuhr, meine Meinung darüber. Er erklärte, er werde sich beschweren. Nach meiner Rückkehr klagte ich Madame Tschoglokow, daß ich mich erkältet habe. Den Tag darauf fand ein Ball

im Holzpalaste statt. Ich gab mich für krank aus und ging nicht hin.

Etwa um dieselbe Zeit erfuhren wir, daß Zacharias Zernitschew und der Oberst Nicolaus Léontiew sich im Hause Roman Woronzows beim Spiele erzürnt, mit den Degen in der Hand geschlagen, und daß Graf Zacharias Zernitschew eine gefährliche Verwundung am Kopfe erhalten habe. Sein Zustand war so bedenklich, daß man ihn nicht aus dem Hause Roman Woronzows in sein eignes hatte bringen können. Er blieb dort, befand sich sehr schlecht, und es war die Rede davon, ihn zu operieren, was mich sehr betrübte, denn ich hatte ihn sehr gern. Léontiew wurde auf Befehl der Kaiserin verhaftet. Er war der Schwiegersohn der Gräfin Romanzow und ein sehr naher Verwandter der Panin und Kurakin. Endlich schwand die Gefahr für Zernitschew, und die Sache wurde beigelegt und vergessen.

Im Laufe des Monats Mai stellten sich wieder Anzeichen von Schwangerschaft bei mir ein. Wir begaben uns nach Libenitza, dem neuen Gute des Großfürsten. Das steinerne Haus, welches Fürst Menschikow früher dort errichtet hatte, war verfallen. Wir konnten nicht darin wohnen. Zur Aushilfe schlug man Zelte im Hofe auf. Morgens zwischen drei und vier Uhr wurde mein Schlaf unterbrochen von den Schlägen der Äxte und dem Lärm, den man bei dem Bau eines Flügels von Holz machte, welcher in aller Eile, zwei Schritte von unsern Zelten, errichtet wurde, damit wir während des Restes des Sommers einen Ort hätten, wo wir wohnen könnten. Später gingen wir meistens auf die Jagd oder promenierten umher. — Ich ritt nicht mehr, sondern fuhr im offenen Wagen. Zum Peterstag kehrten wir nach Moskau zurück. Ich wurde so schlafmüde, daß ich jeden Tag bis Mittag schlief und nur mit Mühe

zum Diner geweckt wurde. Die Feier des Peterstags war wie gewöhnlich. Tags darauf fühlte ich Schmerzen im Kreuz. Madame Tschoglokow ließ eine Hebamme kommen, welche die vorzeitige Geburt ansagte, die während der Nacht stattfand. Ich mochte zwei oder drei Monate guter Hoffnung gewesen sein. Vierzehn Tage lang schwebte ich in Lebensgefahr, da man fürchtete, ein Teil der Nachgeburt sei zurückgeblieben. Doch verbarg man mir diesen Umstand. Endlich am vierzehnten Tage ging die Nachgeburt von selbst ab. Ich mußte wegen dieses Unfalls mein Zimmer in einer unerträglichen Hitze sechs Wochen lang hüten. Die Kaiserin besuchte mich an demselben Tage, wo meine Krankheit begann, und schien gerührt. Während jener sechs Wochen, in denen ich das Zimmer zu hüten hatte, langweilte ich mich tödlich. Was den Großfürsten anging, so hielt er sich meist in seinen Zimmern auf, wo einer seiner Kammerdiener, namens Karnowitsch, ein Ukrainer, ein ebenso großer Narr als Trunkenbold, ihn nach Kräften unterhielt, indem er ihm Spielsachen, Wein und starke Getränke brachte, soviel er konnte. Tschoglokow, den alle täuschten und hintergingen, wußte hiervon nichts. Doch während der geheimen nächtlichen Bacchannalien des Großfürsten mit seinen Kammerdomestiken, unter denen mehrere junge Kalmücken sich befanden, hörte man oft wenig auf seine Befehle und bediente ihn schlecht. Denn in ihrer Trunkenheit wußten alle nicht mehr, was sie taten, und vergaßen, daß sie mit ihrem Herrn zusammen waren und daß dieser Herr der Großfürst war. Dann nahm Seine Kaiserliche Hoheit zu Stockschlägen und flachen Säbelhieben Zuflucht — allein trotzdem gehorchte ihm die Genossenschaft schlecht, und mehr als einmal beklagte er sich über seine Leute bei mir und bat mich, sie zur Vernunft

zu bringen. Ich ging dann in sein Zimmer, schalt sie, erinnerte sie an ihre Pflichten und brachte sie sofort zum Gehorsam — so daß der Großfürst wiederholt gegen mich und Bresson äußerte, er wisse nicht, wie ich das mit seinen Leuten mache, ich erlange von ihnen alles mit einem Worte. Als ich eines Tages zu demselben Zweck das Zimmer Seiner Kaiserlichen Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine tote Ratte, die er, mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung, in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Kabinetts hatte aufhängen lassen. Ich fragte, was dies bedeute, worauf er erwiderte, diese Ratte habe eine verbrecherische Handlung begangen, welche nach den Kriegsgesetzen mit Hinrichtung bestraft werde. Sie sei über die Wälle einer Festung von Pappe gesprungen, die auf dem Tische in diesem Kabinett stand, und habe zwei aus Teig verfertigte Schildwachen, die auf den Bastionen im Dienste gewesen, aufgefressen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgesetzen verurteilen lassen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwischt, und sie sei sofort erhängt worden, wie ich sie sehe, und solle als warnendes Beispiel drei Tage ausgestellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, über die unglaubliche Albernheit dieses Vorgangs in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch großes Mißfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, verschanzte ich mich hinter meine Unkenntnis der Kriegsgesetze. Allein er ließ nicht nach, mich wegen meines Lachens zu schelten.

Während des diesmaligen Aufenthalts des Hofes in Moskau geschah es, daß ein Hoflakai verrückt und sogar toll wurde. Die Kaiserin befahl Boërhave, ihrem ersten Arzte, den Menschen zu behandeln. Er wurde in einem Zimmer, nahe bei der Wohnung Boërhaves, der am Hofe lebte, untergebracht. Zufällig verloren

während desselben Jahres noch mehrere andere Personen den Verstand. Sowie die Kaiserin Kunde davon erhielt, nahm sie sie an den Hof und ließ sie in Boërhaves Nähe wohnen, so daß ein förmliches kleines Irrenhaus bei Hofe entstand. Ich erinnerte mich, daß die merkwürdigsten Insassen desselben ein Major aus den Semenowskischen Garden, namens Tschedajew, ein Oberstleutnant Lintrum, ein Major Tschoglokow und ein Mönch des Klosters Voskresensky waren, welcher letztere sich mit einem Rasiermesser die Geschlechtsteile abgeschnitten hatte — und andere mehr. Die Verrücktheit Tschedajews bestand darin, daß er Schah-Nadir, sonst Thamas-Kuli-Khan, Usurpator und Tyrann von Persien, für den lieben Gott hielt. Als es den Ärzten nicht gelingen wollte, ihn von seiner Marotte zu heilen, übergab man ihn den Pfaffen. Diese überredeten die Kaiserin, den Teufel aus ihm austreiben zu lassen. Sie war selbst bei der Zeremonie zugegen: allein Tschedajew blieb so verrückt, als er war. Doch gab es Leute, die an seiner Verrücktheit zweifelten, weil er, Schah-Nadir ausgenommen, in jeder andern Beziehung vernünftig war. Ja, seine früheren Freunde fragten ihn wegen ihrer Angelegenheiten um Rat, und er gab ihnen sehr vernünftige Ratschläge. Die, welche ihn nicht für wahnsinnig hielten, führten als Grund seiner Affektation des Wahnsinns an, daß er in verzweifelte Verhältnisse verwickelt gewesen sei, aus denen er sich durch diese List gerettet habe. Zu Anfang der Regierung der Kaiserin war er bei der Steuerrevision angestellt. Man hatte ihn der Erpressung angeklagt, und aus Furcht, verurteilt zu werden, nahm er seine Zuflucht zu der Wahnidee, wodurch er der Verurteilung entging.

Mitte August 1753 kehrten wir auf das Land zurück. Die Kaiserin begab sich an ihrem Namenstage, dem

5. September, in das Kloster Boskresensky. Während sie sich dort aufhielt, schlug der Blitz in die Kirche ein. Glücklicherweise befand sich Ihre Kaiserliche Majestät in einer Kapelle neben der Hauptkirche. Sie erfuhr das Geschehene nur durch den Schreck ihrer Hofleute. Niemand wurde dabei verwundet noch getötet. Bei unserer Rückkehr in die Stadt sahen wir, wie die Prinzessin von Kurland der Kaiserin für die Erlaubnis zu ihrer Vermählung mit Fürst Georg Hovansky öffentlich die Hand küßte. Mit ihrem ersten Verlobten, Peter Saltikow, der seinerseits sofort eine Fürstin Suzow heiratete, hatte sie gebrochen. Ich befand mich am 1. November desselben Jahres, nachmittags drei Uhr, bei Madame Tschoglokow, als ihr Gemahl, Sergius Saltikow, Leon Narischkin und mehrere andere Hofkavaliere das Zimmer verließen, um den Kammerherrn Schuwalow zu seinem Geburtstage, der auf diesen Tag fiel, zu beglückwünschen. Madame Tschoglokow, die Fürstin Gagarin und ich setzten unsere Unterhaltung fort. Plötzlich hörten wir Lärm in einer nahegelegenen kleinen Kapelle, und ein paar jener Herren kamen zurück mit der Meldung, daß sie die Säle des Schlosses nicht hätten passieren können, weil Feuer darin ausgebrochen sei. Ich eilte sogleich in mein Zimmer und sah, daß die Balustrade in der Ecke des großen Saales brannte. Dieser Saal lag zwanzig Schritt von dem Flügel, welchen wir bewohnten. Als ich meine Zimmer erreichte, fand ich sie schon voll von Soldaten und Domestiken, welche die Möbel und alles, was sie konnten, fortschleppten. Madame Tschoglokow war mir gefolgt. Da der Ausbruch des Feuers in allen Teilen des Hauses zu erwarten war, verließen wir das Haus, bestiegen den vor der Türe haltenden Wagen des Kapellmeisters Kraya, der zu einem Konzert beim Großfürsten gekommen

war, und betrachteten, weil die Straße durch kürzlich gefallene starke Regengüsse mit Kot bedeckt war, von dort die Feuersbrunst sowie die Bemühungen, die Möbel aus allen Teilen des Hauses fortzuschaffen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit einen sonderbaren Zwischenfall. Eine erstaunliche Menge von Ratten und Mäusen lief in langen Reihen die Treppe hinunter, ohne sich sehr zu beeilen. Wegen Mangels an Löschungsmaschinen und weil die wenigen, welche da waren, sich gerade unter dem brennenden Saale befanden, war es unmöglich, den großen Holzbau zu retten. Die Hitze wurde so groß, daß weder Madame Tschoglokow noch ich selbst sie länger aushalten konnten; wir ließen den Wagen ein paar hundert Schritte ins Freie hinausfahren. Endlich kam Tschoglokow mit dem Großfürsten, um uns zu melden, daß die Kaiserin sich in das Haus Pokrowsky begebe und daß sie befohlen habe, wir sollten das Haus Tschoglokows beziehen, welches an der rechten Ecke der großen Slobodastraße gelegen war. Wir begaben uns sofort dorthin. Man kann nicht unbequemer wohnen, als wir in diesem Hause wohnten. Der Wind fuhr nach allen Weltgegenden hindurch, Fenster und Türen waren halb verfault, Öffnungen von drei bis vier Zoll Breite in den Fußböden. Dazu war es voller Ungeziefer. Die Kinder und die Diener Tschoglokows wohnten darin. Sowie wir es betraten, wurden sie hinausgeschickt, und man quartierte uns in diesem entsetzlichen Hause ein, dem es an Möbeln fast ganz fehlte.

Unsere Garderobe und alles, was wir bedurften, lag noch im Kot vor dem niedergebrannten Palast; wir erhielten sie erst in der Nacht und den Tag nachher. Was mir die größte Unruhe verursachte, waren meine Bücher. Ich beendete damals gerade den vierten Band des Bayleschen Lexikons, eine Lektüre, zu der ich zwei

Jahre gebraucht hatte, indem ich alle sechs Monate einen Band durchstudierte. Man kann sich daher vorstellen, in welcher Einsamkeit ich mein Leben hinbrachte. Endlich brachte man mir die Bücher. Auch meine Garderobe, die der Gräfin Schuwalow usw. fanden sich. Madame Wladislawa zeigte mir, der Kuriosität halber, die Unterröcke dieser Dame, welche hinten ganz mit Leder gefüttert waren, weil sie ihren Urin nicht zurückhalten konnte. Dies war von ihrem ersten Wochenbett zurückgeblieben, und die Unterröcke waren ganz von dem Geruch durchdrungen. Die Kaiserin verlor durch den Brand die ganze nach Moskau gebrachte ungeheure Garderobe. Sie erwies mir die Ehre, mir mitzuteilen, daß sie 4000 Kleider verloren und daß sie von allen nur den Verlust des Kleides bedauere, zu welchem ich ihr den Stoff geschenkt hatte. Sie verlor außerdem noch viele Kostbarkeiten, unter andern eine mit geschnittenen Steinen verzierte Schale, die Gräfin Romanzow für 8000 Dukaten in Konstantinopel gekauft hatte. Alle diese Sachen befanden sich in einer Garderobe über dem Saale, worin das Feuer ausbrach.

Die Feuersbrunst gab Tschoglokow Veranlassung zu einer unvermuteten Entdeckung. Der Großfürst hatte in seinen Zimmern viele große Kommoden. Als man diese hinaustrug, zeigten einige offene oder schlecht verschlossene Fächer den Augen der Zuschauer, was sie enthielten. Wer hätte es glauben sollen? Die Schubladen dienten Sr. Kaiserlichen Hoheit als Keller und enthielten nichts als eine ungeheuere Menge Wein- und Likörflaschen. Tschoglokow erzählte mir davon. Ich sagte ihm, ich wisse von diesem Vorrat nichts; aber sehr häufig, ja fast täglich bemerkte ich die Trunkenheit des Großfürsten.

Wir blieben nach dem Brande ungefähr sechs Wochen in dem Hause Tschoglokows. Da wir beim Hinausgehen oft an einem in einem Garten nahe bei der Brücke Saltikow gelegenen Hause vorbeikamen, welches der Kaiserin gehörte und das Bischofshaus hieß, kam uns der Gedanke, die Kaiserin, ohne Wissen Tschoglokows, um die Erlaubnis zu bitten, dies Haus zu bewohnen, welches uns wohnlicher geschildert wurde als das, in welchem wir uns befanden. Wir erhielten den Befehl, in das Bischofshaus überzusiedeln. Es war ein sehr altes Haus von Holz. Die Öfen waren so alt und so voller Ritzen, daß man das Feuer hindurchscheinen sah, wenn sie geheizt wurden und der Rauch die Zimmer erfüllte. Wir litten daher an Kopf- und Augenschmerzen. Man lief in diesem Hause Gefahr, lebendig verbrannt zu werden, denn es war nur eine hölzerne Treppe darin, und die Fenster lagen hoch. In der Tat brach während unseres Aufenthaltes zwei- bis dreimal Feuer aus, allein man löschte zeitig. Ich bekam dort eine von hitzigem Fieber begleitete Halsentzündung. An demselben Tage, als meine Krankheit begann, sollte Herr von Breithardt, der von dem Wiener Hofe wieder nach Rußland geschickt worden war, zum Abschiede bei uns soupieren. Er fand mich mit roten, geschwollenen Augen. Er glaubte, ich habe geweint, und täuschte sich nicht. Langeweile, Unwohlsein, physisches und moralisches Unbehagen an der Lage, worin ich mich befand, hatten mich wieder einmal in tiefe Melancholie versetzt. Einige Tage nachher erhielten wir endlich die Erlaubnis, nach Libenitza zu gehen. Hier fühlten wir uns wie im Paradiese. Das Haus war neu und bequem eingerichtet, jeden Abend wurde getanzt, und unser ganzer Hof war wieder beisammen. Auf einem dieser Bälle bemerkten wir, wie der Großfürst lange Zeit mit

Tschoglokow flüsterte. Der letztere schien dann traurig, träumerisch, verschlossener und mürrischer als gewöhnlich. Als Sergius Saltikow bemerkte, daß Tschoglokow ihm auch mit sonderbarer Kälte begegnete, setzte er sich zu Fräulein Martha Schafirow und suchte von ihr zu erfahren, was es mit der so ungewöhnlichen Vertraulichkeit des Großfürsten und Tschoglokows für eine Bewandtnis haben könne. Sie sagte, der Großfürst habe öfter gegen sie geäußert: „Sergius Saltikow und meine Frau täuschen Tschoglokow auf eine unerhörte Weise. Er ist in die Großfürstin verliebt; sie kann ihn nicht ausstehen. Sergius Saltikow ist Tschoglokows Vertrauter. Er macht ihn glauben, daß er sich bei meiner Frau für ihn bemühe, und statt dessen bemüht er sich bei ihr nur für sich selbst. Und sie kann den amüsanten Sergius Saltikow sehr wohl ausstehen. Sie bedient sich seiner, um Tschoglokow zu regieren, wie sie will, und im Grunde macht sie sich lustig über beide. Ich muß diesem armen Teufel von Tschoglokow, der mir leid tut, die Augen öffnen, ich muß ihm die Wahrheit sagen; dann wird er sehen, wer sein wahrer Freund ist, meine Frau oder ich.“ Saltikow erzählte mir alles wieder und setzte sich dann zu Tschoglokow, indem er ihn fragte, was ihm fehle. Tschoglokow wollte sich anfangs nicht erklären, seufzte einmal über das andere, beklagte sich dann, wie schwer es sei, treue Freunde zu finden, bis er den Inhalt seiner Unterredungen mit dem Großfürsten gestand. Tschoglokow hatte dem Großfürsten aufs lebhafteste für sein Vertrauen und seine Freundschaftsbeteuerungen gedankt. Allein im Grunde betrachtete er alles als Grillen und als persönliche Phantasie des Großfürsten. Nachdem er sich soweit ausgesprochen, kostete es Saltikow wenig Mühe, Ruhe und Heiterkeit in Tschoglokows Seele zurückzurufen; zumal

da der letztere gewohnt war, den Reden eines Menschen, den man als einsichtslos kannte, wenig Bedeutung und Aufmerksamkeit beizumessen. Ich gestehe, daß ich über die Mitteilungen des Großfürsten empört war. Um ihn von dem Gegenstande abzubringen, ließ ich ihn merken, daß ich von dem zwischen ihm und Tschoglokow Vorgegangenen unterrichtet sei. Er errötete, antwortete nicht, entfernte sich und grollte mir.

Die Kaiserin feierte den 1. Januar 1754, und der Großfürst und ich hatten die Ehre, mit ihr unter dem Thronhimmel zu dinieren. Bei Tafel schien Ihre Majestät sehr heiter und gesprächig. Neben dem Throne waren Tische für mehrere hundert Gäste aus den vornehmsten Klassen der Gesellschaft gedeckt. Während des Diners fragte die Kaiserin, wer jene magere häßliche Person mit dem Kranichhals sei, die sie dort sitzen sehe. Man sagte ihr, es sei Fräulein Martha Schafirow. Sie brach in lautes Lachen aus, wendete sich zu mir und sagte: dies erinnere sie an ein russisches Sprichwort: „Ein langer Hals ist nur gut zum Aufhängen." Ich konnte nicht umhin, über die Bosheit dieses kaiserlichen Witzwortes zu lächeln. Die Hofleute wiederholten es von Mund zu Mund. Ob der Großfürst es gehört hatte, weiß ich nicht, ich hütete mich, mit ihm darüber zu sprechen.

Kein Jahr war so reich an Feuersbrünsten als das von 1753—1754. Es geschah öfter, daß ich aus den Fenstern meiner Gemächer im Sommerpalast zwei, drei, vier, ja fünf Feuersbrünste zugleich an verschiedenen Punkten Moskaus entdeckte. Während des Karnevals ordnete die Kaiserin mehrere Bälle und Maskeraden in ihren Gemächern an. Ich bemerkte, wie sie auf einem derselben eine lange Unterredung mit der Generalin

Matuschkin hatte, welche nicht wollte, daß ihr Sohn sich mit der Fürstin Gagarin, meiner Ehrendame, vermähle. Allein die Kaiserin überredete die Mutter, und die Fürstin Gagarin, welche achtunddreißig Jahre alt war, erhielt die Erlaubnis, Dimitri Matuschkin zu heiraten. Sie sowohl als ich waren sehr froh darüber; es war eine Heirat aus Liebe, und Matuschkin war damals sehr schön. Madame Tschoglokow zog nicht mit uns in die Sommerwohnung. Unter verschiedenen Vorwänden blieb sie mit ihren Kindern in ihrem nahe am Hofe gelegenen Hause. Allein in Wahrheit hatte sie eine Leidenschaft für den Fürst Peter Repnin und eine entschiedene Abneigung gegen ihren Gemahl gefaßt. Sie zeigte mir alle Briefe, die sie von ihrem Geliebten empfing, und ich bewahrte ihr Geheimnis mit skrupuloser Treue und Gewissenhaftigkeit.

Im Februar hatte ich wieder Anzeichen von Schwangerschaft. Gerade am Ostertage, während der Messe, wurde Tschoglokow krank. Man gab ihm kräftige Arzeneien, allein sein Leiden verschlimmerte sich. In der Osterwoche machte der Großfürst mit unsern Hofkavalieren einen Spazierritt, an welchem auch Saltikow teilnahm. Ich blieb zu Hause, weil man Furcht hatte, mich in meinem Zustande ausgehen zu lassen, nachdem ich zweimal unzeitige Wochen gehalten. Ich befand mich allein in meinem Zimmer, als Tschoglokow mich bitten ließ, zu ihm zu kommen. Ich ging und fand ihn im Bette. Er beklagte sich bitterlich über seine Frau, sagte mir, sie sehe Fürst Repnin bei sich. Gerade als er in der größten Aufregung war, trat seine Frau ein. Er überhäufte sie in meinem Beisein mit Vorwürfen und sagte, sie verlasse ihn, während er krank darniederliege. Sie jedoch erwiderte ihm: es sei nicht befremdlich, wenn sie ihn für sein Benehmen gegen sie strafe, ihm stehe es schlecht an, sich zu be-

klagen. Mitten im heftigsten Streit meldete mir Madame Wladislawa, daß die Kaiserin in meine Gemächer eingetreten sei. Als sie bemerkte, daß ich rot und atemlos hereintrat, fragte sie, wo ich gewesen sei. Ich erwiderte: ich komme von Tschoglokow, dem es schlecht gehe, und da ich gehört, daß sie mir die Gnade erwiesen, mich zu besuchen, sei ich gelaufen, um so schnell als möglich zurückzukommen. Madame Wladislawa war in meinem Zimmer. Die Kaiserin richtete das Wort mehrere Male an sie, dann wieder an mich, sprach von gleichgültigen Dingen und entfernte sich nach einer kleinen halben Stunde, indem sie mir sagte, wegen meines Zustandes enthebe sie mich davon, am 21. und 25. April öffentlich zu erscheinen. Nach der Rückkehr des Großfürsten erzählte ich Sergius Saltikow, wie es mir während ihres Spazierrittes ergangen sei: wie Tschoglokow mich hatte rufen lassen, von meiner Aufregung bei der Unterhaltung zwischen ihm und seiner Frau und von dem Besuche der Kaiserin. Er sagte: „Wenn die Sache sich so verhält, so glaube ich, daß die Kaiserin gekommen ist, um zu sehen, womit Sie sich während der Abwesenheit Ihres Gemahls beschäftigen, und damit sie sieht, daß Sie ganz allein in Ihren Gemächern und bei Tschoglokow waren, werde ich mit allen meinen Kameraden, über und über beschmutzt, wie wir sind, zu Iwan Schuwalow gehen." In der Tat begab er sich, nachdem der Großfürst sich zurückgezogen hatte, mit allen, die an dem Spazierritte teilgenommen, zu Iwan Schuwalow, der am Hofe wohnte. Als sie zu ihm kamen, erkundigte dieser sich nach den Details ihres Spazierrittes, und Saltikow sagte mir nachher, aus den Fragen sei ihm hervorgegangen, daß er sich nicht getäuscht habe.

Die Krankheit Tschoglokows nahm eine mehr und mehr bedenkliche Wendung. Am 21. April, meinem Ge-

burtstage, wurde er von den Ärzten aufgegeben. Man setzte die Kaiserin davon in Kenntnis, und sie befahl, wie sie in ähnlichen Fällen zu tun pflegte, den Kranken in sein eigenes Haus zu tragen, damit er nicht bei Hofe stürbe, weil sie sich vor Toten fürchtete. Sergius Saltikow und Frau Narischkin befanden sich in dem Zimmer Madame Tschoglokows, als ihr Gemahl starb. Da die Fenster geöffnet waren, flog ein Vogel hinein und setzte sich auf den Rand des Plafonds, gegenüber dem Bette Madame Tschoglokows. Als sie dies bemerkte, sagte sie: „Ich glaube, mein Gemahl ist eben gestorben, lassen Sie fragen, wie die Sachen stehen." Man brachte die Botschaft, daß er in der Tat gestorben sei. Sie sagte: dieser Vogel sei die Seele ihres Gemahls. Man suchte ihr zu beweisen, daß es ein gewöhnlicher Vogel sei, allein sie blieb überzeugt, es sei die Seele ihres Gemahls gewesen, die sie aufgesucht habe.

Nach dem Begräbnis Tschoglokows wollte seine Frau mich besuchen. Als die Kaiserin sie über die Inusabrücke kommen sah, schickte sie ihr einen Boten entgegen, welcher ihr anzeigte, daß sie ihres Dienstes bei mir enthoben sei und in ihr Haus zurückkehren möge. Es mißfiel Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß sie als Witwe so bald ausging. Denselben Tag ernannte sie Alexander Iwanowitsch Schuwalow zu der Stelle, welche der verstorbene Tschoglokow bei dem Großfürsten bekleidet hatte. Nun war dieser Schuwalow, nicht an sich selbst, aber durch die Stellung, welche er einnahm, der Schrecken des Hofes, der Stadt und des ganzen Reiches. Er war Präsident des Tribunals der Staatsinquisition, welche damals die Geheime Kanzlei hieß. Seine amtliche Beschäftigung hatte ihm, wie man sagte, eine Art konvulsivischer Bewegung zugezogen, die, sooft er Freude, Zorn, Furcht oder Unruhe empfand, die ganze

rechte Seite seines Gesichts, vom Auge bis zum Kinn, durchzuckte. Es war merkwürdig, wie man diesen Menschen mit einer so abschreckenden Fratze hatte wählen können, in der Gesellschaft einer jungen Frau zu sein, die guter Hoffnung war. Hätte ich ein mit diesem unglücklichen Tic behaftetes Kind zur Welt gebracht, so würde mir dies sicherlich den Unwillen der Kaiserin zugezogen haben. Tags darauf meldete man mir, daß die Kaiserin mir wieder die Gräfin Romanzow beigeben werde. Ich wußte, daß diese die geschworene Feindin Saltikows war, daß sie die Fürstin Gagarin ebensowenig liebte, daß sie meiner Mutter bei der Kaiserin großes Unrecht getan hatte. Ich weinte und sagte dem Grafen Alexander Schuwalow, wenn man mir die Gräfin Romanzow beigebe, würde ich darin ein großes Unglück für mich erkennen. Denn diese Frau habe früher meiner Mutter durch Anschwärzungen bei der Kaiserin geschadet, und jetzt werde sie mir auch dasselbe tun. Besonders in Sorge für meinen Zustand, begab er sich zu der Kaiserin und drückte, als er zurückkam, die Hoffnung aus, daß die Kaiserin mir die Gräfin Romanzow nicht beigeben werde. Wirklich hörte ich nichts mehr davon, und man beschäftigte sich ausschließlich mit der Abreise nach Petersburg. Ich hegte die größte Besorgnis, man würde Sergius Saltikow und Leon Narischkin in Moskau zurücklassen. Allein man hatte die Gnade, sie mit auf die Liste unseres Gefolges zu setzen.

Am zehnten oder elften verließen wir endlich den Moskauer Palast. Ich fuhr in einem Wagen mit der Gemahlin Graf Alexander Schuwalows, der langweiligsten Frau, die man sich denken kann, mit Madame Wladislawa und mit der Hebamme, ohne welche man nicht fertig zu werden glaubte, weil ich guter Hoffnung war. Ich langweilte mich in diesem Wagen zum Sterben und

weinte beständig. Endlich nutzte die Fürstin Gagarin, welche die Gräfin Schuwalow persönlich nicht liebte, einen Augenblick, wo sie sich mir nähern konnte, um mir zu sagen, daß sie sich bemühe, Madame Wladislawa günstig für mich zu stimmen, weil sie und alle andern fürchteten, die Hypochondrie, in welche mein Zustand mich versetze, möge mir und dem Kinde, welches ich unter dem Herzen trage, schaden; sowie daß Sergius Saltikow mir weder von nah noch von fern sich zu nähern wage, wegen der Aufsicht und fortwährenden Gegenwart des Schuwalowschen Ehepaares. Wirklich gelang es ihr, bei Madame Wladislawa Gehör zu finden und sie, im Hinweis auf den Zustand von Unbequemlichkeit und fortwährendem Zwang, aus dem eben jene Melancholie entsprang, deren ich nicht mehr Herr werden konnte, zum Nachgeben zu bewegen. Nach neunundzwanzig langweiligen Reisetagen kamen wir so in Petersburg, im Sommerpalast, an. Der Großfürst richtete sich dort zuerst ein. Dies gewährte mir bisweilen die Möglichkeit einer Unterredung. Tausend Befürchtungen erfüllten meine Seele. Ich konnte mich nicht von dem Gedanken befreien, daß alles auf die Entfernung Sergius Saltikows abziele. Im Herbst kehrten wir in die Stadt, in den Sommerpalast zurück. Es war mir eine schmerzliche Überraschung, als ich erfuhr, daß man für meine Niederkunft Zimmer einrichtete, welche an die der Kaiserin stießen und zu ihren Gemächern gehörten. Alexander Schuwalow ging mit mir hin, um sie in Augenschein zu nehmen. Ich fand zwei Zimmer und nur mit einem Ausgang versehen, schlecht möbliert in rotem Damast, ohne jede Bequemlichkeit in der Einrichtung. Ich sah voraus, daß ich hier isoliert, ohne alle Gesellschaft und sehr unglücklich sein werde. Ich äußerte dies gegen Sergius Saltikow und die Fürstin

Gagarin. Sie sahen alles, was ich sah; doch sie konnten nichts daran ändern. Ich sollte diese, von denen des Großfürsten sehr entfernten Zimmer am Mittwoch beziehen. Am Dienstagabend ging ich zu Bett und wachte in der Nacht mit Schmerzen auf. Ich weckte Madame Wladislawa. Sie ließ die Hebamme holen, die erklärte, daß die Zeit meiner Niederkunft da sei. Man weckte den Großfürsten, der in seinem Zimmer schlief, und den Grafen Alexander Schuwalow. Der letztere schickte nach der Kaiserin, welche bald darauf, etwa um zwei Uhr morgens, eintrat. Gegen Mittag des folgenden Tages, am 20. September, wurde ich endlich von einem Sohn entbunden. Nachdem er angezogen war, ließ die Kaiserin ihren Beichtvater rufen, welcher dem Kinde den Namen Paul gab. Hierauf befahl sie der Hebamme, das Kind zu nehmen und ihr zu folgen. Ich blieb auf dem Lager der Schmerzen. Nachdem die Kaiserin sich entfernt, ging auch der Großfürst hinaus, ebenso Herr und Madame Schuwalow, und bis drei Uhr sah ich niemanden wieder. Ich hatte stark geschwitzt, bat Madame Wladislawa, meine Wäsche zu wechseln und mich ins Bett zu geleiten. Sie erklärte, sie wage nicht, dies zu tun. Sie schickte mehrmals nach der Hebamme, doch diese kam nicht. Nach drei Stunden endlich kam die Gräfin Schuwalow in großer Toilette zurück. Als sie mich noch an derselben Stelle liegen sah, wie sie mich verlassen, schrie sie laut auf und erklärte, man werde mich auf diese Art töten. Dies war sehr tröstlich für mich, nachdem ich seit dem Moment meiner Niederkunft in Tränen gebadet gewesen, verlassen, wie ich war, auf einem schlechten, unbequemen Lager, nach heftigen, schmerzhaften Geburtswehen, zwischen Türen und Fenstern, die schlecht schlossen, ohne daß jemand es wagte, mich in mein nur zwei Schritte entferntes Bett

zu tragen, ohne daß ich selbst die Kraft hatte, mich hineinzuschleppen. Madame Schuwalow entfernte sich sogleich, wahrscheinlich, um die Hebamme zu holen, denn diese kam nach einer halben Stunde und sagte, die Kaiserin sei so von dem Kinde in Anspruch genommen, daß sie sich keinen Augenblick habe entfernen dürfen. An mich dachte man nicht. Ich verschmachtete vor Durst. Endlich brachte man mich in mein Bett. Dann sah ich den ganzen Tag keine lebende Seele mehr, ebensowenig erkundigte man sich nach meinem Befinden. Der Großfürst trank mit seinen Genossen, die Kaiserin war mit dem Kinde beschäftigt. In der Stadt und im Reiche herrschte große Freude über das glückliche Ereignis. Den nächsten Tag begann ich unerträgliche rheumatische Schmerzen zu empfinden, die von der Hüfte an meinem linken Bein hinunterzogen. Ich wurde dadurch am Schlafen gehindert und bekam obendrein ein hitziges Fieber. Trotzdem bekümmerte man sich nicht mehr um mich als vorher. Ich sah niemanden, niemand fragte nach mir. Der Großfürst kam nur einen Augenblick in mein Zimmer, ging aber sogleich wieder fort, indem er sagte, er habe keine Zeit zu bleiben. Ich tat nichts als Weinen und Stöhnen. Madame Wladislawa, die allein bei mir war, bedauerte mich, aber sie konnte nicht helfen. Dazu mochte ich weder bedauert werden, noch mich beklagen. Mein Stolz sträubte sich dagegen, und schon der Gedanke, unglücklich zu sein, war mir unerträglich. Bis dahin hatte ich getan, was ich konnte, um es nicht zu scheinen. Am dritten Tage ließ die Kaiserin bei Madame Wladislawa nachfragen, ob eine Mantille von blauem Atlas, welche Ihre Kaiserliche Majestät am Tage meiner Niederkunft trug, weil es in meinem Zimmer sehr kalt war, nicht bei mir liegengeblieben wäre. Madame Wladislawa suchte diese

Mantille überall und fand sie endlich in einer Ecke meines Toilettenzimmers, wo man sie nicht bemerkt hatte, weil man seit meiner Niederkunft dies Zimmer nur selten betrat. Nachdem sie die Mantille gefunden, schickte sie dieselbe sogleich zurück. Wie wir später hörten, hatte diese Mantille zu einem eigentümlichen Vorfall Veranlassung gegeben. Die Kaiserin hatte keine bestimmte Zeit, wann sie zu Bette ging, wann sie aufstand, wann sie dinierte, soupierte oder Toilette machte. Eines Nachmittages, während der drei erwähnten Tage, legte sie sich auf ein Kanapee. Nachdem sie eine Weile gelegen, fing es an, sie zu frieren, und verlangte eine Mantille. Man suchte überall, ohne sie zu finden, da sie in meinem Zimmer geblieben war. Nun befahl die Kaiserin, unter ihrem Kopfkissen nachzusehen; denn sie glaube, man werde sie dort finden. Die Schwester Madame Kruses, jene Lieblingskammerfrau der Kaiserin, suchte unter dem Kopfkissen Ihrer Kaiserlichen Majestät und zog ihre Hand zurück, indem sie sagte, die Mantille sei nicht dort, aber ein Paket Haare oder etwas dem ähnliches, sie wisse nicht was, liege darunter. Die Kaiserin erhob sich sofort, befahl, die Matratze samt den Kissen abzunehmen, man sah ein Paket, in welchem sich Haare, herumgewickelt um Gemüsewurzeln, befanden. Nun erklärten die Frauen der Kaiserin und sie selber: dies sei unzweifelhaft Hexerei, und alle ergingen sich in Vermutungen, wer die Verwegenheit gehabt haben könne, dieses Paket unter das Kopfkissen der Kaiserin zu legen. Man beargwöhnte eine der Frauen, welche Ihre Kaiserliche Majestät am meisten bevorzugte. Dieselbe war bekannt unter dem Namen Anna Dimitrewna Dumachéva. Dem Herrn Schuwalow stand diese Frau wegen ihres Einflusses und des Vertrauens der Kaiserin, das sie von früh auf genossen hatte, im Wege.

Sie konnte ihnen sehr wohl einen Streich spielen, unter dem ihr eigener Einfluß gelitten haben würde. Da es den Schuwalows nun nicht an Anhängern fehlte, fingen auch diese an, die Sache als ein Verbrechen aufzufassen, wozu außerdem die Kaiserin selbst sehr geneigt war, weil sie an Zauber und Hexerei glaubte. Sie befahl folglich dem Grafen Alexander Schuwalow, die Frau, ihren Mann und ihre beiden Söhne, von denen einer Gardeoffizier, der andere Kammerpage der Kaiserin war, verhaften zu lassen. Der Mann verlangte, zwei Tage nach seiner Verhaftung, ein Rasiermesser, um sich zu rasieren, und schnitt sich den Hals ab. Die Frau gestand ein, daß sie, um die Gunst der Kaiserin gegen sie zu verlängern, Zaubermittel angewandt und am Gründonnerstage ein paar Körner gebrannten Salzes in ein Glas Ungarwein gestreut habe, welches sie der Kaiserin präsentierte. Die Sache endigte damit, daß Mutter und Söhne aus Moskau verbannt wurden.

Endlich schlug mir der Großfürst vor, da er sich abends ohne meine Ehrendamen, denen er den Hof machte, langweilte, die Abende in meinem Zimmer zuzubringen. Er bemühte sich damals um die Häßlichste von allen, die Gräfin Elisabeth Woronzow. Am sechsten Tage fand die Taufe meines Sohnes statt. Es hatte wenig daran gefehlt, daß er schon an Mundfäule gestorben wäre. Ich konnte nur heimlich Nachricht von ihm erhalten. Nach seinem Befinden zu fragen, würde für einen Zweifel an der Sorgfalt der Kaiserin gehalten und sehr schlecht aufgenommen worden sein. Sie hatte ihn zudem in ihr eigenes Zimmer bringen lassen, und sowie er zu schreien anfing, eilte sie selbst zu ihm. Aus übergroßer Sorgfalt brachte man ihn einmal fast zum Ersticken. Er lag in einem sehr heißen Zimmer, ganz eingewickelt in Flanell, in einer mit schwarzem Fuchs-

pelz garnierten Wiege und war zugedeckt von einer mit Watte gefütterten Atlasdecke, über welcher eine rosa Samtdecke lag, die mit schwarzem Fuchspelz besetzt war. Ich selbst sah ihn später wiederholt auf diese Weise in seiner Wiege. Der Schweiß strömte von seinem Gesicht und am ganzen Körper herab. Als er größer wurde, zog ihm daher der geringste Luftzug Erkältung und Krankheit zu. An dem Tauftage kam die Kaiserin nach der Zeremonie in meine Zimmer und überreichte mir auf einem goldenen Teller einen Befehl an ihr Kabinett, mir 100 000 Rubel auszuzahlen. Daneben lag ein Schmuckkästchen, welches ich nicht öffnete, bis sie sich entfernt hatte. Das Geld kam mir sehr gelegen, denn ich besaß keinen Pfennig und war von Schulden überhäuft. Das Schmuckkästchen brachte keine große Wirkung auf mich hervor. Es enthielt ein klägliches kleines Halsband samt goldenen Ohrgehängen und zwei elenden Ringen, die ich mich geschämt haben würde, meinen Kammerfrauen zu schenken. Kein Stein an dem Ganzen war mehr als hundert Rubel wert. Ich schwieg und ließ das kaiserliche Schmuckkästchen verschließen. Graf Alexander Schuwalow kam zu mir mit dem Befehle, sich zu erkundigen: wie mir das Schmuckkästchen gefalle? Ich erwiderte: „Alles, was ich aus den Händen Ihrer Kaiserlichen Majestät empfange, habe ich mich gewöhnt, als unschätzbar für mich zu betrachten." Er entfernte sich lächelnd mit diesem Kompliment. Später kam er auf den Gegenstand zurück, da er sah, daß ich mein Halsband und die elenden Ohrgehänge niemals anlege, indem er mich aufforderte, sie zu tragen. Ich antwortete ihm: ich sei gewöhnt, an den Festen der Kaiserin das Schönste zu tragen, was ich habe, und dies Halsband nebst den Ohrgehängen könne ich nicht dazurechnen.

Vier bis fünf Tage, nachdem das von der Kaiserin ge-

schenkte Geld mir ausgezahlt worden war, ließ ihr Kabinettssekretär, Baron Tscherkassow, mich bitten, dies Geld dem Kabinette der Kaiserin zu leihen, weil sie Geld fordere und kein Pfennig da sei. Ich schickte ihm sein Geld zurück, und er gab es mir im Januar wieder. Als der Großfürst von dem Geschenke hörte, welches die Kaiserin mir gemacht, geriet er in den heftigsten Zorn, weil sie ihm nichts gegeben habe. Er äußerte sich darüber mit großer Entrüstung gegen Graf Alexander Schuwalow, der es der Kaiserin wiedersagte, worauf diese dem Großfürsten sogleich eine der meinigen gleiche Summe zuschickte. Dies war der Grund, weshalb man meine Summe von mir borgte. Nach der Taufe meines Sohnes fanden Festlichkeiten, Bälle, Illuminationen, Feuerwerke bei Hofe statt, während ich noch immer krank und von Langeweile gequält an mein Bett gefesselt war. Endlich wählte man den siebzehnten Tag nach meiner Entbindung, um mir mitzuteilen, daß Sergius Saltikow beauftragt worden sei, die Nachricht von der Geburt meines Sohnes nach Schweden zu überbringen, und daß die Hochzeit der Fürstin Gagarin auf die nächste Woche festgesetzt worden sei. Das hieß, daß ich für immer von den beiden Menschen getrennt werden sollte, die ich von meiner ganzen Umgebung am meisten liebte. Mehr als je vergrub ich mich in mein Bett und wollte niemanden sehen, weil ich mich grämte.

Nachdem vierzig Tage meines Wochenbetts vorüber waren, kam die Kaiserin zu meiner Einsegnung zum zweitenmal in mein Zimmer. Ich hatte das Bett verlassen, sie zu empfangen. Sie fand mich so matt und abgemagert, daß sie mich sitzen ließ, während ihr Beichtvater die Gebete las. Man hatte meinen Sohn in mein Zimmer gebracht. Es war das erstemal seit seiner Geburt, daß ich ihn sah. Ich fand ihn sehr schön, und

sein Anblick heiterte mich auf. Allein unmittelbar nach Beendigung der Gebete ließ die Kaiserin ihn wieder forttragen und entfernte sich selbst. Der 1. November wurde von Ihrer Kaiserlichen Majestät als der Tag festgesetzt, an welchem ich, nach den sechs Wochen, die üblichen Glückwünsche empfangen sollte. Zu diesem Zweck möblierte man das Zimmer neben dem meinigen kostbar aus, und dort, auf einem rosa Samtbett ruhend, küßte mir jedermann der Besuchenden die Hand.

Ich zog aus dem Sommerpalast in die Winterwohnung mit dem festen Entschluß, mein Zimmer nicht eher zu verlassen, als bis ich mich kräftig genug fühlen würde, meine Verstimmung zu überwinden. Ich las damals die Geschichte Deutschlands und die allgemeine Geschichte von Voltaire. Im Winter las ich darauf so viele russische Bücher, als ich mir verschaffen konnte, darunter zwei sehr starke Bände einer russischen Übersetzung von Baronius, darauf geriet ich auf Montesquieus Geist der Gesetze, dann auf die Annalen des Tacitus, welche eine eigentümliche Revolution in meinem Kopfe hervorriefen, wozu vielleicht meine mißvergnügte Stimmung in dieser Zeit nicht wenig beitrug. Ich fing an, die Dinge schwärzer anzusehen und tiefere, den verschiedenen Interessen mehr entsprechende Ursachen in dem zu suchen, was unter meinen Augen vorging. Ich nahm meine Kräfte zusammen, um zu Weihnachten auszugehen. In der Tat war ich auch beim Gottesdienste zugegen, aber noch in der Kirche überfiel mich ein Frost und Schmerzen im ganzen Körper, so daß ich, nachdem ich auf mein Zimmer zurückgekommen war, mich auszog und ins Bett legte. Am Tage nach Weihnachten war die Fieberhitze so groß, daß ich zu phantasieren anfing. Wenn ich die Augen schloß, sah ich nichts als verschwimmende Bilder von den Platten des Ofens, welcher

am Fuß meiner Chaiselongue stand, da das Zimmer eng und klein war. In meine Schlafkammer ging ich nie hinein, weil sie sehr kalt war. Ein anderer Grund, der mich davon fern hielt, war die Nähe der Gemächer des Großfürsten, wo am Tage und in einem Teile der Nacht immerfort ein Lärmen war, wie in einer Wachtstube. Außerdem drang ein unangenehmer Tabakgeruch und -dampf herein, da er und seine Umgebung viel rauchten. Ich hielt mich also den ganzen Winter hindurch in diesem ärmlichen, kleinen, engen Zimmer auf.

So begann das Jahr 1755. Von Weihnachten bis zur Fastenzeit waren nichts als Feste am Hofe und in der Stadt. Anlaß dazu war noch immer die Geburt meines Sohnes. Als der Karneval sich seinem Ende näherte, kam Sergius Saltikow aus Schweden zurück. Während seiner Abwesenheit schickte mir der Oberkanzler, Graf Bestuschew, alle Nachrichten, die er von ihm empfing, und die Depeschen des Grafen Panin, der damals russischer Gesandter in Schweden war, durch Madame Wladislawa, welche ihr Schwiegersohn, der erste Schreiber des Oberkanzlers, ihr zustellte, und ich schickte sie auf demselben Wege zurück.

Als Sergius Saltikow zurückgekommen war, ließ er mich durch Leon Narischkin bitten, ihm mitzuteilen, ob ich ein Mittel ausfindig machen könnte, ihn zu sehen. Ich sprach mit Madame Wladislawa darüber, welche in eine Zusammenkunft willigte. Er solle erst zu ihr und von da zu mir kommen. Ich erwartete ihn bis drei Uhr morgens, aber er kam nicht. Ich war in Todesangst, was ihn vom Kommen abgehalten haben könnte. Am folgenden Tage erfuhr ich, daß er von dem Grafen Roman Woronzow in eine Freimaurerloge mitgenommen war. Er behauptete, er habe sich nicht daraus zurück-

ziehen können, ohne Verdacht zu erregen. Aber ich fragte und forschte Leon Narischkin so aus, bis es mir klarwurde, daß er bloß aus Mangel an Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit für mich nicht gekommen war, ohne irgendwelche Rücksicht auf mich, die ich seit so langer Zeit aus Anhänglichkeit an ihn litt.

Leon Narischkin selbst, obwohl sein Freund, entschuldigte ihn wenig oder gar nicht. Ich schrieb ihm einen Brief, worin ich mich bitter über sein Benehmen beklagte. Er antwortete und kam zu mir. Es fiel ihm nicht schwer, mich zu besänftigen. Er redete mir zu, auszugehen. Ich folgte seinem Rate und erschien am 10. Februar, dem Geburtstage des Großfürsten und Palmsonntag. Ich ließ mir für diesen Tag ein blaues, in Gold gesticktes Samtkleid machen. Da ich in meiner Einsamkeit viele Betrachtungen angestellt hatte, faßte ich den Entschluß, diejenigen, welche mir so manchen Kummer verursacht hatten, es fühlen zu lassen, daß man mich nicht ungestraft beleidige, und daß man meine Zuneigung oder Billigung nicht durch schlechtes Betragen gewinne. Ich bezeugte den Schuwalows tiefe Verachtung. Ich deckte ihre Schlechtigkeit und Dummheit auf, ich machte sie lächerlich, wo ich nur konnte. Ich wußte ihnen immer einige Sarkasmen zu sagen, die darauf in der Stadt verbreitet wurden. Ich rächte mich auf jede nur möglichste Weise. Waren sie da, so verfehlte ich niemals diejenigen auszuzeichnen, welche sie nicht leiden mochten. Den Grafen Rasumowsky, welchen ich immer gern gehabt hatte, bezeugte ich mehr Gunst als jemals, ich hielt mich aufrecht, ging erhobenen Hauptes, mehr als Anführer einer sehr großen Partei, denn als ein gedemütigtes und unterdrücktes Wesen. Die Herren Schuwalow wußten nicht wie sie sich dazu stellen sollten. Sie hielten einen Rat und nahmen ihre Zu-

flucht zu höfischen Listen und Ränken. Zu jener Zeit erschien in Rußland ein Herr Brockdorf, ein holsteinischer Edelmann, der früher durch die damalige Umgebung des Großfürsten, Brummer und Berkholz, von der russischen Grenze zurückgewiesen war, weil sie ihn als einen intriganten Menschen von schlechtem Charakter kannten. Dieser Mensch kam den Herren Schuwalow sehr gelegen. Da er von dem Großfürsten, in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein, einen Kammerherrnschlüssel erhalten, hatte er Zutritt bei ihm, da er ja für jeden Dummkopf, wenn er aus Holstein kam, günstig gestimmt war. Dieser Mensch wurde mit Graf Peter Schuwalow auf folgende Weise bekannt. In dem Gasthause, wo er logierte, machte er die Bekanntschaft eines Menschen, der die Gasthäuser Petersburgs nur verließ, um drei recht hübsche deutsche Mädchen, namens Reifenstein, zu besuchen. Eins dieser Mädchen wurde durch den Grafen Peter Schuwalow unterhalten. Der erwähnte Mensch hieß Braun. Er brachte Brockdorf zu den Mädchen. Dort traf er Graf Peter Schuwalow. Dieser erklärte in den lebhaftesten Ausdrücken seine Ergebenheit gegen den Großfürsten und beklagte sich selbstverständlich über mich. Brockdorf berichtete alles bei der ersten Gelegenheit an den Großfürsten, und man bearbeitete ihn, seine Frau zur Vernunft zu bringen. Zu diesem Zweck kam Seine Kaiserliche Hoheit eines Tages nach dem Diner in mein Zimmer und erklärte mir, ich fange an unerträglich stolz zu werden. Allein er werde mich zur Vernunft bringen. Ich fragte, worin dieser Stolz bestehe? Er antwortete: ich halte mich außerordentlich gerade. Ich fragte: ob man, um ihm zu gefallen, mit gekrümmtem Rücken gehen müsse wie die Sklaven des Großherrn? Hierüber wurde er böse und sagte: er werde mich schon zur Vernunft zu bringen wissen. Ich fragte:

wie? Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand, zog seinen Degen bis zur Hälfte und wies darauf hin. Ich fragte ihn, was dies bedeute, ob er sich mit mir schlagen wolle, denn dann müsse auch ich einen Degen haben. Er stieß seinen halb gezogenen Degen in die Scheide zurück und sagte, meine Schlechtigkeit sei auf eine erstaunliche Höhe gestiegen. Ich fragte inwiefern? worauf er stotternd erwiderte: „Nun gegenüber den Schuwalows." Hierauf antwortete ich: er wiederhole nur was er höre, und er würde gut tun, nicht von Dingen zu sprechen, die er nicht wisse oder verstehe. Er fuhr fort: „Das sind die Folgen, hätten Sie Vertrauen zu mir gehabt, Sie würden sich sehr wohl dabei befunden haben." Ich sagte: „Aber Vertrauen worin?" — Und jetzt begann er eine so unsinnige und so gegen die gewöhnlichsten Regeln des gesunden Menschenverstands verstoßende Auseinandersetzung, daß ich, da ich sah, daß er einzig und allein fasele, ihn reden ließ, ohne zu antworten, und eine günstige Pause benutzte, um ihm den Rat zu geben, zu Bette zu gehen. Ich erkannte, daß der Wein ihm seine Vernunft genommen und allen gesunden Menschenverstand in ihm abgestumpft habe. Er folgte meinem Rat und ging zu Bette. Er fing schon damals an fortwährend nach Wein und Rauchtabak zu riechen, ein Geruch, der für alle, die ihm nahe kamen, wahrhaft unerträglich war. Denselben Abend, als ich beim Kartenspiel war, meldete Graf Alexander Schuwalow mir seitens Ihrer Majestät, sie habe den Damen verboten, eine Anzahl von Putzsachen zu tragen, die in dem Befehl einzeln aufgezählt waren. Um ihm zu zeigen, wie der Großfürst mich gebessert, lachte ich ihm ins Gesicht und sagte: er hätte sich die Mühe sparen können, mir diesen Befehl bemerklich zu machen, weil ich nie Putzsachen anlege, welche Ihrer Kaiser-

lichen Majestät mißfielen. Er hörte mich an, indem er, wie es seine Gewohnheit war, mit dem rechten Auge blinzte, und ging mit seiner Grimasse fort. Ich lenkte die Aufmerksamkeit meiner Umgebung darauf hin, indem ich ihn nachmachte, worauf die ganze Gesellschaft in Lachen ausbrach. Einige Tage nachher sagte mir der Großfürst: er wolle die Kaiserin für seine holsteinschen Angelegenheiten, welche sich mehr und mehr verschlimmerten, um Geld bitten. Nachdem ich die Papiere aus Holstein, die er mir zeigte, durchgelesen hatte, sagte ich zu ihm: mir scheine, er könne sich's ersparen, seine Tante um Geld anzubetteln, da sie seine Bitte abschlagen würde, nachdem sie ihm vor kaum sechs Monaten erst 100 000 Rubel geschenkt hätte. Allein er blieb bei seiner Meinung, und ich bei der meinigen. Das Ende davon war, daß man ihn lange Zeit mit der Hoffnung auf Geld hinhielt, und daß er nichts bekam.

Nach Ostern zogen wir nach Oranienbaum. Vor unserer Abfahrt erlaubte mir die Kaiserin, meinen Sohn zu sehen, zum drittenmal erst, seit er geboren wurde. Auf dem Lande angelangt, faßte der Großfürst plötzlich den kühnen Gedanken, ein ganzes Detachement Holsteiner Soldaten kommen zu lassen. Er hatte den Schuwalows zu verstehen gegeben, wenn sie ihm mit diesem Spielzeug oder Steckenpferd freien Willen ließen, sie sich seiner Gunst auf immer versichern würden, und könnten seiner Zustimmung zu allem, was sie etwa unternähmen, gewiß sein. Der Kaiserin, die Holstein und alles, was aus Holstein kam, haßte, die gesehen, wie ähnliche militärische Kinderspiele den Vater des Großfürsten, Herzog Carl Friedrich, bei Peter I. und ganz Rußland in ein schlechtes Licht gesetzt hatten, scheint man die Sache anfangs verschwiegen zu haben. Außerdem war auch die Gegenwart Graf Schuwalows von genügendem Ein-

fluß, allen übeln Folgen vorzubeugen. In Kiel eingeschifft, landete dies Detachement bei Kronstadt und kam nach Oranienbaum. Der Großfürst, welcher zur Zeit Tschoglokows die holsteinische Uniform nur in seinem Zimmer und verstohlen getragen hatte, trug jetzt keine andere mehr. Ausgenommen bei den Hoffesten, obgleich er Oberstleutnant des Regiments Preobraschensky und außerdem Besitzer eines russischen Kürassierregiments war. Mir gegenüber hüllte der Großfürst, auf den Rat Brockdorfs, diesen Truppentransport in das tiefste Geheimnis. Ich gestehe, daß, als ich zuerst davon hörte, ich vor der schlimmen Wirkung zitterte, welche dieser Schritt bei dem russischen Volk und selbst bei der Kaiserin gegen den Großfürsten hervorbringen mußte. Alexander Schuwalow sah das Detachement an dem Balkon in Oranienbaum vorbeimarschieren. Die Bewachung des Schlosses Oranienbaum war abwechselnd dem Regiment Ingermanland und dem Regiment Astrachan anvertraut. Ich erfuhr, daß die Leute jenes Regiments, als sie die holsteinschen Truppen vorbeimarschieren sahen, gesagt hatten: „Diese verfluchten Deutschen sind alle von dem König von Preußen gekauft; es sind nur Verräter, die man nach Rußland bringt." Die Ergebensten zuckten die Achseln, die Gemäßigsten fanden die Sache sehr lächerlich. Es war ein sehr unvorsichtiges Kinderspiel. Der Großfürst, begeistert von seinen Soldaten, richtete sich mit ihnen in dem dazu aufgeschlagenen Lager ein und beschäftigte sich ausschließlich damit, sie einzuexerzieren. Nun war es notwendig, sie zu ernähren, woran man gar nicht gedacht hatte. Doch die Sache war dringend. Es gab einige Debatten mit dem Hofmarschall, der auf die an ihn gestellten Forderungen nicht vorbereitet war. Endlich indes ließ er sich überreden und die Hoflakaien,

samt den Soldaten der Schloßwache vom Regiment Ingermanland, mußten Nahrungsmittel für die Neuangekommenen aus dem Schlosse ins Lager bringen. Die russischen Soldaten sagten: „So sind wir denn Kammerdiener dieser verfluchten Deutschen geworden." Die Hoflakaien: „Man gebraucht uns, einen Haufen von Dorflümmeln zu bedienen." Als ich sah und hörte, was vorging, faßte ich den festen Entschluß, mich diesem nachteiligen Kinderspiele so fern zu halten als möglich.

Ich hatte damals den Einfall, mir in Oranienbaum einen Garten anzulegen, und da ich wußte, daß der Großfürst keinen Zoll Erde dazu hergeben würde, bat ich den Fürsten Galitzin, mir eine größere Fläche nutzlosen und seit langer Zeit brachliegenden Landes, welches er nahe bei Oranienbaum besaß, zu verkaufen oder abzutreten, was er bereitwillig tat, ohne eine Bezahlung anzunehmen. Ich fing an, Baupläne zu machen und zu pflanzen. Mein alter Chirurg Gyon, der dies sah, meinte: „Wozu soll das? Denken Sie an mich, ich sage Ihnen voraus, daß Sie dies alles eines Tages aufgeben werden." Ich bediente mich zur Anpflanzung meines Gartens zuerst des Gärtners von Oranienbaum, namens Lamberti. Derselbe war im Dienste der Kaiserin, als sie noch Prinzessin war, auf dem Gute Zarskoje Selo gewesen und von dort nach Oranienbaum versetzt worden. Er gab sich mit Prophezeiungen ab, von denen unter anderen die die Kaiserin betreffende sich erfüllt hatte. Er hat nämlich prophezeit, daß sie den Thron besteigen werde. Dieser Mensch hat auch mir, sooft ich es hören wollte, gesagt, daß ich souveräne Kaiserin von Rußland werden, daß ich Söhne, Enkel und Großenkel haben und in hohem Alter, über 80 Jahre alt, sterben werde. Er nannte das Jahr meiner Thronbesteigung sechs Jahre bevor dies Ereignis eintrat. Es war

ein sehr merkwürdiger Mensch. Er sprach mit einer Bestimmtheit, in welcher ihn nichts zu erschüttern vermochte. Um Pfingsten ließ man uns aus Oranienbaum in die Stadt kommen. Es war zu dieser Zeit, daß der englische Gesandte, Chevalier Williams, in Rußland eintraf. In seinem Gefolge befand sich der polnische Graf Poniatowsky. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Stadt kehrten wir nach Oranienbaum zurück, wo auf Befehl der Kaiserin die Feier des Peterstages stattfinden sollte. Sie erschien nicht selbst dabei, weil sie keine Lust hatte, das erste Namensfest meines Sohnes Paul zu feiern, welches auf denselben Tag fällt. Sie blieb in Peterhof. Dort setzte sie sich an ein Fenster und wich wahrscheinlich den ganzen Tag nicht von dort, denn alle, die nach Oranienbaum kamen, wollten sie an diesem Fenster gesehen haben. Es versammelte sich eine große Gesellschaft. In dem Saale am Eingang zu meinem Garten wurde getanzt und später soupiert. Auch die fremden Gesandten und Minister fanden sich ein. Gern erinnere ich mich, daß der englische Gesandte, Chevalier Williams, beim Souper mein Nachbar war, und daß wir uns auf eine ebenso angenehme als heitere Art unterhielten. Da er ein großes Wissen besaß und ganz Europa kannte, war es interessant mit ihm zu plaudern. Nachher hörte ich, daß er sich an diesem Abend ebenso amüsiert hatte, als ich selbst und mit großer Anerkennung von mir spreche. Ich galt für geistreich, und viele, die mich näher kannten, ehrten mich durch ihr Vertrauen, fragten mich um Rat und befanden sich bei dem, welchen ich ihnen gab, wohl. Der Großfürst nannte mich jetzt seit längerer Zeit Madame Hilfsquelle, und so böse oder verdrießlich er auch gegen mich sein mochte, kam er doch, sobald er sich in irgendeiner Beziehung nicht zu helfen wußte, eilig zu mir gelaufen, um sich

meinen Rat zu holen, worauf er, nachdem er denselben empfangen, sich ebenso eilig wieder aus dem Staube machte. Ich erinnere mich auch, daß ich bei jenem Feste in Oranienbaum mit dem Chevalier Williams, während Graf Poniatowsky tanzte, über dessen Vater sprach. Der englische Gesandte sagte mir viel Vorteilhaftes vom Sohne. Er mochte damals 22—23 Jahre alt sein. Ich sagte, mit Bezug auf Poniatowsky, wer in Rußland Erfolg habe, könne sicher sein, in ganz Europa Erfolg zu haben. Um diese Zeit erfuhr ich, wie unüberlegt Sergius Saltikow sich sowohl in Schweden als in Dresden benommen hatte. Er hatte allen Frauen, mit denen er in Verkehr kam, die Geschichte seiner intimen Beziehungen zu mir erzählt. Während dieses Jahres knüpfte ich die engsten Freundschaftsbande mit Anna Narischkin, woran ihr Stiefbruder Leon großen Anteil hatte. Er war immer als Dritter bei uns, und seine Narrheiten nahmen kein Ende. Im Herbst wurden die holsteinschen Truppen zur See zurücktransportiert, und wir bezogen den Sommerpalast. Leon Narischkin wurde damals an einem hitzigen Fieber krank, währenddessen er mir Briefe schrieb, denen ich ansah, daß sie nicht von ihm waren. Ich antwortete ihm. Er bat mich in seinen Briefen um eine Menge Konfitüren, um eine Menge anderer ähnlicher Jämmerlichkeiten und bedankte sich dann dafür. Die Briefe waren sehr gut und mit viel Humor geschrieben. Er sagte, er benutze dazu die Hand seines Sekretärs. Endlich erfuhr ich, daß dieser Sekretär der Graf Poniatowsky war, und daß dieser nicht aus seinem Hause wich und sich mit den Narischkins eingelassen hatte. Aus dem Sommerpalast zogen wir zu Anfang des Winters in den Winterpalast ein, welchen die Kaiserin aus Holz hatte bauen lassen. Bei meinem Eintritt wurde ich sehr überrascht von der

Höhe und Größe der Räume, welche man uns darin anwies. Vier große Vorzimmer und zwei Zimmer mit einem Kabinett waren für mich, und ebenso viele für den Großfürsten angewiesen. Unsere Zimmer waren so gut verteilt, daß die des Großfürsten mir nicht zu nahe lagen. Dadurch hatte ich viel gewonnen. Der Graf Alexander Schuwalow bemerkte meine Zufriedenheit und eilte sofort zur Kaiserin, um ihr dieses zu berichten.

In dieser Zeit und lange nachher war das Hauptspielzeug des Großfürsten in der Stadt wieder eine enorme Menge kleiner Puppen und Soldaten aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Stücken von Messing untereinander verbunden; an diese Stücke Messing waren Schnüre befestigt, und wenn man diese anzog, machten die Stücke Messing einen Lärm, welcher einem Kleingewehrfeuer glich. Die Hoffeste feierte er mit großer Regelmäßigkeit, indem er diese Truppen schießen ließ. Außerdem löste man täglich die Wache ab, das heißt man nahm von jedem Tische Puppen, welche dazu bestimmt waren, auf die Wache zu ziehen. Bei dieser Parade war er in Uniform, gestiefelt und gespornt, im Ringkragen und mit der Schärpe zugegen; diejenigen von seinen Dienern, welche zu diesem albernen Exerzitium zugelassen wurden, mußten ebenso erscheinen.

Im Winter dieses Jahres glaubte ich wieder schwanger zu sein. Nachdem ich einige Tage Schmerz gehabt, kamen mir an den vier Enden der Kiefer vier Backenzähne heraus. Da unsere Gemächer sehr geräumig waren, veranstaltete der Großfürst jede Woche einen Ball und ein Konzert. Leon Narischkin, ebenso toll, wie er nur jemals gewesen war, und von allen für einen unbedeutenden Menschen gehalten, was er auch wirk-

lich war, hatte die Gewohnheit angenommen, beständig aus dem Zimmer des Großfürsten in das meinige zu laufen. Um bei mir eingelassen zu werden, fing er gewöhnlich an wie eine Katze vor der Tür zu miauen, und wenn ich ihm antwortete, kam er herein. Am 17. Dezember, zwischen sechs und sieben Uhr abends, kündigte er sich auch auf diese Weise an meiner Türe an; ich sagte ihm, er solle hereinkommen. Er brachte anfangs Komplimente von seiner Schwägerin, sagte mir dann, sie befände sich nicht besonders wohl und setzte hinzu: „Sie sollten zu ihr gehen." Ich entgegnete: „Ich würde es gern tun, aber Sie wissen, daß ich nicht ohne Erlaubnis ausgehen kann, und daß man es mir niemals erlauben wird, zu ihr zu gehen." Er antwortete mir: „Ich werde Sie hinführen." Ich entgegnete: „Haben Sie ihren Verstand verloren? Wie kann ich mit Ihnen gehen? Sie wird man auf die Festung schicken, und ich werde weiß Gott welche Fatalität davon haben." „Oh", sagte er, „kein Mensch braucht es zu wissen, wir können Vorsichtsmaßregeln ergreifen." — „Wieso?" — Darauf sagte er zu mir: „Ich werde Sie in einer oder zwei Stunden von hier abholen; der Großfürst wird zu Abend essen, er wird einen Teil der Nacht bei der Tafel zubringen, wird ganz betrunken sein, wenn er aufsteht, und sich dann in seinem Zimmer schlafen legen. Zur größeren Sicherheit kleiden Sie sich als Mann an, und dann wollen wir zusammen zu Anna Nikitischna Narischkin gehen." Das Abenteuer fing an mich zu reizen. Ich rief meinen kalmückischen Coiffeur, und befahl ihm, mir eines meiner Mannskleider und alles dazu Nötige zu bringen, weil ich jemandem ein Geschenk damit machen wolle. Er brachte mir alles, was ich nötig hatte. Ich schützte Kopfschmerzen vor und ging sehr früh zu Bette. Sowie Madame Wladislawa mich zu Bette gebracht und

sich zurückgezogen hatte, stand ich wieder auf, kleidete mich von Kopf bis zu Füßen als Mann an und arrangierte meine Haare so gut als ich konnte. Zur bestimmten Stunde kam Leon Narischkin durch die Gemächer des Großfürsten, fing an, an meiner Tür zu miauen. Ich öffnete ihm, und wir gingen durch ein kleines Vorzimmer in die Halle, setzten uns in seinen Wagen, ohne daß uns jemand sah, und lachten wie toll über unsern Streich. Leon wohnte mit seinem Bruder und dessen Frau im selben Hause. Bei unserer Ankunft in diesem Hause war Anna Nikitischna, die nichts ahnte, dort. Wir fanden auch den Grafen Poniatowsky vor. Leon stellte mich als einen seiner Freunde vor, welchen er gut aufzunehmen bat, und der Abend ging in der ausgelassensten Weise hin. Nach anderthalbstündigem Besuche ging ich fort und kam aufs glücklichste wieder zu Hause an, ohne daß eine lebende Seele uns begegnet wäre. Am folgenden Tage, dem Geburtstage der Kaiserin, konnten wir erst morgens bei Hofe, und dann abends beim Balle, uns nicht ansehen, ohne laut über den tollen Streich vom Abend vorher zu lachen. Einige Tage später schlug Leon einen Gegenbesuch vor, der mir gemacht werden sollte. Auf dieselbe Weise brachte er seine Gäste in mein Zimmer, ohne daß irgend jemand etwas davon merkte. So fing das Jahr 1756 an. Wir fanden ein großes Vergnügen an diesen heimlichen Zusammenkünften. Jede Woche hatten wir wenigstens eine oder zwei, sogar drei, bald hüben bald drüben, und wenn jemandem von der Gesellschaft nicht wohl war, ging man natürlich zu dem.

Man rüstete sich zum Kriege mit dem König von Preußen. Die Kaiserin mußte, vermöge ihres Vertrages mit dem Hause Österreich, 30000 Mann Hilfstruppen stellen. Dies war auch die Ansicht des Großkanzlers

Bestuschew. Allein das Haus Österreich wollte, daß Rußland sich mit allen seinen Streitkräften daran beteiligte. England verbündete sich mit Preußen und Frankreich mit Österreich. Die Kaiserin Elisabeth fing damals an, häufig an Unpäßlichkeiten zu leiden. Man schrieb es dem Aufhören ihrer Regel zu. Oft sah man die Schuwalows betrübt und sehr beunruhigt, von Zeit zu Zeit drängten sie sich an den Großfürsten. Die Höflinge zischelten, daß die Unpäßlichkeiten Ihrer Kaiserlichen Majestät bedeutender seien, als man glaube; die einen sprachen von hysterischen Leiden, was die anderen Ohnmachten, Krämpfe oder Nervenleiden nannten. Im Frühjahr erfuhren wir, daß Marschall Apraxin abginge, um die Armee zu befehligen, welche in Preußen einrücken sollte. Die Marschallin kam zu uns mit ihrer jüngsten Tochter, um Abschied von uns zu nehmen. Der Großfürst war mit der Gräfin Woronzow überworfen und in Madame Teplow, eine Nichte der Rasumowsky, verliebt. Wenn er diese sehen wollte, so zog er mich zu Rate, wie er seine Zimmer ausschmücken sollte, um der Dame besser zu gefallen, und zeigte es mir, voll wie es war von Flinten, Grenadiermützen, Bandelieren, so daß es wie ein kleines Zeughaus aussah. Ich ließ ihn gewähren und ging. Außer ihr brachte man ihm abends noch eine kleine deutsche Sängerin, welche er unterhielt und die Leonore hieß, zum Souper. Die Prinzessin von Kurland hatte den Großfürsten mit der Gräfin Woronzow entzweit. Diese Prinzessin von Kurland spielte damals eine eigentümliche Rolle am Hofe. Sie hatte sich die Protektion des Beichtvaters der Kaiserin und mehrerer alter Kammerfrauen Ihrer Kaiserlichen Majestät erworben, so daß man ihr alles hingehen ließ, was sie tat. Sie wohnte mit den Ehrenfräulein Ihrer Majestät zusammen. Diese standen unter der Rute einer Frau

Schmidt, welche die Frau eines Hoftrompeters war. Diese Frau Schmidt spielte eine bedeutende Rolle am Hofe und stand unter dem unmittelbaren Schutze der alten deutschen und schwedischen Kammerfrauen der Kaiserin. Frau Schmidt regierte das Hauswesen der Ehrenfräulein mit mehr Kraft als Verstand, erschien aber niemals bei Hofe. Öffentlich stand die Prinzessin von Kurland an ihrer Spitze, und Frau Schmidt hatte ihr insgeheim das Benehmen der Fräulein am Hofe anvertraut. In ihrem Hause wohnten sie in lauter ineinandergehenden Zimmern. Sie wohnten zu zwei, drei und vier in einem Zimmer, jede von ihnen hatte eine spanische Wand um ihr Bett, und alle Zimmer hatten keinen andern Ausgang als von einem in das andere. Auf den ersten Blick schien es, daß vermittels dieser Anordnung die Wohnung der Ehrenfräulein undurchdringlich sei, denn man konnte nur durch das Zimmer der Frau Schmidt oder der Prinzessin von Kurland hineinkommen. Aber Frau Schmidt litt oft an Darmstörungen, von den vielen Straßburger Gänseleberpasteten und anderen Leckereien, welche ihr die Eltern dieser Damen schickten. Deshalb blieb also bloß noch der Ausgang durch das Zimmer der Prinzessin von Kurland. Hier sagten die Boshaften, daß Männer, um in die Zimmer der Ehrenfräulein zu kommen, auf die eine oder die andere Weise Eingangszoll bezahlen müßten. Wahr ist, daß die Prinzessin von Kurland mehrere Jahre lang unter den Ehrenfräulein der Kaiserin Verlobungen anstiftete und auflöste, wie sie es für gut fand. Ich habe aus dem Munde mehrerer Herren, unter anderen von Leon Narischkin und Graf Buturlin, die Geschichte von dem Eingangszoll vernommen, die behaupteten, nicht in der Lage gewesen zu sein, mit Geld zu bezahlen, und abgewiesen wurden.

Die Liebschaft des Großfürsten mit Madame Teplow dauerte so lange, bis wir aufs Land gingen. Hier wurde sie unterbrochen, weil Seine Kaiserliche Hoheit im Sommer unerträglich war. Da sie ihn nicht sehen konnte, wollte Madame Teplow ihm wenigstens ein- oder zweimal wöchentlich schreiben, und um ihn zu einer solchen Korrespondenz zu bringen, fing sie damit an, ihm einen vier Seiten langen Brief zu schicken. Sowie er diesen erhalten hatte, kam er mit einem ganz verstörten Gesicht in mein Zimmer. Den Brief in der Hand, sagte er mir aufgebracht und in lautem zornigem Tone: „Denken Sie sich nur! Da schreibt sie mir einen vier Seiten langen Brief und will, daß ich das lesen soll, und noch mehr, ich soll ihr antworten. Ich, der ich doch exerzieren muß (er hatte neuerdings seine Truppen aus Holstein kommen lassen), dinieren, dann schießen, dann die Probe der Oper und das Ballett sehen muß, welches die Kadetten darin tanzen sollen. Ich werde ihr ganz einfach sagen lassen, daß ich keine Zeit habe, und wenn sie böse wird, so überwerfe ich mich mit ihr bis zum Winter." Ich antwortete ihm, daß dies jedenfalls das kürzeste Verfahren sei. Im Frühling hatten die Schuwalows geglaubt, ein sehr schlaues Verfahren anzuwenden, um den Großfürsten von seinen holsteinischen Truppen abzubringen, indem sie die Kaiserin überredeten, Seiner Kaiserlichen Hoheit den Befehl über das Korps der Landkadetten zu geben, welches damals das einzige Kadettenkorps war. Man hatte ihm den intimen Freund von Iwan Iwanowitsch Schuwalow und seinen Vertrauten, A. P. Melgunow, untergeordnet. Dieser war mit einer deutschen Kammerfrau verheiratet, welche bei der Kaiserin in besonderer Gunst stand. So hatten denn die Herren Schuwalow einen ihnen ganz ergebenen Mann im Zimmer des Großfürsten, mit dem er jeden

Augenblick sprechen konnte. Unter dem Vorwande der Opernballette in Oranienbaum brachte man etwa hundert Kadetten hierhin. Herr Melgunow und die ihm ergebensten Offiziere, welche dem Korps beigegeben waren, folgten ihnen nach. Es waren Aufpasser à la Schuwalow.

Unter den Lehrern, welche mit den Kadetten nach Oranienbaum kamen, befand sich ihr Stallmeister Zimmermann, der damals für den besten Reiter in Rußland galt. Da aus meiner vermuteten Schwangerschaft vom vorigen Herbste nichts geworden war, kam mir der Gedanke, bei Zimmermann Reitstunde zu nehmen. Ich sprach davon mit dem Großfürsten, der mir kein Hindernis in den Weg legte. Schon lange waren die alten, von den Tschoglokows eingeführten Regeln von Alexander Schuwalow, der keine oder doch sehr geringe Achtung genoß, vergessen. Wir machten uns über ihn, über seine Frau, seine Tochter, seinen Schwiegersohn sogar in ihrer Gegenwart lustig. Sie reizten aber auch dazu, denn niemals sah man unedlere und gemeinere Physiognomien. Madame Schuwalow hatte von mir den Spitznamen Salzsäule erhalten. Sie war mager, klein und gedrungen. Ihr Geiz trat in ihrer Kleidung zutage. Die Kleider waren immer zu eng und hatten eine Breite weniger, als die anderen Damenkleider hatten. Ihre Tochter, die Gräfin Golofkin, war ebenso angezogen. Ihr Kopfputz und ihre Manschetten waren sehr gewöhnlich, obgleich sie sehr reich und wohlhabend waren. Allein sie hatten nur Geschmack für alles Kleine und Eingeschränkte, das wahre Bild ihres Geistes.

Sobald ich meine regulären Reitstunden angefangen hatte, gab ich mich dieser Übung von neuem mit Leidenschaft hin. Ich stand morgens um sechs Uhr auf, kleidete mich als Mann und begab mich in meinen

Garten. Ich hatte hier in freier Luft einen Platz herrichten lassen, der mir als Reitbahn diente. Ich machte so schnelle Fortschritte, daß Zimmermann oft aus der Mitte der Reitbahn auf mich zugelaufen kam und mir mit Begeisterung die Stiefeln küßte. Zuweilen rief er auch: „Nie in meinem Leben habe ich einen Schüler gehabt, der mir so viel Ehre gemacht, der in so kurzer Zeit so viel gelernt hat!" Bei diesem Unterricht waren bloß mein alter Wundarzt Gyon, eine Kammerfrau und einige Domestiken zugegen. Da ich mich sehr an diese Stunden hielt, welche ich jeden Morgen, außer sonntags, nahm, belohnte Zimmermann meinen Fleiß mit silbernen Sporen, die er mir nach den Regeln der Reitbahn überreichte. Nach drei Wochen hatte ich alle Exerzitien durchgemacht, und im Herbst ließ Zimmermann ein Sprungpferd kommen. Leider erhielten wir am Vorabend des Tages, an welchem ich es zu besteigen dachte, den Befehl, nach der Stadt zurückzukehren.

Während dieses Sommers machte Poniatowsky eine Rundreise in Polen und kehrte von dort mit einem Ministerkreditiv des Königs von Polen zurück. Vor seiner Abreise kam er nach Oranienbaum, um Abschied von uns zu nehmen. Er war begleitet vom Grafen Horn, welchen der König von Schweden unter dem Vorwande, die Nachricht vom Tode seiner Mutter, meiner Großmutter, nach Petersburg zu bringen, nach Rußland geschickt hatte, um ihn den Verfolgungen der französischen oder Hut-Partei gegen die russische oder Mützen-Partei zu entziehen. Diese Verfolgung wurde so heftig in Schweden beim Reichstage von 1756, daß fast alle Anführer der russischen Partei in diesem Jahre hingerichtet wurden. Der Graf Horn hat mir selbst gesagt, daß, wenn er nicht nach Petersburg gekommen wäre, er unfehlbar das Schicksal der andern geteilt hätte.

Graf Poniatowsky und Graf Horn blieben zweimal vierundzwanzig Stunden in Oranienbaum. Am ersten Tage behandelte sie der Großfürst sehr gut. Am zweiten langweilten sie ihn, weil ihm die Hochzeit eines Jägers im Kopfe lag, wo er trinken wollte. Als er sah, daß die Grafen Poniatowsky und Horn dablieben, ließ er sie stehen, und ich mußte die Honneurs des Hauses machen. Nach dem Diner führte ich die Gesellschaft, die geblieben und nicht sehr zahlreich war, in die Gemächer des Großfürsten und die meinigen. Bei unserer Ankunft in meinem Kabinett kam uns ein kleines Bologneserhündchen, das mir gehörte, entgegen und bellte den Grafen Horn laut an. Als es aber den Grafen Poniatowsky bemerkte, glaubte ich, der Hund würde vor Freuden toll werden. Da das Kabinett sehr klein war, sah dies niemand außer Leon Narischkin, seiner Schwägerin und mir. Der Graf Horn ließ sich nicht täuschen, und während ich durch die Gemächer ging, um in den Saal zurückzugelangen, faßte Graf Horn den Grafen Poniatowsky beim Rock und sagte: „Mein Freund, das Schrecklichste, was es gibt, ist ein Bologneserhündchen. Das erste, was ich immer getan habe, wenn ich Frauen liebte, war, ihnen ein solches Hündchen zu schenken, und durch sie habe ich immer erkannt, ob ein anderer mehr in Gunst stand als ich. Die Regel ist vollkommen sicher. Sie sehen es, der Hund ist böse gewesen, hat mich fressen wollen. Mich, den er nicht kennt, während er nicht wußte, was er vor Freuden tun sollte, als er Sie wiedersah. Das beweist besser, daß er Sie nicht zum ersten Male gesehen." Graf Poniatowsky behandelte die ganze Sache als Spaß, konnte es ihm aber nicht ausreden. Graf Horn erwiderte ihm bloß: „Seien Sie unbesorgt, ich bin vollkommen diskret." Am folgenden Tage reisten sie ab. Graf Horn pflegte zu sagen, daß,

wenn er sich verlieben wollte, er sich immer in drei Frauen zu gleicher Zeit verliebte. Dies führte er praktisch vor unseren Augen in St. Petersburg durch, wo er drei Damen auf einmal den Hof machte. Graf Poniatowsky reiste zwei Tage später nach seinem Vaterlande ab. Er kam im Winter als polnischer Gesandter zurück, und die sächsische Gesandtschaft blieb unter der unmittelbaren Leitung des Grafen Bestuschew.

Einige Zeit, bevor wir Oranienbaum verließen, kamen Fürst und Fürstin Galitzin dort an, begleitet von Herrn Betzky. Da die Fürstin Galitzin und Betzky alte Bekannte waren, versuchte ich sie in Oranienbaum aufs beste zu empfangen. Nachdem ich sie viel umhergeführt hatte, stieg ich mit der Fürstin Galitzin in ein Kabriolett, das ich selbst fuhr, und wir machten eine Spazierfahrt in die Umgebung von Oranienbaum. Unterwegs machte die Fürstin, eine sehr sonderbare und beschränkte Person, die Bemerkung, sie befürchte, Graf Poniatowsky habe ihr bei mir geschadet. Ich war bei diesen Worten aufs höchste überrascht und erwiderte, sie müsse träumen. Denn Poniatowsky sei nicht der Mensch, ihr hier und in meinen Augen zu schaden, da er lange abgereist und mir nur von Ansehen und als Ausländer bekannt sei. In meine Gemächer zurückgekehrt, rief ich Leon Narischkin und erzählte ihm von der erwähnten Unterredung, welche mir ebenso dumm als dreist und indiskret erschien. Er setzte mir auseinander, daß die Fürstin Galitzin während des Winters alles versucht hätte, um Graf Poniatowsky an sich zu fesseln. Er hat ihr der Höflichkeit halber einige Aufmerksamkeiten erzeigt. Sie wollte ihm auf jede mögliche Weise entgegenkommen, was seinerseits wenig Erwiderung gefunden, weil sie alt, häßlich, albern und einfältig, ja närrisch war.

Während des kurzen Aufenthalts der Fürstin Galitzin in Oranienbaum hatte ich eine furchtbare Szene mit dem Großfürsten, in Beziehung auf meine Ehrendamen. Ich bemerkte schon lange, daß dieselben Vertraute oder Mätressen des Großfürsten waren, bei verschiedenen Gelegenheiten es an Erfüllung ihrer Pflicht und an der mir schuldigen Rücksicht und Achtung fehlen ließen. Ich warf ihnen ihr Betragen vor, erinnerte sie an ihre Pflichten, an das, was sie mir schuldig seien, und drohte, daß ich mich bei der Kaiserin beklagen würde, wenn sie bei ihrem Benehmen beharrten. Einige gerieten in Bestürzung, andere waren gereizt, noch andere weinten. Allein nachdem ich hinausgegangen war, hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als alles dem Großfürsten zu erzählen. Seine Kaiserliche Hoheit wurde rasend und eilte zu mir. Sein erstes Wort, indem er hereintrat, war: es sei unmöglich, länger mit mir zu leben. Von Tag zu Tag werde ich hochmütiger und stolzer. Ich verlange Rücksichten und Ehrerbietung von den Ehrendamen und verbittere denselben das Leben. Sie seien Mädchen von Rang, und ich behandle sie als Dienerinnen. Wenn ich mich bei der Kaiserin über sie beschwere, so werde er sich über mich beschweren. Über meinen Stolz, meine Anmaßung, meine Schlechtigkeit und Gott weiß worüber sonst. Ich hörte ihn nicht ohne Erregung an und antwortete: er könne von mir denken, was er wolle. Wenn die Sache vor seine Frau Tante gebracht werde, so werde sie leicht darüber entscheiden, ob es nicht das vernünftigste sein würde, Mädchen, die sich schlecht aufführten und durch ihr Hin- und Herreden ihren Neffen und ihre Nichte verhetzten, fortzujagen. Als er mich so reden hörte, kühlte sich seine Wut ab. Argwöhnisch, wie er war, kam er auf den Gedanken, daß ich mehr von den Absichten der Kaiserin

bezüglich der Mädchen wisse, als ich merken lasse, und daß sie wirklich wegen des Vorgefallenen entlassen werden könnten. Er fuhr fort: „Wissen Sie denn etwas darüber? Hat man davon gesprochen?“ — Ich antwortete: wenn es dahin käme, daß die Angelegenheit vor die Kaiserin gebracht würde, zweifelte ich nicht, daß sie auf eine sehr bündige Weise darüber entscheiden würde. Hierauf fing er an, nachdenklich mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, um endlich, halb und halb besänftigt, hinauszugehen.

Im Laufe des Herbstes kehrten wir in die Stadt zurück. Kurz nachher wurde der Chevalier Williams nach England abberufen. Er hatte seinen Zweck in Rußland verfehlt. An dem Tage nach seiner Audienz bei der Kaiserin hatte er einen Allianzvertrag zwischen Rußland und England in Vorschlag gebracht. Graf Bestuschew besaß Befehl und Vollmacht, diesen Vertrag abzuschließen. Derselbe wurde von dem Großkanzler unterzeichnet, und der Gesandte war außer sich vor Freude über seinen Erfolg. Tags darauf jedoch zeigte ihm Graf Bestuschew durch eine Note den Beitritt Rußlands zu der in Versailles unterzeichneten Konvention zwischen Frankreich und Österreich an. Dies war ein böser Schlag für den englischen Gesandten, der in dieser Angelegenheit durch den Großkanzler hintergangen und betrogen schien. Allein Graf Bestuschew konnte nicht mehr tun, was er wollte. Seine Gegner fingen an, ihn zu verdrängen, und intrigierten. Die Schuwalows, besonders Iwan Iwanowitsch, liebten Frankreich und alles, was von Frankreich kam, bis zur Narrheit. Sie wurden hierin bestärkt durch den Vizekanzler Woronzow, dem Ludwig XV. für diesen Dienst das Hotel, welches er eben in Petersburg hatte bauen lassen, mit alten Möbeln ausschmückte, welche der Marquise von Pompadour,

seiner Mätresse, langweilig zu werden anfingen und die sie dem König, ihrem Geliebten, mit Profit verkauft hatte. Der Vizekanzler hatte außer seinem Vorteil noch das Ziel, den Kredit seines Nebenbuhlers, Grafen Bestuschew, zu schwächen und sich seine Stelle für Peter Schuwalow zu sichern. Er dachte daran, das Monopol des russischen Tabakhandels in seine Gewalt zu bekommen, um den Tabak in Frankreich zu verkaufen.

Gegen Ende des Jahres 1757 kam Graf Poniatowsky als Minister des Königs von Polen nach Petersburg zurück. Ich bemerkte bald nach unsrer Rückkehr in die Stadt, wo ich die Verhältnisse mehr in der Nähe sah, daß Brockdorf mit seinen Intrigen bei dem Großfürsten sehr erfolgreich war. Er genoß dabei die Unterstützung holsteinischer Offiziere, die der Großfürst auf sein Zureden den Winter über in Petersburg bei sich behielt. Ihre Zahl belief sich mindestens auf zwanzig. Sie befanden sich ständig in der Umgebung des Großfürsten, ebenso ein paar holsteinische Soldaten, welche als Laufburschen und Kammerdiener Dienste bei ihm taten und zu jeder Art von Geschäften benutzt wurden. Alle diese Menschen waren Spione der Herren Brockdorf und seiner Freunde. Der Großfürst kam eines Tages in mein Kabinett und sagte mir, daß man ihm als unumgänglich notwendig darstelle, einen geheimen Befehl nach Holstein zu schicken zur Verhaftung der durch Stellung und Ansehen hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes, darunter eines gewissen Elendsheim, eines Mannes von bürgerlicher Abstammung, der aber durch seinen Fleiß und seine Fähigkeiten sich zu hoher Stellung emporgearbeitet hatte. Ich fragte ihn hierauf, welche Gründe man gegen diesen Menschen anführe, um ihn gefangenzusetzen. Er erwiderte: „Man sagt, daß er

der Unterschlagung verdächtig sei." Ich fragte, wer seine Ankläger wären, worauf er sich sehr im Rechte glaubte, indem er sagte: „Ankläger? Es sind keine da, denn das ganze Land fürchtet und achtet ihn. Gerade deshalb muß ich ihn gefangensetzen lassen. Ist dies geschehen, so versichert man mich, daß sich Ankläger mehr als genug finden werden." — Ich zitterte bei dem, was er mir sagte, und antwortete ihm: „Wenn man es auf diese Weise ansieht, so gibt es keinen Unschuldigen auf der Welt. Es braucht bloß ein Neider dazusein, der im Volk irgendein vages Gerücht aussprengt, worauf man jeden Beliebigen arretieren kann, die Anschuldigungen und Verbrechen werden sich schon finden. Es ist à la façon de Barbarie mon ami, wie es im Liede heißt, daß man Ihnen rät, zu handeln, ohne auf Ihren Ruhm und Ihre Gerechtigkeit Rücksicht zu nehmen. Wer gibt Ihnen so schlechte Ratschläge? Erlauben Sie mir diese Frage." — Das war meinem Großfürsten etwas peinlich, und er sagte: „Sie wollen immer mehr wissen als die anderen." Da antwortete ich ihm, ich spräche nicht, um die Kluge zu spielen, sondern weil ich die Ungerechtigkeit haßte und nicht glaubte, daß er auf eine oder die andere Weise mit gutem Gewissen eine begehen wollte. — Er fing wieder an, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, entfernte sich, mehr aufgeregt als ärgerlich. Kurze Zeit darauf kam er zurück und sagte mir: „Kommen Sie zu mir, Brockdorf wird mit Ihnen über die Elendsheimsche Geschichte sprechen, und Sie werden sehen und überzeugt sein, daß ich ihn arretieren lassen muß." Wirklich fand ich Brockdorf im Zimmer des Großfürsten, der ihm sagte: „Sprechen Sie mit der Großfürstin." — Dieser, etwas bestürzt, verneigte sich vor dem Großfürsten und sagte ihm: „Da Eure Hoheit es mir befiehlt, werde ich mit der Frau

Großfürstin sprechen." — Hier machte er eine Pause und sagte dann: „Es ist eine Angelegenheit, die mit viel Diskretion und Klugheit behandelt sein will. Ganz Holstein ist erfüllt vom Lärm der Elendsheimschen Unterschleife und Erpressungen. Es ist wahr, daß keine Ankläger da sind, weil man ihn fürchtet. Aber wenn er arretiert ist, wird man so viele Ankläger haben, als man will." — Ich verlangte von ihm Details über die Unterschlagungen und Erpressungen und erkannte, daß keine Schuld vorhanden war, da er gar kein Geld vom Großfürsten in den Händen hatte. Lediglich blieb übrig, da er an der Spitze des Justizdepartements stand, daß bei jedem Prozeß immer einer der streitenden Teile sich über Ungerechtigkeit beklagte und sagte, daß die Gegenpartei bloß durch Bestechung der Richter gewonnen hätte. Brockdorf mochte alle seine Beredsamkeit und Wissenschaft aufbieten, er überzeugte mich nicht. Ich äußerte sehr bestimmt, daß man versuche, Seine Kaiserliche Hoheit zu einer schreienden Ungerechtigkeit zu bewegen, indem man ihn zu der Ausfertigung eines Arrestbefehls gegen einen Menschen veranlasse, gegen den weder eine formelle Anklage noch eine Beschuldigung vorlag. Ich erklärte Brockdorf, daß auf diese Manier der Großfürst ihn zu jeder Stunde einstecken lassen und auch sagen könnte, daß die Anklagen und Verbrechen nachkommen würden, und daß es in Justizsachen eine alte Erfahrung sei, daß der, welcher seinen Prozeß verlöre, immer schreien würde, daß man ihm Unrecht tue. Ich fügte noch hinzu, daß der Großfürst sich mehr als jeder andere vor ähnlichen Dingen hüten müsse, weil er erkannt habe, wozu die Verfolgung und der Haß der Parteien führen könne. Zwei bis drei Jahre wären erst verflossen, seit Seine Kaiserliche Hoheit z. B. Herrn von Holmer seiner Haft entlassen hätte, nach-

dem man ihn sechs bis acht Jahre im Gefängnis hatte schmachten lassen, damit er über die Vorgänge während der Minderjährigkeit des Großfürsten und während der Verwaltung seines Vormundes, des Kronprinzen von Schweden, welchem Herr von Holmer beigegeben gewesen und nach Schweden gefolgt war, Rechenschaft ablegte. Er sei nicht von dort zurückgekehrt, bevor der Großfürst alles während seiner Minderjährigkeit Geschehene gebilligt und versprochen habe, niemanden dafür verantwortlich zu machen. Allein nichtsdestoweniger hätte man den Großfürsten zu der Gefangensetzung Herrn von Holmers und zu der Ernennung einer Untersuchungskommission, in Sachen der Verwaltung des Kronprinzen von Schweden, überredet. Nachdem diese Kommission dann anfangs mit großer Strenge zu Werke gegangen sei, der Angeberei freies Feld gelassen und trotzdem nichts gefunden habe, sei sie aus Mangel an Stoff in Lethargie versunken. Während dieser ganzen Zeit hätte Herr von Holmer unschuldig im Gefängnis geschmachtet, ohne seine Gemahlin, seine Kinder, seine Freunde, seine Eltern zu sehen. Endlich sei das ganze Land über die Ungerechtigkeit und Tyrannei dieses wahrhaft schreienden Verfahrens in Entrüstung geraten. — Allein die Sache würde dennoch nicht so bald zum Abschluß gekommen sein, wenn nicht ich dem Großfürsten geraten hätte, diesen gordischen Knoten durch einen Befehl zur Freilassung Herrn von Holmers und zur Auflösung der Kommission, welche noch dazu der ohnehin sehr dürftigen Kasse des Großfürsten in seinem erblichen Herzogtum nicht wenig Geld kostete, zu durchhauen. Doch es half mir wenig, dies frappante Beispiel zu zitieren. Der Großfürst hörte mir zu, hat aber, glaube ich, inzwischen an etwas ganz anderes gedacht. Herr von Brockdorf, verhärtet in der Schlechtig-

keit seines Herzens, borniert an Geist und hartnäckig wie ein Klotz, konnte keine Gegengründe vorbringen. Als ich fortgegangen war, sagte er dem Großfürsten, daß alles, was ich gesagt hätte, nur die Eingabe meiner Herrschsucht sei. Ich mißbillige alle Maßregeln, welche ich nicht selbst angeraten hätte, und daß ich nichts von Geschäften verstände. Daß die Frauen sich in alles mischen wollten, aber alles verdürben, was sie anfaßten. Er redete so lange, bis er den Sieg über mich davontrug. Der Großfürst, von ihm überzeugt, ließ den Befehl unterzeichnen, Herrn Elendsheim zu arretieren. Ein gewisser Zeitz, Sekretär des Großfürsten, der Pechlin beigegeben und Schwiegersohn der Hebamme war, welche mich entbunden hatte, benachrichtigte mich davon. Die Partei Pechlins mißbilligte diese gewaltsame und unzeitige Maßregel, womit Herr Brockdorf sie und ganz Holstein zittern machte. Sobald ich erfuhr, daß Brockdorfs Ränke über mich und über alles, was ich dem Großfürsten vorgestellt hatte, den Sieg davongetragen hatten, faßte ich den Entschluß, dem Herrn Brockdorf meine volle Entrüstung kundzugeben. Ich sagte zu Zeitz und Pechlin, daß ich Brockdorf als eine Pest ansähe, welche man fliehen müßte, daß man ihn vom Großfürsten entfernen müßte und ich alles aufbieten würde, dies zu erreichen. Ich machte mir eine Aufgabe daraus, bei jeder Gelegenheit die Verachtung und den Abscheu kundzutun, den das Benehmen dieses Menschen mir eingeflößt hatte. Ich ersparte ihm nichts, womit ich ihn lächerlich machen konnte, und machte gegen niemanden ein Geheimnis daraus, wie ich über ihn dachte. Leon Narischkin und andere junge Leute unterstützten mich in meinem Bemühen. Wenn Herr Brockdorf durch die Zimmer ging, riefen alle hinter ihm her: Бова птна (Pelikan); dies war sein Beiname.

Der Pelikan war der häßlichste uns bekannte Vogel, und als Mensch war Herr Brockdorf grade so häßlich, sowohl äußerlich als innerlich. Hinsichtlich seines Charakters füge ich noch hinzu, daß er lasterhaft genug war, um von allen Geld zu nehmen, die es ihm anboten. Damit sein erhabener Herr sich nicht eines Tages über seine Erpressungen beschweren möchte, überredete er ihn, den er immer in Geldverlegenheit sah, dasselbe zu tun. Er verschaffte ihm Geld, indem er holsteinische Orden und Titel verkaufte oder den Großfürsten Geld verlangen und alle möglichen Angelegenheiten bei den verschiedenen Gerichtshöfen des Reiches und dem Senat betreiben ließ; zum Beispiel Monopole und andere Gerechtsame, die niemals hätten durchgehen können, weil sie den Gesetzen Peters I. zuwiderliefen. Außerdem stürzte Brockdorf den Großfürsten mehr als je in Trunk und Liederlichkeit, indem er ihn mit einem Haufen Abenteurer und Persönlichkeiten umgab, die aus den Wachtstuben und Kneipen Deutschlands und Petersburgs herstammten, weder Treue noch Glauben kannten und nichts taten, als trinken, essen, rauchen und gemeine Schwänke erzählen.

Als ich bemerkte, daß Brockdorf sich bei dem Großfürsten behauptete, ja einer größeren Gunst genoß als je zuvor, faßte ich den Entschluß, dem Grafen Schuwalow zu sagen, was ich über diesen Menschen dachte, und ihm zu erklären, daß ich ihn als eine der gefährlichsten Persönlichkeiten betrachte, die man einem jungen Fürsten, dem Ersten eines großen Reichs, beigeben könne. Daß ich mich deshalb auf mein Gewissen verpflichtet fühle, die Sache im Vertrauen mit ihm zu besprechen, damit er die Kaiserin davon benachrichtigen oder Maßregeln treffen könne, welche ihm passend erschienen. Er fragte, ob er mich zitieren dürfe, was ich bejahte.

Lange Zeit hörte ich nichts von ihm. Dann gab er mir zu verstehen, es sei möglich, daß die Kaiserin mit mir reden würde. Mittlerweile kam eines schönen Morgens der Großfürst in mein Zimmer hereingehüpft, indes sein Sekretär Zeitz mit einem Papier hinter ihm herlief. Der Großfürst sagte zu mir: „Sehen Sie diesen verteufelten Kerl. Ich habe gestern zuviel getrunken, bin heute noch ganz duselig, und er bringt mir einen großen Bogen Papier, ein Register der Angelegenheiten, die ich zu Ende bringen soll. Er verfolgt mich bis in Ihr Zimmer." Zeitz sagte, zu mir gewendet: „Alles, was ich hier habe, kann durch Ja oder durch Nein entschieden werden; es ist die Sache einer Viertelstunde." Zeitz fing an zu lesen, und ich sagte „Ja" oder „Nein". Dies gefiel dem Großfürsten, und Zeitz bemerkte: „Wirklich, gnädigster Herr, wenn Sie zugeben wollten, daß wir es zweimal wöchentlich so machen, würden die Geschäfte nicht stehenbleiben." Von diesem Tage an gefiel es Seiner Kaiserlichen Hoheit, Zeitz allemal zu mir zu schicken, wenn es auf Ja oder Nein ankam. Nach einiger Zeit bat ich ihn, mir einen geschriebenen Befehl auszustellen über das, was ich ohne speziellen Befehl von ihm beendigen und nicht beendigen dürfe, was auch geschah. Nur Pechlin und Zeitz wußten von dieser Änderung und waren außerordentlich damit zufrieden. Wenn es sich darum handelte, zu unterzeichnen, unterzeichnete der Großfürst, was ich vorher geregelt hatte. Die Sache Elendsheims blieb leider in Brockdorfs Händen, und da Elendsheim im Gefängnis saß, beeilte sich Brockdorf nicht, sie zu Ende zu bringen. Sein Ziel, daß er ihn von den Geschäften entfernt und drüben seinen Einfluß über seinen Herrn gezeigt hatte, war erreicht.

Ich benutzte eine Gelegenheit, um dem Großfürsten zu sagen, daß, da er die Verwaltung der Geschäfte

Holsteins so langweilig finde und sie als eine Probe dessen ansehe, was er eines Tages zu verwalten haben werde, wenn das Russische Reich ihm zufalle, es mir schiene, als ob er diesen Zeitpunkt als eine noch viel peinlichere Last vorempfinden müßte. Hierauf wiederholte er, was er mir schon viele Male gesagt hatte: daß er fühle, er sei nicht für Rußland geboren. Er gefalle weder den Russen, noch gefielen die Russen ihm, und daß er überzeugt sei, daß er in Rußland zugrunde gehen werde. Ich erwiderte ihm: er dürfe sich in dieser fatalistischen Vorstellung nicht gehen lassen, sondern er müsse tun, was er könne, um die Liebe aller Russen zu gewinnen, und die Kaiserin bitten, ihn in den Stand zu setzen, daß er sich über die Reichsangelegenheiten unterrichte. Ich drängte ihn, um einen Sitz bei den im Konseil der Kaiserin stattfindenden Beratungen nachzusuchen. Er sprach in der Tat mit den Schuwalows darüber, welche die Kaiserin vermochten, ihn dann jedesmal zu jenen Konferenzen zuzulassen, wenn sie selbst dabei zugegen war. Sie ging zwei- oder dreimal mit ihm hin, und hierauf stellten sowohl sie als er ihre Besuche ein.

Die Ratschläge, welche ich dem Großfürsten gab, waren im allgemeinen gut und heilsam. Der große Fehler meiner Ratschläge war nur der, daß seine Denk- und Handlungsweise ganz und gar von der meinigen verschieden war, und je älter wir wurden, um so markanter wurde diese Verschiedenheit. Ich bestrebte mich, in allen Dingen der Wahrheit so nahe zu kommen als möglich, und er entfernte sich täglich mehr von der Wahrheit, bis er ein schlimmer Lügner geworden war. Die erste Lüge, welche der Großfürst sich ausdachte, war, daß er, um sich bei jungen Frauen oder Mädchen in Ansehen zu setzen, ihnen erzählte, wie sein Vater

ihn in Holstein an die Spitze einer Abteilung seiner Garden gestellt und gegen eine Truppe Zigeuner geschickt habe, die in der Umgebung von Kiel umherschweifte und scheußliche Räubereien beging. Die letzteren erzählte er im Detail, ebenso die List, welche er angewandt habe, die Räuber einzuschließen. Die verschiedenen Kämpfe, in denen er Wunder von Kunst und Tapferkeit verrichtet, worauf er sie gefangengenommen und nach Kiel transportiert habe. Anfangs wandte er die Vorsicht an, alles dies nur denen zu erzählen, welche seine damalige Jugend nicht kannten. Als es ihm einfiel, auch mir diese Erzählung zum besten zu geben, fragte ich ihn, wie lange Zeit vor dem Tode seines Vaters dies stattgefunden habe? Dann, ohne zu zaudern, antwortete er mir: „Drei oder vier Jahre." — „Nun denn", sagte ich, „Sie haben sehr früh angefangen, Heldentaten zu verrichten, denn drei oder vier Jahre vor dem Tode Ihres Vaters waren Sie erst sechs oder sieben Jahre alt und sind mit elf Jahren nach seinem Tode unter der Vormundschaft meines Onkels, des Kronprinzen von Schweden, geblieben. Was mich ebenso wundernimmt", setzte ich hinzu, „ist, daß Ihr Herr Vater, dessen einziger Sohn Sie sind, zumal da Ihre Gesundheit in Ihrer Kindheit immer zart gewesen ist, Sie ausgeschickt hat, gegen Diebe zu kämpfen." — Der Großfürst wurde schrecklich böse gegen mich und sagte mir, daß ich ihn der Welt als einen Lügner darstellen wollte, daß ich ihn in Mißkredit setzte. Ich sagte ihm, nicht ich, sondern der Kalender widerspräche dem, was er gesagt hätte. Er schwieg und war mir lange Zeit böse. Wie er seine Zurechtweisung vergessen hatte, fuhr er nichtsdestoweniger fort, in meiner Gegenwart die Märchen zu wiederholen, welche er unendlich variierte. Es ist unmöglich. alle die Träumereien zu erwähnen,

welche er ersann und für Tatsachen ausgab, woran nicht der Schatten einer Wahrheit war.

Eines Donnerstags, gegen das Ende des Karnevals, als Ball bei uns war und ich zwischen der Schwägerin von Leon Narischkin und seiner Schwester, Madame Siniavin, saß, sahen wir zu, wie Mawine Ossipowna Sakrefskeïa, Ehrendame der Kaiserin und Nichte des Grafen Rasumowsky, Menuett tanzte. Sie war damals anmutig und gewandt, und man sagte, daß Graf Horn in sie verliebt sei. Aber da er ja immer in drei Frauen auf einmal verliebt war, hielt er sich auch zu der Gräfin Maria Romanowna Woronzow und zu Anna Alexiewna Hittrow, die gleichfalls Ehrendamen Ihrer Kaiserlichen Majestät waren. Wir fanden, daß die erstere gut tanzte und ziemlich hübsch war; sie tanzte mit Leon Narischkin. Seine Schwägerin und seine Schwester erzählten mir, daß seine Mutter davon spräche, Leon Narischkin mit Fräulein Hittrow, einer Nichte der Schuwalow, zu verheiraten. Die Mutter war eine Schwester von Peter und Alexander Schuwalow und war an den Vater von Fräulein Hittrow verheiratet. Dieser kam oft in das Haus der Narischkins und hatte so lange daran gearbeitet, bis die Mutter Leons sich diese Heirat in den Kopf gesetzt hatte. Weder Madame Siniavin noch seiner Schwägerin lag etwas an der Verwandtschaft der Schuwalows, welche sie nicht liebten.

Was Leon anbetrifft, so wußte er gar nicht einmal, daß seine Mutter daran dachte, ihn zu verheiraten. Er war in die Gräfin Woronzow verliebt. Als ich dies gehört hatte, sagte ich zu den Damen Siniavin und Narischkin, daß man die Heirat mit Fräulein Hittrow, welche niemand ausstehen konnte, weil sie intrigant, boshaft und eine Klatsche war, nicht erlauben dürfe. Um ähnliche Ideen zu unterbinden, müßte man Leon

eine Frau unserer Art geben und die Nichte des Grafen Rasumowsky wählen, die außerdem jenen zwei Damen sehr angenehm war und meine Ansicht billigten.

Tags darauf, wo ein Maskenball bei Hofe stattfand, wendete ich mich an den Marschall Rasumowsky, damals Hetman der Ukraine, und sagte ihm: er tue sehr Unrecht, seiner Nichte eine Partie mit Leon Narischkin entgehen zu lassen. Leons Mutter wollte ihn an Fräulein Hittrow vermählen. Allein Madame Siniavin, seine Schwägerin, und ich hätten entschieden, daß seine Nichte ein passende Partie für ihn sein würde, und er möge den Beteiligten sogleich den Vorschlag dazu machen. Dem Marschall gefiel unser Plan.

Er beredete sich mit seinem damaligen Faktotum Teplow, der die Sache sogleich dem älteren Grafen Rasumowsky mitteilte. Dieser gab seine Einwilligung. Am folgenden Tage begab sich Teplow zu dem Bischof von Petersburg, um für fünfzig Rubel die Dispensationserlaubnis zu kaufen. Nachdem dieselbe ausgestellt war, gingen der Marschall und seine Gemahlin zu ihrer Tante, der Mutter Leons, stellten die Sache in so günstigem Lichte dar, daß sie die Mutter dahin brachten, zu erlauben, was sie eigentlich nicht wollte.

Nun begaben der Marschall Rasumowsky, die Damen Siniavin und Narischkin sich zu Leon und beredeten ihn, die zu heiraten, an welche auch er nicht im allerentferntesten gedacht hatte. Er willigte ein, obgleich er eine andere liebte; doch war diese freilich so gut als verlobt mit Graf Buturlin. Nachdem er also seine Zustimmung gegeben, ließ der Marschall seine Nichte zu sich rufen; sie fand die Heirat zu vorteilhaft, um sie zurückzuweisen. Am folgenden Tage baten die beiden Grafen Rasumowsky die Kaiserin um ihre Einwilligung, welche ohne Zögern gegeben wurde. Die Herren Schu-

walow waren bestürzt durch die Art, wie Hittrow und sie hintergangen waren. Da aber nun alles angeordnet war, ließ sich nichts mehr daran ändern.

Die Heirat Leon Narischkins knüpfte meine Freundschaft mit den Grafen Rasumowsky fester als je zuvor, da sie mir Dank wußten, ihrer Nichte eine so gute und große Partie verschafft zu haben. Sie waren sehr vergnügt, daß sie über die Schuwalows, die ihren Verdruß verbergen mußten, den Sieg davongetragen hatten.

Die Liebe des Großfürsten zu Madame Teplow regte sich nur noch mit mattem Flügelschlage. Eins der größten Hindernisse derselben war die Schwierigkeit, sich zu sehen. Es konnte nur heimlich geschehen, was dem Großfürsten sehr unbequem war.

Die Prinzessin von Kurland benachrichtigte mich eines Tages, daß Graf Roman Woronzow, der Vater der beiden Hofdamen, der samt seinen fünf Kindern dem Großfürsten aufs höchste zuwider war, sehr unüberlegte Äußerungen auf Rechnung des Großfürsten machte und unter anderm erklärte, wenn er Lust hätte, so würde es ihm keine große Mühe kosten, den Haß des Großfürsten gegen ihn in Wohlwollen umzuwandeln.

Zu diesem Zwecke brauchte er nur Brockdorf ein Gastmahl zu geben, ihm englisches Bier vorzusetzen und ihm, wenn er fortginge, sechs Flaschen davon für Seine Kaiserliche Hoheit in die Tasche zu stecken. Er sowohl als seine älteste Tochter würden dann sofort Matadore in der Gunst des Großfürsten sein. Da ich den nämlichen Abend beim Ball bemerkte, daß Seine Kaiserliche Hoheit und Gräfin Marie Woronzow, die älteste Tochter Graf Romans, viel miteinander plauderten, machte es mir kein großes Vergnügen, zu denken, daß Fräulein Elisabeth Woronzow wieder obenauf kommen sollte. Um gegen diesen Fall vorzubeugen, er-

zählte ich dem Großfürsten von den Äußerungen, welche der Vater über ihn hatte fallen lassen. Er geriet in Wut darüber und fragte, von wem ich diese Äußerungen erfahren. Ich sträubte mich lange, ihm dies zu sagen. Er erklärte: da ich niemanden nennen könne, müsse er annehmen, daß ich es sei, die die Geschichte erfunden habe, um dem Vater und seinen Töchtern zu schaden, und ich sah mich gezwungen, ihm die Prinzessin von Kurland zu nennen. Er erklärte: er würde ihr auf der Stelle ein Billett schreiben, um zu erfahren, ob ich die Wahrheit rede, und wenn der geringste Mangel an Übereinstimmung sein sollte zwischen dem, was sie ihm antworten werde, und dem, was ich ihm gesagt habe, würde er sich bei der Kaiserin beschweren über meine Lügen und Ränke. Hierauf verließ er mein Zimmer.

Ungewiß, was die Prinzessin von Kurland ihm antworten würde, und in der Furcht, daß sie sich zweideutig äußern könnte, schrieb ich ihr ein Billett, in welchem ich sagte: „Ich beschwöre Sie, sagen Sie die einfache und reine Wahrheit über das, was man Sie fragen wird." Mein Billett wurde ihr unverzüglich überbracht und kam zu rechter Zeit, denn es erreichte sie vor dem des Großfürsten. Die Prinzessin von Kurland antwortete wahrheitsgemäß, und er fand, daß ich nicht gelogen hatte. Er wurde dadurch noch eine Zeitlang von den Verhältnissen mit den beiden Töchtern eines Menschen zurückgehalten, der ihn so wenig achtete und den er selbst nicht liebte.

Um ihm noch ein Hemmnis mehr in den Weg zu legen, beredete Leon Narischkin den Marschall Graf Rasumowsky, den Großfürsten ein- bis zweimal wöchentlich ganz insgeheim zu sich einzuladen, wo nur der Marschall, Maria Paulowna Narischkin, der Großfürst, Madame Teplow und Leon Narischkin zugegen waren.

Das damalige Haus des Marschalls war von Holz. Die Gesellschaft versammelte sich in den Gemächern der Marschallin, und da sowohl er als sie gerne spielten, wurde immer dort gespielt. Der Marschall ging und kam und hatte in seinen Gemächern eine Partie für sich, wenn der Großfürst nicht da war. Aber nachdem der Marschall mehreremal bei mir in meiner kleinen geheimen Gesellschaft gewesen war, sprach er den Wunsch aus, dieselbe möge zu ihm kommen. Zu diesem Zweck wurde das, was er seine Eremitage nannte, bestehend aus zwei bis drei Zimmern im Erdgeschoß, uns eingeräumt. Alle verbargen sich voreinander, weil wir ohne Erlaubnis nicht auszugehen wagten. Auf diese Weise befanden sich drei bis vier kleine Gesellschaften im Hause. Der Marschall ging von der einen zur andern, und nur die meinige erfuhr alles, was im Hause vorging, während die anderen nicht wußten, daß wir überhaupt da waren.

Zu Anfang des Frühlings starb Pechlin, der Minister des Großfürsten für Holstein. Der Großkanzler Graf Bestuschew, der seinen Tod voraussah, hatte mir den Rat gegeben, dem Großfürsten einen gewissen Stambke als Nachfolger vorzuschlagen. Wir gingen nach Oranienbaum. Die dortige Lebensweise war ganz wie in den vorhergehenden Jahren, nur daß die Zahl der dort stationierten holsteinischen Truppen und der als Offiziere angestellten Abenteurer von Jahr zu Jahr zunahm. Da so viele Leute in dem kleinen Oranienbaum, welches anfangs aus nicht mehr als achtundzwanzig Hütten bestand, nicht einquartiert werden konnten, wurde ein Lager für die Truppen aufgeschlagen, deren Zahl sich ungefähr auf dreizehnhundert Mann belief. Die Offiziere dinierten und soupierten bei Hofe. Weil jedoch die Zahl der Hofdamen und der Gemahlinnen der Hofkavaliere

nur fünfzehn bis sechzehn betrug und Seine Kaiserliche Hoheit große Gastmähler leidenschaftlich liebte, lud er nicht allein die Sängerinnen und Tänzerinnen seiner Oper, sondern eine Menge bürgerlicher Damen aus sehr schlechter Gesellschaft dazu ein, welche von Petersburg herbeigeschafft wurden. Sowie ich von der Zulassung der Sängerinnen und so weiter hörte, enthielt ich mich jeder ferneren Beteiligung. Anfangs unter dem Vorwande einer Brunnenkur. Ich speiste meistenteils mit drei bis vier Personen in meinem Zimmer. Später sagte ich dem Großfürsten: ich fürchte, die Kaiserin werde es übel aufnehmen, wenn ich in so gemischter Gesellschaft erschiene. Zu den Maskeraden, welche der Großfürst in Oranienbaum gab, kam ich immer in sehr einfachem Anzuge, ohne Juwelen und Staat. Dies gefiel der Kaiserin, welche die Feste in Oranienbaum, wo die Gastmähler zu Bacchanalien wurden, weder gern sah noch billigte. Sie ließ sie nur hingehen und verbot sie nicht. Ich erfuhr, daß Ihre Kaiserliche Majestät geäußert habe: „Diese Feste machen der Großfürstin ebensowenig Vergnügen als mir selbst. Sie erscheint dabei in so einfacher Kleidung, als irgend möglich, und soupiert nicht mit jedem, der dorthin kommt." Ich beschäftigte mich damals in Oranienbaum mit der Anlage und Anpflanzungen in meinem Garten. Den Rest meiner Zeit ging, ritt oder fuhr ich aus, und wenn ich in meinem Zimmer war, las ich.

Im Juli hörten wir, daß Memel sich den russischen Truppen am 24. Juni durch Vergleich übergeben habe, und im August kam die Nachricht von der am 19. August durch die russische Armee gewonnenen Schlacht von Großjägerndorf. Am Tage des Te Deums gab ich dem Großfürsten und allen in Oranienbaum anwesenden Notabilitäten in meinem Garten ein großes Gastmahl,

bei welchem der Großfürst und die ganze Gesellschaft ebenso heiter als befriedigt schienen. Dies minderte für einen Augenblick den Schmerz des Großfürsten über den zwischen Rußland und dem Könige von Preußen ausgebrochenen Krieg. Denn seit seiner Kindheit hatte er für den König von Preußen eine große Zuneigung gefühlt, eine Zuneigung, die anfangs normaler Art war, aber später in Wahnsinn ausartete. Damals zwang ihn die allgemeine Freude über den Erfolg der russischen Waffen seine geheimen Gedanken zu verbergen. Er sah die Niederlage der preußischen Truppen mit Bedauern, weil er sie als unbesieglich ansah. Einige Tage nach diesem Gastmahle kehrten wir in die Stadt zurück und bezogen den Sommerpalast. Hier meldete Graf Alexander Schuwalow mir eines Abends: die Kaiserin befinde sich in dem Zimmer seiner Gemahlin und fordere mich auf, dorthin zu kommen, um mit ihr zu reden, wie ich es den vergangenen Winter gewünscht hätte. Ich begab mich ohne Verzug zu ihr. Nachdem ich ihr die Hand geküßt und sie mich, ihrer Gewohnheit gemäß, umarmt hatte, erwies sie mir die Ehre zu sagen, da sie gehört, daß ich mit ihr zu reden wünschte, sei sie heute gekommen, um zu erfahren, was ich wolle. Nun waren damals mehr als acht Monate seit meiner Unterredung mit Alexander Schuwalow, hinsichtlich Brockdorfs, verflossen. Ich erwiderte Ihrer Majestät: Als ich im vergangenen Winter das Benehmen Brockdorfs gesehen, hätte ich es für unerläßlich gehalten, mit Graf Alexander Schuwalow darüber zu reden, damit er Ihre Kaiserliche Majestät davon in Kenntnis setzen könne. Er hätte mich dann gefragt, ob er mich erwähnen dürfe, und ich hätte ihm erwidert, wenn Ihre Kaiserliche Majestät es wünsche, würde ich selbst alles wiederholen, was mir bekannt wäre. Dann erzählte ich

ihr die Geschichte Elendsheims in ihrem wahren Hergange. Sie hörte mir mit großer Kälte zu und fragte mich dann nach Details über das Privatleben des Großfürsten und über seine Umgebungen. Ich erzählte ihr mit der größten Wahrhaftigkeit alles, was ich davon wußte. Als ich über die Holsteinschen Verhältnisse einige Bemerkungen machte, welche ihr zeigten, daß ich sie gut kannte, sagte sie: „Sie scheinen über dies Land sehr wohl unterrichtet zu sein." Ich antwortete naiv, dies könne mir nicht schwerfallen, da der Großfürst mir befohlen habe, mich damit bekannt zu machen. Ich sah es dem Gesichte der Kaiserin an, daß dieses Vertrauen einen unangenehmen Eindruck auf sie hervorbrachte, und überhaupt schien sie während unserer ganzen Unterredung eigentümlich verschlossen. Sie ließ mich reden und sagte kaum ein Wort, so daß diese Unterhaltung mir von ihrer Seite mehr wie eine Art Verhör als wie ein vertrauliches Gespräch erschien. Endlich verabschiedete sie mich ebenso kalt, als sie mich empfangen hatte, und ich war sehr wenig erbaut von meiner Audienz.

Alexander Schuwalow empfahl mir, sie sehr geheimzuhalten, was ich auch versprach — denn es kam ja nichts darin vor, womit ich mich hätte rühmen können. In mein Zimmer zurückgekehrt, schrieb ich die Kälte der Kaiserin der Abneigung zu, welche, wie ich schon seit längerer Zeit wußte, die Schuwalows ihr gegen mich eingeflößt hatten.

Im Laufe dieses Winters bemerkte ich plötzlich eine große Änderung in dem Benehmen Leon Narischkins. Er fing an, unhöflich und grob zu werden, kam nur widerwillig zu mir, tat Äußerungen, welche bewiesen, daß er sich eine Abneigung gegen mich, gegen seine Schwägerin, seine Schwester, den Grafen Poniatowsky

und alle, die zu mir hielten, in den Kopf setzte. Ich hörte, daß er fast immer mit Iwan Schuwalow zusammen war, und ahnte leicht, daß man ihn von mir abspenstig machte, um mich dafür zu strafen, daß ich ihn verhindert hatte, Fräulein Hittrow zu heiraten, und daß man sicherlich weit genug gehen werde, um ihn zu Indiskretionen zu verleiten, welche unangenehme Folgen für mich haben konnten. Seine Schwägerin, seine Schwester, sein Bruder waren auch böse auf ihn um meinetwillen. Er betrug sich wie ein Verrückter und beleidigte uns mit größtem Vergnügen, soviel er konnte, und dies zu einer Zeit, wie ich auf meine Kosten das Haus möblierte, welches er nach seiner Verheiratung bewohnen sollte. Jedermann klagte ihn der Undankbarkeit an. Man sah deutlich, daß er denen, die sich seiner bemächtigt hatten, als Werkzeug diente. Er machte dem Großfürsten regelmäßiger den Hof, suchte ihn soviel als möglich zu amüsieren und verleitete ihn mehr und mehr zu Dingen, von denen er wußte, daß ich sie mißbillige. Ja, er trieb seine Unhöflichkeit mitunter so weit, daß er, wenn ich mit ihm sprach, nicht antwortete. Ich glaube, daß er sich gleichfalls auf den Rat der Schuwalows bemühte, dem Großfürsten gefällig zu sein, indem sie ihm vorstellten, daß diese Gunst ihm immer wertvoller sein werde als die meine, weil ich bei der Kaiserin und beim Großfürsten schlecht angeschrieben wäre und keines von beiden mich liebte. Er werde daher seinem Glücke schaden, wenn er sich von mir nicht lossage. Nach dem Tode der Kaiserin werde der Großfürst mich in ein Kloster stecken — und andere ähnliche Äußerungen der Schuwalows, welche mir hinterbracht wurden.

Außerdem zeigte man ihm aus der Ferne den Sankt-Annen-Orden als einen Beweis der Gunst des Groß-

fürsten. Mit Hilfe solcher Auseinandersetzungen und Versprechungen brachte man diesen schwachen und charakterlosen Mann zu allen kleinen Verrätereien, die man erwünschte; ja, er ging selbst weiter, als verlangt wurde — obgleich er bisweilen Anfälle von Reue hatte. Damals tat er alles, was in seiner Macht stand, den Großfürsten von mir zu entfernen, so daß dieser mich fast unaufhörlich schalt und sein Liebesverhältnis mit der Gräfin Elisabeth Woronzow wieder anknüpfte.

Zu Anfang des Frühlings verbreitete sich das Gerücht, daß Prinz Karl von Sachsen, Sohn König August III. von Polen, nach Petersburg kommen werde. Dem Großfürsten mißfiel dies aus verschiedenen Ursachen: erstens, weil er von dem Besuche des Prinzen eine Vermehrung persönlicher Unbequemlichkeiten fürchtete, denn er konnte nicht leiden, wenn die Lebensweise, welche er sich zurechtgemacht hatte, im geringsten gestört wurde. Zweitens, weil das sächsische Haus auf der Seite der Feinde des Königs von Preußen stand; drittens vielleicht auch, weil er bei dem Vergleiche zu verlieren fürchtete. Dies letztere zeugte von zu großer Bescheidenheit, denn der arme Prinz von Sachsen war ein ganz nichtssagender Mensch, ohne alle Kenntnisse. Die Jagd und den Tanz ausgenommen, verstand er nichts, und er hat mir selbst gesagt, daß er in seinem ganzen Leben kein Buch in der Hand gehabt habe, außer den Gebetbüchern, welche seine bigotte Mutter, die Königin, ihm schenkte. Prinz Karl von Sachsen kam am 5. April dieses Jahres in Petersburg an. Man empfing ihn mit großer Feierlichkeit und einem bedeutenden Aufwande von Glanz und Pomp. Sein Gefolge war sehr zahlreich. Er hatte eine Art Untergouverneur bei sich, namens Lachinal, der seine Besuche und seine Korrespondenz leitete. Man quartierte den Prinzen von Sachsen in das Haus des

Kammerherrn Iwan Schuwalow ein. Dieses Haus war vor kurzem fertig geworden, und sein Herr hatte all seinen Geschmack daran erschöpft. Allein obgleich sehr kostbar, war es trotzdem geschmacklos und schlecht eingerichtet. Es waren viele Gemälde darin, aber meistenteils Kopien. Ein Zimmer war mit Tschinarholz verziert, aber weil Tschinar nicht glänzt, hatte man es gefirnißt. Dadurch wurde die Farbe gelb, doch ein unangenehmes Gelb, welches dem Zimmer ein gemeines Aussehen gab, und um dies zu bessern, überlud man es mit schwerem versilbertem Schnitzwerk. Von außen glich dieses Haus, obgleich an sich groß, wegen der Menge seiner Verzierungen, Spitzenmanschetten von Alençon. Man gab dem Prinzen den Grafen Iwan Zernitschew bei, wurde ganz auf Kosten des Hofes unterhalten und von den Leuten des Hofes bedient.

In der Nacht vor dem Tage, wo Prinz Karl zu uns kam, hatte ich eine so heftige Kolik mit so starker Diarrhöe, daß ich mehr als dreißigmal auf den Stuhl ging. Trotzdem und trotz des Fiebers, welches folgte, kleidete ich mich den folgenden Morgen an, um den Prinzen von Sachsen zu empfangen. Man führte ihn zwei Uhr nachmittags zu der Kaiserin, und als er diese verließ, in mein Zimmer, wo der Großfürst gleich nach ihm eintreten sollte. Zu diesem Zwecke hatte man drei Sessel an die nämliche Wand gestellt; der mittlere war für mich, der zu meiner Rechten für den Großfürsten, der zu meiner Linken für den Prinzen von Sachsen. Ich mußte die Unterhaltung führen, denn der Großfürst war kaum zum Sprechen zu bringen, und Prinz Karl war nicht gesprächig. Endlich, nach einer halbviertelstündigen Unterhaltung, erhob sich Prinz Karl, um uns sein ungeheures Gefolge vorzustellen.

Er hatte, glaube ich, mehr als zwanzig Personen bei

sich, wozu sich an diesem Tage noch der polnische und sächsische Gesandte am russischen Hofe mit ihren Sekretären gesellt hatten. Nach einer halbstündigen Unterhaltung ging der Prinz fort, und ich entkleidete mich, um mich zu Bett zu legen, wo ich drei oder vier Tage in heftigem Fieber liegenblieb, worauf sich Zeichen der Schwangerschaft bei mir einstellten. Gegen Ende April gingen wir nach Oranienbaum. Vor unserer Abreise erfuhren wir, daß der Prinz Karl von Sachsen als Freiwilliger zur russischen Armee abginge. Bevor er sich zur Armee begab, ging er mit der Kaiserin nach Peterhof, woselbst man ihn fetierte. Dort und in der Stadt nahmen wir nicht an diesen Festlichkeiten teil, sondern blieben auf unserm Landsitze, wo er auch Abschied von uns nahm und am 4. Juli abreiste.

Da der Großfürst fast immer in übler Laune gegen mich war, wofür ich keinen andern Grund wußte, als daß ich weder Herrn Brockdorf noch die Gräfin Elisabeth Woronzow, welche wieder anfing, Favorit-Sultanin zu sein, empfing, kam mir der Gedanke, Seiner Kaiserl. Hoheit ein Fest in meinem Garten zu Oranienbaum zu geben, um seine üble Laune womöglich zu vermindern. Seine Kaiserliche Hoheit hatte jedes Fest gern. So ließ ich denn an einem abgelegenen Punkte, im Gehölz, von meinem italienischen Architekten Antonio Rinaldi einen großen Wagen bauen, worauf ein Orchester von sechzig Personen, Musikern und Sängern, Platz hatte. Der italienische Hofpoet mußte Verse machen und der Kapellmeister Araja sie in Musik setzen. Im Garten wurde in der großen Allee ein illuminiertes Transparent mit einem Vorhang angebracht, welchem gegenüber die Tafel zum Souper gedeckt war. Am 17. Juli gegen Abend begaben sich Seine Kaiserliche Hoheit und alles, was in Oranienbaum war, und eine Menge Zuschauer,

welche aus Kronstadt und St. Petersburg hinübergekommen waren, in den Garten, welcher illuminiert war. Man setzte sich zur Tafel, und nach dem ersten Service ging der Vorhang auf, welcher die große Allee verdeckte, und man sah in der Ferne das Orchester auf einem Wagen herankommen, der von etwa zwanzig mit Kränzen geschmückten Ochsen gezogen wurde und von allen Tänzern und Tänzerinnen, die ich hatte auftreiben können, umgeben war. Die Allee war illuminiert und so hell, daß man alle Gegenstände deutlich unterschied. Als der Wagen stillhielt, wollte der Zufall, daß der Mond gerade über ihm stand, was eine wundervolle Wirkung hervorbrachte und die ganze Gesellschaft in angenehme Überraschung versetzte, zumal das Wetter außerordentlich schön war. Jedermann sprang von der Tafel auf, um die Schönheit der Symphonie und des Schauspiels voller genießen zu können. Als sie zu Ende war, fiel der Vorhang, und man setzte sich zum zweiten Service wieder an die Tafel. Nachdem dies zu Ende war, hörte man Fanfaren und Zimbeln, und ein Scharlatan fing an zu schreien: „Meine Herren und Damen, kommen Sie zu mir, in meinen Buden sind Lotterien umsonst." Zu beiden Seiten der Dekoration mit Vorhängen gingen nun zwei kleine Vorhänge auf, und man sah zwei sehr hell erleuchtete Buden, in einer verteilte man gratis Lotterienummern für das darin enthaltene Porzellan, in der anderen für Blumen, Bänder, Fächer, Kämme, Geldbeutel, Handschuhe, Degengehänge und andere derartige Kleinigkeiten. Als die Buden leer waren, aß man das Dessert, worauf bis sechs Uhr morgens getanzt wurde. Keine Intrige und kein böser Wille kam gegen mein Fest auf, und Seine Kaiserliche Hoheit und alle übrigen waren entzückt davon und priesen die Großfürstin und ihr Fest. Ich hatte es auch an nichts

fehlen lassen. Man fand meinen Wein köstlich, mein Souper herrlich. Alles ging auf meine eigenen Kosten, und das Fest kostete mich gegen 10000 bis 15000 Rubel — von meinen 30000, die ich jährlich bezog.

Aber dies Fest wäre mir beinahe noch teurer zu stehen gekommen, denn als ich am 17. Juli im Kabriolett mit Madame Narischkin ausgefahren war und gerade aus dem Wagen aussteigen wollte, machte das Pferd eine Bewegung, welche mich zur Erde auf meine Knie warf, im vierten oder fünften Monat meiner Schwangerschaft. Ich tat, als ob nichts vorgefallen wäre, blieb zu allerletzt bei dem Feste und machte die Honneurs; jedoch fürchtete ich mich sehr vor einer fausse-couche; es kam aber nicht dazu, und ich kam mit dem Schrecken davon. Der Großfürst, seine ganze Umgebung, alle seine Holsteiner und selbst meine erbittertsten Feinde hörten mehrere Tage nicht auf, mich und mein Fest zu loben, wo Freund und Feind eine Kleinigkeit als Andenken an mich davon mit nach Hause gebracht hatte. Alle rühmten sich nun und prunkten mit meinen Geschenken, obgleich dieselben im Grunde keinen großen Wert hatten, denn ich glaube, es war keines darunter, das mehr als hundert Rubel kostete. Aber es war eben ein Geschenk von mir, und man sagte gern: Ich habe dies von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin; sie ist die Güte selbst, sie hat allen Leuten etwas geschenkt; sie ist reizend; sie sah mich so vergnügt und leutselig an, es machte ihr Vergnügen, uns tanzen, essen und spazierengehen zu lassen; wer keinen Platz hatte, bekam einen von ihr; sie wollte, daß man sehen sollte, was zu sehen war; sie war heiter und so weiter. Kurz, man fand an mir plötzlich Eigenschaften, die man vorher gar nicht an mir gekannt hatte, und ich entwaffnete meine Feinde. Dies war meine Absicht.

Nach diesem Feste fing Leon Narischkin wieder an, zu mir zu kommen. Als ich eines Tages in mein Kabinett trat, fand ich ihn in impertinenter Weise auf einem dort befindlichen Kanapee liegen und ein unsinniges Lied singen. Sowie ich dies bemerkte, ging ich hinaus, schloß die Türe hinter mir und begab mich unverzüglich zu seiner Schwägerin, der ich erklärte, man müsse eine Rute nehmen und diesen Menschen, der sich seit langer Zeit so unverschämt gegen uns benommen habe, damit geißeln, um ihm Rücksicht zu lehren. Die Schwägerin stimmte aus ganzer Seele bei, und sofort ließen wir uns gute Ruten bringen, die von Nesseln eingefaßt waren. Wir nahmen eine meiner Frauen, eine Witwe namens Tatiana Juriewna, als Begleiterin und begaben uns zusammen in mein Kabinett, wo wir Leon Narischkin an demselben Platze fanden, aus voller Kehle sein Lied singend. Als er uns sah, suchte er uns zu entwischen. Allein wir versetzten ihm so viele Schläge mit unsern Ruten und Nesseln, daß seine Hände, seine Beine und sein Gesicht drei Tage hindurch geschwollen waren und er tags darauf nicht mit uns zur Cour nach Peterhof gehen konnte, sondern sein Zimmer hüten mußte. Er hütete sich auch, mit dem, was ihm begegnet war, zu prahlen. Denn wir hatten ihm versichert, daß bei der geringsten Veranlassung, die er gebe, uns über ihn zu beklagen, wir dasselbe Verfahren wiederholen würden. Wir faßten dies alles als bloßen Scherz ohne Zorn auf, allein unser Mann hatte genug gefühlt, um sich daran zu erinnern, und gab sich keine Blöße mehr, wenigstens nicht mehr in dem Grade, wie es früher der Fall gewesen.

Im August erfuhren wir von der am 14. desselben Monats gelieferten Schlacht von Zorndorf, einer der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts, da man rechnet,

daß auf jeder Seite mehr als 20000 Tote und Verlorene geblieben. Unser Verlust an Offizieren war beträchtlich, er überstieg die Zahl von 1200. Man meldete uns diese Schlacht als eine gewonnene. Allein man flüsterte sich zu, daß die Verluste auf beiden Seiten gleich wären, daß drei Tage hindurch keine der beiden Armeen gewagt hätte, sich den Sieg zuzuschreiben, und daß endlich am dritten Tage der König von Preußen in seinem Lager und Graf Fermor auf dem Schlachtfelde das Tedeum hätten singen lassen. Der Verdruß der Kaiserin und die Bestürzung der Stadt war groß, als man alle Details dieses blutigen Tages erfuhr, an welchem viele Leute ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Bekannten verloren. Lange Zeit hindurch hörte man nur Äußerungen des Schmerzes über diesen Tag. Auch viele Generale waren getötet, verwundet oder gefangen worden. Man sah endlich ein, daß Graf Fermors Benehmen nichts weniger als geschickt und militärisch war. Der Hof rief ihn zurück und ernannte Graf Peter Saltikow, an der Stelle General Fermors, zum Befehlshaber der russischen Armee in Preußen.

Die Kaiserin befand sich anfangs September in Zarskoje Selo. Am 8. des Monats, dem Geburtstage der Heiligen Jungfrau, begab sie sich zu Fuß vom Schlosse in die Dorfkirche, welche nur ein paar Schritte von dem nach Norden gehenden Tore entfernt ist, um die Messe zu hören. Kaum hatte der Gottesdienst begonnen, als die Kaiserin sich unpäßlich fühlte, die Kirche verließ und, als sie an den zurücktretenden Winkel neben der Kirche gelangt war, bewußtlos aufs Gras fiel. Ringsumher wogte die Masse des Volkes, welches von allen Dörfern der Umgegend zusammengekommen war, um die Messe zu hören. Niemand aus der Begleitung Ihrer Majestät war ihr gefolgt, als sie die Kirche verließ.

Allein bald hörte man von dem Geschehenen, und die Ehrendamen und Vertrauten Ihrer Majestät eilten zu ihrer Hilfe herbei. Sie fanden sie bewegungs- und bewußtlos in der Mitte des Volkes, welches sie betrachtete, ohne es zu wagen, sich ihr zu nähern. Die Kaiserin war groß und stark und hatte sich durch den Fall beträchtlich verletzt. Man bedeckte ihr Gesicht mit einem weißen Taschentuch und holte Ärzte herbei. Der Wundarzt erschien zuerst. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihr an der Erde, in der Gegenwart aller, zur Ader zu lassen; doch sie kam nicht zu sich. Den Arzt, der selbst krank und am Gehen verhindert war, mußte man in einem Lehnstuhle herbeitragen. Es war Condoijdij, ein geborener Grieche. Der Chirurg, Fouzadier, war ein französischer Flüchtling. Endlich wurden Ofenschirme und ein Kanapee vom Hofe herbeigeschafft. Man legte sie auf das Kanapee und brachte sie durch Heilmittel und Bemühungen jeder Art ins Leben zurück. Als sie die Augen öffnete, erkannte sie niemand und fragte, wo sie wäre. Alle diese Vorgänge dauerten mehr als zwei Stunden, worauf man endlich beschloß, Ihre Kaiserliche Majestät mit dem Kanapee ins Schloß zu tragen. Man kann sich die Bestürzung vorstellen, in welcher das ganze Hofpersonal sich befand. Die Öffentlichkeit der Sache vermehrte den peinlichen Eindruck. Bis dahin hatte man ihren Zustand geheimgehalten. Den folgenden Morgen erfuhr ich das Geschehene durch einen Brief vom Grafen Poniatowsky. Ich benachrichtigte sogleich den Großfürsten, der nichts davon wußte, da man uns alles mit der größten Sorgfalt verbarg, was die Kaiserin anging. Nur war es Sitte, daß alle Sonntage, wenn wir uns nicht an demselben Orte wie Ihre Kaiserliche Majestät aufhielten, einer unsrer Kavaliere abgesandt wurde, um nach ihrem Befinden zu fragen.

Wir unterließen dies den folgenden Sonntag nicht und erfuhren, daß die Kaiserin mehrere Tage lang den Gebrauch der Sprache nicht wiedererlangt hatte und daß es ihr noch Anstrengungen verursachte, zu reden. Man erzählte, sie habe sich während ihres Falls in die Zunge gebissen. Ende September kehrten wir in die Stadt zurück.

Da ich wegen meiner Schwangerschaft anfing, schwerfällig zu werden, erschien ich nicht mehr bei öffentlichen Gelegenheiten, zumal ich mich meiner Entbindung näher glaubte, als ich in der Tat war. Dies langweilte den Großfürsten, der, wenn ich mich dem Volke zeigte, um in seinen Gemächern bleiben zu können, häufig erklärte, er fühle sich schlecht aufgelegt. Da nun außerdem die Kaiserin selten erschien, drehten sich die Hoffeierlichkeiten, Feste und Bälle um mich. Während, wenn ich nicht zugegen war, Seine Kaiserliche Hoheit gequält wurde, hinzugehen, damit jemand da wäre, der die Repräsentation besorgte. Seine Kaiserliche Hoheit war ärgerlich über meine Schwangerschaft, und es kam ihm eines Tages in den Sinn, in seinem Zimmer im Beisein Leon Narischkins und mehrerer anderer zu sagen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden ist; ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört und ob ich es auf meine Rechnung setzen muß.“ Leon Narischkin eilte zu mir, um mir diese Äußerung brühwarm wiederzuerzählen. Natürlicherweise erschrak ich und erwiderte: „Ihr seid Einfaltspinsel. Fordert einen Eid von ihm, daß er bei seiner Frau geschlafen hat, und sagt ihm, wenn er den Eid nicht leistet, daß Ihr die Sache unverzüglich an Alexander Schuwalow, als Großinquisitor des Reiches, mitteilen werdet.“ Leon Narischkin ging in der Tat zu Seiner Kaiserlichen Hoheit und forderte ihm den Eid ab, wor-

auf er zur Antwort erhielt: „Gehen Sie zum Teufel und sprechen Sie nicht weiter davon." Diese unvorsichtige Äußerung des Großfürsten verstimmte mich sehr, und ich erkannte seitdem, daß ich von drei gleich schwierigen Wegen einen einschlagen mußte. Erstens, die Schicksale des Großfürsten zu teilen, was sie auch sein mochten. Zweitens, stündlich allem ausgesetzt zu sein, was er für oder gegen mich anzuordnen beliebte. Drittens, eine von allen äußeren Ereignissen unabhängige Bahn zu wandern. Oder, um deutlicher zu sprechen: es handelte sich darum, mit ihm oder durch ihn zugrunde zu gehen oder mich selbst, meine Kinder und den Staat aus dem Schiffbruche zu retten, dessen Gefahren alle moralischen und physischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen. Die letztere Handlungsweise schien mir die sicherste. Ich faßte den Entschluß, ihm, soviel ich vermöchte, für sein eigenes Beste mit Rat beizustehn, aber mich nie mehr wie früher zu erzürnen, wenn er ihn nicht befolgte. Ihm, sooft ich Gelegenheit hätte, über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen, sonst mich aber in ein ernstes Schweigen zu hüllen; auf der andern Seite jedoch meine Interessen bei dem Volke so zu wahren, daß man eintretendenfalls auf mich, als die Retterin der öffentlichen Angelegenheiten, hinblicken konnte. Im Oktober erhielt ich vom Großkanzler Grafen Bestuschew die Nachricht, daß der König von Polen dem Grafen Poniatowsky sein Abberufungsschreiben übersandt habe. Graf Bestuschew hatte hierüber einen heftigen Streit mit Graf Brühl und dem sächsischen Kabinett und ärgerte sich, daß man ihn nicht wie früher vorher zu Rate gezogen hatte. Er erfuhr zuletzt, daß es der Vizekanzler Graf Woronzow und Iwan Schuwalow gewesen war, die durch Prasse, den sächsischen Residenten, die ganze Sache durch-

gesetzt hatten. Dieser Prasse schien außerdem häufig über eine Menge Dinge unterrichtet, von denen man nicht begriff, woher er sie wisse. Mehrere Jahre nachher fand man die Quelle. Er war der geheime, sehr diskrete Liebhaber der Frau des Vizekanzlers, Gräfin Anna Karlowna, welche mit der Frau des Zeremonienmeisters Samarin sehr befreundet war. Bei dieser letztern sah Prasse die Gräfin. Der Kanzler Graf Bestuschew ließ sich das Abberufungsschreiben des Grafen Poniatowsky geben und schickte dasselbe unter dem Vorwande, daß ein Formversehen dabei stattgefunden, nach Sachsen zurück.

In der Nacht vom 8. auf den 9. fing ich an, Geburtswehen zu fühlen. Ich schickte Madame Wladislawa an den Großfürsten und Graf Alexander Schuwalow, damit dieser Ihre Kaiserliche Majestät davon benachrichtige. Nach einiger Zeit kam der Großfürst in mein Zimmer, gekleidet in seine holsteinsche Uniform, mit Stiefeln und Sporen, mit seiner Schärpe um den Leib und einem großen Degen an der Seite, kurz, in höchster Toilette. Es war ungefähr halb drei Uhr morgens. Erstaunt über diesen Aufzug, fragte ich ihn nach der Ursache, weshalb er so erscheine, worauf er erwiderte: nur bei großen Gelegenheiten erkenne man seine wahren Freunde. In diesem Anzuge sei er bereit, seiner Pflicht gemäß zu handeln. Die Pflicht eines holsteinschen Offiziers sei. seinem Eide gemäß das herzogliche Haus gegen alle Feinde zu verteidigen, und da ich mich schlecht befinde, sei er zu meiner Hilfe herbeigeeilt. Man hätte denken können, er scherze. Allein dies war durchaus nicht der Fall, er sprach im vollsten Ernste. Ich erkannte leicht, daß er betrunken war, und riet ihm, zu Bette zu gehen, damit die Kaiserin, wenn sie käme, nicht das doppelte Mißvergnügen erfahre, ihn betrunken und von Kopf bis

zu Fuß in die ihr so verhaßte holsteinsche Uniform gekleidet zu sehen. Es kostete mir große Mühe, ihn zum Fortgehen zu bewegen. Er hatte sich kaum entfernt, als die Kaiserin eintrat. Sie fragte nach dem Großfürsten. Man sagte ihr, er sei soeben hinausgegangen und werde gewiß wiederkommen. Als sie sah, daß die Schmerzen nachließen, und die Hebamme erklärte, es könne noch einige Stunden dauern, kehrte sie in ihre Gemächer zurück. Ich ging zu Bette und schlief bis zum folgenden Morgen, stand wie gewöhnlich auf, fühlte dann und wann Schmerzen und hatte nachher mehrere ganz schmerzfreie Stunden. Zur Zeit des Soupers fühlte ich Hunger und ließ mir ein Mahl bringen. Die Hebamme saß neben mir und sagte, als sie mich mit Heißhunger essen sah: „Essen Sie, essen Sie, dies Souper wird Ihnen Glück bringen." In der Tat stand ich, als ich fertig war, vom Tische auf und fühlte in demselben Augenblicke, wo ich mich erhob, einen so heftigen Schmerz, daß ich einen lauten Schrei ausstieß. Die Hebamme und Madame Wladislawa faßten mich unter die Arme und legten mich auf das Lager der Schmerzen. Dann wurde zu der Kaiserin und dem Großfürsten geschickt. Sie waren kaum eingetreten, als ich von einer Tochter entbunden wurde, am 9. Dezember, zwischen zehn und elf Uhr abends. Ich bat die Kaiserin, mir zu erlauben, meine Tochter nach ihr zu nennen. Allein sie entschied, daß sie den Namen der ältesten Schwester Ihrer Kaiserlichen Majestät, der Herzogin von Holstein, Mutter des Großfürsten, Anna Petrowna, tragen solle. Der Großfürst schien sehr froh über die Geburt dieses Kindes zu sein und veranstaltete große Freudenbezeigungen in seinen Gemächern und ließ ebensolche in Holstein veranstalten, und nahm alle Glückwünsche, welche man ihm darbrachte, mit Zeichen der Zufriedenheit ent-

gegen. Am sechsten Tage hielt die Kaiserin selbst das Kind zur Taufe und brachte mir eine Kabinettsorder für 60000 Rubel. Sie schickte dem Großfürsten ebensoviel, was seine Zufriedenheit bedeutend vermehrte. Nach der Taufe fingen die Feierlichkeiten an. Ich habe nichts davon gesehen. Ich war im Bett ganz einsam, ohne eine lebende Seele zur Gesellschaft, denn sobald ich niedergekommen war, hatte nicht nur die Kaiserin, wie das erstemal, das Kind in ihre Gemächer fortgenommen, sondern man ließ mich auch, unter dem Vorwande, daß ich Ruhe bedürfe, allein. Niemand setzte den Fuß in meine Gemächer und fragte, noch ließ fragen, wie ich mich befände. Von meinem Bett bis zu dieser Tür hatte ich einen ungeheuren Schirm stellen lassen, welcher das reizendste Kabinett verbarg, das man sich denken konnte. Darin befanden sich ein Kanapee, Spiegel, tragbare Tische und einige Stühle. Wenn der Vorhang meines Bettes auf dieser Seite zugezogen war, sah man nichts von alledem.

Am 1. Januar 1759 endigten die Hoffeste mit einem sehr großen Feuerwerke zwischen dem Ball und Souper. Da ich noch im Wochenbette war, erschien ich nicht bei Hofe. Vor dem Feuerwerk hatte Graf Peter Schuwalow den Einfall, sich an meiner Tür einzufinden, um mir den Plan des Feuerwerkes zuzustellen, welches man abbrannte. Madame Wladislawa sagte ihm, ich schlief, sie wollte indessen sehen. Es war aber nicht wahr, daß ich schlief. Ich war nur in meinem Bette und hatte meine ganz kleine gewöhnliche Gesellschaft bei mir, welche damals wie früher aus den Damen Narischkin, Siniawin, Ismailow und dem Grafen Poniatowsky bestand. Dieser meldete sich seit seiner Zurückberufung krank, kam aber zu mir, und die Frauen hatten mich gern genug, um meine Gesellschaft den Bällen und Fest-

lichkeiten vorzuziehen. Madame Wladislawa wußte nicht genau, wer bei mir war, aber sie hatte eine zu feine Nase, um nicht zu vermuten, daß irgend jemand bei mir war. Ich hatte ihr früh gesagt, daß ich mich aus Langeweile zu Bett legte, und dann kam sie nicht herein. Nach der Ankunft des Grafen Schuwalow klopfte sie an die Tür. Ich zog meinen Vorhang über den Schirm und ließ sie eintreten. Sie richtete mir die Botschaft des Grafen Peter Schuwalow aus, worauf ich sagte, sie sollte ihn nur einführen. Sie ging ihn zu holen, und während dieser Zeit lachten meine Leute verborgen hinter dem Schirm wie toll über die ungemeine Extravaganz dieser Szene, daß ich den Besuch des Grafen Peter Schuwalow empfangen wollte, der schwören könnte, mich allein in meinem Bett angetroffen zu haben, während nur ein Vorhang meine kleine heitere Gesellschaft von dieser so wichtigen Person, dem damaligen Orakel des Hofes und intimen Vertrauten der Kaiserin, trennte. Endlich trat er ein und brachte mir seinen Feuerwerksplan. Er war damals Großfeuerwerksmeister. Ich bat ihn um Entschuldigung, daß ich ihn hatte warten lassen, da ich erst eben aufgewacht sei, und rieb mir die Augen, indem ich bemerkte, ich sei noch ganz im Schlaf. Ich log, um Madame Wladislawa nicht einer Lüge zu zeihen. Dann hatte ich eine ziemlich lange Unterredung mit ihm. Wie er fort war, öffnete ich meinen Vorhang wieder. Meine Gesellschaft fing an, vor Lachen Durst und Hunger zu bekommen; ich sagte ihnen: „Sehr wohl, es ist nur billig, daß Ihr, während Ihr mir Gesellschaft leistet, nicht aus Gefälligkeit vor Durst oder Hunger bei mir stirbt.“ Ich schloß den Vorhang meines Bettes und klingelte. Madame Wladislawa kam. Ich bat sie, mir ein Souper bringen zu lassen, denn ich stürbe vor Hunger, und wenigstens sechs gute Gerichte müßten dabei sein. Als

das Souper fertig war, wurde es aufgetragen; ich ließ es neben mein Bett stellen und befahl dem Bedienten, sich zu entfernen. Nun stürzten meine Leute wie Verhungerte hinter dem Vorhange hervor, um zu essen, was sie fanden. Die Heiterkeit vermehrte den Appetit. Ich gestehe, daß dieser Abend einer der tollsten und lustigsten war, die ich je verlebt habe. Als wir fertig waren, ließ ich die Überreste fortschaffen, und glaube, die Diener waren erstaunt über meinen Appetit. Gegen den Schluß des Hofsoupers entfernte sich auch meine Gesellschaft, sehr befriedigt von unserer Soiree. Graf Poniatowsky nahm beim Hinausgehen immer eine blonde Perücke und einen Mantel, und wenn die Schildwachen ihn fragten: „Wer da?“ nannte er sich einen Musikus des Großfürsten. Diese Perücke gab uns an jenem Tage viel Stoff zum Lachen.

Mein Kirchgang am Ende des Wochenbetts fand diesmal in der Kapelle der Kaiserin statt. Mit Ausnahme Alexander Schuwalows war niemand dabei zugegen. Gegen den Schluß des Karnevals, nachdem alle Festlichkeiten in der Stadt zu Ende waren, wurden drei Hochzeiten bei Hofe gefeiert. Die Graf Alexander Stroganows mit Gräfin Anna Maria Woronzow, die Leon Narischkins mit Fräulein Zakrewsky und die von Graf Buturlin mit Gräfin Maria Woronzow. Diese drei Damen waren Ehrendamen der Kaiserin, und bei Gelegenheit ihrer Vermählung machten der Hetman Graf Rasumowsky und der dänische Gesandte Graf von Osten eine Wette, wer von den drei Neuvermählten zuerst Hahnrei sein würde. Es fand sich, daß die, welche gewettet hatten, Stroganow werde es sein, dessen Gemahlin die häßlichste, unschuldigste und kindlichste schien, die Wette gewannen.

Der Vorabend der Vermählung Leon Narischkins und

Buturlins war ein Unglückstag. Man hatte sich schon lange zugeflüstert, daß das Ansehen des Großkanzlers Graf Bestuschew wanke und seine Feinde die Oberhand gewännen. Er hatte seinen Freund, den General Apraxin verloren. Graf Rasumowsky der Ältere hatte ihn lange gestützt, allein seitdem die Gunst der Schuwalows überwog, mischte er sich nur noch bei solchen Gelegenheiten in die Geschäfte, wenn es galt, für seine Freunde oder Verwandte eine kleine Gefälligkeit zu erlangen. Die Schuwalows und Woronzows wurden in ihrem Hasse gegen den Großkanzler noch bestärkt durch den österreichischen und den französischen Gesandten Grafen Esterhazy und Marschall L'Hopital. Der letztere sah, daß Graf Bestuschew sich jetzt mehr zu der Allianz Rußlands mit England als zu der mit Frankreich hinneige. Der österreichische Gesandte intrigierte gegen Bestuschews, der wollte, daß Rußland an seinem Allianzvertrage mit dem Wiener Hofe festhalte und Maria Theresia Hilfe leiste, aber nicht, daß es in erster Linie kriegführend gegen Preußen auftrete. Graf Bestuschew dachte als Patriot und war nicht leicht zu lenken, während die Herren Woronzow und Iwan Schuwalow sich sehr in die Hände der Gesandten gegeben hatten. Der französische Gesandte, Marquis de L'Hopital, ging mit einer Depesche in der Hand zu dem Vizekanzler Grafen Woronzow und sagte: „Herr Graf, diese Depesche habe ich soeben von meinem Hofe empfangen. Es heißt darin, daß, wenn binnen vierzehn Tagen der Großkanzler Ihnen seine Stelle nicht räumt, ich mich ferner an ihn wenden und nur noch mit ihm die Geschäfte besorgen soll." Hierauf begab sich der Vizekanzler zu Iwan Schuwalow, und man stellte der Kaiserin vor, daß ihr Ruhm unter dem Ansehen Graf Bestuschews in Europa leide. Sie gab den Befehl, an dem nämlichen Abend eine

Konferenz zu halten, bei welcher der Großkanzler zugegen sein sollte. Dieser ließ sich krank melden. Man nannte nun diese Krankheit Ungehorsam und ließ ihm zurücksagen, er solle ohne Verzug kommen. Er kam und wurde mitten in der Konferenz verhaftet. Man nahm ihm seine Ämter, seine Würden, seine Orden, ohne daß irgend jemand anzugeben vermochte, wegen welcher Verbrechen oder Versehen man die erste Person des Reiches so beraube, und schickte ihn als Gefangenen in seine Wohnung. Man hatte eine Kompanie der Gardegrenadiere kommen lassen. Als dieselben durch die Moïka marschierten, wo die Häuser der Grafen Alexander und Peter Schuwalow lagen, sagten sie: „Gott sei Dank, wir sollen diese verfluchten Schuwalows arretieren, die nichts tun, als Monopole erfinden." Aber als die Soldaten sahen, daß es sich um Graf Bestuschew handle, drückten sie ihr Mißfallen aus, indem sie erklärten: „Er ist es nicht, sondern die andern, die das Volk mit Füßen treten."

Obgleich Graf Bestuschew in demselben Palaste verhaftet worden war, dessen einen Flügel wir bewohnten, so erfuhren wir doch an jenem Abend nicht das geringste davon, so sorgfältig suchte man uns alles, was vorging, zu verbergen. Den Tag darauf erhielt ich durch Leon Narischkin ein Billett, welches Graf Poniatowsky, der seit längerer Zeit mit Mißtrauen betrachtet wurde, mir auf diesem Wege zugehen ließ. Dies Billett fing folgendermaßen an: „Der Mensch ist nie ohne Hilfsquellen. Ich bediene mich dieses Weges, um Sie zu benachrichtigen, daß gestern abend Graf Bestuschew verhaftet und seiner Würden beraubt worden ist und zugleich mit ihm Ihr Juwelier Bernardi, Teleguin und Adadurow." Ich fiel wie aus den Wolken, indem ich diese Zeilen las. Bernardi war ein italienischer, intelligenter Juwelier,

dem sein Geschäft in alle Häuser Zutritt verschaffte. Ich glaube nicht, daß es ein einziges gab, welches ihm nicht etwas schuldig war und dem er nicht diesen oder jenen kleinen Dienst erwiesen hatte. Da er beständig überall aus und ein ging, gab man ihm auch zuweilen Bestellungen an andere. Ein kleines, durch Bernardi geschicktes Billett kam schneller und sicherer an, als wenn man es durch einen Bedienten schickte. Daher setzte Bernardis Verhaftung die ganze Stadt in Aufregung, weil alle ihm Bestellungen gegeben hatten, ich selbst nicht ausgenommen. Teleguin war früher Adjutant bei dem Oberjägermeister Rasumowsky und der Freund Graf Poniatowskys geworden. Er war ein erprobter, rechtschaffener Mensch. Für mich hatte er immer Eifer und besondere Ergebenheit bewiesen. Adadurow war früher mein Lehrer in der russischen Sprache gewesen und mir ergeben geblieben. Ich hatte ihn an Graf Bestuschew empfohlen. Doch schenkte ihm dieser erst seit zwei bis drei Jahren Vertrauen, denn er war vorher nicht günstig gegen ihn gestimmt, weil Adadurow zu der Partei des Oberstaatsanwalts Nikita Juriewitsch Trubetzkoy gehörte, der Bestuschews Feind war.

Nach der Lektüre des Billetts und den Betrachtungen, die ich darüber anstellte, drängte eine Menge Ideen, eine unangenehmer wie die andere, sich mir auf. In der Messe kam es mir vor, als ob die Gesichter aller, die ich dort sah, eben so lang geworden wären als mein eignes. Es war, als wisse man von dem Geschehenen nichts. Auch ich sagte kein Wort. Der Großfürst hatte den Grafen Bestuschew nie gemocht. Er schien mir besonders vergnügt und hielt sich deutlich fern von mir. Am Abend mußte ich auf die Hochzeit gehen. Ich kleidete mich um und war bei der Einsegnung der Ehen Graf Buturlins und Leon Narischkins, bei dem Souper und beim Balle

zugegen. Während des letztern näherte ich mich dem Heiratsmarschall, Fürsten Nikita Trubetzkoy, und sagte zu ihm unter dem Vorwande, die Bänder seines Marschallstabes zu besehen, mit halblauter Stimme: „Was bedeuten denn diese schönen Sachen? Haben Sie mehr Verbrechen als Verbrecher, oder mehr Verbrecher als Verbrechen gefunden?“ Hierauf erwiderte er: „Wir haben getan, was man uns befohlen hat. Die Verbrechen sucht man noch. Bis jetzt ist das Verfahren nicht vom Glücke gekrönt.“ Dann ging ich zum Marschall Buturlin, der mir sagte: „Bestuschew ist verhaftet, aber augenblicklich suchen wir nach der Ursache, weshalb er es ist.“ Auf diese Weise redeten die beiden Kommissäre, welche von der Kaiserin ernannt waren, um zu untersuchen, weshalb Graf Alexander Schuwalow ihn verhaftet hatte. Ich sah auf diesem Balle Stambke aus der Ferne und fand sein Aussehen leidend und entmutigt. Die Kaiserin erschien bei keiner dieser beiden Hochzeiten, weder in der Kirche noch beim Bankett. Den folgenden Tag kam Stambke zu mir, um mir ein Billett Graf Bestuschews zu überbringen, der ihm eingeschärft, mir zu sagen, ich solle nicht die geringste Furcht hegen, er habe Zeit gefunden, alles ins Feuer zu werfen, und werde mir über seine Verhöre, wenn er verhört werden sollte, auf demselben Wege Mitteilung machen. Ich fragte, was für ein Weg dies wäre? Er erwiderte, ein Waldhornbläser des Grafen habe ihm das Billett überbracht, und man habe sich verabredet, alle Mitteilungen in Zukunft zwischen Ziegelsteinen, an einem nicht weit vom Hause des Grafen Bestuschew befindlichen Orte zu deponieren. Ich forderte Stambke auf, sich sehr in acht zu nehmen, daß diese gefährliche Korrespondenz nicht entdeckt werde. Er selbst schien in der größten Angst zu schweben. Nichtsdestoweniger setzten er und Graf

Poniatowsky sie fort. Als Stambke hinausgegangen war, rief ich Madame Wladislawa und trug ihr auf, ihrem Schwager Pugowischnikow ein Billett zu bringen, das nichts enthielt als folgende Worte: „Sie haben nichts zu fürchten; man hat Zeit gefunden, alles zu verbrennen." Dies beruhigte ihn, er war nach Graf Bestuschews Verhaftung mehr tot als lebendig. Ich will erklären, was Graf Bestuschew Zeit gehabt hatte, zu verbrennen.

Die Kränklichkeit und die häufigen Krämpfe der Kaiserin richteten aller Augen notwendigerweise auf die Zukunft. Graf Bestuschew war, wie sich bei seiner Stellung und seinen Geistesfähigkeiten denken läßt, nicht der letzte, der darüber nachdachte. Er kannte die Abneigung, welche man dem Großfürsten seit langer Zeit gegen ihn eingeflößt hatte, und war bekannt mit den geringen Gaben des Großfürsten, des Erben so vieler Kronen. Es ist natürlich, daß dieser Staatsmann, wie jeder andere Mensch, sich in seiner Stellung zu behaupten wünschte. Einige Jahre waren verflossen, seit meine Meinung über ihn sich geändert hatte. Er betrachtete mich außerdem vielleicht als die einzige Persönlichkeit, auf welche man in dieser Zeit, für den Fall der Unfähigkeit der Kaiserin, die Hoffnung des Staates gründen könne. Dies hatte ihn dahin gebracht, den Plan zu fassen, daß bei dem Abscheiden der Kaiserin, der Großfürst zum rechtmäßigen Kaiser, aber zugleich ich zur Teilnehmerin an der Regierung erklärt werden sollte, daß alle Ämter bei denselben Personen bleiben und ihm die Stelle eines Generalleutnants über vier Garderegimenter und die Präsidentschaft der drei Reichskollegien, der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Admiralität, übertragen werden sollten. Seine Ansprüche waren übertrieben. Den Entwurf dieses Manifestes, geschrieben von Pugowischnikows Hand, hatte er mir

durch Graf Poniatowsky geschickt, mit welchem ich übereingekommen war, ihm mündlich für seine guten Absichten gegen mich zu danken, aber zugleich zu erklären, daß ich die Ausführung für schwierig halte. Er hatte seinen Entwurf mehremal geändert, bald erweitert, bald beschränkt. Ich betrachtete seinen Plan als eine Art Faselei, als eine Lockspeise, die der Alte mir hinwarf, um sich mehr und mehr in meiner Zuneigung zu befestigen. Ich biß an diese Lockspeise nicht an, weil ich in dem Plane eine Gefahr für das Reich erkannte, welches durch jeden Streit zwischen mir und meinem Gemahle, der mich nicht liebte, hätte zerrissen werden müssen. Da dieser noch nicht eingetreten war, wollte ich einem alten Manne nicht widersprechen, der, wenn er sich einmal eine Sache in den Kopf gesetzt hatte, äußerst hartnäckig und steif dabei blieb. Dieser Plan war es, den er Zeit gehabt hatte, zu verbrennen, und hiervon hatte er mich benachrichtigt, um die, welche davon wußten, zu beruhigen.

Inzwischen kam mein Kammerdiener Skurin, um mir zu sagen, daß der Kapitän, welcher den Grafen Bestuschew bewachte, immer sein Freund gewesen wäre und alle Sonntage bei ihm zu Mittag speise. Ich sagte ihm darauf, daß, wenn die Sachen so ständen, und er auf ihn rechnen könnte, er versuchen sollte, zu sondieren, ob er sich zu einigem Einverständnis mit seinem Gefangenen hergeben würde. Dies wurde um so nötiger, als Graf Bestuschew auf seinem Wege Stambke mitgeteilt hatte, man möchte Bernardi anweisen, im Verhör die reine Wahrheit zu reden. Als ich erfuhr, daß Skurin es gern übernahm, einige Mittel ausfindig zu machen, um mit dem Grafen Bestuschew in Verbindung zu treten, sagte ich ihm, er möchte gleichfalls versuchen, mit Bernardi in Berührung zu kommen und zu sehen, ob er

nicht den Sergeanten oder einen Soldaten, der ihn in seiner Wohnung bewachte, gewinnen könnte. Am selben Tage sagte mir Skurin gegen Abend, daß Bernardi von einem Sergeanten der Garden, namens Kalischkin, bewacht sei, und daß er morgen mit ihm eine Zusammenkunft haben würde, daß er zu seinem Freunde, dem Kapitän, habe schicken lassen, welcher bei dem Grafen Bestuschew war, um ihn zu fragen, ob er ihn sehen könnte, daß dieser ihm aber habe sagen lassen, wenn er mit ihm sprechen wollte, sollte er zu ihm kommen. Allein einer seiner Unterbeamten, der sein Verwandter war, hätte ihm sagen lassen, nicht hinzugehen, weil, wenn er hinkäme, der Kapitän ihn arretieren würde, dessen er sich unter vier Augen rühmte. Skurin schickte also nicht mehr zum Herrn Kapitän, seinem vorgeblichen Freunde. Zur Vergeltung sagte Kalischkin an Bernardi alles, was man wollte; auch sollte er nichts als die Wahrheit sagen, wozu sich beide von ganzem Herzen verstanden.

Nach einigen Tagen kam Stambke eines Morgens sehr früh, blaß und entstellt in mein Zimmer und sagte, daß seine und des Grafen Bestuschew Korrespondenz mit dem Grafen Poniatowsky entdeckt wäre, daß der Waldhornbläser arretiert war und daß, allem Anschein nach, ihre letzten Briefe das Unglück gehabt hätten, in die Hände der Wächter des Grafen Bestuschew zu fallen. Er selbst jeden Augenblick gewärtig wäre, verwiesen, wenn nicht arretiert zu werden, und daß er zu mir gekommen sei, um mir dies zu sagen und Abschied von mir zu nehmen. Was er mir sagte, machte mich sehr unbehaglich. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und entließ ihn, überzeugt, daß sein Besuch womöglich die schlechte Stimmung gegen mich nur steigern könnte und daß man mich vielleicht als eine der Regierung verdächtige Per-

son meiden würde. Indessen war ich mir selbst vollkommen bewußt, daß ich mir der Regierung gegenüber nichts vorzuwerfen hatte. Jedermann in Petersburg, die Intriganten ausgenommen, war davon überzeugt, daß Bestuschew unschuldig war und daß man ihm weder ein Vergehen noch ein Verbrechen zur Last legen konnte. Man wußte, daß am Tage vor dem Abende, an welchem er arretiert worden war, im Gemache von Iwan Schuwalow an einem Manifest gearbeitet war, welches Herr Wolkow, vormaliger erster Kommissar des Grafen Bestuschew, der im Jahre 1755 die Flucht ergriffen und dann sich hatte fangen lassen, in diesem Augenblicke der Konferenz als erster Sekretär diente, die Anklage hatte schreiben müssen, welche man veröffentlichen wollte, um das Volk von den Ursachen in Kenntnis zu setzen, die die Kaiserin genötigt hätten, mit dem Großkanzler so zu verfahren, wie sie getan hatte. Das geheime Konventikel, welches sich den Kopf zerbrach, um Vergehen ausfindig zu machen, kam überein, zu sagen, daß es Hochverrat sei, und weil Bestuschew unter anderem gesucht habe, Zwietracht zwischen Ihrer Kaiserlichen Majestät und Ihren Kaiserlichen Hoheiten zu säen. Ohne Verhör oder Urteil wollte man ihn am Tage nach seiner Verhaftung auf eines seiner Landgüter verweisen und ihm sein ganzes übriges Vermögen konfiszieren. Einige aber fanden es zu stark, jemanden ohne Verbrechen und ohne Urteilsspruch zu verbannen, und meinten, wenn man keine Verbrechen fände, müsse man den Gefangenen, welcher, man wußte nicht weshalb, seiner Ämter, Würden und Orden beraubt war, wenigstens einem Urteil der Kommissäre unterwerfen. Nun waren diese Kommissäre Marschall Buturlin, Oberstaatsanwalt Fürst Trubetzkoy, General Graf Alexander Schuwalow und Herr Wolkow als Sekretär. Das erste, was die Kom-

missäre taten, war, den Gesandten, Räten und Beamten Rußlands an den fremden Höfen durch das Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten zu befehlen, Kopien der Depeschen zu schicken, welche Graf Bestuschew geschrieben hatte, seit er sich an der Spitze der Geschäfte befand. Dies geschah, um in den Depeschen Verbrechen aufzufinden. Man sagte, er habe nur geschrieben, was er wollte, und Dinge, welche den Befehlen und dem Willen der Kaiserin zuwiderliefen. Aber da Ihre Majestät nichts schrieb noch unterzeichnete, war es schwer, ihren Befehlen zuwiderzuhandeln, und, was die mündlichen Befehle Ihre Majestät anging, so war sie kaum imstande, dem Großkanzler solche zu geben, da sie ganze Jahre keine Gelegenheit fand, ihn zu sehen. Ein Teil der mündlichen Befehle konnte auch mißverstanden und auch ebenso schlecht wiedergegeben als schlecht empfangen und begriffen sein. Doch hatte dies keine Folgen, mit Ausnahme des erwähnten Befehles selbst, weil keiner von den Beamten sich die Mühe gab, sein Archiv von zwanzig Jahren zu durchsuchen und es abzuschreiben, um Verbrechen eines Mannes darin zu finden, dessen Instruktionen und Anordnungen diese Beamten selbst gefolgt waren, so daß sie eben deshalb in alles hätten verwickelt werden können, was man etwa darin zu tadeln fand. Außerdem mußte die bloße Sendung solcher Archive der Krone beträchtliche Kosten verursachen, und in Petersburg angelangt, würden sie für eine Reihe von Jahren die Geduld vieler Personen ermüdet haben, die sich hätten bemühen müssen, etwas darin zu entdecken und zu entwirren, was noch dazu vielleicht gar nicht darin zu entdecken war. Dieser Befehl wurde also niemals ausgeführt. Man langweilte sich über die Sache selbst und beendete sie endlich nach Ablauf eines Jahres mit der Veröffentlichung des Mani-

festes, dessen Abfassung man am Tage nach der Verhaftung des Großkanzlers begonnen hatte.

Am Nachmittage des Tages, als Stambke zu mir gekommen war, ließ die Kaiserin dem Großfürsten sagen, er solle Stambke nach Holstein schicken, weil man sein Einverständnis mit Bestuschew entdeckt hätte. Er verdiene, arretiert zu werden, allein aus Rücksicht für Seine Kaiserliche Hoheit, dessen Minister er gewesen, wollte man ihn freilassen, unter der Bedingung, daß er sofort entlassen würde. Stambke wurde unverzüglich fortgeschickt, und mit seiner Abreise endete meine Handhabung der holsteinischen Geschäfte. Man gab dem Großfürsten zu verstehen, es sei der Kaiserin nicht angenehm, wenn ich mich hineinmische, und Seine Kaiserliche Hoheit war dann derselben Meinung. Das Ministerium der Kaiserin verlangte damals förmlich vom Könige von Polen die Abberufung Graf Poniatowskys, von dem man ein Billett an Graf Bestuschew, ein sehr unschuldiges freilich, doch immer ein an einen vorgeblichen Staatsgefangenen gerichtetes Billett, aufgefunden hatte. Als ich die Entlassung Stambkes und die Abberufung Poniatowskys erfuhr, bereitete ich mich auf nichts Gutes vor und verfuhr folgendermaßen. Ich rief meinen Kammerdiener Skurin und befahl ihm, alle meine Rechnungsbücher und das Geringste, was unter meinen Sachen den Anschein eines Papiers haben könnte, zusammenzusuchen und mir zu bringen. Er führte meine Befehle mit Eifer und Genauigkeit aus. Als alles in meinem Zimmer war, schickte ich ihn fort. Ich warf dann alle Bücher ins Feuer, rief, als sie halb verbrannt waren, Skurin zurück und sagte ihm: „Überzeuge dich hier, daß alle meine Papiere und Rechnungen verbrannt sind, damit, wenn man dich jemals fragen sollte, wo sie seien, du schwören kannst, daß du sie von mir selbst hast

verbrennen sehen." Er dankte mir für meine Rücksicht gegen ihn und sagte, es hätte eine eigentümliche Veränderung in der Bewachung der Gefangenen stattgefunden. Seit der Entdeckung von Stambkes Korrespondenz mit Graf Bestuschew ließ man diesen schärfer überwachen und hatte zu diesem Zweck den Unteroffizier Kalischkin von Bernardi entfernt und in das Zimmer des ehemaligen Großkanzlers postiert. Kalischkin hatte, sobald dies geschah, darum gebeten, daß man ihm einen Teil der erprobten Soldaten mitgebe, die er gehabt hatte, als er bei Bernardi Wachtdienste leistete. Auf diese Weise also gelangte der sicherste und einsichtsvollste Mensch, den wir, Skurin und ich, hatten, in das Zimmer Graf Bestuschews, der auch nicht alle Verkehrsmittel mit Bernardi eingebüßt hatte. Inzwischen wurden die Verhöre Graf Bestuschews fortgesetzt. Kalischkin wurde dem Grafen als ein mir sehr ergebener Mensch bekannt und leistete ihm in der Tat viele Dienste. Er war gleich mir aufs tiefste überzeugt, daß der Großkanzler unschuldig und das Opfer einer mächtigen Kabale sei, das auch die Überzeugung des Volkes war. Dem Großfürsten merkte ich es an, daß man ihm bange gemacht und den Verdacht eingeflößt hatte, als wisse ich von Stambkes Korrespondenz mit dem Staatsgefangenen. Ich sah, daß Seine Kaiserliche Hoheit kaum mit mir zu sprechen wagte und es vermied, mein Zimmer, in welchem ich augenblicklich ganz allein war und niemand sah, zu betreten. Ich selbst vermied, irgend jemand kommen zu lassen, aus Besorgnis, daß ich ihn einem Unglück oder einer Unannehmlichkeit aussetzen könnte. Bei Hofe vermied ich, aus Furcht, daß man mir ausweichen möchte, allen, von denen ich dies dachte, zu begegnen. Während der letzten Tage des Karnevals sollte eine russische Komödie in dem Hoftheater auf-

geführt werden. Graf Poniatowsky ließ mich bitten, dorthin zu kommen, weil man anfing, das Gerücht zu verbreiten, daß meine Entfernung im Werke sei, um mich dadurch abzuhalten, öffentlich zu erscheinen, und jedesmal, wenn ich nicht beim Schauspiel oder bei Hofe erschien, alle leicht ebensosehr aus Neugierde als aus Interesse für mich, die Ursache zu erfahren suchten. Ich wußte, daß die russische Komödie eine von den Dingen war, welche Seiner Kaiserlichen Hoheit am wenigsten gefielen, und daß das bloße Aussprechen der Absicht hinzugehen, ihm aufs höchste mißfällig war. Allein diesmal verband der Großfürst mit seinem Widerwillen gegen die Nationalkomödie noch ein anderes Motiv des kleinen persönlichen Interesses. Er sah nämlich die Gräfin Elisabeth Woronzow noch nicht bei sich. Weil sie sich mit den andern Ehrendamen im Vorzimmer aufhielt, trieb er dort seine Konversation und sein Spiel mit ihr. Ging ich in die Komödie, so mußten diese Damen mich begleiten, was Seiner Kaiserlichen Hoheit sehr unbequem war. Es gab keinen anderen Ausweg für ihn als den, in seinem Zimmer zu zechen. Ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse zu nehmen, ließ ich, da ich mein Wort gegeben, zu kommen, Graf Alexander Schuwalow bitten, einen Wagen zu bestellen; um an jenem Tage die Komödie besuchen. Graf Schuwalow kam zu mir und sagte: Meine Absicht, in die Komödie zu gehen, mißfalle dem Großfürsten. Ich erwiderte, da ich nicht die Gesellschaft Seiner Kaiserlichen Hoheit ausmachte, schien es mir, als müßte es ihm gleichgültig sein, ob ich allein in meinem Zimmer oder mich in meiner Loge im Theater befände. Kurz darauf kam der Großfürst in mein Zimmer. Er war in dem heftigsten Zorne, schrie herum und erklärte: Es mache mir Vergnügen, ihn in Wut zu versetzen. Ich hätte mir nur vorgenommen, in

die Komödie zu gehen, weil ich wisse, daß er diese Aufführungen nicht liebe, er wolle verbieten, mir einen Wagen zu geben. Ich erklärte, ich würde zu Fuß gehen und könne mir vorstellen, was für ein Vergnügen es ihm mache, mich in meiner Kammer, wo mein Hund und mein Papagei meine einzige Gesellschaft wären, allein vor Langeweile sterben zu lassen. Nachdem wir lange beide heftig gestritten und sehr laut gesprochen hatten, entfernte er sich zorniger denn je, indes ich darauf bestand, in die Komödie zu gehen. Kurz vor dem Anfange des Schauspiels ließ ich Graf Schuwalow fragen, ob die Karossen bereit wären. Er sagte mir, der Großfürst hätte verboten, sie für mich in Bereitschaft zu setzen. Ich verbarg meinen Ärger nicht und sagte, ich werde zu Fuß hingehen, und falls man den Damen und Kavalieren verbieten sollte, mir zu folgen, würde ich allein hingehen und mich außerdem schriftlich bei der Kaiserin sowohl über den Großfürsten als über ihn beschweren. Er erwiderte: „Was wollen Sie ihr sagen?“ — „Ich werde ihr sagen“, sagte ich, „auf welche Weise ich behandelt worden bin und daß Sie, um den Großfürsten eine Zusammenkunft mit meinen Ehrendamen zu verschaffen, ihn darin bestärken, mich an dem Besuche des Theaters zu verhindern, wo ich das Glück genießen kann, Ihre Kaiserliche Majestät zu sehen. Und außerdem werde ich sie bitten, mich zu meiner Mutter zurückkehren zu lassen, weil ich der Rolle müde und überdrüssig bin, welche ich hier allein und verlassen in meinem Zimmer, gehaßt vom Großfürsten und nicht geliebt von der Kaiserin, spiele. Ich verlange nur nach Ruhe und will niemandem mehr zur Last fallen, noch auch alle die, welche in meine Nähe kommen, ins Unglück stürzen. Besonders meine armen Leute nicht, von denen so viele verbannt worden sind, weil ich ihnen

wohlwollte oder ihnen Gutes tat. Und wissen Sie, daß ich unverzüglich an Ihre Kaiserliche Majestät schreiben und ein Auge darauf haben werde, daß Sie selbst meinen Brief überbringen."

Mein entschiedener Ton erschreckte ihn. Er ging hinaus, und ich begann meinen Brief an die Kaiserin zu schreiben, und zwar russisch, was ich so pathetisch als möglich machte. Ich fing damit an, ihr für die Freundlichkeiten und Gnadenbezeigungen zu danken, mit denen sie mich seit meiner Ankunft in Rußland überhäuft hatte, indem ich bemerkte, der Stand der Dinge beweise leider, daß ich dieselben nicht verdient, weil ich mir den Haß des Großfürsten und die entschiedene Ungnade Ihrer Kaiserlichen Majestät zugezogen habe. Im Hinblick nun auf mein Unglück und meine Gefangenschaft in meinem Zimmer, wo man mich des unschuldigsten Zeitvertreibes beraube, bat ich sie inständig, meine Leiden zu enden, indem sie mich auf die ihr am passendsten scheinende Art zu meinen Verwandten zurücksende. Was meine Kinder anginge, die ich nicht sähe, obgleich ich in demselben Hause mit ihnen wohnte, so wäre es gleichgültig, ob ich an demselben Orte wäre, wo sie sich befänden, oder ein paar hundert Meilen fern von ihnen. Ich wisse, daß sie ihnen eine Sorgfalt widme, welche ihnen angedeihen zu lassen meine schwachen Fähigkeiten weit übersteigen würde. Ich wage sie zu bitten, ihnen diese Sorgfalt auch ferner zu bewahren, und in diesem Vertrauen werde ich den Rest meiner Tage bei meinen Verwandten damit hinbringen, für sie, für den Großfürsten, für meine Kinder und für alle, die mir Gutes oder Böses getan, zu Gott zu beten. Aber meine Gesundheit sei durch den Kummer so zerrüttet, daß ich alles, was in meiner Macht stehe, tun müsse, um wenigstens mein Leben zu retten. Und zu diesem Zwecke

wende ich mich an sie, mir zu erlauben, daß ich zuerst ins Bad gehen und von dort zu meinen Verwandten zurückkehren dürfte. Nach Beendigung dieses Briefes ließ ich Graf Schuwalow rufen, der mir beim Eintreten meldete, daß die von mir verlangten Karossen bereitständen.

Ich erklärte ihm, indem ich ihm meinen Brief an die Kaiserin übergab, er könne den Damen und Herren, welche mich nicht in die Komödie begleiten wollten, sagen, daß ich sie davon dispensiere, mich zu begleiten. Graf Schuwalow besah meinen Brief verlegen, aber da er an Ihre Kaiserliche Majestät gerichtet war, mußte er ihn wohl oder übel annehmen. Er überbrachte auch meine Worte an die Damen und Herren meines Gefolges, und Seine Kaiserliche Hoheit selbst entschied nun, wer mit mir gehen und wer bei ihm bleiben sollte.

Als ich durch das Vorzimmer ging, fand ich Seine Kaiserliche Hoheit mit der Gräfin Woronzow beim Kartenspiele in einer Ecke sitzen. Er erhob sich und sie auch, als er mich sah, was er sonst nie zu tun pflegte. Ich erwiderte diese Zeremonie mit einer tiefen Reverenz und ging vorüber. Ich begab mich in die Komödie, welche an jenem Tage von der Kaiserin nicht besucht wurde; ich glaube, mein Brief hielt sie davon zurück.

Aus der Komödie zurückgekehrt, vernahm ich von Graf Schuwalow, daß Ihre Kaiserliche Majestät selbst eine Unterredung mit mir haben will. Augenscheinlich benachrichtigte Graf Schuwalow den Großfürsten sowohl von meinem Briefe als von der Antwort der Kaiserin. Obgleich er seit jenem Tage sich nicht mehr bei mir sehen ließ, tat er doch alles, was er konnte, um bei meiner Unterredung mit der Kaiserin anwesend zu sein. Gegen mich konnte nur eins geltend gemacht werden; daß nämlich ihr Herr Neffe, der Großfürst, mir nicht

als der liebenswürdigste Mann erschien, gerade wie ich ihm nicht als die liebenswürdigste Frau. Über ihren Neffen dachte aber die Kaiserin ganz wie ich, und sie kannte ihn so gut, daß sie schon seit einer Reihe von Jahren nirgends eine Viertelstunde mit ihm zusammen sein konnte, ohne Ekel, Zorn oder Kummer zu empfinden, und daß sie in ihrem Zimmer, wenn die Rede auf ihn kam, entweder in Tränen schwamm, indem sie über das Unglück sprach, einen solchen Erben zu haben, oder nur ihre Verachtung gegen ihn ausdrückte und ihm oft Beiwörter gab, die er nur zu sehr verdiente. Ich habe die Beweise davon in meinen Händen gehabt. In den Papieren der Kaiserin fand ich zwei von ihr selbst geschriebene Billette, von denen das eine an Iwan Schuwalow, das andere an Graf Rasumowsky gerichtet schien, in denen sie ihren Neffen einesteils verfluchte und abermals zum Teufel wünschte. In dem einen kam die Stelle vor: (Mein verdammter Neffe hat mir viel Ärger verursacht, und in dem andern sagte sie: Mein Neffe ist ein Einfaltspinsel; möge der Teufel ihn holen.)

Mein Entschluß war gefaßt, und ich betrachtete meine Rücksendung oder Nicht-Rücksendung mit sehr philosophischem Auge. Ich würde in keiner Stellung, in welche die Vorsehung mich versetzen mochte, ohne die Hilfsquellen geblieben sein, welche Geist und Talent jedem nach seinen natürlichen Fähigkeiten gewähren, und ich fühlte den Mut in mir zu steigen oder zu fallen, ohne daß mein Herz und meine Seele durch Erhebung in Prahlerei oder durch das Gegenteil in Erniedrigung oder Demütigung gesunken sein würden.

Ich wußte, daß ich ein Mensch war und deshalb ein beschränktes und der Vollkommenheit unfähiges Wesen. Aber meine Absichten waren immer rein und aufrichtig gewesen. Wenn ich von Anfang an einge-

sehen hatte, daß es eine schwierige, wo nicht unmögliche Sache sei, einen Gatten zu lieben, der nicht liebenswürdig war, und sich auch keine Mühe gab, es zu sein, so hatte ich doch wenigstens ihm und seinen Interessen die aufrichtigste Ergebenheit bewiesen, welche ein Freund, ja ein Diener, seinem Freunde und Herrn beweisen kann. Meine Ratschläge waren immer die besten gewesen, die ich für sein Wohl auszusinnen vermochte. Wenn er sie nicht befolgte, so war dies nicht mein Fehler, sondern der seines Urteils, welches weder gesund noch gerecht war.

Als ich nach Rußland kam und während der ersten Jahre unserer ehelichen Vereinigung war mein Herz dem Prinzen offen gestanden, trotzdem er sich wenig bemühte, erträglich zu sein. Als ich aber bemerkte, daß er von allen möglichen Gegenständen gerade mir und gerade deshalb, weil ich seine Frau war, die geringste Aufmerksamkeit bewies, war es natürlich, daß ich meine Lage weder angenehm noch nach meinem Geschmacke fand, daß sie mich langweilte und grämte. Diese Empfindung des Grames drängte ich viel mehr als alle andern zurück. Der Stolz und die Stimmung meines Geistes machten mir den Gedanken, unglücklich zu sein, unerträglich. Ich sagte zu mir selber: „Glück und Unglück liegen in dem Herzen und der Seele des Menschen. Fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von keinem äußern Ereignisse abhängt.“ Zu einer solchen Geistesstimmung war ich geboren, ausgestattet mit einer großen Feinheit der Empfindung und mit einem wenigstens sehr interessanten Äußern, welches beim ersten Sehen auch ohne Kunst und Schmuck gefiel. Mein Geist war seiner Natur nach so versöhnlich, daß nie jemand eine Viertelstunde mit mir zusammen war, ohne daß

ihm die Unterhaltung angenehm gewesen wäre, denn er konnte mit mir reden, als hätte er mich lange Zeit gekannt. Von Natur nachsichtig, erwarb ich mir das Vertrauen derer, welche mit mir zu tun hatten, weil jeder fühlte, daß Rechtschaffenheit und guter Wille die bewegenden Mächte waren, denen ich am liebsten folgte. Man fand in mir, zugleich mit dem Geiste und Charakter eines Mannes, die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau, und verzeihe mir, zugunsten der Wahrheit, diese Äußerung eines Geständnisses, welches meine Eigenliebe macht, ohne sich hinter einer falschen Bescheidenheit zu verbergen.

Diese Schrift muß beweisen, was ich von meinem Geiste, meinem Herzen und meinem Charakter sage. Ich sagte, daß ich gefiel, folglich war die eine Hälfte des Weges der Versuchung schon zurückgelegt, und in solchen Fällen liegt es im Wesen der menschlichen Natur, daß es auch an der andern Hälfte nicht fehlt. Denn versuchen und versucht werden, hängen nahe zusammen, und trotz der Einprägung der schönsten moralischen Maximen in den Geist ist man, sowie die Sinnlichkeit sich hineinmischt und zum Vorschein kommt, schon unendlich viel weiter als man glaubt, und ich weiß noch immer nicht, wie man sie verhindern kann, zum Vorschein zu kommen. Flucht könnte vielleicht helfen. Allein es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist — denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rükken kehren inmitten eines Hofes? Dies würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht nach nichts schwieriger, als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles, was man hiergegen sagen mag, sind Äußerungen der Prüderie, welche dem menschlichen Herzen nicht eingegraben sind. Niemand hält sein Herz in seiner Hand und kann es, indem er

sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder fahren lassen.

Den Tag nach jener Komödie gab ich mich für krank aus und verließ mein Zimmer nicht mehr, indem ich ruhig die Entscheidung Ihrer Kaiserlichen Majestät über meine untertänige Bittschrift abwartete. Nur in der ersten Fastenwoche hielt ich es für passend, mich den religiösen Übungen zu unterziehen, damit man meine Zuneigung zu dem orthodoxen griechischen Kultus gewahr werde. In der zweiten oder dritten Woche hatte ich einen neuen tiefen Kummer. Eines Morgens, nachdem ich aufgestanden war, benachrichtigten mich meine Leute, daß Graf Alexander Schuwalow Madame Wladislawa habe rufen lassen. Dies kam mir sonderbar vor. Ich wartete auf ihre Rückkehr, doch umsonst. Gegen ein Uhr nachmittags zeigte Graf Schuwalow mir an, daß die Kaiserin es für geeignet befunden habe, sie ihrer Stellung bei mir zu entheben. Ich schwamm in Tränen und sagte ihm, Ihre Kaiserliche Majestät habe unzweifelhaft die Macht, jeden mir zu geben oder zu nehmen, wie es ihr gefiele. Allein es schmerze mich, mehr und mehr zu sehen, daß alle, welche in meine Nähe kämen, der Ungunst Ihrer Kaiserlichen Majestät geweihte Opfer seien. Damit es weniger Unglückliche gebe, bäte und ersuchte ich ihn, Ihre Kaiserliche Majestät zu ersuchen, daß sie, so bald als möglich, dem Zustand, in welchem ich mich befinde, ein Ende mache, indem sie mich zu meinen Verwandten entließe. Ich betonte noch, daß Madame Wladislawa in keiner Weise dazu dienen werde, Aufklärung über irgend etwas zu geben, weil weder sie noch irgendein anderer mein Vertrauen besäße. Graf Schuwalow wollte sprechen. Als er mein Schluchzen hörte, fing er an, mit mir zu weinen und sagte, die Kaiserin werde darüber mit mir selbst

reden. Ich bat ihn, den Augenblick zu beschleunigen, was er mir versprach. Ich setzte sodann meine Leute von dem Geschehenen in Kenntnis und sagte ihnen, wenn man mir an Madame Wladislawas Statt eine Aufseherin beigeben sollte, die mir mißfiele, möge sie sich auf die schlechteste Behandlung meinerseits, ja auf Schläge selbst vorbereiten, und bat sie, dies überall wieder zu erzählen, damit alle die, welche man etwa die Absicht hatte, mir beizugeben, sich hüteten, die Stelle anzunehmen. Ich war der ewigen Leiden müde und sah ein, daß meine Milde und Geduld nur dazu dienten, alle meine Verhältnisse zu verschlechtern, weshalb es notwendig war, mein Verhalten vollkommen zu ändern. Meine Leute versäumten nicht, wieder zu erzählen, was ich gesagt hatte.

Am Abend dieses Tages sah ich, geistig und körperlich in größter Aufregung, in mein Schlafzimmer Katharina Ivanowna Scheregorodskaja, eine meiner Kammerfrauen, eintreten. Diese sagte unter Tränen und sehr bewegt: „Wir fürchten alle, daß Sie dem Zustande, in welchem wir Sie sehen, unterliegen. Erlauben Sie mir, daß ich heute zu meinem Onkel, dem Beichtvater der Kaiserin und dem Ihrigen, gehe. Ich werde mit ihm sprechen, werde ihm alles sagen, was Sie mir befehlen werden, und ich verspreche Ihnen, daß er auf eine Weise mit der Kaiserin reden wird, mit der Sie zufrieden sein werden.“ Da ich ihren guten Willen sah, erzählte ich ihr ganz einfach den Stand der Dinge, was ich der Kaiserin geschrieben hatte und alles andere. Sie begab sich zu ihrem Onkel, und nachdem sie mit ihm gesprochen und ihn zu meinen Gunsten gestimmt, kam sie gegen elf Uhr zu mir zurück, um mir zu sagen, daß der Beichtvater, ihr Onkel, mir rate, mich in der Nacht für krank auszugeben, nach der Beichte zu verlangen

und zu diesem Zwecke ihn rufen zu lassen, damit er der Kaiserin alles sagen könnte, was er aus meinem eigenen Munde gehört hätte. In der Tat klingelte ich in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr. Eine meiner Frauen kam herein. Ich sagte ihr, ich befinde mich so schlecht, daß ich zu beichten verlange. Statt des Beichtvaters eilte Graf Alexander Schuwalow herbei, und mit matter gebrochener Stimme wiederholte ich ihm die Bitte, meinen Beichtvater rufen zu lassen. Er ließ die Ärzte holen; diesen sagte ich, ich bedürfe geistlicher Hilfe, ich sei dem Ersticken nahe. Einer von ihnen fühlte meinen Puls und sagte, er sei schwach. Ich erklärte meine Seele in Gefahr und daß mein Körper keiner Ärzte mehr bedürfe.

Endlich kam mein Beichtvater, und man ließ uns allein. Ich ließ ihn an meinem Bette niedersitzen, und wir unterhielten uns wenigstens anderthalb Stunden lang. Ich erzählte ihm den gegenwärtigen und den vergangenen Stand der Dinge, das Benehmen des Großfürsten gegen mich, das meinige gegen Seine Kaiserliche Hoheit, den Haß der Schuwalows, die unausgesetzten Verbannungen und Entlassungen vieler meiner Leute und immer derer, die mir am meisten ergeben waren, sodann wie die Schuwalows mir den Haß Ihrer Kaiserlichen Majestät zugezogen hatten und alles, was mich veranlaßt hatte, der Kaiserin den Brief zu schreiben, in dem ich um die Erlaubnis bat, mich zu entfernen. Ich bat ihn, mir eine schnelle Antwort auf meine Bitte zu verschaffen. Ich fand ihn außerordentlich freundlich gegen mich gesinnt und weniger einfältig, als man ihn mir geschildert hatte. Er sagte, mein Brief werde die gewünschte Wirkung hervorbringen. Ich müsse darauf bestehen, entlassen zu werden, man würde mich dann sicherlich nicht entlassen, weil man

einen solchen Schritt nicht vor dem Volke zu rechtfertigen vermöge, dessen Aufmerksamkeit auf mich gerichtet sei.

Er gab zu, daß man mich grausam behandle und daß die Kaiserin, die mich in einem zarten Alter gewählt, mich der Willkür meiner Feinde überlasse, während sie besser tun würde, meine Rivalinnen, besonders Elisabeth Woronzow, fortzuschicken und ihre Günstlinge im Zaume zu halten, welche durch alle von den Herren Schuwalow täglich neu erfundene Monopole, die Blutsauger des Volkes geworden seien und außerdem jedermann gegen ihre Ungerechtigkeit aufbrächten, wie zum Beispiel in der Sache Bestuschews, von dessen Unschuld das Volk überzeugt wäre. Er schloß diese Unterredung, indem er mir sagte, er werde sich unverzüglich zu der Kaiserin begeben, wo er bis zu ihrem Erwachen warten wolle, um mit ihr zu reden und die Unterhaltung, welche sie mir zugesagt und welche entscheidend sein müsse, zu beschleunigen. Ich würde indes gut tun, das Bett zu hüten. Er werde sagen, daß Gram und Schmerz mich töten könnten, wenn man nicht ein schnell wirkendes Heilmittel anwende und mich auf eine oder die andere Weise aus dem Zustande befreie, in welchem ich mich, allein und verlassen von allen, befände.

Er hielt Wort und schilderte der Kaiserin meinen Zustand in so lebhaften Farben, daß Ihre Majestät Graf Alexander Schuwalow zu sich rief und ihm Befehl gab, zu sehen, ob ich imstande sein werde, die folgende Nacht mit ihr zu reden. Graf Schuwalow brachte mir diese Botschaft. Ich sagte ihm, ich werde zu diesem Zweck alle meine Kräfte zusammenraffen, und stand gegen Abend auf, als Schuwalow mir meldete, er werde mich nach Mitternacht abholen und mich in die Gemächer Ihrer Kaiserlichen Majestät geleiten. Der Beicht-

vater ließ mir durch seine Nichte sagen, daß alles in Ordnung sei und daß die Kaiserin diesen Abend mit mir reden werde. Ich kleidete mich also gegen zehn Uhr abends an und legte mich ganz angekleidet auf ein Kanapee, wo ich einschlief. Ungefähr um halb zwei trat Graf Schuwalow in mein Zimmer und sagte mir, daß die Kaiserin mich zu sehen wünsche. Ich erhob mich und folgte ihm. Wir gingen durch die Vorzimmer, die ganz leer waren. Als wir an die Türe der Galerie kamen, sah ich, wie der Großfürst durch die gegenüberliegende Tür ging und sich, wie ich, zu Ihrer Kaiserlichen Majestät begab. Seit dem Komödientage hatte ich ihn nicht gesehen. Selbst als ich mich für lebensgefährlich krank erklärt hatte, war er weder gekommen, noch hatte er sich nach meinem Befinden erkundigt. Ich erfuhr später, daß er an eben diesem Tage Elisabeth Woronzow versprochen hatte, sie zu heiraten, wenn ich sterben sollte, und daß beide die größte Freude über meinen Zustand äußerten.

Endlich in dem Gemache Ihrer Kaiserlichen Majestät angelangt, fand ich den Großfürsten schon dort. Sowie ich die Kaiserin erblickte, warf ich mich auf die Knie und bat sie unter Tränen aufs inständigste, mich zu meinen Verwandten zurückkehren zu lassen. Die Kaiserin wollte mich aufheben, doch ich blieb zu ihren Füßen. Sie schien mir mehr bekümmert als zornig und sagte zu mir, mit Tränen im Auge: „Wie können Sie wünschen, daß ich Sie zurückkehren lasse? Erinnern Sie sich, daß Sie Kinder haben." Ich antwortete: „Meine Kinder befinden sich in Ihren Händen und könnten sich nirgends besser befinden; ich hoffe, daß Sie sie nicht verlassen werden." Sie sagte dann: „Aber was soll ich dem Volk als Ursache Ihrer Entlassung anführen?" Ich erwiderte: „Eure Kaiserliche Majestät wird ihm, wenn

Sie es für passend halten, die Ursachen anführen, wegen deren ich mir Ihre Ungnade und den Haß des Großfürsten zugezogen habe." Die Kaiserin sagte: „Und wovon wollen Sie bei Ihren Verwandten leben?" Ich erwiderte: „Wovon ich lebte, ehe Sie mir die Ehre erwiesen, mich herzurufen." Hierauf bemerkte sie: „Ihre Mutter ist flüchtig. Sie hat ihr Land verlassen müssen und ist nach Paris gegangen." Ich antwortete: „Ich weiß es, man hat sie für eine zu ergebene Anhängerin Rußlands gehalten, und der König von Preußen hat sie verfolgt." Die Kaiserin forderte mich zum zweiten Male auf, mich zu erheben. Ich tat dies, und nachdenklich entfernte sie sich von mir.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, war lang und hatte drei Fenster, zwischen denen zwei Tische mit den goldenen Toiletten der Kaiserin standen. Niemand befand sich in dem Gemache außer ihr, dem Großfürsten, Alexander Schuwalow und mir. Gegenüber der Kaiserin standen große spanische Wände, vor welche ein Kanapee gestellt war. Ich vermutete anfangs, daß hinter diesen spanischen Wänden sich unzweifelhaft Iwan Schuwalow befinde und vielleicht auch sein Vetter, Graf Peter. Später erfuhr ich, daß meine Vermutung zum Teil richtig war, daß Iwan Schuwalow sich dort befunden hatte. Ich stellte mich an den Toilettentisch, welcher der Türe, durch die ich eingetreten, am nächsten stand und bemerkte, daß in dem Waschbecken zusammengefaltete Briefe lagen. Die Kaiserin näherte sich mir wieder und sagte: „Gott ist mein Zeuge, wieviel ich geweint habe, als Sie nach Ihrer Ankunft in Rußland auf den Tod krank wurden, und hätte ich Sie nicht geliebt, ich würde Sie nicht hier behalten haben." Dies sollte, wir mir schien, eine Verwahrung dagegen sein, daß ich gesagt, ich habe mir ihre Ungnade zugezogen.

Ich antwortete hierauf, indem ich Ihrer Kaiserlichen Majestät für alle Gnade und alles Wohlwollen dankte, welches sie mir damals und später bewiesen, und sagte, das Andenken daran würde sich nie in meinem Gedächtnisse verwischen, und ich würde es immer als mein größtes Unglück betrachten, mir ihre Ungnade zugezogen zu haben. Nun trat sie noch näher zu mir heran und sagte: „Sie sind übermäßig stolz. Erinnern Sie sich, daß ich einmal im Sommerpalast mich Ihnen näherte und fragte, ob Sie an Halsweh litten, weil ich bemerkte, daß Sie mich kaum grüßten und daß Sie nur aus Stolz mich mit bloßem Kopfnicken gegrüßt hatten?" Ich sagte: „Mein Gott, Madame, wie können Sie glauben, daß ich Ihnen gegenüber hätte stolz sein wollen? Ich schwöre Ihnen, daß es nie selbst von fern in meine Gedanken gekommen ist, daß die Frage, welche Sie vor vier Jahren an mich richteten, irgendeine solche Beziehung haben könnte." Hierauf sagte sie: „Sie bilden sich ein, daß niemand mehr Geist habe als Sie." Ich antwortete: „Wenn ich diesen Glauben hätte, so würde nichts geeigneter sein, mich zu enttäuschen, als mein gegenwärtiger Zustand und unsere Unterhaltung, da ich sehe, daß ich aus Dummheit bis auf diesen Augenblick nicht begriffen habe, was Ihnen gefiel, mir vor vier Jahren zu sagen."

Der Großfürst flüsterte, indes Ihre Majestät mit mir sprach, mit Graf Schuwalow. Sie bemerkte es und ging auf sie zu. Sie standen etwa in der Mitte des Zimmers. Ich verstand wenig von dem, was sie miteinander sprachen; sie sprachen nicht gerade laut, und das Zimmer war groß. Endlich hörte ich, daß der Großfürst, indem er seine Stimme erhob, sagte: „Sie ist von entsetzlicher und hartnäckiger Schlechtigkeit." Nun sah ich, daß es sich um mich handelte, und indem ich mich an

ihn wandte, sagte ich: „Wenn Sie von mir sprechen, so gewährt es mir großes Vergnügen, Ihnen in Gegenwart Ihrer Kaiserlichen Majestät zu sagen, daß ich in der Tat denen gegenüber schlecht bin, welche Ihnen raten, Ungerechtigkeiten zu begehen, und daß ich hartnäckig geworden bin, weil ich sehe, daß meine Freundlichkeit mich zu nichts führt, als zu Feindschaft von Ihnen." Er wandte sich an die Kaiserin und sagte: „Eure Kaiserliche Majestät sehen selbst an dem, was sie sagt, wie schlecht sie ist." Allein auf die Kaiserin, die unendlich viel mehr Geist hatte als der Großfürst, brachten meine Worte einen verschiedenen Eindruck hervor. Ich sah deutlich, daß in dem Maße, wie unsere Unterhaltung vorrückte, ihre Gedanken, obgleich man ihr anempfohlen oder sie selbst den Entschluß gefaßt hatte, strenge gegen mich aufzutreten, allmählich milder gestimmt wurden. Dennoch wandte sie sich an ihn und sagte: „Oh, Sie wissen nicht alles, was sie gegen Ihre Räte und gegen Brockdorf geäußert hat bezüglich des Menschen, den Sie haben verhaften lassen." Dies mußte als ein förmlicher Verrat meinerseits gegen den Großfürsten erscheinen. Er wußte kein Wort von meiner Unterhaltung mit der Kaiserin im Sommerpalast, und er sah seinen Brockdorf, der ihm so teuer und wertvoll geworden war, bei der Kaiserin angeklagt, und zwar durch mich. Sie machte also dadurch unser Verhältnis schlechter als je, machte uns vielleicht unversöhnlich und raubte mir jedes Vertrauen des Großfürsten auf immer. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich die Kaiserin in meiner Gegenwart so zu dem Großfürsten reden hörte, und als ich sah, wie sie das, was ich ihr zum Besten ihres Neffen gesagt zu haben glaubte, als mörderische Waffe gegen mich kehrte. Der Großfürst, sehr überrascht von diesem Vertrauen, sagte: „Ah, das ist eine Geschichte,

die ich nicht kannte; sie ist sehr gut und beweist erneut ihre Schlechtigkeit." Ich dachte bei mir selbst: „Gott weiß, wessen Schlechtigkeit sie beweist!" Von Brockdorf kam Ihre Kaiserliche Majestät durch einen plötzlichen Übergang auf das zwischen Stambke und Graf Bestuschew entdeckte Einverständnis und sagte mir: „Ich vermag mir nicht zu denken, wie dieser Mensch zu entschuldigen ist, mit einem Staatsgefangenen in Verkehr gestanden zu haben." Da in dieser Sache mein Name nicht vorkam und nicht erwähnt worden war, schwieg ich, weil mir die Äußerung ohne Beziehung auf mich schien. Die Kaiserin näherte sich mir darauf und sagte: „Sie mischen sich in viele Dinge, die Sie nichts angehn. Ich würde nicht gewagt haben, dies zur Zeit der Kaiserin Anna zu tun. Wie, zum Beispiel, konnten Sie wagen, Befehle an Marschall Apraxin zu schicken?" Ich erstaunte und sagte: „Ich? — es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihm Befehle zu schicken." — „Wie", erwiderte sie, „können Sie leugnen, daß Sie ihm geschrieben haben? Ihre Briefe sind hier in diesem Becken" und deutete mit dem Finger darauf hin. Es ist Ihnen verboten, zu schreiben." Hierauf bemerkte ich: „Es ist wahr, ich habe dieses Verbot übertreten, und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung. Da meine Briefe dort sind, so können diese drei Briefe Ew. Kaiserlichen Majestät beweisen, daß ich ihm niemals Befehle geschickt habe, sondern daß ich ihm in einem nur mitteilte, was man von seiner Haltung sagte." Hier unterbrach sie mich mit den Worten: „Und weshalb schrieben Sie ihm dies?" Ich erwiderte ganz offen: „Weil ich mich für den Marschall, dem ich sehr zugetan war, interessierte. Ich bat ihn, Ihren Befehlen zu folgen. Von den beiden andern Briefen enthält der eine nichts als einen Glückwunsch zu der Geburt seines Sohnes, und der

andere Glückwünsche zum neuen Jahre." Hierauf bemerkte sie: „Bestuschew sagt, daß noch viele andere da wären." Ich antwortete: „Wenn Bestuschew dies sagt, so lügt er." — „Nun wohl", sagte sie, „da er in Beziehung auf Sie lügt, werde ich ihn foltern lassen." Sie glaubte mir dadurch Schrecken einzuflößen. Ich antwortete ihr, sie besitze die souveräne Macht, zu tun, was ihr gut dünke, aber ich habe absolut gar nichts an Apraxin geschrieben, als diese drei Briefe. Sie schwieg und schien sich zu sammeln.

Ich erzähle die hervorstechendsten Szenen dieser Unterredung, welche mir während der anderthalb Stunden im Gedächtnis geblieben sind. Die Kaiserin ging im Zimmer auf und ab, wendete sich bald an mich, bald an ihren Herrn Neffen und öfter noch an Graf Alexander Schuwalow, mit welchem der Großfürst sich meistens unterhielt, wenn die Kaiserin mit mir sprach. Der Großfürst ließ in allen seinen Reden viel Galle, Heftigkeit und Eifer gegen mich blicken. Er suchte Ihre Majestät, soviel in seinen Kräften stand, gegen mich aufzureizen. Aber da er sich dumm dabei benahm und mehr Leidenschaft als Gerechtigkeit zeigte, verfehlte er sein Ziel, und der Geist und die Beobachtungsgabe der Kaiserin stellten sich auf meine Seite. Sie hörte mit einer besondern Aufmerksamkeit und einer Art unfreiwilliger Zustimmung meinen festen und gemäßigten Antworten auf die maßlosen Reden meines Herrn Gemahls zu, welchem man es ansah, daß er darauf hinstrebte, mich aus meiner Stelle zu verdrängen, um womöglich seine augenblickliche Mätresse dahinzusetzen. Allein es konnte nicht im Geschmack der Kaiserin noch auch vielleicht in dem der Herren Schuwalow sein, die Grafen Woronzow zu ihren Gebietern zu machen. Doch dies ging über die Urteilsfähigkeit Sr. Kaiserlichen Hoheit hinaus, der

immer alles glaubte, was er wünschte und jeden Gedanken, der dem ihn beherrschenden Gedanken entgegengesetzt war, beiseiteschob. Er ging darin so weit, daß die Kaiserin zu mir herantrat und leise sagte: „Ich hätte Ihnen noch manches zu sagen, aber ich kann nicht reden, weil ich Ihnen nicht noch mehr Unfrieden bringen will, als Sie schon haben." Und durch die Bewegung ihrer Augen und ihres Hauptes gab sie mir zu verstehen, daß es wegen der Gegenwart der andern sei. Als ich dieses Zeichen wahrhaften Wohlwollens bemerkte, welches sie mir in einer so kritischen Lage gewährte, wurde ich ganz Herz und sagte ihr, auch ganz leise: „Auch ich kann nicht reden, ein so mächtiges Verlangen ich auch fühle, Ihnen mein Herz und meine Seele zu öffnen." Ich bemerkte, daß meine Worte einen mir günstigen Eindruck hervorbrachten. Die Tränen waren ihr ins Auge gekommen, und um zu verbergen, daß und in welchem Grade sie bewegt war, verabschiedete sie uns, indem sie bemerkte, es sei sehr spät. Der Großfürst entfernte sich zuerst, ich folgte ihm. In dem Moment, wo Graf Alexander Schuwalow nach mir aus der Türe gehen wollte, rief Ihre Majestät ihn zurück. Der Großfürst machte immer sehr große Schritte; ich beeilte mich nicht, ihm zu folgen. Er kehrte in seine Gemächer, ich in die meinigen zurück. Ich fing an, mich zu entkleiden, um zu Bette zu gehen, als ich an die Türe klopfen hörte. Ich fragte, wer da sei. Graf Alexander Schuwalow sagte, er sei es, und bat mich, zu öffnen. Er forderte mich auf, meine Frauen zu entlassen. Sie entfernten sich, und er teilte mir dann mit, daß die Kaiserin ihn zurückgerufen und, nachdem sie sich eine Weile mit ihm unterhalten, ihn beauftragt habe, mir ihre Empfehlung zu bringen und zu sagen, daß ich nicht traurig sein sollte, sie werde eine zweite Unterredung mit mir allein

haben. Ich verneigte mich tief vor Graf Schuwalow und bat ihn, Ihrer Kaiserlichen Majestät meine untertänigste Empfehlung zu machen und ihr für ihr Wohlwollen gegen mich zu danken, welches mir das Leben zurückgebe. Ich würde diese zweite Unterhaltung mit der lebhaftesten Ungeduld erwarten und bäte sie, den Zeitpunkt derselben zu beschleunigen. Er sagte, ich sollte mit niemandem davon sprechen und besonders nicht mit dem Großfürsten, den die Kaiserin zu ihrem Bedauern sehr gegen mich aufgebracht finde. Ich versprach es. Ich dachte: „Aber wenn man sich darüber ärgert, daß er aufgebracht ist, warum ihn dann noch mehr aufbringen durch die Unterredung im Sommerpalast, über die Leute, die ihn erniedrigten."

Diese unerwartete Rückkehr der Freundschaft und des Vertrauens der Kaiserin gewährte mir große Freude. Tags darauf beauftragte ich die Nichte des Beichtvaters, ihrem Onkel für den wichtigen Dienst zu danken, den er mir geleistet, indem er mir diese Unterhaltung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät verschaffte. Als sie von ihrem Onkel zurückkehrte, sagte sie mir, sie wisse, daß die Kaiserin gesagt habe, ihr Neffe sei ein Dummkopf, aber die Großfürstin habe viel Geist. Diese Äußerung wurde mir von mehr als einer Seite wiederholt, sowie daß Ihre Majestät gegen ihre Vertrauten meine Fähigkeiten aufs höchste lobte, wobei sie oft hinzufügte: „Sie liebt die Wahrheit und Gerechtigkeit, sie ist eine Frau von vielem Geist; aber mein Neffe ist ein Einfaltspinsel."

Ich verschloß mich, wie vorher, in meine Gemächer, unter dem Vorwande, daß ich krank sei. Ich erinnere mich, daß ich damals die fünf ersten Bände der „Geschichte der Reisen" las, mit der Karte auf dem Tische, was mich ebensosehr unterhielt als belehrte. Als ich dieser Lektüre müde war, durchblätterte ich die ersten

Bände der Enzyklopädie und erwartete den Tag, wo es Ihrer Majestät gefallen würde, mir eine zweite Unterhaltung zu gewähren. Von Zeit zu Zeit wiederholte ich dem Grafen Schuwalow meine Bitte darum, indem ich ihm den lebhaften Wunsch ausdrückte, mein Schicksal endlich entschieden zu sehen. Was den Großfürsten anging, so hörte ich gar nicht mehr von ihm reden. Ich wußte nur, daß er meine Entlassung mit Ungeduld erwartete und sicher darauf rechnete, Elisabeth Woronzow in zweiter Ehe zu heiraten. Sie kam schon in seine Gemächer und machte dort die Honneurs. Wahrscheinlich erfuhr ihr Onkel, der Vizekanzler, der ein vollendeter Heuchler war, diese Pläne durch ihren Bruder oder eher noch durch ihre Neffen. Aus Furcht, sein eben erst gestiegenes Ansehen könnte dadurch bei Ihrer Majestät leiden, suchte er um den Auftrag nach, mich zu überreden, daß ich von der Forderung meiner Entlassung abstehe.

Eines schönen Morgens meldete man mir, daß der Vizekanzler Graf Woronzow seitens der Kaiserin mit mir zu sprechen verlange. Aufs höchste von dieser ungewöhnlichen Sendung überrascht, ließ ich, obgleich ich mich noch nicht angekleidet hatte, den Herrn Vizekanzler eintreten. Er begann damit, mir die Hand zu küssen und sie mit großer Zärtlichkeit zu drücken. Hierauf trocknete er sich die Augen, aus denen einige Tränen flossen. Da ich damals etwas gegen ihn eingenommen war, setzte ich kein großes Vertrauen in diese Einleitung, die seinen Eifer beweisen sollte, ließ ihn aber gewähren. Ich bat ihn, sich zu setzen. Er war etwas außer Atem, wovon eine Art Kropf, an dem er litt, die Ursache war. Er setzte sich zu mir und sagte, die Kaiserin habe ihn beauftragt, mit mir zu reden und mir abzuraten, daß ich auf meiner Entlassung bestehe. Ihre

Kaiserliche Majestät habe ihm sogar befohlen, mich ihrerseits zu bitten, daß ich diesem Gedanken, dem sie niemals ihre Zustimmung geben werde, entsage. Er bitte besonders und beschwöre mich, ihm mein Wort zu geben, daß ich nie mehr davon reden wolle. Dieser Plan bekümmere in der Tat die Kaiserin und alle rechtschaffnen Leute, zu denen zu gehören er mich versicherte. Ich antwortete ihm: es gebe nichts, was ich nicht gern der Kaiserin und allen rechtschaffnen Leuten zu Gefallen tun würde. Aber ich hielte meine Gesundheit und mein Leben durch die Lebensweise, welcher ich ausgesetzt sei, bedroht. Ich bringe den Menschen nur Unglück. Alle, die mir nahetraten, würden fortwährend verbannt und entlassen. Den Großfürsten reize man bis zum Hasse gegen mich auf; außerdem habe er mich niemals geliebt. Auch gebe Ihre Majestät mir fast fortwährend Beweise ihrer Ungnade, und da ich mich so allen zur Last fallen sähe und selbst vor Langeweile und Kummer stürbe, habe ich um meine Entlassung gebeten, um mich, dies gedrückte und vor Kummer und Langeweile vergehende Wesen, zu erlösen. Er sprach von meinen Kindern. Ich sagte ihm, daß ich sie nicht sähe und daß ich seit meinem Kirchgang die Jüngere noch nicht gesehen hätte noch auch sie sehen könnte ohne einen ausdrücklichen Befehl der Kaiserin. Daß ich durchaus nicht an der Sorgfalt zweifle, welche sie ihnen beweise, aber daß, solange ich der Freude, sie zu sehen, beraubt sei, es mir gleichgültig wäre, ob ich hundert Schritte oder hundert Meilen von ihnen entfernt sei. Er sagte, die Kaiserin werde eine zweite Unterredung mit mir haben, und fügte hinzu, es wäre sehr zu wünschen, daß Ihre Kaiserliche Majestät mir näher komme. Ich bat ihn, diese zweite Unterredung zu beschleunigen; ich meinerseits werde nichts versäumen, was die Erfüllung

seines Wunsches erleichtern könne. Er blieb länger als eine Stunde bei mir und sprach lange und viel über die verschiedensten Dinge. Ich bemerkte, daß die Erhöhung seines Ansehens seine Redeweise und Haltung aufs vorteilhafteste gegen früher verändert hatte, wo ich ihn mit vielen andern zwiebelartig auf einem Faden aufgereiht sah und wo er unzufrieden mit der Kaiserin, mit den Geschäften und mit denen, welche die Gunst und das Vertrauen Ihrer Kaiserlichen Majestät genossen, mir eines Tages bei Hofe, als er die Kaiserin sehr lange mit dem österreichischen Gesandten sprechen sah, indes er und ich und alle andern umherstanden, sagte: „Wollen Sie wetten, daß sie nur von albernen Dingen spricht?" Ich antwortete lachend: „Mein Gott, was sagen Sie da?" Er erwiderte mir russisch, mit folgenden charakteristischen Worten: „Она съ природы..." (Sie ist von Natur...). Endlich entfernte er sich mit Versicherung seiner Ergebenheit und nahm von mir Abschied, indem er mir wieder die Hand küßte.

Für den Augenblick konnte ich sicher sein, nicht fortgeschickt zu werden, da man mich bat, selbst nicht den Wunsch auszudrücken; dennoch hielt ich es für gut, nicht auszugehen, sondern wie vorher in meinem Zimmer zu bleiben, als ob ich die Entscheidung meines Schicksals erst von der zweiten Unterredung mit der Kaiserin erwarte. Auf diese wartete ich lange Zeit. Ich erinnere mich, daß ich am 21. April 1759, meinem Geburtstage, nicht ausging. Die Kaiserin ließ mir zur Zeit des Diners durch Alexander Schuwalow sagen, daß sie auf meine Gesundheit trinke. Ich ließ ihr danken, daß sie sich an diesem, wie ich es ausdrückte, unglücklichen Tag meiner Geburt, den ich verwünschen würde, hätte ich nicht an ihm die Taufe empfangen, meiner gnädigst erinnere. Als der Großfürst erfuhr, daß die

Kaiserin mir an diesem Tage eine Botschaft geschickt, kam er auf den Einfall, mir dieselbe Botschaft zu schicken. Als sie mir überbracht wurde, erhob ich mich und sprach mit einer tiefen Verbeugung meinen Dank aus.

Nach meinem Geburtsfeste und dem Krönungsfeste der Kaiserin, welche vier Tage auseinander lagen, blieb ich immer noch in meinem Zimmer, bis Graf Poniatowsky mir die Nachricht zugehen ließ, daß der französische Gesandte, Marquis de l'Hopital, meinem festen Benehmen großes Lob zollte und erklärte, dieser Entschluß, mein Zimmer nicht zu verlassen, könne nur zu meinem Vorteil ausschlagen. Da ich in dieser Äußerung die perfide Lobeserhebung eines Feindes sah, faßte ich jetzt den Entschluß, das Gegenteil von dem zu tun, was er lobte, und eines Sonntags, als man es am wenigsten erwartete, kleidete ich mich an und verließ meine Gemächer. Sowie ich in das Zimmer trat, wo die Damen und die Kavaliere sich aufhielten, bemerkte ich ihr Erstaunen und ihre Überraschung, mich zu sehen. Einige Augenblicke nach meinem Erscheinen kam der Großfürst. Auch sein Erstaunen malte sich auf seinem Gesichte, und da ich mit der Gesellschaft sprach, mischte er sich in die Unterhaltung und richtete einige Worte an mich, auf die ich mit Offenheit antwortete.

Während dieser Zeit war Prinz Karl von Sachsen zum zweiten Male nach Petersburg gekommen. Der Großfürst hatte ihn das erstemal ziemlich ungeniert empfangen. Diesmal glaubte Seine Kaiserliche Hoheit sich berechtigt, gar kein Maß in seinem Benehmen gegen ihn zu beobachten, und zwar aus folgenden Gründen. In der russischen Armee war es kein Geheimnis, daß Prinz Karl von Sachsen in der Schlacht von Zorndorf unter den ersten die Flucht ergriffen hatte. Man sagte sogar, er habe ohne Aufenthalt diese Flucht nach Landsberg

fortgesetzt. Da nun Seine Kaiserliche Hoheit hiervon gehört hatte, faßte er den Entschluß, mit ihm, als mit einem erklärten Feigling, nicht mehr zu sprechen noch überhaupt das geringste mit ihm zu tun zu haben. Allem Anschein nach trug die Prinzessin von Kurland, die Tochter Birens, zu diesem Entschlusse nicht wenig bei, weil man damals das Gerücht zu verbreiten anfing, man habe den Plan, den Prinzen Karl von Sachsen zum Herzog von Kurland zu machen. Der Vater der Prinzessin von Kurland wurde noch immer in Jaroslaw festgehalten. Sie teilte ihre Heftigkeit dem Großfürsten mit, über den sie eine Art Einfluß behauptet hatte. Die Prinzessin war damals zum drittenmal verlobt mit Baron Alexander Tscherkassow, mit dem sie sich wirklich den Winter darauf vermählte.

Endlich, ein paar Tage, bevor wir aufs Land gingen, zeigte Graf Alexander Schuwalow mir seitens der Kaiserin an, ich solle am Nachmittage durch ihn darum bitten lassen, meine Kinder zu sehen, und daß, wenn ich sie verließe, ich diese so lange versprochene zweite Unterredung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät haben werde. Ich tat, was man von mir verlangte, und sagte in Gegenwart vieler Leute dem Grafen Schuwalow, Ihre Majestät um die Erlaubnis zu bitten, meine Kinder zu sehen. Er entfernte sich und meldete mir, daß ich um drei Uhr zu ihnen gehen könne. Ich hielt die Zeit genau ein. Ich blieb bei meinen Kindern, bis Schuwalow mir anzeigte, daß Ihre Majestät sichtbar sei. Ich begab mich zu ihr. Ich fand sie ganz allein, und diesmal befanden sich keine spanischen Wände im Zimmer, folglich konnten sie und ich uns in voller Freiheit aussprechen. Mein erstes war, ihr für die Audienz zu danken, die sie mir gewährte, indem ich ihr versicherte, schon ihr gnädiges Versprechen allein habe mir das Leben zurückgegeben.

Hierauf bemerkte sie: „Ich verlange, daß Sie mir über alles, was ich Sie fragen werde, die Wahrheit sagen." Ich versicherte ihr, daß sie nur die reine Wahrheit aus meinem Munde hören werde und daß ich nichts mehr wünschen könne, als ihr mein Herz ohne jeden Rückhalt zu öffnen. Sie fragte dann wieder, ob ich wirklich nur jene drei Briefe an Apraxin geschrieben hätte. Ich beschwor dies mit der größten Wahrheit, wie die Sache sich in der Tat verhielt. Hierauf fragte sie nach Details über das Leben des Großfürsten ...

Hier brechen Katharinas Aufzeichnungen ab. —

Qualvolles Dulden, tiefste Verbitterung, seelische Enttäuschungen schlimmster Art führten ihre Feder, die die Tragik vierzehn Jahre ehelichen Auseinanderlebens festgehalten hat.

Wir fahren nun in unserer Schilderung der Begebenheiten fort, die eine Ergänzung der zur Kenntnis genommenen Aufzeichnungen gibt und darüber hinaus Katharinas Leben und Wirken bis zu ihrem Tode darstellt.

Unter den jungen Männern, die den Großfürsten umgaben, befand sich, wie schon Katharina berichtet, einer, der es verstand, sich den Trinkgelagen, den läppischen Spielereien, dem geisttötenden Paradedrill möglichst zu entziehen. Es war Sergei Saltikow, der Kammerherr Seiner Kaiserlichen Hoheit. In der französischen Literatur sehr bewandert, wußte er die schönsten Stellen aus den Werken von Racine und Voltaire auswendig und mit dem einnehmenden Klang seiner Stimme eindrucksvoll vorzutragen. Obgleich er noch sehr jung oder vielleicht weil er es war, hatte er doch schon im Liebesrausch die Gunstbezeigungen der meisten Schönen

am Hofe genossen, was ihn nicht wenig stolz machte. Männern gegenüber weniger mutig, war er bei den Frauen desto kecker. Die Ehemänner verfolgten ihn mit Argwohn. Er galt ihnen als einer der gefährlichsten Menschen am Hofe.

Saltikow säumte nicht, seine Augen auch auf die Gemahlin seines Herrn zu richten, und faßte, vielleicht mehr aus Eitelkeit als aus Liebe, den kühnen Entschluß, ihr Herz zu erobern. Katharinas Vereinsamung zu mildern, vermittelte er Zerstreuungen aller Art, nicht ohne zu unterstreichen, daß er es sei, dem diese zu danken sind. Saltikows geistreiche Art zu plaudern, sein verführerisches Wesen im Verein mit seinem angenehmen Äußern machten bald Eindruck auf Katharina. Er sah sich am Ziel seiner Bemühungen. Vorsichtig ging er zu Werke, denn eine zu vorzeitige Erklärung konnte eine gefährliche Sache werden. Vielleicht ist es anfangs nur ein beiderseitiger, schwärmerischer Liebestraum gewesen. Sie liebten einander lange Zeit, ohne sich Erklärungen ihrer Zärtlichkeit gegeben zu haben. Solche führte erst ein unglücklicher Zufall herbei.

Saltikow verlor seinen Vater. Seine Pflicht rief ihn nach Moskau. Vom Großfürsten beurlaubt, nahm er bewegten Herzens Abschied von Katharina, die seine Tränen bemerkte. Von gleichen Abschiedsempfindungen geleitet, beschwor sie ihn, seine Reise möglichst abzukürzen. Saltikow fühlte sich geliebt, sein Stolz mehrte sich. Was konnten ihm die häuslichen Angelegenheiten sein gegenüber dem Glück, das seiner harrte?

Von der Großfürstin getrennt, war er bis zur Verzückung berauscht. Nach einigen Wochen zurückgekehrt, verließ ihn sein Mut, und die Gefahren seiner Liebe belasteten seine Seele. Wie sollte er die durchdringenden Blicke eifersüchtiger Höflinge täuschen, wie konnte er

ein Geständnis wagen, daß ihm eventuell Gefangenschaft oder gar den Verlust seines Lebens eintrug. Vor den Gefahren zitternd, beschloß er, auf Hoffnungen zu verzichten, die sein Stolz bisher genährt hatte.

In diesem unruhigen Zustand befindlich, vermochte Saltikow nicht mehr die strahlende Heiterkeit aufzubringen, die ihn bisher ausgezeichnet hatte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner. Katharina, in Sorge um seine Gesundheit, fragte ihn schüchtern nach der Ursache seines schlechten Befindens. Saltikow, der seiner Leidenschaft nicht länger widerstehen konnte, gestand jetzt seine Liebe. Katharina hörte ihn an, ohne ihm zu zürnen, riet ihm aber, einer Neigung zu entsagen, deren Gefährlichkeit er selbst schon erkannt hatte. Saltikow warf sich der Großfürstin zu Füßen und wagte es, ihre Knie zu umfassen. Katharina wurde verwirrt, weinte und entriß sich den Armen des leidenschaftlich erregten jungen Menschen, schloß sich in ihr Kabinett ein und schickte ihm auf einem Billett eine Textstelle aus dem Griechischen: „Du bist der Tränen wert, die ich dir weinen muß!"

Von diesem Augenblick an stellte sich bei dem Kammerherrn wieder die gewohnte Heiterkeit ein. Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Umgebung die Wiederkehr seines gewohnten Wesens wahrnahm.

Die Kaiserin lud die jungen Eheleute, die den Sommer in Oranienbaum verbrachten, von Zeit zu Zeit zur Teilnahme an den Vergnügungen des Hofes in Peterhof ein, wo sie in einem von Peter I. am finnischen Meerbusen erbauten Lustschlosse wohnten. Auf einer dieser Reisen gelangte Saltikow an das Ziel seiner heißesten Wünsche. Um sich den Blicken der Neugierigen auf den Festen zu entziehen, stellte sich Katharina unpäßlich. Der Großfürst setzte ein so blindes Vertrauen

auf seinen Kammerherrn, daß er ihn selbst beauftragte, die Einsamkeit seiner Gemahlin zu teilen und sie zu zerstreuen. Das wollten die Verliebten und ließen die Gelegenheit nicht ungenutzt. Kaum hatte die Großfürstin sich ihrem Geliebten ergeben, so dachte sie schon an die üblen Folgen, die sie von den Liebesfreuden befürchtete, und stellte ihm alles vor. Saltikow tröstete sie, gab ihr den Rat, sie soll sich sogleich wieder dem Großfürsten schmeichelnd nähern. In seinen Armen müsse ja dann auch die Furcht vor den Folgen verschwinden. Saltikow blieb um die Verwirklichung seines Rates bemüht. Katharinas erwachte Leidenschaft, die Sehnsucht nach Saltikows liebestollen Umarmungen ließ sie alles befolgen, was dieser ihr anriet. Die Hofleute, die anfangs nur einen sie beleidigenden Vorzug Saltikows wahrnahmen, schworen Saltikow den Untergang und hinterbrachten die Vorgänge der Kaiserin. Im ersten Augenblick des Unwillens sprach die Kaiserin davon, daß Sibirien der Lohn für Saltikows Verwegenheit sei, während die Großfürstin sich dem alten Gebrauch der Russen fügen und Proben ihrer Jungfernschaft ablegen müsse, die ja nach dem bisherigen Verhalten ihres Gemahls noch bestehen müsse.

Saltikow verstand es, dem Großfürsten vor Augen zu führen, wie schwer man ihn selbst mit den Verleumdungen seines Kammerherrn beleidige und daß er sich dagegen zur Wehr setzen müsse. Die Ausführungen Saltikows gefielen dem Großfürsten, und er zog daraus den Schluß, daß es seine eigene Ehre erfordere, den Kammerherrn nun gerade bei seiner Gemahlin zu belassen.

Bei der Kaiserin erbat er sich eine Audienz, in der er sich über die unverschämten Gerüchte beschwerte, welche die neidische Höflingsschar ausgestreut hatte.

Er verteidigte Saltikow so energisch, daß Elisabeth glauben mußte, alles verhielte sich so, wie es ihr Neffe darstellte.

Auch die Großfürstin blieb nicht müßig. Ihr war es mehr als irgend jemanden darum zu tun, die Gerüchte zu entkräften, denn sie wollte sich doch ihren Liebhaber erhalten. Als sie von der Fürstin Narischkin erfahren hatte, welchen Erfolg dem Großfürsten seine Beschwerde eingetragen, begab sie sich ebenfalls zur Kaiserin. Sie brach in laute Vorwürfe darüber aus, daß man den Verleumdungen Glauben schenke, und führte der Kaiserin vor Augen, wie ungewiß und täuschend die verlangte Keuschheitsprobe sein könnte und welche Schmach eine solche Untersuchung über sie bringen würde, weil bei dergleichen Umständen der geringste Zweifel unauslöschliche Flecken auf ihre Reinheit zurückließe. Schmerz, Rache, Zorn verliehen ihr einen solchen Grad der Beredsamkeit, daß Elisabeth bewegt und überzeugt ihr zustimmte. Der Sieg Katharinas war noch vollständiger als der des Großfürsten.

Am Abend war großer Hofzirkel bei der Kaiserin, die Saltikow vor den Augen der Höflinge zeigen wollte, daß er nichts mehr von ihr zu befürchten habe.

Der Kammerherr saß am Spieltisch. Elisabeth trat hinter seinen Stuhl und fragte ihn, ob er glücklich sei. „Niemals, Majestät!“ antwortete Saltikow.

„Das tut mir leid!“ erwiderte sie. „Aber es ist vielleicht Ihre Schuld. Man sagt, Sie wollten den Großfürsten verlassen. Ich kann das nicht glauben und ersuche Sie, bei ihm zu bleiben. Rechnen Sie darauf, daß ich die erste sein werde, die Sie verteidigt, wenn Ihre Feinde Ihnen nochmals zu schaden suchen.“

Wenn Saltikow wirklich die Absicht gehabt hätte, den Hof zu verlassen, so würde diese persönliche Aus-

zeichnung genügt haben, ihn zurückzuhalten. Den Höflingen aber war nunmehr strenges Stillschweigen auferlegt, auch beim einleuchtendsten Beweis der Verwegenheit Saltikows.

Inzwischen hatte der Großfürst die angeratene Operation vornehmen lassen. Er verbrachte eine Nacht mit Katharina. Dies war ganz im Sinne Saltikows, der sich nun nach allen Richtungen hin von einer Gefahr für die Zukunft befreit sah und ohne Gewissensbisse mit Katharina in Liebesfreuden schwelgte.

Auch bei Katharina schwand das Schamgefühl mehr und mehr. Sie konnte ihre Neigung, ihre Liebe mit dem Beispiel entschuldigen, das die Kaiserin Elisabeth, deren Sitten immer verdorbener wurden, mit ihrer zuchtlosen Günstlingswirtschaft bot. Es kann wohl kein Zweifel bestehen, daß Elisabeth sich in besserer Kenntnis des Liebesverhältnisses zwischen Katharina und Saltikow befand, als man allgemein annahm. Nur mußte eine Rückschau auf das eigene, schamlose Leben die Kritik an Katharina verstummen machen. Diese wurde Mutter. Saltikow erlangte mit jedem Tag neue Gewalt über ihr Herz. Jedes Glück hat ein Ende. Saltikow wurde selbst der Urheber seines Sturzes.

Der Großkanzler Bestuschew betrachtete gleich den übrigen Hofleuten die Gunst, die Saltikow genoß, gemäß dem kaiserlichen Wunsch, mit Stillschweigen, unterließ es aber nicht, ihn genau zu beobachten. Der alte, in allen Ränken erfahrene Meister hatte sich das Ziel gesteckt, den Großfürsten vom Throne auszuschließen. Wollte er Peter stürzen, mußte er auch den Günstling beseitigen.

Bestuschew, den die Stellung als Großkanzler, die Hauptverwaltung der Geschäfte, sein Ansehen, seine berechnende Politik zu einem der mächtigsten Männer

des Russenreichs machte, wurde plötzlich der Schmeichler des Saltikow. Er überhäufte ihn mit Ausdrücken der Ehrerbietung und Lobeserhebungen. Er vertraute ihm wichtige Geheimnisse an, zog ihn zu Rate oder stellte sich so, daß schließlich der in seinem Stolz verblendete Kammerherr wirklich glaubte, er habe keinen besseren Freund als den verschlagenen Minister.

In teuflischer Weise riet ihm Bestuschew, sich eine noch größere Macht über den Großfürsten zu sichern. Alle Personen von Geburt, Ehrbegierde und Wissen sollte er vom Großfürsten entfernen und ihn mit geringen, unwissenden Leuten umgeben, die als seine Kreaturen ihm knechtische Ergebenheit beweisen. Saltikow ging in die Schlinge, sein Ehrgeiz wuchs. Er lechzte nach der ihm in Aussicht gestellten unumwundenen Macht und beeilte sich, Bestuschews Rat zu befolgen. Die entlassenen Höflinge gerieten darüber in Wut, fingen an zu murren und verbanden sich mit den Freunden des Bestuschew, um sich zu rächen.

Der Kanzler hetzte Rasumowsky und Tschoglokow auf, und schließlich vereinigten sich alle, um der Kaiserin ihre Klagen vorzubringen. Jetzt konnte Bestuschew handeln. In geheimer Unterredung erinnerte er die Kaiserin an alles, was sie bereits von den Schwächen des Großfürsten und seinen Ausschweifungen wußte, und wies darauf hin, daß diese Vorkommnisse niemand anders zuzuschreiben wären als dem Saltikow, der, um dem Großfürsten zu gefallen, selbt besser leben zu können, nur verworfene und liederliche Helfershelfer in die Nähe des Großfürsten dirigiere.

Er betonte dabei den verbotenen Umgang des Kammerherrn mit der Großfürstin, malte dessen Auswirkungen aus, unterstrich Saltikows Meineidigkeit, seinen Ehrgeiz, an der Regierung teilzunehmen.

Bestuschew kannte die Wirkung seiner Verleumdungspfeile, die auch diesmal richtig saßen. Die Kaiserin geriet in Zorn. Ein ehrenvoller Gesandtschaftsposten sollte den Vorwand für Saltikows Entfernung vom Hofe abgeben. Er wurde nach Stockholm geschickt, um dem König von Schweden die Geburt des Sohnes der Großfürstin anzuzeigen, der in der Taufe die Namen Paul Petrovich erhielt. Saltikow sah in diesem Auftrage ein neues Merkmal kaiserlicher Gunst und beeilte seine Rückkehr. Nach kurzer Zeit brachte ihm ein kaiserlicher Kurier den Auftrag, seinen Aufenthalt als bevollmächtigter Ministerresident des russischen Hofes in Hamburg zu nehmen. Zwei Jahre später wurde er in derselben Eigenschaft, wie in Hamburg, nach Madrid gesandt.

Jetzt waren Saltikow die Augen geöffnet. Er sah, daß er in eine Falle gegangen und furchtbar betrogen war. Die Großfürstin, an die er sich wegen Zurückberufung wandte und die über die plötzliche Trennung sich recht grämte, nahm sich vor, ihr Ansehen und ihre Beredsamkeit bei der Kaiserin für ihren Geliebten ins Feld zu führen. Der Kanzler, der einen solchen Schritt vorausgesehen hatte, sprach bei ihr vor und stellte ihr geschickt die Gefahr eines solchen Beginnens vor Augen, das den Verdacht betreffs der Vaterschaft Saltikows bei ihrem Sohn nur bestärken würde. Katharina fand sich überzeugt. Der Ehrgeiz, das von ihr angestrebte Ziel zu erreichen, brachte die Liebe zum Schweigen. Wohl flackerte noch das Feuer der Liebe in zärtlichen Briefen, die sie hie und da an Saltikow schrieb und dieser beantwortete. Allein eines Tages verlosch es — Saltikow war vergessen. Ein anderer trat an seine Stelle. —

Der junge Graf Stanislaus Poniatowsky, dem Katharina als Kaiserin den polnischen Thron schenkte, allerdings ihn auch später wieder desselben beraubte, wurde der beglückte Nachfolger Saltikows.

Der Vater Poniatowskys war ein Abenteurer, der als Bedienter der Familie Mizielky in Litauen in die Dienste Karl XII. trat und sich das Vertrauen dieses Fürsten errang. Hierauf kam er zum König Stanislaus Leszinsky, dem er die schriftliche Thronentsagung stahl, die ihm August II. ehemals in Gegenwart Karls XII. gegeben hatte. Mit dieser staatspolitisch wichtigen Urkunde versehen, ging Poniatowsky nach Warschau, wo August seine Treulosigkeit dadurch belohnte, daß er ihn mit der Prinzessin Zartowynska, einer Verwandten der alten jagellonischen Herrscherfamilie, vermählte und ihn in den gräflichen Stand erhob. Aus dieser Ehe stammte Stanislaus Poniatowsky.

Er war ein vermögensloser Edelmann, ein selten schöner, stattlicher Mensch, maßlos ehrgeizig, und ging in einem unsteten Reiseleben auf Abenteuer aus. In Paris gelangte er durch die Gunst des schwedischen Botschafters zu wertvollen Verbindungen. Allein seine Mutter hielt die verführerischen Vergnügungen dieser Stadt zu gefährlich für ihn und rief ihn zurück. Poniatowsky, bereits zweimal schuldenhalber in Paris verhaftet, verließ Frankreich. Er begab sich nach London, wo er den Ritter Hanbury Williams wiederfand, den er am Warschauer Hofe kennengelernt hatte und der ihn mit sich nahm, als er vom englischen Hofe nach Petersburg geschickt wurde. Wie Williams die Großfürstin beurteilte, bezeugt sein Bericht aus dem Jahre 1755: „Seitdem die Großfürstin in dies Land gekommen ist, hat sie sich durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel bemüht, die Liebe der Russen zu gewinnen. Sie lernte

sehr fleißig ihre Sprache und spricht sie jetzt, wie Russen mir sagen, vollkommen gut, auch hat sie jenen Zweck erreicht und wird hier in hohem Grade geliebt und geachtet. Sie besitzt große Kenntnisse von diesem Reiche und macht es zum Gegenstande ihrer eifrigsten Forschung. Der Großfürst ist schwach und heftig, hat aber viel Vertrauen zu seiner Gemahlin und sagt oft den Leuten: er selbst verstehe zwar nichts, seine Frau dagegen verstehe alles."

Der junge Poniatowsky arbeitete nun als Sekretär im Kabinett des Gesandten. Er wollte sich anfangs nur der diplomatischen Kariere widmen, aber die Freude an Zerstreuungen, seine Jugend, die verführerischen Gelegenheiten, die sich ihm jeden Tag darboten, führten ihn wieder in die Arme des Vergnügens zurück.

Heiter, witzig, immer in fröhlicher Laune, besaß er neben seinem schönen Äußern alle Talente, um sich beliebt zu machen. Mußte also an dem sittenlosen russischen Hof den Frauen gefallen. Bald bemerkte der jugendliche Abenteurer bei den Begegnungen mit Katharina den Eindruck, den er auf sie gemacht.

Poniatowsky war kühn, Frauen gegenüber ohne jede Hemmung. Bei der Großfürstin schreckte ihn zuerst der hohe Rang zurück, der ihn fast schüchtern machte. Dazu verwirrten ihn anfangs die neidischen Blicke und das Getuschel der Höflinge, wenn Katharina nahte, die sich schnell für ihn entschied und ihm ihre Gunst zuwandte.

Alles war wie bei Saltikow. Zuerst sprachen nur die Blicke der Verliebten miteinander, bis nach längeren Unterhaltungen in heimlichen Zusammenkünften die Leidenschaft beider das Liebesband intimen Verkehrs knüpfte. Katharina hatte wieder einen Geliebten. — — Eiligst wurde die Kaiserin davon in Kenntnis gesetzt.

Elisabeth schätzte ihren Neffen nicht. Auch kümmerte

sie sich nicht viel um die Ehre der jungen Großfürstin. Sie war gegen die Sittenlosigkeit anderer nicht strenger als gegen die ihrige, war nie geneigt, deswegen zu strafen. Allein ihre außerordentliche Nachgiebigkeit, womit sie den Einflüsterungen der Hofgesellschaft erlag und deren Ratschläge befolgte, ließ sie des öfteren mit einer Strenge handeln, die ihrem Charakter, ihrem ursprünglichen Gedankengang, ganz entgegengesetzt war.

Sie ließ Poniatowsky den Befehl erteilen, Rußland auf der Stelle zu verlassen, und Poniatowsky gehorchte.

Der Kanzler Bestuschew fuhr fort, gegen den Großfürsten seine Ränke zu schmieden, während er nichts unterließ, um sich die Gunst der Großfürstin zu erringen. Er schmeichelte ihren Neigungen, unterstützte sie und brachte es so weit, daß sie ganz vergaß, daß er die Hauptursache von dem Verlust ihres ersten Geliebten war. Katharina wieder hoffte, durch ihn die Rückkehr Poniatowskys zu erreichen.

Der alte Kanzler versprach ihr dies auch, weil er wußte, daß Katharinas geweckte Sinnlichkeit und Leidenschaft eines Mannes bedurfte, und hielt es für vorteilhafter, wenn ihre Wahl einen Fremden statt eines Russen zum Geliebten erkor.

Der Großkanzler war mit dem Grafen von Brühl, dem Premierminister des Königs von Polen, freundschaftlich verbunden. Er unterrichtete ihn von der Liebe der Großfürstin zu Poniatowsky und bat ihn, den jungen Polen mit einem diplomatischen Rang zu bekleiden, um so seine Rückkehr zu ermöglichen.

Brühl lag sehr viel daran, sich die Freundschaft des russischen Kanzlers zu erhalten. Poniatowsky wurde öffentlich der Weiße Adlerorden verliehen und in geheimer Sitzung zum Minister der Republik und des

Königs von Polen bei der Kaiserin Elisabeth in Petersburg ernannt.

Durand, der französische Geschäftsträger, kam eiligst zum Grafen Brühl und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er zu einem Zeitpunkte, wo es für Polen nötig wäre, die Höfe Wien und Versailles zu gewinnen, eine solche Wahl treffe. Graf Brühl hinterging auch den französischen Geschäftsträger. Er behauptete, auf die Ernennung Poniatowskys nicht den geringsten Einfluß gehabt zu haben, bemühte sich aber mit größtem Eifer um dessen Abreise und versäumte nichts, was zur Rechtfertigung seiner Wahl diente. Er wußte, daß die Kaiserin Elisabeth an ihre Favoriten und für unsinnige, kostspielige Feste das Geld verschwendete, das besser zum Aufbau der russischen Wirtschaft gedient hätte. Der Großfürst und seine Gemahlin litten an einem Geldmangel, der ihrer unwürdig war. Brühl schickte also dem Poniatowsky sechstausend Dukaten, um sie dem großfürstlichen Paar zu einer Zeit zu überreichen, wo es das Geld am notwendigsten brauchte, um durch dieses den Zweck heiligende Mittel dessen Wohlwollen zu erwerben.

Poniatowsky machte die geschickteste Anwendung von den Ratschlägen und Wohltaten Brühls. — Das Herz Katharinas besaß er, und es gelang ihm auch, sich bei ihrem Gemahl in ein gutes Licht zu setzen. Er sprach englisch und deutsch mit ihm, trank, rauchte, schimpfte auf Frankreich, lobte den König von Preußen und stellte sich, als ob es ihm nur um die Vergnügungen des Großfürsten gehe. Polen wie Russen kamen bald hinter seine ehrgeizigen Absichten und waren besorgt, er möchte das Interesse seines Herrn und der Zartorinky seinen eigenen Interessen opfern. Was vermochte damals ein fähiger Kopf nicht alles am Petersburger Hof? —

Die Kaiserin Elisabeth überließ sich allmählich dem Trunke. Wollust und Bigotterie wuchsen in gleichem Grade bei ihr. Sie blieb manchmal ganze Stunden auf den Knien vor einem heiligen Bilde liegen, mit dem sie fanatisch sprach und es um Rat befragte. Sie konnte aber gleich danach zu den ekelerregendsten Ausschweifungen übergehen und umgekehrt. War sie betrunken, ließ sie sich von ihren Kammerfrauen nicht entkleiden, die deshalb am Morgen beim Anziehen die Kleider mit nur wenigen Stichen zusammenhefteten, um sie am Abend mit der Schere wieder leicht aufschneiden zu können. Dann wurde sie ins Bett getragen, wo sie in den Armen eines dazu bestimmten Gardisten ihre Kräfte neu zu beleben suchte.

Die Großfürstin schien die ihr bei der Trennung von der Mutter empfohlene Klugheit, von der sie bisher immer noch guten Gebrauch zu machen wußte, gänzlich vergessen zu haben. Ihre Leidenschaft verblendete sie und machte sie so verwegen, daß sie ohne Scheu ihren außerehelichen Liebesangelegenheiten nachging. Sie befolgte nur noch die Ratschläge des Bestuschew, des englischen Gesandten Williams und Poniatowskys. Mit Anspielung auf diese drei Ratgeber äußerte der französische Ambassadeur in Petersburg, Monsieur de L'Hôpital, „sie konnte nicht anders werden, als sie wurde, da sie sich von der Spitzbüberei, der Torheit und dem Leichtsinn leiten ließ".

Mit Poniatowsky verbrachte sie ganze Tage und Nächte in Liebesgluten und verheimlichte den Umgang mit ihm so wenig, daß alle Russen den jungen Polen als den Vater des Kindes bezeichneten, das sie in jener Zeit unter dem Herzen trug. Dieses Kind war die Prinzessin Anna. Es starb kurze Zeit nach der Geburt im Februar 1758.

Der Großfürst war wohl der einzige, der von dem intimen Verkehr der Großfürstin mit Poniatowsky nichts wußte. Die Zuneigung, die er im Anfang seiner Ehe für Katharina empfand, war erkaltet, das Ehebett gemieden. Ihre Unfreundlichkeiten und Widersetzlichkeit stießen ihn zurück. Mehr als je ging er seinen Launen und Spielereien nach und gefiel sich darin, den von ihm verehrten Preußenkönig in allen Wesenszügen nachzuahmen.

Er selbst und seine holsteinischen Soldaten in Oranienbaum trugen die preußische Uniform. Durch unnützes Exerzieren ermüdete er die Männer, setzte sich dann an die Tafel und schwelgte in Getränken, versicherte, den ganzen Norden zu erobern und daß er in allem dem großen Friedrich gleichen wolle. Kleiner, läppischer Peter — genialer, großer Friedrich! Letzterer hatte ihn aus politischer Fürsorge zum Hauptmann ernannt, was Peter sich zur größten Ehre anrechnete.

Dem Großkanzler behagte die Situation. Hartnäckig verfolgte er seinen Plan, den Großfürsten zu erniedrigen, seinen Sturz mit dem Gift der Verleumdungen zu beschleunigen. In der Hoffnung, daß die Großfürstin ihn auf seinem Posten belassen würde, wenn sie den Thron bestieg, billigte und förderte er die Befriedigung ihrer Leidenschaft. Seinen Absichten opferte er das Interesse des Reiches, und die übrigen Minister, seine ihm ergebenen Kreaturen, taten ein gleiches.

Die Familien der Rasumowsky-Schuwalow-Narischkin-Daschkow-Tschoglokow und Woronzow folgten seinem Beispiele. Sie verachteten ihre mit allen weiblichen Lastern behaftete Herrscherin, verfolgten sie aber verlogen mit Lobeserhebungen und erbärmlichen Schmeicheleien.

Das Volk stand den sittenlosen Vorgängen am Hofe gleichgültig gegenüber. Es verehrte in Elisabeth nach

wie vor die Tochter des unvergeßlichen Peter des Großen.

In der Kaiserlichen Hofburg zu Wien konnte man den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen. Die Politik des österreichischen Kabinetts war, seit dem Abschluß des Breslauer Friedens, Preußen gegenüber feindselig. Die Eifersucht und Abneigung des Wiener Hofes gegen Friedrich rief das junge Preußen noch einmal zu den Waffen. Es entbrannte im Jahre 1756 der zwischen zwei deutschen Mächten erbittert geführte Siebenjährige Krieg, in dem Preußens Heldenkönig der Welt zeigte, daß Preußen stark genug war, um den vereinten Heeresmassen seiner Neider standzuhalten.

So weit wie Peter ging Katharina in ihrer Vorliebe für Preußen nicht. Eine Bewunderung für Friedrich mußte sie aus Klugheit verbergen, denn die dem Preußenkönig feindselig gesonnene Partei hatte am russischen Hofe die Überhand bekommen. Trotz aller Versuche Schuwalows, Katharina für Frankreich und die französische Allianz zu gewinnen, gab sie offen ihrer Meinung Ausdruck, daß ihr eine Verbindung Rußlands mit England und Preußen die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens sein würde.

Durch das mit Österreich abgeschlossene Bündnis war Rußland verpflichtet, den Preußenkönig mit aller Macht anzugreifen, sobald dieser den Kampf begonnen hatte.

Der Kanzler aber ließ die Vorbereitungen zum Kriege mit größter Lässigkeit betreiben. Der österreichische Botschafter in Petersburg, Graf Esterhazy, erhob dringende Vorstellungen, Rußland möge seine vertraglichen Verpflichtungen erfüllen. Bestuschew wußte die Abreise des Generals Apraxin, der die an der Westgrenze zusammengezogenen Truppen kommandieren sollte, von

Woche zu Woche zu verzögern, die Eröffnung der Feindseligkeiten zu hintertreiben. Bereitwillig ging der friedliebende General Apraxin auf die Wünsche des Großkanzlers ein.

Das war nicht im Sinne der Schuwalow-Partei. Sie verstand es, die Kaiserin zu beeinflussen, und drängte zum Vorgehen der russischen Truppen. Gegen den Preußenkönig hatte Bestuschew früher selbst gewütet und intrigiert und war so die Hauptursache der im Gegensatz zur früheren preußenfreundlichen Stimmung der Kaiserin nunmehrigen feindlichen Gesinnung. Was hatte dieser gerissene Staatsmann diesbezüglich nicht alles zusammengelogen und in geheimen Unterredungen Friedrich Absichten unterstellt und Äußerungen in den Mund gelegt, die jetzt Elisabeth der Kriegspartei Gehör schenken ließen.

Bestuschew war gezwungen, seine von Katharina beeinflußte Zögerungspolitik aufzugeben. Die Kaiserin befahl, und General Apraxin marschierte mit vierzigtausend Mann, um Maria Theresia Schlesien wiedererobern zu helfen. Doch erst gegen Ende des Monats Juni überschritt Apraxin mit seinen Truppen die preußische Grenze. Fast ein Jahr lang war Friedrich dank Katharinas Beeinflussung Bestuschews unbelästigt geblieben und konnte sein Heer den anderen Feinden entgegenführen. Zu einer offenen Feldschlacht kam es erst am 30. August bei Großjägerndorf. General Lehwald griff die Russen an und warf sie anfangs zurück. Allein die vielfache Übermacht der russischen Reserven erzwang den Rückzug der Preußen.

Inzwischen war auch Großfürst Peter nicht untätig geblieben und bestürmte Bestuschew, die russischen Truppen zurückzuziehen. Obgleich dieser haßerfüllt Peter zu stürzen gedachte, daher auch nicht gewillt war,

Wünsche desselben zu erfüllen, so trieb ihn doch die plötzliche schwere Erkrankung der Kaiserin dazu.

In wenigen Tagen konnte der Großfürst den Thron einnehmen. — Bestuschew wollte sein Ansehen in der Welt um jeden Preis erhalten, sich auch vor allem gerade jetzt die Gunst Katharinas nicht verscherzen. Die Sorge um seine Zukunft wurde aufs neue die Triebfeder seiner Preußen günstigen Dispositionen.

In Rußland glaubte jedermann, daß General Apraxin seinen Sieg benutzen und sich im Norden der Festungsstadt Königsberg als Stützpunkt für weitere Operationen bemächtigen würde. Statt dessen blieb er mit seinen Truppen bei Großjägerndorf stehen. Nach einer kurzen Scheinbewegung gegen Allenburg brach er das Lager ab und trat den Rückzug nach Polen an. Die Festung Memel hielt er besetzt, gab aber das übrige preußische Gebiet frei.

In Petersburg war die Kriegspartei über den Rückzug Apraxins aufs höchste empört. Man glaubte seiner Rechtfertigung nicht, daß ihm der Mangel an Lebensmitteln einen längeren Aufenthalt in Preußen unmöglich gemacht habe. Er mußte das Oberkommando dem General Fermor übergeben.

Großfürst Peter hätte alle Ursache gehabt, dem Kanzler Bestuschew für seine Entlastung des von ihm verehrten Preußenkönigs dankbar zu sein. Allein Haß macht blind. Diesen gegen Bestuschew mit den verwerflichsten Mitteln zu entfachen und zu schüren, ließen sich die Höflinge in der Kriegspartei angelegen sein. Man erweckte die Eifersucht des Großfürsten, indem man auf den intimen Verkehr der Großfürstin mit Poniatowsky hinwies, und schilderte ihm, daß Bestuschew es sei, der das Liebesverhältnis seiner Frau unterstütze und fördere.

Wutschnaubend ließ der Großfürst Poniatowsky den Zutritt zur Großfürstin verbieten und begab sich zur Kaiserin, diese um Hilfe bittend zwecks Genugtuung für die erfahrenen Beleidigungen. Gleichzeitig wies er auf den Treubruch Bestuschews hin, betonte, daß er das ihm gewährte große Vertrauen grenzenlos mißbrauche. Sich vollständig vergessend, spielte er auf den Befehl an, den Bestuschew dem General Apraxin zum Rückzuge gegeben haben müsse.

Gerührt über den Schmerz ihres Neffen, aufgebracht über Bestuschews Treulosigkeit, aufgestachelt von den Botschaftern Österreichs und Frankreichs, gab die Kaiserin am 25. Februar 1758 Befehl, den Großkanzler in Haft zu setzen. In der darauffolgenden Untersuchung fand man in seinen Papieren einen Entwurf zu einem Thronentsagungsakt des Großfürsten, ferner das Konzept eines Briefes an Apraxin, worin Bestuschew den Rückzug aus Preußen anordnete. Das genügte, um ihn als einen staatsgefährlichen Verbrecher hinzustellen. Der Großkanzler wurde aller Würden entsetzt und zum Tode verurteilt. Elisabeth milderte die Strafe in die Verbannung nach Sibirien. So jäh endete die Macht eines Mannes, der jahrzehntelang durch ein einziges Wort das Russenreich erschüttern, das Schicksal Europas beeinflussen konnte. Wäre Bestuschew geblieben, hätte Friedrich der Große kein Kunersdorf erleben brauchen.

Graf Michael Woronzow wurde zum Großkanzler Rußlands ernannt.

Die Äußerungen der Wut und des höchsten Mißvergnügens bei ihrem Gemahl deuteten Katharina nichts Gutes für die nächste Zukunft. Die Hofleute, die sich noch vor kurzem ihr gegenüber in Schmeicheleien überboten, zogen sich plötzlich zurück. Die Kaiserin, der man beigebracht hatte, daß Katharina es wage, sie zu

kritisieren, überging sie bei jeder Gelegenheit. Katharina stand allein da, aber sie verlor nicht ihren Mut.

Die größte Unruhe bereitete Katharina allein die Besorgnis, ihren Geliebten Poniatowsky auf immer zu verlieren, der sich im gleichen seelisch zerrissenen Zustand befand wie sie selbst. Der Warschauer Hof berief Poniatowsky zurück. Er konnte sich aber nicht entschließen, Katharina zu verlassen. Der Großfürst hatte ihm den Zutritt zu Katharinas Zimmer verboten. Sich am Tage krank stellend, schloß er sich in seiner Wohnung ein und schlich sich unter den größten Vorsichtsmaßregeln heimlich des Nachts zur Großfürstin. Von vielen Wächtern bewacht, auf Schritt und Tritt verfolgt, kam es zur Entdeckung dieser Zusammenkünfte, von denen man sofort die Kaiserin benachrichtigte. Die Großfürstin mußte ihrem Gemahl nach Oranienbaum folgen. Um in das dortige Schloß zu gelangen, bediente sich Poniatowsky der verschiedensten Verkleidungen. Als er eines Abends in den Alleen des Parks, Katharina erwartend, spazierenging, wurde er von einem Bedienten erkannt, der sich beeilte, dem Großfürsten von der Anwesenheit Poniatowskys Mitteilung zu machen. Der Großfürst, der sich an Poniatowsky rächen wollte, rief den stärksten von den russischen Offizieren herbei und befahl ihm, sich des Polen zu bemächtigen und ihn freiwillig oder mit Gewalt zu ihm zu führen. Der Offizier traf den ihm beschriebenen Mann, fragte ihn, wer er sei und was er hier wolle. Poniatowsky gab ihm zur Antwort, er sei ein deutscher Schneider und wolle nach Oranienbaum, um für eine neue Uniform bei einem Offizier Maß zu nehmen. „Ich habe Befehl, dich zum Großfürsten zu führen", sagte der Russe zu ihm, worauf Poniatowsky entgegnete: „Das kann nicht sein, ich habe große Eile." —

„Du gehst mit", erwiderte der Offizier, warf dem Polen schnell ein Schnupftuch um den Hals, drehte die Enden zusammen und schleppte den Widerstrebenden zum Großfürsten.

Der Großfürst berief eiligst einen Kriegsrat und forderte den Tod Poniatowskys durch den Strang. General Tottleben wies darauf hin, daß der Angeklagte den Charakter eines Ministers einer fremden Macht besitze und jedes Urteil nicht eher vollstreckbar sei, bis die Kaiserin ihre Zustimmung erteilt habe. Inzwischen wirkte die verängstigte Katharina durch ihr ergebene Hofleute auf Peters Mätresse ein. Durch einen Geldbetrag bestochen, bewog diese ihren großfürstlichen Liebhaber, Poniatowsky frei zu geben.

Um sich für Katharinas Untreue schadlos zu halten, vielleicht auch nur, um sich zu rächen, hatte der Großfürst eine der drei Töchter des Senators Woronzow, des Bruders des neuen Kanzlers, zu seiner Mätresse erwählt. Es war Elisabeth Romanowna von Woronzow, welcher der Großfürst den Titel einer Gräfin geben ließ. Sie besaß weder Geist noch Anmut oder Schönheit. Aber die durch ein gefälliges, einschmeichelndes Wesen gegebenen Lockungen reizten und verführten den Großfürsten. Ihre schelmischen Antworten, ihr Eigensinn belustigten ihn, und bald wurde Peter der Umgang mit Elisabeth Woronzow ein unbezwingliches Verlangen. Ihr Vater, ehrgeizig wie alle Höflinge, förderte das Verhältnis auf jede ihm mögliche Art. Die älteste Schwester der Elisabeth war Madame Buturlin, eine schöne, liebenswürdige Frau, die zweite, die geistreiche Fürstin Daschkow, die mit ihren späteren Memoiren, wie Katharina, interessante Bilder des russischen Hoflebens entrollte.

Der zu Apraxins Nachfolger ernannte General Fer-

mor wirkte erfolgreich auf dem Kriegsschauplatz, hatte sich Königsbergs bemächtigt, brandschatzte und besetzte preußisches Gebiet bis zu der von ihm genommenen Festung Küstrin.

Er wurde seiner Siege nicht froh, kannte des Großfürsten Verehrung für Friedrich und fürchtete, daß er eines kommenden Tages für seine Erfolge gestraft werden könnte. Eine Krankheit vorschützend, bat er um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Sein Nachfolger wurde General Soltikow, der, nicht weniger erfolgreich wie sein Vorgänger, die heldenmütig kämpfenden Preußen bei Crossen und Frankfurt a. d. Oder schlug und sich daraufhin die Russen mit dem österreichischen Heer vereinigen konnten. Friedrich, der unter allen Umständen diese verhängnisvolle Vereinigung verhindern wollte, griff die Russen bei Kunersdorf an. Die nie übertroffene Tapferkeit seiner Truppen, die bei Zorndorf die Russen in die Flucht geschlagen hatte, scheiterte hier an der großen Übermacht der Russen, die sich siegreich auf dem Schlachtfeld behaupteten. General Soltikow fühlte sich bei seinen Erfolgen aus den gleichen Gründen wie sein Vorgänger nicht wohl, verschmähte es, der Schlacht bei Kunersdorf neue Siege folgen zu lassen, und blieb in Untätigkeit.

Über seine erfolgreichen Kämpfe waren der englische Gesandte Keith wie Großfürst Peter aufgebracht, während der österreichische und französische Gesandte über die plötzlich eingetretene Kampfruhe der Russen wüteten und sich mit den Hofleuten verbanden, die Soltikow seine von der Kaiserin empfangenen Ehren neideten. Die in einem Ziel verschmolzenen Interessen stürzten Soltikow, und Feldmarschall Buturlin nahm seinen Platz ein.

Während dieser Zeit gab der Gesundheitszustand der Kaiserin zur größten Besorgnis Ursache. Das Bedürfnis

nach Ruhe ließ sie die Staatsgeschäfte vernachlässigen. Kaum konnte sie der neue Großkanzler Woronzow zu den notwendigsten Unterschriften bewegen. Den Rest ihrer Kräfte verschwendete sie mit den schmutzigsten Vergnügungen, weilte nur kurze Zeit auf einigen Bällen und Maskeraden.

Über die neueste Leidenschaft des Großfürsten bestens unterrichtet, ließ sie sich, im Bette liegend, die kleinsten Details der stattgefundenen Orgien erzählen und nannte lachend Peters Mätresse die russische Pompadour. Dem Großfürsten aber zeigte sie nach wie vor ein gleichgültiges, eisigkaltes Gesicht.

Die Großfürstin, die mit Ungeduld dem Augenblick entgegensah, der sie wieder mit der Kaiserin aussöhnen sollte, hat dem Leser ihre Situation mit dem letzten Abschnitt ihrer Memoiren erklärt und ausführlich über die Mittel und Wege berichtet, die es ihr ermöglichten, die Kaiserin umzustimmen und wieder für sich zu gewinnen. Zum Erstaunen der Hofleute saß sie im Schauspiel an der Seite der Kaiserin, die sie mit Liebkosungen überhäufte.

Poniatowsky, durch die eingetretene Zurückhaltung Katharinas bestürzt, bat um eine Abschiedsaudienz. Mehr der Ehrgeiz als seine Liebe erfand aber immer neue Vorwände, um seinen Aufenthalt in Rußland zu verlängern und Katharina in Liebesglut zu erhalten.

Die Feinde des Großfürsten fuhren unerbittlich fort, wo es nur anging, ihn bei der Kaiserin anzuschwärzen, führten jetzt insbesondere aus, daß der Großfürst sich über ihren kranken Zustand erfreut zeige und ungeduldig auf die Thronfolge warte. Darüber in heftige Zornausbrüche verfallend, stieß sie die Drohung aus, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Erregt ergingen sich die Hofleute in Vermutungen. Einige glaubten, sie würde

ihr Erbe dem Prinzen Iwan zuwenden, den sie vor zwanzig Jahren vom Thron gestürzt und im Gefängnis schmachten ließ. Andere meinten, sie sei willens, Katharinas Sohn Paul Petrowich zum Thronerben auszurufen. Plötzlich erinnerte man sich auch der wohl jeder Tatsache entbehrenden Gerüchte bei der Geburt des Paul, daß die Amme des Kindes auf Befehl der Kaiserin deren von dem Günstling Rasumowsky erzeugten Sohn mit dem Prinzen Paul vertauscht hätte.

Im Januar 1762, als der Großfürst in Oranienbaum weilte, befahl Elisabeth im Kaiserlichen Theater eine Schauspielaufführung. Wider ihre Gewohnheit ließ sie dazu weder die Gesandten noch ihre Hofleute einladen. Nur die Großfürstin mit ihrem Sohn und die intimsten Günstlinge durften sie begleiten. Der Zuschauerraum war von den alten Soldaten ihres Wachregiments besetzt, denen sie den Thron verdankte. An die Brüstung ihrer Loge tretend, nahm sie Prinz Paul in ihre Arme, zeigte ihn diesen bewährten Männern und lobte seine Eigenschaften. Ein Jubelgeschrei war die Antwort. Hätte Elisabeth sich jetzt näher erklärt, so war des Großfürsten Schicksal, sein Thronausschluß, entschieden. Trotz der einmütigen Begeisterung ihrer Gardemänner nahm Elisabeth davon Abstand, mehr zu sagen. Vielleicht wollte sie die Gesinnung ihrer Treuesten studieren, vielleicht nur dem Großfürsten einen Schreck einjagen. Man kann sich vorstellen, wie dieser Vorgang Katharina in Aufregung versetzte und wie er den Hof beschäftigte.

Mochten die Absichten der Kaiserin sein, wie sie wollten. Sie war dem Tode verfallen. Um ihre Schmerzen im Leib zu mildern, trank sie übermäßiger als sonst. Vergeblich verboten die Ärzte den Genuß der starken Schnäpse und stellten ihr vor, daß sie durch ihr eigen-

sinniges Verhalten ihre Lebensdauer gewaltsam verkürze. Elisabeth wußte, daß der Todesengel bei ihr am Lager stand, ihr Ende unaufhaltsam war.

Und die Hofleute wußten es auch. Die Intrige erhob ihr Haupt. Zwei Parteien arbeiteten fieberhaft an entgegengesetzten Zielen.

Die eine Gruppe bildete sich aus den alten Anhängern des verbannten Bestuschews, an deren Spitze sich jetzt der Graf Iwan Iwanowitsch-Schuwalow stellte. Dieser wußte, daß er mit dem Tode der Kaiserin erledigt war. Seine unerläßliche Habsucht hatte die Kaufleute im Lande erzittern gemacht, seine unverschämten Betrügereien den Großfürsten gegen ihn aufgebracht. Schuwalow verfiel auf kein anderes Mittel, der Rache des Großfürsten zu entgehen, als seine Ausschließung von der Thronfolge durchzusetzen. Der Plan, den Bestuschew schon vor vielen Jahren entworfen hatte, erhielt plötzlich wieder Geltung. Schuwalow wollte die Regierung der Großfürstin übergeben. Eine Staatsversammlung sollte die Oberaufsicht führen, deren Präsidentschaft er selbst zu übernehmen gedachte. Der Großfürst sollte höchstens als rechtloser Regent Duldung finden.

Katharina verhielt sich zu den Absichten Schuwalows nicht abweisend. Ihre Verstellungskunst feierte wieder einmal Triumphe, denn vom Großfürsten, der sie haßte, hatte sie viel zu fürchten. Darum entfaltete sie gegen jedermann den ganzen Zauber ihrer erfolggewohnten berückenden Liebenswürdigkeit und überging die Grobheiten Peters.

Die zweite Gruppe der Hofleute, die die Thronrechte des Großfürsten verteidigte, führte Senator Woronzow, der Bruder des neuen Großkanzlers und Vater von Peters Mätresse. Sein häufiges Zusammensein mit dem

Großfürsten benutzte er lediglich, ihn immer mehr gegen seine Gemahlin zu erbittern und über die Maßregeln zu unterhalten, die er bei seiner Thronbesteigung zu ergreifen habe. Peter beschloß nichts mehr, ohne ihn zu Rate zu ziehen. Sobald die Kaiserin die Augen schließen würde, wollte er die Truppen versammeln, sich zum Kaiser ausrufen lassen, Katharina verstoßen, ihren Sohn Paul für einen Bastard erklären und die Vermählung mit seiner Mätresse Elisabeth Woronzow begehen.

Alles schien für Peter einen glücklichen Verlauf zu nehmen. Beim Volk besaß er als Verwandter von Peter dem Großen noch ein gewisses Ansehen. Woronzow übertraf Schuwalow an Verschlagenheit und Tücke, hoffte auch von England beträchtliche Propagandagelder zu erhalten.

Das Befinden der Kaiserin verschlechterte sich von Tag zu Tag. Die Gemüter der Hofleute erhitzten sich mehr und mehr. Die Feindseligkeiten der Parteien spitzten sich zu. Hie Peter — hie Katharina; hie Schuwalow — hie Woronzow war die Losung.

Mitten in diesen Intrigen trat plötzlich ein Mann auf, der es verstand, die entgegenstrebenden Meinungen zu vereinigen und auf ein Ziel zu lenken. Dieser Mann war der Graf Nikita Iwanowitsch Panin, der gerade jetzt aus Stockholm zurückkam, wo er längere Zeit residiert hatte. Als Offizier der berittenen Garde der Kaiserin Elisabeth gelangte er durch die Protektion des Gatten seiner Schwester, den Fürsten Kurakin, an den Hof. Hier bemerkte ihn die Kaiserin und versprach sich in ihm ein taugliches Objekt für ihre wollüstigen Zwecke. Kalt und ohne Leidenschaft, betrog Panin ihre Hoffnungen. Um ihn aus den Augen zu bekommen, schickte sie den jungen Offizier in diplomatischer Mission nach

Kopenhagen und im Jahre 1749 nach Stockholm, wo er bis vor kurzem verblieb.

Von dort zurückgekehrt, wurde er zum Hofmeister des Prinzen Paul bestimmt. Als solcher trat er auf die Seite von Katharina. Von ihrer Absicht unterrichtet, ihren Gemahl bei der Thronbesteigung beiseitezuschieben, übersah er schnell die Gefahr, der er sich aussetzte. Ihre Pläne konnten scheitern. Dieses Unglück zu verhüten, mußten die beiden gegeneinander arbeitenden Parteien am Hofe auf einen Nenner gebracht werden. Seiner geschickten Art und verbissenen Zähigkeit gelang sein Vorhaben.

Heimlich begab er sich zu dem Grafen Iwan Schuwalow und versetzte ihn, die Gefahren übertreibend, in Furcht. „Wie können Sie es wagen", sagte er zu ihm, „bei so ungleichen Streitkräften sich dem Großfürsten zu widersetzen, sich einen gefährlichen Sturz und einen sicheren Tod zu bereiten. Wie kann es Ihnen einfallen, den Großfürsten vom Throne auszuschließen, wo ihn die Kaiserin selbst berufen und zum rechtmäßigen Thronerben erklärt hat. Angenommen, es gelänge Ihnen, ihm die Regierung zu entreißen. Was haben Sie dabei gewonnen? Eine große Reihe Mißvergnügter wird sich gegen Sie empören. Wenn der erste Streich, den man Ihnen beizubringen gedenkt, Sie nicht erreicht, wird es nicht der zweite sein, der Sie zu Boden schlägt? Noch ist es Zeit, erwählen Sie das Richtige, schlagen Sie sich auf die Seite des Großfürsten. Lassen Sie ihn den Thron ruhig einnehmen, legen wir ihm aber Verpflichtungen auf, die ihn nicht in den Stand setzen, seine Gewalt zu mißbrauchen. Wenn Sie meinem Rate folgen, so zweifle ich nicht daran, daß der Großfürst sich leicht fügen wird. Ich verspreche Ihnen, einen Plan vorzulegen, durch den alle Parteien vereinigt werden können."

Iwan Schuwalow antwortete mit keinem Wort. Die Ausführungen Panins hatten ihn überzeugt. Er begab sich eiligst zu seinem schwer erkrankten Vetter Peter Schuwalow, stellte ihm mit den von Panin vernommenen Worten alle mit seinem Vorhaben verbundenen Gefahren dar und fand dessen Zustimmung zur beabsichtigten Zielschwenkung.

Peter Schuwalow ließ nun dem Großfürsten sagen, er habe ihm wichtige Geheimnisse anzuvertrauen. Seine Krankheit hindere ihn, das Bett zu verlassen, darum ließe er ihn um die Ehre seines Besuchs bitten. Der Prinz erschien sofort. Schuwalow sprach mit dem Nachdruck und der Wärme eines im Sterben liegenden Menschen, der die Wahrheit nicht verschweigen will, weil er nichts mehr zu fürchten hat.

„Kaiserliche Hoheit", sagte er, „Sie kennen den künstlich erzeugten und genährten Widerwillen gegen Ihre Person. Das Volk glaubt, daß Sie mehr Vertrauen zu den Preußen als zu ihm haben. Die Popen fürchten Sie, die Großen des Reiches hassen Sie und schmieden Komplotte. Die gesamte derzeitige Situation verkündet Ihnen eine sorgenvolle, stürmisch bewegte Regierung. Alles beweist Ihnen, daß man vor dem Äußersten nicht zurückschrecken wird, um den Veränderungen zuvorzukommen, die Sie bereits im Gespräch mit Ihren Vertrauten andeuteten. Können Sie sich gar nicht vorstellen, daß Sie die Verwirklichung Ihrer Absichten ins Verderben stürzen würde? Nie und nimmer dürfen Sie Ihre Gemahlin verstoßen und auf ihren Platz eine Frau wie Elisabeth Woronzow stellen. Das Volk ist geduldig. Wollen Sie ihm von Ihren Feinden die Augen öffnen lassen? Einer Verschwörung fallen Sie dann früher oder später zum Opfer."

Schuwalows wohlberechnete Rede trug Früchte. In

höchster Erregung versicherte der Großfürst, daß man ihm mit Unrecht die Absicht der Ehescheidung aufbürde, zu welcher er sich nie entschließen könnte. „Elisabeth Romanowna", sagte er, „verbreitet anscheinend die Gerüchte selbst, weil sie ihr schmeicheln. Sie ist ein unbesonnenes Geschöpf. Ich habe ihr lediglich zugesagt, sie nach dem Tode der Großfürstin zu heiraten, und diese ist ja noch nicht tot."

Peter Schuwalow unterließ es, diesen Worten die Deutung zu geben, die in ihnen steckte. Sein aufrichtiger Wunsch, sich mit dem Großfürsten auszusöhnen, erfüllte sich mit dessen Versprechen, alles zu vergessen.

Die Versöhnung zwischen Peter und Katharina ging ohne Schwierigkeiten vor sich. Nun galt es noch, der Kaiserin Zorn auf ihren Neffen zu beseitigen. Das war keine leichte Angelegenheit. Die Feinde des Großfürsten hatten sogar Elisabeth den Verdacht eingeflößt, daß er Gift verwenden könnte, um sich desto eher in den Besitz der Herrschergewalt zu bringen. Das Mißtrauen wuchs. Der Zutritt zu ihren Gemächern wurde dem Großfürsten verboten und schließlich der Großfürstin.

Iwan Schuwalow fürchtete, die Kaiserin zu sehr zu erregen, wollte vielleicht auch den Großfürsten noch einige Zeit in Ungewißheit erhalten. Er weigerte sich, Panins Verlangen nach einer Aussöhnung mit dem Großfürstenpaar der sterbenskranken Herrscherin vorzutragen.

Panin aber ließ sich nicht aufhalten, wich nicht von seinem Ziel ab. Er wußte, daß, wenn Elisabeth den Thronfolger und Gemahlin am Sterbebette nicht empfängt, sofort das Gerücht im Volke aufkommt, die Lebenszeit der Kaiserin sei gewaltsam verkürzt worden.

Er besprach sich daher mit dem Beichtvater Elisabeths, dem an der Gunst des Thronerben aus begreif-

lichen Gründen viel liegen mußte. Dieser sagte zu, die von Panin erstrebte Versöhnung durchzuführen.

Alle notwendigen Vorkehrungen waren getroffen. Zu einem Zeitpunkt, wo Iwan Schuwalow abwesend war, nahte sich der Beichtvater dem Bette der Kaiserin und spendete ihr den Trost und Segen der Kirche. Er sprach von Gott und seiner Gerechtigkeit und erhielt von der Kranken ein Zeichen der Zufriedenheit. In diesem Augenblick ließ man Peter und Katharina eintreten.

Beide warfen sich vor der Kaiserin auf die Knie. Mechanisch sprach Elisabeth nach, was ihr der Beichtvater vorsagte. Sie versicherte, daß sie beide jederzeit geliebt habe und ihnen jetzt bei ihrem bevorstehenden Abschied von der Welt den Segen des Himmels wünsche. Alle Zeugen dieser Szene empfanden die gegebene Verzeihung wenig aufrichtig. Aber der Schein der Herzlichkeit genügte. Mit besonderem Nachdruck ließ Panin diese Abschiedsszene in rührendster Form und Ausschmückung dem Volke zur Kenntnis bringen.

Stolz auf den wichtigen Dienst, den er dem Großfürsten geleistet, glaubte er von ihm verlangen zu können, daß er seinen Plan gutheißen, nach dem Tode der Kaiserin sich in den Senat begeben und sich von diesem Krone und Zepter aushändigen lassen würde. Panin erbat sich vom Großfürsten eine Audienz. Sie wurde ihm sofort bewilligt. Einleitend betonte Panin, daß das, was er vorzubringen habe, die ganze Aufmerksamkeit des Großfürsten verdiene, und äußerte sich weiter: „Von Ihren ersten Maßnahmen, Kaiserliche Hoheit, anläßlich der Thronbesteigung hängt Glück und Ruhm Ihrer Regierung ab. Es gibt zweierlei Wege zur Erlangung der höchsten Gewalt. Der eine ist, daß Sie sich durch die Armee zum Kaiser ausrufen lassen, der andere, daß Sie die Krone aus den Händen des Senats empfangen.

Das erste Verfahren ist kürzer, das zweite bedeutend sicherer. Im Laufe der Zeit hat sich gezeigt, wie unzuverlässig und in ihrer Meinung schwankend die Truppen sein können, während der Senat sein Werk jederzeit mit allen Machtmitteln verteidigen wird. Ihre Vorgänger hatten ihr Amt der Gewalt und Bestechlichkeit der Soldaten zu verdanken.

Einen ganz anderen Eindruck auf die Welt aber würde es machen, wenn Sie die Krone bei freier Wahl aus der Hand russischer Volksrepräsentanten entgegennehmen. Das Volk wird Ihre Person um so geheiligter halten, Sie mit seinem Blut verteidigen!"

Der Großfürst zögerte mit seiner Zustimmung und befragte zwei seiner eintretenden Hofleute um ihre Meinung. Man riet ihm, sich erst zu entscheiden, wenn er den alten Fürsten Trubetzkoi gehört habe, der als Zeuge mancher Revolution sich in den Verhältnissen Rußlands am besten auskenne. Er wurde sofort herbeigeholt. Der Großfürst wiederholte ihm alles von Panin Vernommene und ließ durchblicken, daß er geneigt sei, dessen Ratschläge zu befolgen.

Trubetzkoi war entgegengesetzter Meinung und sprach mit der Unerschrockenheit eines alten Soldaten, dem es um die unbefleckte Ehre seines Herrn geht:

„Der Weg, den man Ihnen zu beschreiten rät, Kaiserliche Hoheit, ist nicht nur gefährlicher, sondern steht auch im Gegensatz zu den Gewohnheiten. Die russische Staatsverfassung ist eine absolut militärische. Nie hat der Senat auf die Wahl des Kaisers einzuwirken vermocht. Der Krönung vor der Armee und durch sie ist unbedingt der Vorzug zu geben. Im übrigen besteht der wahre und einzige Ruhm eines Monarchen darin, wenn er gut regiert. Diesen Ruhm suchen Sie zu erringen und kümmern Sie sich nicht um eine leere Formalität. War-

um wollen Sie sich der Vormundschaft eines ehrgeizigen Senats unterwerfen? Das augenblickliche Vertrauen dürfte Sie nur zu bald wieder gereuen. Wenn Ihr Thron unglücklicherweise einmal wanken sollte, kann der Senat ihn nicht stützen. Das kann nur die Armee."

Verlegen blickte der Großfürst im Kreise seiner Vertrauten umher, kam zu keinem Entschluß und schickte einen seiner Kammerherren zur Großfürstin, um deren Rat zu erbitten.

Durch den stündlich zu erwartenden Tod der Kaiserin war Katharinas Ehrgeiz neu entflammt. Um sich beim Volke populär zu machen, besuchte sie fleißig die Kirchenandachten und stimmte eifrig in die Gebete um die Wiederherstellung der Herrscherin mit ein.

Sie befand sich zu dieser Zeit wieder in anderen Umständen, ohne daß der Großfürst etwas davon wußte. Mit einem langen, dichten Schleier bedeckt, verbarg sie ihre Situation. Andererseits glaubten die Leute, der Schleier ist ein Ausdruck des sie bewegenden Schmerzes. Panin war so unbesonnen, ihr sein Vorhaben zu verschweigen. Die Vorteile, die in der freien Senatswahl für sie lagen, waren ihr nicht bekannt. Ferner hatte sie selbst bereits einen Proklamationsakt und die Eidesformel der Truppen entworfen. Eine Wahl durch den Senat hätte ihre Arbeiten überflüssig gemacht. Ihre Eitelkeit veranlaßte sie zu der Antwort: „Der Gemahl müsse sich nach der Gewohnheit richten."

In dem Augenblick, da der Großfürst diese Antwort empfing, teilte man ihm den Tod der Kaiserin Elisabeth mit.

Sie starb im zweiundfünfzigsten Lebensjahr, nach zwanzigjähriger Regierung am 29. Dezember 1761. Sie hatte nichts getan, was die Staatsumwälzung, die ihr die Krone aufs Haupt setzte, rechtfertigte. Ließ sich

von Günstlingen leiten, die ihre Macht für rein persönliche Zwecke mißbrauchten. Ihre Religiosität machte ihre Gnade grausam. Z. B. hatte sie das Gelübde getan, daß unter ihrer Regierung kein Todesurteil vollstreckt werden sollte. Da die Richter nun nicht in der Lage waren, die Verbrecher hinrichten zu lassen, ließen sie diese unter der barbarischen Strafe der Knute sterben. Unter keiner anderen Regierung als Elisabeths sind den Gefangenen so viele Zungenspitzen abgeschnitten und Unglückliche nach Sibirien verbannt worden. Unduldsam und launisch konnte sie auch wieder durch ihre Liebenswürdigkeit für sich einnehmen. Das außerordentlich große Bedürfnis nach geschlechtlichem Verkehr mit Männern ließ sie wenig wählerisch sein. Die Umarmungen und Liebkosungen ihrer Günstlinge wechselten oft an einem Tage mit denen der dafür bestimmten Riesen in ihrer Garde ab. Der Genuß starker Liköre lähmte ihre Entschlußkraft und ein geistiges Streben. Der Hang zu rauschenden, immer neuen, sich übersteigenden Vergnügungen, Bällen, Maskeraden, Theater usw., bewies ihre Nervosität. Ein hoher Grad von Aberglauben verwirrte ihr oft eine klare Beurteilung vieler Dinge. Den Frauen in ihrem Volke war sie ein schlechtes Vorbild.

Sobald Elisabeth die Augen für immer geschlossen hatte, eilte die Höflingsschar zum Großfürsten, der mit einem Male seine Schwäche und Unentschlossenheit ablegte, sie mit Würde empfing, die Zeichen ihrer Ergebenheit und den Eid von den Offizieren der Garde entgegennahm. Eine Stunde später bestieg er ein Pferd, ritt durch die Straßen Petersburgs und streute mit vollen Händen Geld unter die Volksmassen. Die Soldaten umdrängten ihn und riefen: „Wenn du es gut mit uns meinst, so werden wir dir ebenso treu dienen, wie wir

unserer Kaiserin gedient haben." Jubelschreie aus dem Volke mischten sich mit den Rufen der Soldaten. Obgleich die Feinde des Großfürsten seit Jahren an seinem Sturz gearbeitet und das Volk aufgeputscht hatten, zeigte sich jetzt nicht das geringste Zeichen von Unzufriedenheit oder Mißvergnügen. Ungestüm gab Peter seiner Zufriedenheit über die plötzliche Befreiung von einem langen und knechtischen Zwang Ausdruck.

„Die Kaiserin ist tot, es lebe der Kaiser!" Er nannte sich Peter III.

Die ersten Tage der Regierung Peters III. versprachen viel Gutes für die Zukunft. Diejenigen, die seine Laster kannten, wurden in Erstaunen versetzt. Eine gründliche Verwandlung seines Wesens hatte die Thronbesteigung vollbracht. An die Stelle von Eigensinn und Trinkerübermut waren Würde und Mäßigkeit getreten. Menschlichkeit verdrängte die Grausamkeit. Peter III. zeigte sich gerecht, geduldig, verträglich und aufgeklärt. Er behandelte alle gütig, die seiner Tante zugetan gewesen. Er verzieh seinen Feinden. Fast alle hohen Staatsbeamten wurden auf ihren Posten belassen. Peter Schuwalow, der sich immer gegen ihn gestellt und oft Verschwörungen angezettelt hatte, erhob der Zar zum Feldmarschall, doch starb derselbe kurz nach seiner Ernennung. Den Posten eines Oberjägermeisters übertrug er dem Alexis Gregorewitsch Rasumowsky, Elisabeths Günstling, dem er früher einmal als Großfürst das Schicksal andeutete, das seiner harrt, indem er ihm auf rotem Atlaskissen ein Beil schickte. Selbst den Iwan Schuwalow überhäufte er mit Wohltaten. Der Fürst Schasuskoi hatte früher in sehr gemeiner Weise gegen Peter intrigiert. Er war der einzige, der seinen Platz räumen mußte, es verblieb ihm aber sein Privatvermögen. Schasuskois Stellung erhielt der Beamte Glebow,

der sich durch die gute Erledigung der holsteinischen Angelegenheiten Peters Wohlwollen errungen hatte, sich später als ein Schuft und Verräter zeigte.

Katharina hatte immer mit Angst und Sorge an den Augenblick gedacht, wo ihr Gemahl mit der höchsten Macht bekleidet werden würde, und war auf das Schlimmste gefaßt. Peter überraschte auch sie.

Er schien alles ihm zugefügte Unrecht vergessen zu haben und sich in erster Linie ihrer geistigen Vorzüge zu erinnern. Einen großen Teil des Tages brachte Peter plötzlich in Katharinas Gesellschaft zu und befragte sie in den allergeheimsten Staatsangelegenheiten um Rat. Mit Erstaunen betrachtete der Hof auch diese Veränderung und beglückwünschte Katharina. Aber sie ließ sich nicht blenden und verwirren. Sie wußte, daß Peter ohne Rat und Beistand anderer nicht auskommen würde. Es fiel ihr nicht ein, das für Güte und Wohlwollen zu nehmen, was bei ihm nur Schwäche war.

Eine der ersten Handlungen Peters war die Zurückberufung einer großen Anzahl Staatsgefangener (Zeitgenossen sprechen von über 15000 Menschen), die das Mißtrauen und die Unzufriedenheit Elisabeths sowie der Neid und die Feindschaft ihrer Minister nach Sibirien gebracht hatte. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch der berüchtigte Biron, der lange Zeit der stolze Liebhaber und grausame Minister der Kaiserin Anna gewesen war. Peter III. gab ihm nur die Freiheit wieder. Katharina belohnte ihn späterhin aufs neue mit dem Herzogtum Kurland. Biron, dessen Charakter sich in der Schule des Unglücks zu seinen Gunsten verändert hatte, lebte und betrug sich in der wiedererlangten Stellung als Philosoph, zeigte demselben Volke, das er früher grausam gequält und unterdrückte, jetzt eine gütige väterliche Fürsorge.

Auch den jetzt im 82. Lebensjahr stehenden Feldmarschall Münnich rief Peter aus Sibirien zurück. An diesem hatte sich Elisabeth mit der Verbannung gerächt, als sie den Thron bestieg, weil er, in absulut korrekter Form, einen ihrer Geliebten mit Gefängnis bestrafen ließ. Eine große Schar seiner Familienangehörigen lief dem unschuldig verurteilten Greis bis weit vor die Hauptstadt entgegen. Umgeben von ihnen erschien er vor dem Kaiser mit demselben Schafpelz bekleidet, der ihm in Sibirien als Kleidung gedient hatte. Der Kaiser überreichte ihm sogleich das Band seines eigenen St.-Andreas-Ordens und bestätigte ihm seine Feldmarschallwürde, indem er wohlwollend äußerte: „Ich hoffe, daß Sie ungeachtet Ihres hohen Alters mir noch manchen wertvollen Dienst leisten können." Münnich erwiderte: „Weil mich Eure Majestät aus tiefster Finsternis an das Licht gebracht und aus einer unterirdischen Höhle auf die Stufen Ihres Thrones gerufen haben, so werden Sie mich stets bereit finden, mein Leben für Sie einzusetzen. Weder das lange Exil noch die strenge Kälte Sibiriens vermochten den heißen Eifer zu beseitigen, den ich ehemals für Rußlands Wohl und den Ruhm seines Monarchen gezeigt habe." Ebenso kam L'Estocq aus seiner Verbannung zurück, der Elisabeth zum Thron verholfen und ihre Undankbarkeit in so grausamer Weise kennengelernt hatte.

Tag für Tag sah man neue Opfer der vorigen Regierung in Petersburg ankommen. Gerührt verfolgte das Volk diese Vorgänge und segnete seinen Kaiser, dem Bewunderung und Freudengeschrei entgegenscholl, als er sich in kaiserlicher Prachtentfaltung in den Senat begab und eine Erklärung vorlas, nach welcher er es dem Adel fortan gestattete, Waffen zu tragen, auch unbehindert außerhalb des Reichs Reisen zu unternehmen, die

bisher verboten waren. Er befreite diesen Stand von der sklavischen Abhängigkeit, in welcher ihn die früheren Regierungen gehalten hatten.

Die größte Wohltat erwies Peter III. dem russischen Volk durch die Abschaffung der Inquisition, des fürchterlichen Gerichts, das unter dem Namen Geheime oder Privatkanzlei unter der Regierung der mißtrauischen und furchtsamen Kaiserin Elisabeth soviel Unheil stiftete. Alexis Michaelowitsch, der Vater Peters des Großen, hatte diese abscheuliche Einrichtung des tyrannischen Tribunals geschaffen, das dazu bestimmt war, alle diejenigen zu richten und zu verurteilen, die des Hochverrats beschuldigt waren oder dem Herrscher und seinen Günstlingen mißfielen. Der geringste Verdacht, die abgeschmackteste Beschuldigung genügten der Geheimen Kanzlei, die hochgeachtetsten Personen in Haft zu nehmen, sie grausamen Torturen zu unterwerfen, ohne daß Geburt, Geschlecht oder Alter Milderungen herbeiführen konnten.

Die Zurückberufung der ehemals ungerecht Verbannten und die Aufhebung der Inquisitionskanzlei sind glanzvolle Höhepunkte der Regierungstage Peters III. An seiner Absicht, nur Gutes und das Rechte zu tun, ist nicht zu zweifeln.

Leider gelangten die durch seine vernachlässigte Erziehung erworbenen Laster und Fehler immer wieder zum Durchbruch, beherrschten ihn mehr und mehr in seinem Tun und wurden schließlich sein Verderben.

Unter den Generaladjutanten hatte der Zar einen jungen Menschen aus der Ukraine, namens Gudowitsch, der seinen Herrn aufrichtig liebte und ihm ohne Eigennutz diente. Schon als Großfürst wollte ihm Peter die Stelle eines Hetmans der Kosaken verschaffen, die Cyrill Rasumowsky innehatte und ihm dessen Feind-

schaft zuzog. Gudowitsch war es gewesen, der Peter bewog, den Rat des alten Trubetzkoi einzuholen, ehe er sich Panins Leitung anvertraute. Er veranlaßte Peters Maßnahmen der Milde und Gerechtigkeit, die die ersten Tage seiner Regierung auszeichneten.

Fünf Tage hintereinander hatte sich der Zar mit seiner Mätresse und einigen Zechgenossen eingeschlossen und überließ sich den früheren, gewohnten Orgien. Er war betrunken, als Gudowitsch mit bekümmerter Miene und ernstem Blick eintrat. „Zar!" sagte er, „Sie ziehen uns, wie ich sehe, die Feinde Ihrer Ehre vor. Ihnen sind Sie zugetan und bestätigen deren Behauptungen, daß Sie weit eifriger auf Ihre unwürdigen und verächtlichen Vergnügungen bedacht sind, als weise Ihr Reich zu regieren. Sie wollten Ihrem ruhmreichen Großvater Peter dem Großen gleichen und schwuren, ihn sich zum Muster zu nehmen. Ist das die richtige Art, Ihr kluges und edles Benehmen bei der Thronbesteigung fortzusetzen? Sie haben sich die Liebe und Bewunderung Ihrer Völkerschaften errungen. Leider treten bereits Murren und Mißvergnügen an ihre Stelle. Petersburg fragt bereits, ob der Zar sich nicht mehr in seinen Mauern befindet, das Reich ist in Furcht, weil es vergeblich auf Gesetze wartet, die es beglücken sollen. Bald werden die Intrigen, die beim Antritt Ihrer Regierung aufhörten, aufs neue anfangen, die Gedanken zu verwirren. Erwachen Sie aus Ihrem Todesschlummer, Zar. Zaudern Sie nicht und beweisen Sie durch nützliche Handlungen, daß Sie die Hoffnungen, welche man auf Sie gesetzt hat, mit Energie verwirklichen."

Überrascht und tief beschämt hörte Peter dieser Rede zu und fragte Gudowitsch kleinlaut, was er tun müsse, um das Reich für den Verlust der Tage zu entschädigen, die er in Ausschweifungen verbracht hatte. Gudowitsch

überreichte ihm sofort zwei Manifeste, die ihm der Großkanzler Woronzow zugeschickt hatte, von denen das eine, wie schon ausgeführt, die Rechte des Adels wiederherstellte, das andere die Geheime Kanzlei aufhob. Peter ergriff die Schriftstücke, ohne sie anzusehen, nahm sie unter den Arm und ging in den Senat, wo er die Manifeste als Ausdruck des kaiserlichen Willens vorlas. Alle waren in großer Freude und glaubten, daß sich der Zar die fünf Tage in seinen Zimmern eingeschlossen hätte, um die beiden weisen Gesetze zu überdenken und aufzusetzen.

Peter III. nahm sich auch vor, die zahlreichen Mißstände, die sich in die Justizverwaltung eingeschlichen hatten, zu beseitigen und dem Gerichtswesen eine Form zu geben, die jede Schikane ausschloß und eine schnellere Erledigung der Verhandlungen ermöglichte. Dieses schwierige Beginnen erforderte die genaue Kenntnis und Überwachung der Gerichtshöfe. Peter begab sich in den Senat zu einer Zeit, wo man ihn nicht erwartete, und fast niemand zugegen war. Er schickte nach den Senatoren, wies auf ihre Dienstvernachlässigung hin und strafte sie mit seinem Stock. Die Wirtschaft, Künste und Wissenschaften wurden gleichfalls ein Gegenstand seiner Sorgen.

Fast alle Teile der Verwaltung waren Kollegien anvertraut. Es gab das Kollegium der Admiralität, der Finanzen, des Ackerbaues usw. Peter besuchte diese Kollegien fleißig, wohnte ihren Beratungen bei, und wenn schon er an ihren Beschlüssen nicht teilnahm, belebte er dieselben durch seine Anwesenheit und Aufmerksamkeit. Die Aufklärung des Volkes schien ihm besonders heiß am Herzen zu liegen. Allein die Popen leisteten Widerstand, und sie waren es, die in aller Stille das Volk aufstachelten und ihm klarmachten, daß der

Kaiser die lutherische Religion der griechischen vorzog und daß ihm die Deutschen lieber seien als die Menschen russischer Nationalität. Nichtsdestoweniger blieb Peter bemüht, sich Popularität zu verschaffen. Gelehrig folgte er dem Rate seines Freundes Gudowitsch, eiferte dem Beispiel des Preußenkönigs nach, nahm Bittschriften entgegen, gewährte jedermann Audienz und verschaffte persönlich ihnen Gerechtigkeit. In den ersten Tagen seiner Regierung berief er auch alle Gesandten und Minister der auswärtigen Mächte zu sich und empfing ihre Ehrenbezeigungen mit Wohlwollen und Würde. Sein Benehmen versetzte alle in Verwunderung, stand es doch im krassen Gegensatz zu den Vorstellungen, denen man sich nach den früheren Schilderungen von seiner Person hingegeben hatte. Bei dem prächtigen Gastmahl, das er ihnen gab, trank er wenig und war sehr vorsichtig in seinen Reden.

Man vertraute dem neuen Menschen, der sich darbot.

Auch der Wiener Hof setzte Vertrauen in die so stark veränderte Gesinnung des Kaisers, und Maria Theresia hoffte, daß Elisabeths Tod das Bündnis dieser beiden Reiche nicht auflösen würde. Aber sie mußte bald einsehen, daß sie sich getäuscht hatte. Ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht.

Peter war und blieb der Bewunderer Friedrichs des Großen. Er gab alle gefangenen preußischen Offiziere, die sich in Petersburg befanden, sogleich frei und lud sie an seine Tafel. Einem derselben, dem Grafen Generalleutnant Hordt, der von den Russen bei Küstrin gefangen und von Elisabeth drei Jahre in sehr strenger Haft gehalten war, begegnete er mit besonderem Wohlwollen, machte ihn zu seinem Vertrauten und plauderte unaufhörlich mit ihm von dem preußischen Monarchen. Nur selten lud Peter die Vertreter der auswärtigen Mächte

an seine Tafel, wo der preußische und englische Gesandte häufige Gäste waren, was die Nichteingeladenen natürlich verdroß.

Mit Friedrich unterhielt Peter seit langer Zeit eine geheime Korrespondenz. Er nannte ihn in seinen Briefen nicht anders als seinen lieben Bruder oder würdigen Lehrmeister und erbat sich die Verleihung eines höheren preußischen Offiziergrades. Die Freundschaft des Kaisers wußte Friedrich zu nützen. Er schickte ihm die angesuchte Dienstgraderhöhung nicht sofort, schrieb ihm aber nach einiger Zeit, daß er ihn zum Generalmajor ernannt habe. Nicht etwa weil er der Kaiser sei, sondern einzig und allein seiner militärischen Kenntnisse wegen, die er zu schätzen wisse. Diese Schmeichelei vernahm Peter mit übermäßiger Freude. Er ließ in seinem Zimmer Friedrichs Porträt aufstellen und feierte die ihm zuteil gewordene Ehrung durch ein großes Festmahl, bei dem er sich wieder betrank.

Der Preußenkönig galt noch als Reichsfeind. Für dessen Bewunderung mußte Peter manche Sarkasmen anhören. „Weißt du's schon", sagte er eines Tages zum Hetman Rasumowsky, „daß ich, ehe ich Großfürst wurde, Leutnant beim König von Preußen war?" — „So", erwiderte der Kosak, „nun können Eure Majestät den König von Preußen zum Feldmarschall machen." Den Hofleuten wie den am Hofe anwesenden Diplomaten fremder Mächte mißfiel natürlich die Begünstigung alles dessen, was preußisch war, und Peters von förmlicher Verbesserungssucht getroffene Veränderungen fanden keinen Beifall, verschafften ihm nur Feinde, weil man mancher Reform noch nicht bedurfte.

So gerecht es war, die ungeheuren Reichtümer der Klöster und die Einkommen der Popen zu vermindern, so war es von Peter bestimmt nicht klug gehandelt, die

geistlichen Orden aufzuheben und den Erzbischof von Nowgorod, der sich dem widersetzte, mit der Verbannung zu bestrafen. Nicht minder unklug war es, aus den Kirchen die Bilder der Heiligen entfernen zu lassen, denen das russische Volk mit höchster Verehrung begegnete.

Wenn auch der Erzbischof eiligst wieder zurückgerufen wurde, so stärkte dieses Zeichen der Schwäche die feindlichen Hoffnungen, ohne die beleidigte Geistlichkeit zu besänftigen. Vielmehr verbreitete diese im Reich die Meinung, der Zar sei nur dem Anscheine nach zur griechischen Religion übergetreten, um sich durch dieses Mittel in den Besitz des Thrones zu bringen. Im Herzen sei Peter ein Lutheraner, der den religiösen Gebräuchen der Russen mit ärgster Verachtung gegenüberstehe. Man erinnerte daran, daß er als Großfürst in Oranienbaum eine lutherische Kirche errichten ließ, deren Einweihung er beiwohnte, Gesangbücher an seine holsteinischen Truppen verteilen ließ, die dort zu gleicher Zeit erbaute griechische Kirche aber nicht eines Besuches würdigte. Man eiferte weiter darüber, daß er die Heiligen beleidigt hätte und zwei neuerbaute Schiffe statt mit ihren Namen mit den Namen Prinz Georg und Friedrich taufte. Man vergaß auch nicht darauf hinzuweisen, daß der Zar mit Verachtung von der russischen Nation, jedoch mit Ehrerbietung von der deutschen spreche.

Besorgte in dieser Weise die Geistlichkeit die Abkehr von Peter, so tat er selbst das seinige, um die Armee zu beleidigen. Den deutschen Soldaten gab er stets den Vorzug vor den russischen Truppen. Er hob die Edelgarde auf, die Elisabeth auf den Thron gesetzt hatte, entzog der reitenden Garde das Vorrecht des Dienstes am russischen Hofe und setzte die holsteinische Garde

an die Stelle derselben. Er führte preußische Disziplin und Exerzitien ein, rief Drohungen in den Regimentern Ismailowsky und Preobaginsky hervor, als er einem Teil derselben befahl, die Hauptstadt zu verlassen, um sich in Pommern mit der Armee zu vereinigen, die er gegen Dänemark bestimmt hatte. Er ernannte seinen Onkel, den Prinzen Georg von Holstein, einen Militär mit wenigen Erfahrungen, zum Generalissimus der russischen Armeen und übergab ihm noch den Oberbefehl über die reitende Garde, eine Chefstelle, die immer nur einem der höchsten Würdenträger des Reiches zukam. Alle diese Maßnahmen bewirkten zusehends eine tiefe Verstimmung.

Friedrich II., dem Peter III. alles, was er unternahm, mit ängstlicher Besorgnis vorlegte, erteilte ihm oft guten Rat. Er versuchte auch, ihm von den Feindseligkeiten abzuraten, die er gegen Dänemark beschlossen hatte, und ihm die Absicht auszureden, das Herzogtum Schleswig gewaltsam von Dänemark zurückzunehmen. Als er schließlich sah, daß Peter von seinem Vorhaben nicht mehr zurückkonnte, riet er ihm, sich, ehe er den Krieg begänne, in Moskau mit aller möglichen Pracht und den üblichen Zeremonien krönen zu lassen und sich nicht zur Armee zu begeben, ohne daß die fremden Minister und Gesandten und alle die Russen, auf deren Treue er sich verlassen könnte, in seinem Gefolge wären. Er riet ihm ferner, nicht zu sehr Eingriffe in die Kirchengüter vorzunehmen, sich auch nicht um die geistliche Tracht der Mönche zu kümmern, weil manchmal Kleinigkeiten in den Augen eines abergläubischen Volkes von großer Wichtigkeit sind. Insbesondere empfahl er ihm noch, daß er die Achtung und Ehrerbietung gegen seine Gemahlin nicht vergessen solle und im übrigen auf seine eigene Sicherheit bedacht sein möchte.

Peter III. führte in seiner Antwort an Friedrich II. u. a. aus:

„Mit Beziehung auf das Interesse, das Sie an meiner Erhaltung nehmen, bitte ich Sie, unbesorgt zu sein. Die Soldaten nennen mich ihren Vater. Sie sagen, sie wollten lieber von einem Manne als von einem Weibe regiert werden. Ich spaziere durch die Straßen von Petersburg zu Fuß und allein. Wenn einer etwas Böses gegen mich im Sinne hätte, würde er es schon längst haben ausführen können. Ich erweise jedermann Gutes und verlasse mich auf den Schutz des Höchsten. Und von diesem habe ich nichts zu fürchten."

Es kann kein Zweifel bestehen, daß der Scharfblick Friedrichs, der sowohl Peters wie Katharinas Charakter genau kannte, alles vorausgesehen hat, was sich in der Folge in Rußland zutrug. Seinem Gesandten in Petersburg schrieb er, „er solle fortfahren in dem freundschaftlichen Verkehr mit dem Kaiser, aber nicht unterlassen, der Kaiserin alle nur möglichen Artigkeiten und Aufmerksamkeiten zu erweisen." Unglücklicherweise glaubte Peter, es sei nicht notwendig, alle Ratschläge des Monarchen zu befolgen, den er seinen verehrten Lehrmeister nannte. Er überließ sich allmählich wieder seinen früheren lasterhaften Gewohnheiten und verbrachte oft ganze Tage und Nächte unter Trinken und Rauchen im Kreise liederlicher junger Leute, von denen die meisten seinen Untergang wünschten, aber seinen Neigungen schmeichelten und seine ihm oft gefährlichen Neuerungen heuchlerisch mit Beifall priesen.

Sein Betragen gegen seine Gemahlin wurde unschön und unüberlegt. Im gleichen Augenblick, wo er den Vorzügen ihres Geistes alle Verehrung erwies, entfielen ihm schon wieder Äußerungen des Ärgers über ihre Fehler und Bosheiten, über ihre Untreue. Bei den heiligen,

prächtigen Zeremonien der Russen, wie z. B. bei der religiösen Weihe und Segnung des Wassers, mußte sie in aller Pracht der kaiserlichen Würde erscheinen, und Peter folgte als Offizier, gleichsam als wollte er andeuten, sie sei zum Regieren da und er, um ihr zu dienen. Auch am Hofe überließ er ihr die Sorge des Repräsentierens. Dann kam er in seiner holsteinischen Regimentsuniform und stellte ihr ehrfuchtsvoll seine Offiziere vor, die er als seine Kameraden bezeichnete. So hatte es Peter der Große mit Katharina I. gemacht.

Die scheinbare Gunst des Kaisers gegenüber seiner Gattin war aber nicht von langer Dauer. Sowie er sich auf seinem Thron sicher glaubte, verbarg er seine Verachtung gegen sie nicht mehr und ließ sie seinen Haß auf eine sie stark demütigende Art fühlen. Als man das Fest des Friedens feierte, der mit dem König von Preußen geschlossen war, saß Katharina während des Abbrennens eines prächtigen Feuerwerks an der Seite ihres Gemahls. Peter erblickte seine Mätresse, die Gräfin Woronzow, rief sie herbei und ließ sie an seine Seite setzen. Katharina entfernte sich sofort, ohne daß ihr Gemahl den leisesten Versuch machte, sie zurückzuhalten. Am gleichen Tage schlug Peter beim Souper vor, auf das Wohlsein seines Oheims, des Prinzen Georg von Holstein zu trinken. Alle Gäste erhoben sich, ausgenommen Katharina, die einen Schmerz im Fuß vorschützte. Peter, der sich darüber furchtbar aufregte, daß Katharina es an der Achtung fehlen ließe, die sie seinem Oheim schuldig war, belegte sie mit einem höchst schimpflichen Namen. Katharina weinte über diese erlittene Demütigung und unterhielt sich einige Zeit heimlich über die Schmach mit dem Kammerherrn Stroganow, mußte aber nach kaum einer Stunde erleben, daß er verhaftet wurde. Ihr Weinen erregte selbstverständlich das Mit-

leid aller Anwesenden, während Peters Betragen auf das schärfste mißbilligt wurde und Verdruß und Abscheu erregte.

Dergleichen Auftritte belebten Katharinas Mut und Selbstvertrauen. Sie bemerkte, daß es ihr eines Tages nicht schwerfallen würde, ihren Gemahl vom Thron zu stoßen. Sie blieb darum bemüht, die Herzen zu gewinnen, die er verlor. Sie besuchte die Kirchen von Petersburg, betete mit allem Anschein der eifrigsten Andacht, hielt sich streng an die Gebräuche der griechischen Religion, bewies sich wohltätig gegen die Armen, war ehrerbietig gegen die Popen, die dann von Haus zu Haus gingen und ihr Lob verkündigten.

Die Lebensweise des kaiserlichen Ehepaares bewegte sich im Innern des Palastes in den gleichen Gegensätzen. Während sich Peter III. mit seiner Mätresse, der Gräfin Woronzow, und einigen Günstlingen amüsierte, mit den Komödianten auf vertrautem Fuße lebte, sie an seinem Tisch mitspeisen ließ, beobachtete Katharina an ihrem Hofe Würde und pflegte Geselligkeit. Alle, die sich ihr näherten, fühlten sich von ihrer erprobten Liebenswürdigkeit hingerissen und bezaubert. Sie blieb zielbewußt darauf bedacht, alle Personen an sich zu ziehen, die durch ihr Ansehen, durch ihren persönlichen Mut, ihr nützlich werden konnten.

Immer größer wurde die Unvorsichtigkeit Peters, immer stärker die Verärgerung des Volkes und der am Hofe anwesenden Diplomaten. Der dänische Minister Graf Rantzau-Aschberg erschien niemals vor Peter, ohne von diesem zum größten Unwillen gereizt zu werden. Ebenso kühl und ironisch begegnete er dem französischen und dem österreichischen Gesandten, denen er wissen ließ, daß er sich politisch zu ihren Reichen nicht hingezogen fühle, was er ihnen bei jeder Gelegenheit be-

wies. Als man ihm den Stempel zu den neuen Rubeln vorlegte und er sich auf demselben mit einer frisierten Beutelperücke dargestellt sah, schrie er: „Fort mit dem Kopfputz, dem König von Frankreich will ich nicht ähnlich sehen!“ An einem Abend speiste er bei dem Großkanzler Woronzow. Auch die Vertreter der fremden Mächte waren anwesend. Während der ganzen Mahlzeit sprach der Kaiser nur von dem König von Preußen. Er wußte die kleinsten Vorgänge seiner Feldzüge, erging sich in den größten Lobeserhebungen für Friedrich und kargte nicht mit Spott über dessen Feinde. Vom starken Punsch berauscht, stand er von der Tafel auf.

Man spielte, und der Kaiser verlor gegen den französischen Gesandten. Darauf nahm der spanische Gesandte seinen Platz ein, und Peter flüsterte dem französischen Gesandten zu, unter Anspielung auf den Krieg gegen England: „Spanien wird verlieren.“ „Ich glaube nicht“, entgegnete der Franzose lebhaft, „wir sind auf seiner Seite, und auch allein braucht es sich nicht zu fürchten.“ Achselzuckend, mit einem höhnischen Lächeln, sagte der Kaiser nichts weiter als ein gedehntes „ah“. Ernst fuhr der Gesandte fort: „Und wenn wir die Allianz mit Eurer Majestät beibehalten, wird der Krieg auf dem Festlande und gegen Preußen siegreich sein.“ Peter schwieg einen Augenblick und antwortete abwehrend: „Ich will Frieden.“ — „Wir wollen ihn ebenfalls“, erwiderte der Gesandte, „aber wir wollen einen Frieden, der ehrenvoll ist und die Zustimmung aller Bundesgenossen hat“, worauf ihn der Zar mit den Worten anbrüllte: „Wie es Ihnen gefällig ist, — ich will Frieden, macht was Ihr wollt, und wie Ihr es versteht.“

Peter III. hatte wohl schon vor seiner Thronbesteigung den Entschluß gefaßt, mit Friedrich einen Son-

derfrieden zu schließen und diesem ein Offensiv- und Defensivbündnis folgen zu lassen.

Unter dem Vorwand, seinen Regierungsantritt dem Fürsten von Anhalt-Zerbst, seinem Schwager, zu notifizieren, schickte er den gewandten Gudowitsch nach Deutschland. Gleichzeitig erhielt dieser den Geheimbefehl, auf dem Rückwege dem König von Preußen Nachricht über die nunmehr beabsichtigte Politik zu bringen. Gudowitsch traf am 20. Februar 1762 in Breslau ein. Die Russen hatten sich bereits eines bedeutenden Teils von Preußen bemächtigt. Und Maria Theresia wie der König von Frankreich hatten der Kaiserin Elisabeth den Besitz garantiert.

Friedrich atmete auf. Seine weit vorausschauende Politik trug ihm endlich die sehnsüchtig erwarteten Früchte ein. Er empfing Gudowitsch in Breslau mit allen Ehren, teilte ihm mit, daß er zu gleicher Zeit seinen Gesandten, Baron Goltz, nach Petersburg geschickt habe, um dem Zaren wichtige Nachrichten auszuhändigen. Baron Goltz traf am 4. März in Petersburg ein und wurde am 7. März zur Audienz beim Kaiser befohlen. Der Empfang von diesem überstieg die preußischen Erwartungen. Freundschaft und Verehrung für Friedrich II. atmete jede Äußerung des Kaisers. Kein Fest fand bei Hofe statt, zu dem Baron Goltz nicht geladen war. Bei der Tafel befand er sich immer in der Nähe von Peter, dem er am 22. März die Insignien des Schwarzen Adlerordens überreichte. In seiner großen Freude über die erfolgte Ehrung ließ Peter bei der Palastwache die Parole austeilen: „Vivat Korona Prußkaja!"

Der sächsische Gesandte Graf Brühl schrieb wütend um diese Zeit seinem Hofe u. a.: „Der König von Preußen ist der Kaiser von Rußland." Der erst sechsundzwanzig Jahre alte Baron Goltz wußte die beim Kaiser

vorhandene Stimmung bestens für die ihm anvertrauten Friedensverhandlungen zu nützen, was ihm später die schmeichelhafte Anerkennung seines Königs verschaffte.

Peter schickte dem General Zernitschew, der die 30000 Mann russische Hilfstruppen bei der österreichischen Armee kommandierte, den Befehl, sich durch Schlesien nach Polen zurückzuziehen. Ein zweiter Befehl folgte mit der Anweisung, die russischen Truppen mit denen des Königs von Preußen zu vereinigen und sich in allem nach dessen Willen zu richten. Peter überging die Höfe von Wien und Versailles und deren Gesandte, die seine Dispositionen erst aus den offiziellen Zeitungen erfuhren. Einige Zeit darauf gab der russische Gesandte in Wien dem Fürst Kaunitz die Erklärung: „daß der Kaiser den Weg eines Kongresses für zu langweilig gefunden, daher eine direkte Verhandlung mit dem König von Preußen vorgezogen habe. Er sei im Begriffe mit dem Preußenkönig Frieden zu schließen und rate diesem Beispiel zu folgen. Es mute ihn merkwürdig an, daß man ihm dies verübeln wolle, wo der Krieg für ihn und seine Völker beschwerlich und nachteilig sei."

Die Verhandlungen für den Abschluß des Preußisch-Russischen Schutzbündnisses nahmen einen raschen Verlauf. Der diesbezügliche Vertrag wurde von Goltz und Woronzow am 19. Juni 1762 unterzeichnet.

Am 30. Juni vereinigte sich bei Lissa das russische Hilfskorps unter General Zernitschew mit den Truppen des Königs von Preußen. Am 8. Juli wurde in Königsberg jenes kaiserliche Patent bekanntgegeben, wonach die Provinz Preußen von dem vor fünf Jahren dem russischen Kaiserhaus geleisteten Huldigungseid entbunden und Friedrich II. zurückgegeben ward.

Mit größter Pracht ließ Peter III. das Friedensfest

feiern. Die Festlichkeiten währten mehrere Tage. Er erschien dazu in einer preußischen Uniform, die der Schwarze Adlerorden schmückte. Um Österreich zu kränken, ließ er den Gesandten Maria Theresias zu den Friedensfesten einladen. Seiner Würde entsprechend lehnte dieser die Einladung ab.

Während der Dauer der Festlichkeiten verging fast kein Tag, den Peter nicht mit übermäßigem Trinken verbrachte, und seine Trunkenheit rief immer mehr gefährliche Handlungen der Unbesonnenheit hervor.

Wie gewöhnlich fing er eines Abends eine Unterhaltung über Friedrich II. an. Staatsrat Wolkow saß ihm gegenüber. Peter rief ihm plötzlich zu: „Es ist gewiß, der König von Preußen ist ein Hexenmeister, ein Erzzauberer. Er wußte die Entwürfe unseres Feldzuges schon, wenn wir sie kaum entworfen hatten." Wolkow errötete und wurde furchtbar verlegen. Unter prustendem Lachen sagte Peter weiter zu ihm: „Warum so verlegen, du hast dich nicht vor Sibirien zu fürchten. Hast du mir nicht trotz aller deiner Furcht alle Pläne und Entwürfe mitgeteilt, die man im Conseil faßte, und ich so schnell als möglich heimlich an Seine Majestät dem König weitergab."

Als die Lustbarkeiten der Festtage dem Ende nahten, und der Kaiser merkte, wie sich der österreichische Gesandte erbitterte, war es ihm eine Freude, ihn noch mehr zu beleidigen. Er ließ ihm sagen: „Da die Kaiserin Maria Theresia aus übertriebenem Ehrgeiz einem allgemeinen Friedensschluß Hindernisse in den Weg lege, indem sie zu Unrecht Ansprüche auf Schlesien und die Grafschaft Glatz erhebe, die sie feierlich an Preußen abgetreten habe, so sei er willens, noch 20 000 Mann mehr nach Preußen zu schicken, um Maria Theresia zu zwingen, auf ihre unrechtmäßigen Ansprüche zu verzichten."

Alles schien zu beweisen, daß dieser Ausspruch keine leere Drohung sei. Friedrich freute sich bereits, von Rußland neue Hilfstruppen zu erhalten. Aber da trat die Katastrophe ein, die die Hoffnungen Friedrichs zerstörte und dem russischen Hofe eine andere Gestalt gab.

Mitten unter allen kriegerischen Vorbereitungen gegen Dänemark und den unnützen Feierlichkeiten, vergaß Peter seine Mätresse nicht, die Gräfin Woronzow. Dieses ungebildete, stupide Mädchen, das vor Hochmut sich kaum mehr beherrschen konnte, wurde von einem ehrgeizigen, listigen Vater geleitet. Von ihm beeinflußt, wußte sie bald durch Schmeichelei, bald durch Scheltworte oder Schläge den Zar dahin zu bringen, daß er ihr sein Versprechen wiederholte, sie zu heiraten und statt der Katharina auf den russischen Thron zu setzen.

Diese Hoffnung machte sie so stolz, daß sie sich ihrer Zukunft rühmte. Während ihr Vater und einige Höflinge eifrig bestrebt waren, ihr den Weg zum Thron zu ebnen, waren alle andern bemüht, ihr den Weg zum Ziele zu versperren. Peter schien dem von seiner Geliebten verbreiteten Gerücht durch seine Handlungen zuzustimmen. Er machte kein Hehl daraus, daß er beabsichtige, Katharina zu verstoßen und seinen Sohn, den jungen Großfürsten Paul, für einen Bastard zu erklären. Er war davon überzeugt, daß die an den Pranger gestellten Treulosigkeiten Katharinas ihm bei seinen Untertanen und den europäischen Fürstenhäusern die Billigung für sein Vorhaben eintragen würden. Unter dem Drängen der Gräfin, die durch ihren Vater über verschiedene Einzelheiten des Liebesverhältnisses zwischen Katharina und Saltikow eingeweiht war, ließ er diesen aus Hamburg kommen, überhäufte ihn mit Wohltaten und Schmeicheleien, um von ihm das Geständnis seines sträflichen Umganges mit Katharina zu erhalten. Den Lok-

kungen oder der Furcht vor Strafe erlag Saltikow. Peter triumphierte. Ein weiteres Vorgehen unterblieb vorerst, da ihn die Wahl eines Nachfolgers in Verlegenheit setzte.

Obwohl der Kaiser aus seinem Zusammenleben mit der Woronzow vor der Öffentlichkeit kein Geheimnis machte und sich zur Befriedigung seiner sexuellen Begierden auch eine oder die andere junge und schöne Tänzerin aus dem Theater holen ließ, sich dann mit niedrigen galanten Vergnügungen abgab, vermochte er sich doch keinen Erben zu erzeugen. Zwar hatte ihn die bei ihm vorgenommene Operation von einem Hindernis, den geschlechtlichen Verkehr zu pflegen, befreit, aber alle Bemühungen zur Erlangung von Kindern waren bisher fruchtlos verlaufen. In seinem Haß gegen Katharina kam er zu einem sonderbaren Entschluß. Er wollte den Prinzen Iwan, der von Elisabeth des Thrones beraubt worden und in der Festung Schlüsselburg festgesetzt war, adoptieren, zu seinem Nachfolger erklären, und mit der jungen Prinzessin von Holstein-Beck, die damals in Petersburg weilte, und von ihm wie eine eigene Tochter geliebt wurde, vermählen.

Niemand in sein Vorhaben einweihend, als Begleitung nur seinen Oberstallmeister Leon Narischkin, einen seiner Generaladjutanten, Baron von Korff, den Polizeidirektor von Petersburg und den Staatsrat Wolkow mit sich führend, begab sich Peter nach Schlüsselburg in der Absicht, unerkannt mit Iwan zu sprechen. Er fertigte für sich einen Ausweis an, der den Kommandanten von Schlüsselburg anwies, ihn mit Begleitung in der Festung nach Belieben herumgehen zu dürfen, und auch mit dem Prinzen Iwan sprechen zu lassen.

Leon Narischkin hatte Befehl erhalten, sich für den Kaiser auszugeben. Aber Iwan ließ sich nicht täuschen.

Nachdem er die Fremden, die zu ihm eintraten, einige Zeit aufmerksam betrachtet hatte, warf er sich plötzlich zu den Füßen des Kaisers nieder. „Kaiserliche Majestät", sagte er gerührt, „Sie sind hier Herr. Ich will Ihnen nicht mit einer langen Klage lästig werden, aber erleichtern Sie mein Los. Seit vielen Jahren hause ich in diesem finsteren Gefängnis. Vergönnen Sie mir ab und zu einige Zeit in der frischen Luft zu verbringen." Bewegt entgegnete Peter: „Stehen Sie auf, Prinz, und seien Sie unbesorgt betreffs Ihrer Zukunft. Ich werde alle Mittel anwenden, um Ihr Schicksal zu mildern. Aber sagen Sie mir, entsinnen Sie sich aller Leiden, die Sie seit Ihrer Kindheit erdulden mußten?" Iwan antwortete: „An alles was sich in meiner frühesten Kindheit zugetragen hat, kann ich mich nicht erinnern, aber von dem Augenblick an, wo ich die Größe meines Unglücks erkennen konnte, vereinigten sich meine Tränen mit denen meiner Eltern, die nur um meinetwillen so unglücklich und üblen Behandlungen ausgesetzt waren, wenn man uns aus einer Festung in die andere brachte." „Und woher kam diese üble Behandlung?" fragte der Kaiser. „Von seiten der Offiziere, die uns begleiteten und sich als Unmenschen erwiesen", erwiderte Iwan. „Erinnern Sie sich nicht mehr an die Namen dieser Offiziere?" fragte aufs neue der Kaiser. „Wir waren nicht begierig, sie zu erfahren, und dankten dem Himmel, wenn diese Ungeheuer durch andere Offiziere abgelöst wurden, die weniger grausam waren", entgegnete Iwan. „Wie", rief Peter aus, „Sie fanden keinen darunter, der menschlich mit Ihnen verfuhr?" „Ein einziger nur verdient von diesen Tigern unsere Dankbarkeit. Er nannte sich von Korff." Bewegt drehte sich der Kaiser zu seinem Gefolge um, nahm den Polizeidirektor Baron von Korff beim Arm und sprach mit weicher

Stimme: „Sie sehen, Baron, eine gute Tat ist niemals verloren."

Seine Rührung zu verbergen, entfernte er sich für einige Minuten und kehrte mit dem Kommandanten der Festung zurück, zu welchem er in der Gegenwart Iwans sagte: „Ich befehle Ihnen, daß Sie dem Prinzen von diesem Augenblicke an alle Erleichterungen verschaffen, die er verlangt, und ihm zu allen Zeiten erlauben, in der Festung spazierenzugehen. Weitere Instruktionen erhalten Sie schriftlich und haben dementsprechend Ihr Benehmen gegenüber der geheiligten Person des Prinzen einzurichten."

Nach dem Verlassen von Iwans Zimmer besah sich der Kaiser das Äußere und Innere der Festung, und als er einen Platz entdeckte, der ihm für die Errichtung eines Gebäudes günstig erschien, befahl er dem Kommandanten umgehend mit dem Bau zu beginnen und fügte hinzu: „Ich will, daß dieses Gebäude ein Pavillon mit einer Fassade von neun Fenstern werde und daß man dahinter einen Garten anlegt, in dem man angenehm spazierengehen kann. Sobald der Bau beendet, komme ich selbst nach Schlüsselburg, um den Prinzen in seine neue Wohnung einzuführen."

Wahrscheinlich gab der Kaiser dem Kommandanten diesen Befehl nur, um seine wahre Absicht zu verbergen. Denn wozu brauchte er für den Mann ein neues Gefängnis, den er zum Thronerben ausersehen hatte? — In Wirklichkeit galt der Neubau einem anderen Zweck. Er sollte in Kürze Katharina aufnehmen.

Nachdem er noch einmal dem Prinzen Iwan Mut zusprach, verließ Peter mit seinem Gefolge die Festung und kehrte nach Petersburg zurück, wo man aus diesem Besuch die verschiedensten Schlüsse zog. Als der Prinz von Holstein, der Oheim Peters III., davon erfuhr,

riet er ihm, den jungen Prinzen Iwan, nebst der von ihm getrennten Familie, nach Deutschland zu schicken. Peter, der dem Oheim von seinem Plan nichts merken lassen wollte, tat so, als ob er den Rat befolgte. Es genügte ihm aber, Iwan in die Festung Kexholm, auf einer kleinen Insel im Ladoga-See, bringen zu lassen, von wo aus er dann später im geheimen nach Petersburg übergeführt wurde.

Die immer schärfer hervortretenden Unbesonnenheiten Peters, sein unvorsichtiges Geschwätz über die Pläne, die er in Beziehung auf Katharina gefaßt hatte, stärkten der Kaiserin den Mut, alles zu wagen, um ihren Feinden zuvorzukommen. Nach Peterhof verwiesen, in einem der entlegensten Zimmer des Schlosses wohnend, sann sie unaufhörlich auf die Mittel und Wege, ihren Gemahl vom Throne zu stürzen. Sie beriet alles mit dem neuen Geliebten, in dessen Armen sie Nächte verbrachte, und machte ihn zum kühnsten Verschwörer, den es je gegeben. Es war Gregorius Orlow.

Seit der Entfernung des Grafen Poniatowsky wußte sie bei den Hofleuten den Schein zu erwecken, als ob sie dem Polen noch immer in treuer Liebe anhing, wußte sich aber im geheimen für die Abwesenheit dessen zu entschädigen, den sie zu lieben vorgab. Selbst ihre alten Freunde wurden getäuscht.

Herr von Breteuil, der sich für besonders scharfsichtig hielt und Katharinas Vertrauen zu besitzen glaubte, hielt ihre zärtliche Liebe zu Poniatowsky für so beständig, daß er seine Würde als Gesandter Frankreichs vergaß, ihr alle Briefe dieses Geliebten persönlich zustellte und die Bestellung ihrer Antworten übernahm. Selbst die Fürstin Daschkow wußte vorerst von keiner anderen Liebe Katharinas als der zu Poniatowsky. Obgleich sie schon lange mit Orlow im politischen Ein-

verständnis war, ohne zu wissen, daß er Katharina schon bestens bekannt war. Die einzige Vertraute, die um alle Liebesabenteuer Katharinas wußte und alles nach ihren Wünschen lenkte, war die Kammerfrau Katharina Iwanowna. Sie erledigte von jeher das Kommen und Gehen der Liebhaber so geschickt und betrug sich, von keinem Gewissen beschwert, so ausgezeichnet, daß diejenigen Männer, die sie ihrer Herrin präsentierte, in der Regel die Gunst derselben erlangten, ohne daß sie wußten, wer eigentlich die Frau in ihren Armen war. Auch Katharina fragte nicht nach Namen und Stand der Männer und glich hierin schon als Großfürstin ihrer Vorgängerin, der Kaiserin Elisabeth. Orlow machte eine Ausnahme. Er gefiel Katharina so ausnehmend und gewann bald eine solche Macht über sie, daß er ihr alleiniger Geliebter wurde.

Gregorius Orlow besaß weder Vorzüge der Geburt, noch die einer guten Erziehung. Seine Vorzüge hatte ihm die Natur geschenkt. Mut und Schönheit zierten ihn. Gregorius oder Gregor diente in der Artillerie, während gleichzeitig zwei Brüder, Alexis und Woldemar, als gemeine Soldaten in einem der Garderegimenter standen. Der Brüder Orlow gab es fünf. Zwei weitere waren Feodor und Iwan.

Der Generalfeldzeugmeister Peter Schuwalow suchte sich zum Adjutanten immer den schönsten seiner Offiziere aus und wählte Gregor Orlow. Schuwalow hatte eine der vornehmsten und schönsten Hofdamen zur Gemahlin, die Fürstin Kurakin, eine Schwester Panins. Diese gab dem Adjutanten bald zu erkennen, daß sie ihn ihrem Gemahl vorziehe. Bei einem Schäferstündchen ertappte der General beide in innigster Umarmung und verbot dem Orlow, sich je wieder vor ihm blicken zu lassen, und drohte ihm, daß er seine Stellung ver-

wenden würde, ihn nach Sibirien verbannen zu lassen. Diese Begebenheit erregte Aufsehen. Hof und Stadt klatschten schmunzelnd eine Zeitlang darüber. Auch Katharina erfuhr davon in ihrem entlegenen Aufenthaltsort.

Neugierde, vielleicht auch etwas Mitleid erweckten in ihr den Wunsch, den jungen Offizier kennenzulernen. Der gerissenen Kammerfrau Katharina Iwanowna war es ein leichtes, ihr diese Gelegenheit zu verschaffen. Orlow, der keine Ahnung hatte, wer die Dame sein möchte, die sich für ihn interessiere, wurde von Katharinas Liebenswürdigkeit und körperlichen Reizen so ergriffen, daß er weit mehr Entzücken und Leidenschaft für sie empfand, als er je in den Armen der Fürstin Kurakin gefühlt hatte. Der ersten Zusammenkunft folgten mehrere. Als Katharina über die Kühnheit und Verschwiegenheit ihres Geliebten Gewißheit hatte, entdeckte sie ihm ihre weit ausholenden Pläne, zu denen Orlow, beglückt durch die ihm zuteil gewordene Liebe und Auszeichnung, in heißem Eifer seine Zustimmung gab. Er weihte seine Brüder in die Verschwörung gegen Peter ein, ebenso seinen Freund Bibikow, den Leutnant Passick und noch andere zuverlässige Offiziere, mit deren Hilfe er bald einige Kompanien der Garde auf seine Seite brachte, ohne diesen jedoch zu sagen, was er im Schilde führte.

Die Intrige mit Orlow war nicht die einzige, die Katharina einzufädeln wußte. Mancher Offizier und Hofmann hatte ihre unzweideutigsten Gunstbezeigungen genossen. Da sie bei ihnen nicht die von ihr gewünschte Hingebung und Ergebenheit fand, begnügte sie sich damit, alle zu ihren Freunden zu machen, ohne sie in ihre Pläne einzuweihen. Einer derjenigen, die von Katharina besonders ausgezeichnet wurden, war der General-

leutnant Villebois. Als er nach dem Tode des Generals, der den Orlow fortgejagt hatte, Kommandeur der Artillerie wurde, bat sie ihn, Gregor Orlow in seinem Korps als Hauptmann und Regimentsquartiermeister einzustellen. Villebois erfüllte ihr den scheinbar harmlosen Wunsch. Er ahnte nicht, daß er einem ihm vorgezogenen Nebenbuhler die Steigbügel zu seinem Aufstieg hielt.

Die von Katharina angezettelte Verschwörung erhielt eine immer breitere und sichere Basis durch die junge Fürstin Daschkow, obwohl jede Gruppe die andere in Unwissenheit über das Ziel glaubte.

Als die Fürstin Daschkow nach einiger Zeit von Moskau zurückgekommen war, wo ihr Mann sie in einer Art von Exil gehalten hatte, wünschte ihre Familie sie wieder an der Seite des Zaren zu sehen. Das war nicht nach ihrem Sinne, als Mätresse die eventuelle Nachfolgerin ihrer Schwester, der Elisabeth Woronzow, zu werden. Sie brauchte einen Liebhaber, der mehr konnte als trinken und rauchen. Sie schloß sich an Katharina an, und da diese nach Peterhof verbannt war, blieb die Fürstin Daschkow in Petersburg, um ihr um so bessere Dienste zu leisten. Sie unterhielt mit Katharina eine Korrespondenz, in der sie von allem berichtete, was am Hofe und in der Hauptstadt vorging, und gab ihr gleichzeitig Mittel an die Hand, den schlimmen Absichten des Kaisers zuvorzukommen. Die Zuneigung der Fürstin zu Katharina war nicht der einzige Grund ihrer Ergebenheit und Dienstbarkeit. Sie war auch auf das glänzende Glück eifersüchtig, das ihrer Schwester als Kaisermätresse, künftiger Kaisergemahlin harrte.

Weder die Drohungen ihrer Schwester noch ihres Vaters, noch die Hinweise ihres Onkels, des Großkanzlers Woronzow, vermochten sie von ihrer Zuneigung

zu Katharina abzubringen, deren Klugheit und Wissen sie schätzte, da sie selbst in Moskau studiert hatte und mit Verachtung auf die Unwissenheit ihrer Nation sah. Besonders gefiel sie sich aber in ihrer Eitelkeit als Lenkerin einer Verschwörung.

Die Fürstin Daschkow hatte eine Zeitlang einen Piemonteser namens Odart bei sich aufgenommen, der aus Lust und Drang, sein Glück in der Welt zu suchen, nach Petersburg gekommen war. Er machte sie mit den besten Schriften seiner Nation bekannt, befestigte ihre Kenntnisse in der französischen Literatur. Odart gefiel der Fürstin um so mehr, als sie bald sein Talent für Intrigen erkannte. Sie sprach Katharina gegenüber so glänzend von Odart, daß diese ihn gleichfalls an sich zu fesseln wünschte, ihn zu ihrem Privatsekretär ernannte und ihm in kurzer Zeit vertrauensvoll ihre Pläne enthüllte. Odart sah ein, daß Katharina den Drangsalen und unausgesetzten Demütigungen nur durch den Sturz des Kaisers entgehen konnte. Er überblickte alle Schwierigkeiten und die mit der Ausführung verbundene Gefahr. Schreckte ihn auch die beim Mißlingen eintretende Strafe eines schmählichen Todes, so reizten ihn doch die zu erwartenden Ehren und die geldliche Belohnung. Odart zögerte nicht lange. Er wandte sich an die ruhmsüchtige Fürstin Daschkow, gab ihr die Zusicherung, an der Verschwörung teilzunehmen. Diese war überaus vergnügt, in seiner Person einen Bundesgenossen zu erhalten, der sich in den Künsten des Intrigenspiels genau auskannte.

Beide waren sich schnell klar darüber, daß sie ohne die Mithilfe der Armee nie zum Ziele gelangen konnten. Die Soldaten zu werben erforderte große Geldmittel. Dann mußten Anführer mit Namen und Ansehen dasein, die der ganzen Verschwörung den notwendigen

Antrieb und Schwung gaben, sich durch kein Hindernis schrecken ließen. Ihre Augen richteten sich auf den Hetman Cyrill Rasumowsky und den Grafen Panin.

Das große Ansehen, das der Hetman unter der Regierung Elisabeths genoß, und der vertraute Umgang, den er sich mit Peter III. zu erhalten wußte, verschafften ihm bedeutenden Einfluß am Hofe. Seine unermeßlichen Reichtümer erlaubten ihm, arme Offiziere und Soldaten freigebig zu unterstützen, wodurch ihm eine stattliche Anzahl von Freunden in der Armee sicher war. Dazu bekleidete er eine der wichtigsten Stellungen im Reich. Zwar schätzte er Katharina nicht sehr und war sich ebenfalls der Gefahren bewußt, die mit der Entthronung des Kaisers verbunden waren. Aber die junge Fürstin Daschkow verstand es, mit ihrer glühenden Begeisterung von ihm die Versicherung der Unterstützung zu erhalten. Nach einigen Tagen kam Gregor Orlow zu ihm, um seine Gesinnung zu erforschen. Von diesem in seine Pläne eingeweiht, gab er ihm die gleiche Zusage wie der Fürstin Daschkow und faßte den Entschluß, nunmehr mit seinen Freunden nicht untätig zu verharren.

Er versammelte diese um sich und enthüllte ihnen, daß er Kenntnis davon erhalten habe, daß man unter den Truppen ernstlich daran denke, den Kaiser abzusetzen. Rasumowsky wies darauf hin, daß es höchste Zeit sei, die Leitung der Verschwörung selbst in die Hand zu nehmen, da man andernfalls den Truppen zum Opfer fiele. Befragt, was zu tun wäre, führte er weiter aus: „Unterstützen Sie mich, wenn die Verschwörung ausbricht, und ich werde jedem die Stellung anweisen, auf die er nach Geburt und Talent Anspruch erheben kann. Die Unerschrockenheit und der Mut einiger Verschworenen ist im Begriff, den ersten Schritt zu tun.

Lassen Sie uns diesen Augenblick benutzen. Wenn es ihnen gelingt, so wird unsere Klugheit die Früchte ernten. Sind Sie entschlossen, meinem Beispiel zu folgen?"

Alle schwuren es und trennten sich in der Erwartung eines baldigen Ausbruchs der Verschwörung, die ihrem Privathaß und Ehrgeiz schmeichelte, ihnen einen Aufstieg verhieß.

Katharina wußte, daß, wenn auch die wichtige Person des Hetmans in den ersten Stunden des Aufruhrs alle Verschwörer in den feurigsten Eifer versetzen würde, die Erfahrung und Klugheit Panins weit nötiger sei, den notwendigen Enderfolg zu sichern. Daher empfahl sie der Fürstin Daschkow und Odart, keine Bemühungen zu scheuen, um Panin als Helfer zu gewinnen. Katharina empfand, daß es allein Panin gelingen würde, den unbändigen, schwärmerischen Stolz der Fürstin zu mäßigen, den Haß und die Rache des Rasumowsky zu entflammen, den eigennützigen, unbändigen Ehrgeiz Odarts zu lenken und die Verschwörung durch den Anschein zu rechtfertigen, als ob sein Mündel, der Großfürst Paul Petrowitsch, der Gegenstand derselben sei. Die Fürstin Daschkow gab Odart den Auftrag, Panins Beistand zu erlangen, und Odart brachte es durch seine geschickte Verhandlungsart tatsächlich dahin, daß Panin ebenfalls die Zusicherung gab, die Verschwörung zu begünstigen.

Aber das alles genügte der Fürstin noch nicht. Ohne Umschweife wandte sie sich kühn an den Fürsten Wolkonsky, den Generalmajor der Garde. Dieser hatte von seinem Vetter Bestuschew die Kunst der Intrige erlernt, den Haß gegen Peter geerbt. Eine Veränderung in der Regierung war ihm höchst erwünscht. Es schmeichelte ihm, eine Hauptrolle in dem Komplott zu spielen. Wie er, wurde der Erzbischof von Nowgorod gewonnen. Zwar hatte ihn der Kaiser vor kurzer Zeit aus der von

ihm angeordneten Verbannung zurückgeholt. Aber die Strenge des Monarchen hatte ihn weit mehr erbittert, als seine Gnade gerührt. Er kannte den blinden Eifer der Russen in ihrem Eintreten für die griechische Religion und veranlaßte die ihm unterstellten Popen und Mönche, unter dem Vorwande, die Religion zu verteidigen, unaufhörlich in allen Herzen der Gläubigen den Samen des Hasses gegen den Kaiser auszustreuen, der durch sein Betragen den Verdacht erregte, als ob er ein Gegner der griechischen Kirche sei.

Jetzt suchte die Fürstin sich auch einer Anzahl Truppen zu versichern. Sie kannte viele Offiziere, stellte sich, als ob sie ihnen eine Artigkeitsvisite machen wollte, und begab sich in die Kaserne. Gregor Orlow begegnete ihr. Schnell wurde sie mit ihm einig. Sie glaubte, wenn sie erst Gregor gewonnen habe, würden auch gleichzeitig die beiden Brüder sich ihnen anschließen. Sie zog auch noch andere Offiziere und Soldaten, die Gregor schon für die Rebellion vorbereitet hatte, ins Vertrauen. Freudestrahlend überbrachte Odart seiner Gebieterin die Nachricht von den sich steigernden Fortschritten. Katharina ließ nichts verlauten, daß sie von ihrem geliebten Gregor in den nächtlichen Zusammenkünften über den Fortgang der Verschwörung bereits bestens informiert war, und ließ auch die Fürstin Daschkow in der Hoffnung, daß diese in Gregor mehr zu finden glaubte als einen bloßen Mitverschworenen.

Unter diesen war einer, der von sich aus seine Dienste angeboten hatte. Es war Glebow, den der Kaiser gütig zum Generalprokurator beim Senat ernannt hatte, der ihm jetzt treulos den Rücken kehrte, weil er dachte, der Kaiser würde sich seiner Feinde nicht erwehren können. Undankbar trug er zu seinem Untergang bei, um wieder für sich Nutzen daraus zu ziehen.

Alle Verschworenen verfolgten gemeinsam das Ziel, Kaiser Peter III. abzusetzen, ihn der Regierung zu berauben, waren sich aber über die Art ihres Vorgehens nicht einig.

Panin, Rasumowsky und Orlow hielten es für richtig, sich seiner bei einem Trinkgelage in Peterhof zu bemächtigen, wo man eine genaue Kenntnis von den Zimmern besaß. Der wilde und grausame Leutnant Passik wollte ihn in Gegenwart seines Hofes mit einem Dolche niederstechen. Obwohl ihm Panin diesen Mord aufs strengste untersagte, ließ er sich nicht abhalten und lauerte mit einem Kameraden Baschkakow zwei Tage hintereinander in einem Hinterhalt auf den Kaiser, um sein Vorhaben auszuführen. Ein Zufall verhinderte das Kommen Peters.

Die Verschworenen waren sich auch über die Wiederbesetzung des Thrones uneinig. Katharina, unterstützt von Gregor Orlow und der Fürstin Daschkow, erstrebte die Regierungsgewalt für sich. Panin und Rasumowsky wollten sie nur als Regentin anerkennen und den Großfürsten Paul zum Zaren ausrufen lassen. In einer langen Konferenz platzten die Meinungen aufeinander. Panin hatte den Mut, zu Katharina zu sagen: „Ich weiß, Majestät, was Sie wollen und was Sie können. Aber ich weiß auch, daß man Ihren großen Ehrgeiz zügeln muß. Als Sie noch Großfürstin waren, haben Sie immer wieder verlauten lassen, daß Sie sich nur den ehrenvollen Titel einer Kaiserinmutter wünschten. Genügt Ihnen dieser Titel nicht mehr? Wollen Sie Ihren Sohn vom russischen Thron entfernen? Welches Recht besitzen Sie aber, den Thron einzunehmen? Sind Sie aus dem Blute der russischen Kaiser entsprossen? Sind Sie in dem Reiche derselben geboren? Glauben Sie, daß die alte kriegerische moskowitische Nation eine Prinzessin von Anhalt als

ihren Souverän anerkennen kann? Ich bitte Sie, Majestät, verlangen Sie nicht mehr, als Sie erhalten können. Bedenken Sie, daß Ihr größtes Glück darin besteht, der Gefahr zu entgehen, die Ihnen jetzt droht, und der Anschein, daß Sie weniger für sich selbst als für Ihren Sohn fordern, das einzige Mittel ist, unser kühnes Unternehmen zu rechtfertigen."

Panins männlicher Vortrag machte alle zunächst verstummen. Orlow knirschte. Auch Katharina beobachtete einige Zeit Stillschweigen. Endlich antwortete sie Panin: „Graf, die Gründe, die Sie vorbringen, haben sehr viel für sich, vermögen aber nicht, mich zu überzeugen. Ich kenne wie Sie die Russen. Sie wollen regiert werden. Sie kümmern sich wenig darum, wo die herstammen, die sie regieren. Die russische Nation gehorcht auch, wenn sie die drückende Schwere der Hand fühlt, die sie leitet. Menschikow, Biron und Mümich sind dafür Beispiele. So würde ich auf keinen Fall regieren, sondern mit einer Güte und Gerechtigkeit, die nie Veranlassung zum Mißvergnügen geben könnte. Sie weisen auf Murren, Drohungen und Aufruhr hin. Wissen Sie denn nicht, daß die Minderjährigkeit oder Schwachheit eines Regenten die Ursache für Empörungen wird. Wer hätte wohl von uns jemals an eine Regierungsänderung gedacht, wenn Peter III. imstande wäre, mit fester Hand die Zügel des Reichs zu lenken. Sie sind um meinen Sohn besorgt. Wollen Sie ihn lieber einem Vater überlassen, der sein Erbrecht leugnet, ihn haßt und verstoßen will, oder sein Schicksal der ihn liebenden Mutter anvertrauen. Geschieht es nicht zum Besten meines Sohnes, wenn ich die höchste Gewalt erstrebe. Geschieht es nicht in der Absicht, diejenigen um so besser belohnen zu können, die mir, wie Sie, zu seinem Schutz behilflich sind? Sie dürfen alle meiner unendlichen Er-

kenntlichkeit und Dankbarkeit versichert sein. Ihnen Ihre Wünsche zu erfüllen, muß ich die Macht dazu haben, den Weg zu dieser Macht sollen Sie mir bereiten."

Panin wurde durch Katharinas Worte nicht bekehrt. Die Verschworenen gingen uneinig auseinander. Es war ersichtlich, daß Panin seinem Zögling, dem Großfürsten Paul, nur zum Thron verhelfen wollte, um selbst als zweiter im Reich in seinem Namen zu regieren. Katharina war zu klug, um Panin nicht zu durchschauen. In einer geheimen Unterredung versicherte sie ihm, daß sie ihn zu ihrem Premierminister ernennen wolle, hütete sich aber, von diesem Versprechen den anderen Verschworenen Kenntnis zu geben. Panin beharrte auf seinem Standpunkt.

Besprechungen führten ihn oft mit der Fürstin Daschkow zusammen. Ihr geistvolles Geplauder, die Lebendigkeit ihres Wesens, die Anmut ihrer Jugend erfüllte ihn mit einer zärtlichen, aufrichtigen Neigung für sie. Er zögerte nicht, der Fürstin seine Liebe zu gestehen. Schroff wies sie ihn ab und ließ ihm wenig Hoffnung auf Erfolg. Das Resultat seiner Abweisung blieb nicht aus. Panin fand nun ein Vergnügen daran, von allem das Gegenteil zu tun, was die Fürstin wünschte.

Der verschlagene Odart war der erste, der die Ursache von Panins Widersetzlichkeit erkannte. Diese zu überwinden machte er sich zur Aufgabe. In den Zusammenkünften mit der Fürstin fing er frech an, sich über die von ihr beobachtete sexuelle Enthaltsamkeit lustig zu machen. Mit glühendem Eifer stellte er der Fürstin vor, daß, wenn sie es für ein Vergehen betrachte, Panins Wünschen Gehör zu schenken, dieses Vergehen durch das Motiv geadelt würde, welches dazu den Antrieb gab. Er erinnerte sie an ihre Liebe und Verehrung für Katharina und sagte, daß kein Opfer zu

groß sei, wenn es darauf ankäme, einer Freundin zu dienen. Zuletzt bewies er ihr, welchen Triumph der Heroismus einer Handlung gewährt. Die phantasievolle, romantische Fürstin ließ sich von Odart überzeugen, opferte ihre körperliche Anmut und erfüllte Panins sexuelle Wünsche. Katharina war glücklich. Von seiten dieses Verschworenen hatte sie kein Hindernis mehr zu fürchten.

Die Einigkeit der Verschworenen war hergestellt. Nun sollte ihr Anschlag zur Ausführung gelangen. An Anführern fehlte es nicht, wohl aber an Soldaten. Vor allen Dingen mußte die Garde gewonnen werden. Orlow, Bibikow und Passick hatten schon von drei Kompanien vom Regiment Ismailow die Zusicherung ihrer Teilnahme am Umsturz erhalten. Aber diese reichten nicht aus. Um die übrigen Regimenter zu bestechen, fehlte das Geld, Katharina konnte keins hergeben. Sie besaß kaum so viel, um ihre täglichen Ausgaben zu bestreiten. Sie gab mit Zustimmung der Fürstin Daschkow dem bewährten Odart den Auftrag, von dem französischen Gesandten de Breteuil Geld zu borgen, der gerade Petersburg verlassen wollte. Diesem war bekannt geworden, daß eine Verschwörung im Gange sei. Er wußte aber nichts Genaueres und war sich daher über den Ausgang nicht im klaren. Das Ansinnen Odarts, ihm für Katharina sofort den Betrag von 60 000 Rubel zur Verfügung zu stellen, beantwortete er ausweichend damit, daß es seinem König eine besondere Ehre sein würde, ihr gefällig zu sein. Er wolle sogleich nach Paris schreiben, händigte auch Odart eine Schuldverschreibung zur Unterschrift für Katharina aus. Über das Mißtrauen verletzt, das in dem Zögern de Breteuils für Katharina lag, würdigte sie ihn keiner Antwort. Nachdem de Breteuil vergeblich einige Tage auf das Er-

scheinen Odarts gewartet hatte, begab er sich über Wien nach Paris, wo er von der Revolte in Petersburg erfuhr und vom König den Befehl erhielt, sofort nach dort zurückzukehren. Das gewünschte Darlehn erhielt Katharina von dem englischen Kaufmann Weltden, der ihr, im Verein mit weiteren Landsleuten von sich, auch späterhin bei ihren Geldverlegenheiten hilfreich zur Seite stand.

Katharina befand sich jetzt in einer höchst gefährlichen Situation. Die Furcht, ihre Pläne verraten zu sehen, die noch größere Angst, daß die Gegenpartei ihr zuvorkommen, ihr den Thron entreißen, sie zeitlebens einsperren könnte, versetzte sie in die größte Unruhe. Dazu kam die Verlegenheit, daß sie wieder schwanger geworden war. So sorgsam sie auch bedacht war, die Schwangerschaft, wie so oft, zu verbergen, sie blieb schließlich doch nicht unbemerkt. Der Zar erhielt davon Mitteilung. Wutschnaubend begab er sich zu seiner Gemahlin, um sie zu überraschen. Er kam zu spät. Katharina empfing ihn auf einem Sofa sitzend. Einige Stunden zuvor hatte sie unter dem Beistand ihrer Kammerfrau Iwanowna entbunden. Durch die ruhige Gelassenheit seiner Gemahlin getäuscht, glaubte Peter, sie sei verleumdet worden. Nach einigen leeren Komplimenten verließ er sie, kehrte nach Petersburg zurück, beschäftigte sich mit militärischen Rüstungen und erwog das Schicksal des unglücklichen Iwan, den er in aller Stille von Kexholm nach Petersburg bringen ließ, wo er ihn des Nachts in Begleitung von Gudowitsch und Wolkow besuchte.

Die Flotte, die gegen Dänemark bestimmt war, lag zum Auslaufen bereit. Ein Teil derselben befand sich in Kronstadt, der andere in Reval. Einige Regimenter weilten schon in Pommern, die übrigen waren auf dem

Marsch dorthin. An der Spitze seiner Armee gedachte Peter Schleswig zu erobern. Auf dem Wege nach dort gedachte er Friedrich II. zu besuchen, ihn, seinen Freund und Bruder, sein Vorbild zu umarmen. In Erwartung dieses Glücks überschüttete er Friedrichs Gesandten, den jungen Baron Goltz, in Petersburg mit Auszeichnungen. Seine Abreise hatte der Kaiser nach dem Sankt-Peter-Fest angesetzt, das man in Peterhof feiern wollte. Nach Beendigung der Festlichkeiten sollte Katharina verhaftet werden. Aber diese lag auf der Lauer, in Bereitschaft, Peter zuvorzukommen. Über alles, was sich um den Kaiser herum zutrug, aufs genaueste unterrichtet, warteten Katharinas Freunde auf das Signal zum Handeln. Die Minen waren gelegt. Es bedurfte nur der Explosion; ein Zufall beschleunigte sie. Die Verschwörung gelangte zum Ausbruch.

In Erwartung des Sankt-Peter-Festes und im Gefühl der absoluten Sicherheit war der Kaiser nach seinem Lustschlosse Oranienbaum hinausgefahren, wohin er mehrere schöne Damen seines Hofes eingeladen hatte, um dort einige Tage mit ihnen zu verbringen. Ohne Einzelheiten der Umsturzpläne zu kennen, war doch die Absicht von der Thronenthebung Peters einigen Leuten zu Ohren gekommen. Wie diese, warnten auch Baron Goltz und der französische Gesandte den Kaiser, baten ihn, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und seinen Feinden zuvorzukommen. Peter betrachtete die Warnungen ebensowenig wie die des Königs von Preußen. Erst als der französische Architekt Valois ihm über die eingeleitete Verschwörung das berichtete, was er von Tepplof, dem ehemaligen Lehrer des Hetmans Rasumowsky, herausgebracht hatte, ließ er Tepplof verhaften, versäumte aber, ihm sofort ein Geständnis abzuzwingen, das die Umsturzpläne enthüllt hätte.

Aus übertriebenem Mißtrauen oder Vorsicht hatten die Fürstin Daschkow und Odart Spione angestellt, die jeden Schritt der Hauptpersonen der Verschwörung überwachten und täglich berichten mußten, was diese unternommen hatten, damit man einen eventuellen Verrat sogleich abbiegen konnte.

Einer von den Soldaten in Leutnant Passicks Kompanie, im Glauben, daß Passick nichts ohne Wissen seines Kapitäns unternahm, fragte diesen, welcher Tag anberaumt sei, um gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen. Bestürzt über diese Frage, verstand es der Kapitän, mit seinen Antworten dem Soldaten das Geheimnis der Verschwörung zu entlocken. Er eilte zum Befehlshaber seines Regiments, dem er von dem Vorgefallenen Kenntnis gab. Es war neun Uhr abends. Passick wurde verhaftet. In dem Zimmer, wo er zunächst untergebracht war, fand er Gelegenheit, ein Stück Papier mit den Worten zu beschreiben: „Setzt alles augenblicklich ins Werk, andernfalls sind wir verloren." In der Tür zeigte sich der ihm gefolgte und beobachtende Spion. Obgleich ihn Passick nicht kannte, gab er ihm das beschriebene Stück Papier und sagte: Wenn er es auf der Stelle dem Hetman Rasumowsky bringe, würde er reichlich belohnt werden. Der Bote eilte davon, überbrachte die Botschaft seiner Gebieterin, der Fürstin Daschkow, die schleunigst den anderen Führern der Verschwörung das Geschehene mitteilen ließ. Bei ihr weilte gerade Panin. Sie beschwor ihn zu handeln, um der Rache des Kaisers zu entgehen. Panin schien zu befürchten, der Anschlag möchte mißlingen, aber seine Feigheit hinderte ihn an der gebotenen raschen Tat. Er entfernte sich mit dem Rat, den folgenden Tag abzuwarten, um besser und ruhiger überlegen zu können, was man zu tun habe. Die Fürstin kleidete

sich schnell in die Uniform eines Gardeoffiziers und begab sich mit größter Eile zu dem auch allen anderen Verschwörern mitgeteilten Treffpunkt, wo Gregor Orlow mit seinen Freunden bereits ihrer harrte. Schnell waren sich alle darüber einig, daß die Stille der Nacht dazu dienen müsse, zum erstrebten Ziele zu gelangen. Es gab jetzt nur noch ein Vorwärts, das war der einstimmige Beschluß. Gregor Orlow, einer seiner Brüder, und sein Freund Bibikow begaben sich in die Kasernen, um die Soldaten darauf vorzubereiten, auf das erste Signal zu den Waffen zu greifen. Alexis Orlow übernahm den gefährlichen Auftrag, die Kaiserin in Peterhof aufzusuchen.

Um mit Orlow ungesehen die Nächte zu verbringen und auch um eventuell schnell entfliehen zu können, hatte Katharina ihre Wohnung in einem entlegenen Seitenflügel des Schlosses genommen, der durch einen Kanal mit der Newa Verbindung hatte. Gregorius gab seinem Bruder die Schlüssel zu den Türen des Seitenflügels, und die Fürstin übergab ihm ein Billett, worin sie die Kaiserin anflehte, sofort nach Petersburg zu kommen. Es war zwei Uhr in der Nacht. Die Kaiserin, die niemand mehr erwartete, hatte sich ins Bett begeben und lag in tiefem Schlafe, als sie plötzlich geweckt wurde und vor sich an ihrem Bette einen ihr unbekannten Soldaten sah. Alexis Orlow gab sich zu erkennen, überreichte das Billett der Fürstin Daschkow und sagte: „Euer Majestät haben nicht einen Augenblick zu verlieren und müssen mir sofort folgen", worauf er verschwand.

Die bestürzte Katharina rief die Iwanowna. Sie kleideten sich eiligst an, daß sie von den Schildwachen nicht erkannt werden konnten. Sie waren kaum angekleidet, als Alexis Orlow wieder meldete, daß ein Wagen am

Gartentor auf sie warte. Diesen Wagen hatte die Fürstin Daschkow auf einem Pachthof in der Nähe seit einigen Tagen für alle Fälle bereitstellen lassen. Unerkannt kamen die Kaiserin und ihre Kammerfrau an den Wagen. Beide stiegen ein. Orlow ergriff die Zügel und trieb die Pferde zu rasender Eile an. Ermattet fielen sie plötzlich nieder, man mußte aussteigen. Vergeblich bemühten sich Orlow und seine Begleitung, die Pferde wieder auf die Beine zu bringen. Die Verlegenheit war groß. Man beschloß, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Nicht lange darauf begegnete man einem Bauernwagen. Man stieg auf und jagte weiter. Da hörte man das Rasseln eines ebenfalls eiligst daherkommenden Wagens. Es war Gregorius Orlow, der, jede Minute berechnend, darüber in Verzweiflung war, die Kaiserin nicht kommen zu sehen. Man stieg um, entlohnte den Bauern, und mit größter Schnelligkeit fuhr man jetzt nach Petersburg weiter. Von Angst und Müdigkeit erschöpft, langte die Kaiserin des Morgens um sieben Uhr in der Hauptstadt an. In größter Selbstbeherrschung und seelischer Anspannung zeigte sich Katharina heiter und ruhig.

Gregorius führte sie sofort in die Kaserne der Ismailowschen Garde, von denen drei Kompanien gewonnen waren, welche man erst nach ihrer Ankunft ausrücken lassen wollte.

Auf dem Kasernenhof liefen ihr ungefähr dreißig Soldaten, noch dazu nur halb bewaffnet, entgegen. Katharina erschreckte über die kleine Anzahl. Mit schluchzender Stimme erklärte sie ihnen, daß ihre Gefahr sie nötige, die Hilfe der Soldaten in Anspruch zu nehmen. Der Kaiser wollte sie in dieser Nacht mit ihrem Sohn ermorden lassen. Sie habe dem Tode nicht anders als durch die Flucht entgehen können. Jetzt rechne sie auf

die gute Gesinnung der Soldaten. Ihnen vertraue sie sich an. Alle, die ihr zuhörten, zeigten erregt ihren Unwillen. Sie schwuren, ihr Leben für ihre Rettung einzusetzen. Das Beispiel dieser Schar und des Obersten Hetman Rasumowsky, der soeben eintraf, feuerte die übrigen hinzukommenden Soldaten an. Alle erkannten sie als ihre Monarchin an. Man brachte den Popen des Regiments herbei. Auf ein Kruzifix empfing dieser den Eid der Truppen. In dem nach dem feierlichen Akt ausbrechenden Tumult ließen sich zwar einige Stimmen von Gegnern hören, die Gregorius mit seinen Drohungen schnell zu verstummen brachte. Mit dem Rufe „Es lebe die Kaiserin!" brüllten sich die Kompanien in die Umsturzstimmung. Ihrer Gefolgschaft schlossen sich die Garden Simeonowsky und Preobaginsky an. Letzteres Regiment hatte der Elisabeth zum Throne verholfen. Bereitwillig stellten sich die Offiziere an die Spitze ihrer Kompanien. Major Tschaplow und Leutnant Puschkin, die sich den Soldaten widersetzten, wurden in Haft gesetzt.

Während der Hetman Rasumowsky, der Fürst Walkowsky, die Grafen Bruce, Baron Strogonow und andere hohe Offiziere im Kreise der Gardemänner um Katharina und die Fürstin Daschkow herumstanden, eilte Gregor Orlow zu dem Artillerieregiment, um auch dieses Regiment Katharina zuzuführen. Aber obwohl er selbst Kapitän in diesem Regiment war und von den Soldaten sehr geliebt wurde, weigerten sie sich, ihm zu folgen, und verlangten dazu den Befehl von ihrem Obersten, General Villebois. Dieser hatte sich bereits zu Katharina begeben und suchte ihr die Hindernisse vor Augen zu führen, die sie noch zu überwinden hatte und die sie hätte voraussehen müssen. Katharina unterbrach ihn stolz und erwiderte: sie habe ihn nicht hierher-

kommen lassen, um ihn zu fragen, was sie hätte voraussehen sollen, sondern zu wissen, was er willens sei zu tun.

Verwirrt antwortete Villebois: „Euer Majestät zu gehorchen." Er ging, stellte sich an die Spitze seines Regiments und überlieferte den Freunden der Katharina das Zeughaus.

Alle diese Erfolge hatte Katharina im Laufe von zwei Stunden erreicht. Es umgaben sie bereits dreitausend Soldaten und ein großer Teil der Einwohnerschaft Petersburgs, die dem Militär folgten und überall lauten Beifall spendeten.

Der Hetman Rasumowsky riet nun Katharina, sich in die Kasansche Kirche zu begeben, in der alles bereit sei, sie zu empfangen. In Begleitung der Truppen nahm sie ihren Weg dorthin. Alle Tore und Fenster der Häuser waren mit Zuschauern besetzt. Ihre Jubelrufe mischten sich mit dem Gebrüll der Soldaten. In der Kirche erwartete sie am Altar im Festornat, umgeben von einer großen Schar von Mönchen und Popen, der würdige Erzbischof von Nowgorod. Unter feierlichen Gesängen setzte er Katharina die Kaiserkrone aufs Haupt, rief sie mit lauter Stimme zur Selbstherrscherin aller Reußen unter dem Namen Katharina II. aus und erklärte den jungen Großfürsten Paul zu ihrem Nachfolger. Ein feierliches Tedeum beschloß den Kirchenakt. Unter den Hochrufen der Volksmenge verließ Katharina die Kirche und begab sich in den Palast, den Elisabeth bewohnt hatte. Hier wurden sämtliche Pforten geöffnet. Ein jeder hatte unbehinderten Eintritt in das Schloß. Mehrere Stunden lang strömte das Volk dorthin, fiel vor Katharina auf die Knie und schwor ihr Gehorsam.

Unterdessen setzten die Verschworenen die Stadt in

Verteidigungszustand, stellten Wachen aus. Die Artillerie fuhr ihre Kanonen auf. Der Prinz Georg von Holstein wagte es, sich mit einigen Soldaten zu zeigen. Er wurde umzingelt, auf Waffen untersucht, mit Beleidigungen und Mißhandlungen überhäuft und in ein Gefängnis geschleppt, aus dem ihn die Kaiserin nach einigen Stunden abholen ließ, um ihn in seinem Haus bewachen zu lassen.

Katharinas Anhänger begegneten nicht nur keinem Widerstande, sondern die Freunde des Kaisers dachten nicht einmal daran, ihn über das zu benachrichtigen, was sich in Petersburg zutrug. Ein einziger Mensch, noch dazu ein Ausländer, der alte französische Perückenmacher am Hofe, namens Bresson, wagte es, dem Kaiser Treue und Dankbarkeit zu zeigen. Er ließ einen der Hofbedienten als Bauer verkleiden, gab ihm ein Billett mit der Anweisung, es eiligst dem Kaiser zu bringen. Der Bediente konnte gerade noch im letzten Augenblick vor ihrer Besetzung durch die Verschwörer die Brücke passieren, die aus Petersburg nach Oranienbaum führt. Dort im Schlosse angelangt, mußte er vernehmen, daß sich der Kaiser bereits nach Peterhof begeben hatte.

Alles schien die Verschwörung zu begünstigen. In der Nähe von Petersburg hatte ein sechzehnhundert Mann starkes Regiment sein Übungslager aufgeschlagen. Der Regimentschef, Oberst Alzophiow, vernahm von den Vorgängen in Petersburg. Er ritt sofort hin, um sich selbst von den dortigen Geschehnissen zu überzeugen. Die Verschworenen umringten und überredeten ihn, der Kaiserin hilfreich zur Seite zu stehen. Der Oberst jagte zurück, Katharina sein Regiment zu übergeben. Im Augenblick, als er seine Anrede beendete, kam ein Befehl vom Kaiser, zu ihm nach Petersburg abzumarschieren.

Einmütig schrien die Soldaten, sie wollten mit dem Kaiser nichts mehr zu tun haben, ihre Leben gehöre fortan der Kaiserin. Befriedigt setzte sich der Oberst an die Spitze des Regiments und führte es im Eilmarsch nach Petersburg, die Macht der Verschwörer zu vermehren. Noch vor Nachteinbruch hatte Katharina schon fünfzehntausend Soldaten beisammen. Die Artillerie hatte die Stadt in hervorragender Weise in den Verteidigungszustand versetzt. Es herrschte strengste Disziplin unter den Truppen. Nicht ein Tropfen Blut war vergossen worden.

Die große Anhängerschaft verdankte Katharina einzig und allein der furchtbaren Lüge, der Kaiser habe sie in dieser Nacht mit ihrem Sohn umbringen lassen wollen. Ohne jede Untersuchung schenkte man diesem plumpen Schwindel Glauben. Wieder und nicht zum letztenmal triumphierte in der Weltgeschichte die Verleumdung. Sobald die Kaiserin in dem Schlosse anlangte, beeilte sie sich, ihren Sohn Paul Petrowitsch durch ein von einem Offizier geführtes Detachement zu sich holen zu lassen.

Als der junge Großfürst sich von vielen Soldaten umgeben sah, war er sehr erschrocken. Panin nahm ihn in seine Arme und trug ihn zu seiner Mutter. Überglücklich führte ihn Katharina auf einen Balkon, hob ihn in die Höhe und zeigte ihn dem Volk, das beim Anblick des Kindes seine Freudenrufe verdoppelte, zumal man in ihm den neuen Kaiser zu sehen glaubte.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, Peter III. sei tot, man bringe seinen Leichnam. Tiefste Stille setzte ein. Mit schwarzen Mänteln bekleidete Soldaten, in den Händen eine brennende Fackel, begleiteten einen großen Sarg, vor dem Litaneien singende Priester hergingen. Der Zug durchschritt feierlich die Hauptstraßen. Es war

ein falsches Leichenbegängnis. Eine neue List der Verschworenen zur Täuschung des Volkes und um die Anhänger des Kaisers zu schrecken.

Die Großen des Reiches, die in der Mehrzahl keinen Anteil an der Verschwörung hatten, begaben sich nach Katharinas bedeutungsvollem Erfolg am ersten Tage sofort am nächsten Morgen ins Schloß und leisteten mehr oder minder mißvergnügt der Kaiserin den Eid der Treue, den ja, wie man wußte, die Truppen und das Volk am Tage vorher schon geleistet hatten.

Die Führer der Verschworenen versammelten sich hierauf zur Beratung um die Kaiserin. Man beschloß, die gute Stimmung der Truppen zu benutzen und gegen den Kaiser zu marschieren. Um aber während dieser Zeit die Kaiserin gegen alle eventuellen Angriffe von der Seeseite aus zu schützen und auch die Soldaten vor einer Überrumpelung zu bewahren, führte man Katharina aus dem Winterpalast in einen alten Holzpalast am Großen Markt, den man mit einigen Regimentern umstellte.

Gegen Mittag, als sich Katharina im Besitze Petersburgs sicher fühlte, ließ sie ein Manifest in der Stadt verteilen und den Diplomaten der auswärtigen Mächte zustellen, welches der gerissene Odart schon einige Tage vorher heimlich hatte drucken lassen. Sein Inhalt war folgender:

„Wir, Katharina II., Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen, unseren getreuen Untertanen.

Alle wahren Patrioten haben schon lange die Gefahr eingesehen, die dem russischen Volke drohte. Unsere heilige Religion ist bloßgestellt gewesen. Die Lehrer der griechischen Kirche sollten keine Geltung mehr haben. Man hatte schon die Absicht, den alten, heiligen Glauben mit einer fremden Religion zu vertauschen; fürs

zweite ist der durch seine siegreichen Waffen und das Blut seiner Krieger erworbene Ruhm und die Ehre des Russischen Reiches den Feinden geopfert worden, insbesondere durch den eben geschlossenen Frieden. Die inneren Verhältnisse des Reiches und seine Anordnungen, die dem Wohle des geliebten Vaterlandes dienen, wurden mit Füßen getreten.

Weil wir nun alle Gefahren, die unseren geliebten Untertanen drohen, beseitigen wollen, haben wir deshalb unseren russischen kaiserlichen Thron bestiegen."

Während man das Manifest verbreitete, ritt die Kaiserin, in der Uniform der Garden und mit dem Sankt-Andreas-Orden geschmückt, mit der ebenfalls die Gardeuniform tragenden Fürstin Daschkow durch alle Straßen der Stadt. — Bei dieser Gelegenheit fügte es sich, daß der junge Fähnrich Potemkin von der Garde zu Pferde bemerkte, daß der Degen Katharinas nicht mit einem Portepee versehen war. Er ritt vor und bot ihr das seinige auf der Degenspitze an. Potemkins dressiertes Pferd beugte graziös das Knie und senkte den Kopf vor der Kaiserin. Sie hatte genügend Zeit, die Artigkeit und die Geschicklichkeit des jungen Kavalleristen zu bemerken, der späterhin so große Gewalt über sie gewann.

Die Truppen, die man mit so viel Bier und Branntwein traktierte, wie sie trinken wollten, gaben ihrer Zufriedenheit mit Hüte- und Mützenschwenken und immer neuen Rufen Ausdruck. Nur ein Kavallerieregiment, bei dem Peter, als er noch Großfürst war, den Rang eines Obersten bekleidete und bei seiner Thronbesteigung mit der Garde vereinigte, nahm an der allgemeinen Begeisterung keinen Anteil. Seine Offiziere waren insgesamt festgenommen, weil sie Katharina den Gehorsam versagten. Sie waren zuvor durch andere

Offiziere ersetzt. Die Soldaten bildeten nun durch ihren stummen Gehorsam einen auffallenden Kontrast zu der lärmenden Freude um sie her, aber man war zu stark, um dieses Regiment zu fürchten. Bald erhielten die Truppen der Hauptstadt das Signal, gegen den Kaiser zu marschieren. Während ihres Aufmarsches dinierte die Kaiserin an einem offenen Fenster, wo sie von den Soldaten und den auf dem Marktplatz versammelten Neugierigen gut gesehen wurde.

Peter III. war noch in Unkenntnis über alles, was sich in Petersburg begeben hatte. Er fühlte sich so sicher, daß er einen treuen Offizier, der Nachtwache hatte und sich während der Nacht auf das Gerücht hin, eine Verschwörung sei im Gange, eiligst nach Oranienbaum begab, um seinen Kaiser zu warnen, verhaften ließ. Endlich hatte er sich in Begleitung seiner Mätresse zur Abfahrt nach Peterhof entschlossen, wo am nächsten Tag in St. Peter Festlichkeiten beginnen sollten. Er fuhr in einem offenen Wagen, gefolgt von seinen Günstlingen und Hofdamen. Man unterhielt sich in fröhlicher Weise von den zu erwartenden Vergnügungen. Scherzworte flogen von Wagen zu Wagen. Auf einmal sah man den Generaladjutanten Oberst Gudowitsch, der vorausgeritten war, im rasenden Galopp zurückkommen. Er war einem der Kammerherren Katharinas begegnet, der Peterhof zu Fuß verlassen hatte, um den Kaiser zu treffen und ihm die heimliche Flucht seiner Gemahlin mitzuteilen. Gudowitsch rief dem Kutscher des Kaisers zu, auf der Stelle zu halten. Der Kaiser, der das Daherkommen seines Adjutanten nicht begreifen konnte, fragte ihn entrüstet, ob er närrisch sei. Gudowitsch nahte sich und flüsterte ihm einige Worte zu. Erbleichend schreckte der Kaiser zusammen. Hastig stieg er aus dem Wagen, ging mit Gudowitsch auf die Seite,

um ihn ungestört weiter befragen zu können. Nach einigen Minuten zu seinem Wagen zurückkehrend, bat der Kaiser die Damen, auszusteigen und den Weg durch den Park zu Fuß fortzusetzen. Mit einigen Hofleuten den Wagen wieder besteigend, fuhr er in schnellstem Tempo weiter. In Peterhof angelangt, rannte er in den Flügel, den die Kaiserin bewohnt hatte, und suchte sie in der Bestürzung und Verwirrung sogar unter dem Bette und in den Schränken. Erschöpft sank er auf einen Stuhl. Die herbeigeholte Dienerschar bestürmte er mit Fragen. Niemand konnte ihm Genaueres berichten. Alle hatten sich nur davon überzeugt, daß die Kaiserin mit ihrer Kammerfrau entflohen war. Die Gräfin Woronzow, seine Mätresse, und alle, die durch die Parkallee gekommen waren, wußten noch nicht, was den Kaiser bewogen haben mochte, sich so eilig von ihnen zu trennen. Sobald Peter die Gräfin sah, rief er ihr mit erstickter Stimme zu: „Glaubst du mir nun, Romanowna? — Katharina ist geflüchtet. Ich habe es dir ja immer gesagt, daß sie zu allem fähig ist."

Endlich erschien in diesem bestürzten Kreis der daherkeuchende, als Bauer verkleidete Abgesandte Bressons und hielt dem Kaiser das ihm anvertraute Billett entgegen, der es erst flüchtig prüfte, dann den Inhalt allen laut vorlas. Tief erschüttert von den ihm mitgeteilten Vorgängen in der Hauptstadt, blickte Peter verzweifelt umher. Seine Umgebung versuchte ihm Trost und Mut zuzusprechen. Der Kanzler Woronzow sagte, daß Katharina bestimmt nur das Volk und die Soldaten habe aufwiegeln können, der Aufstand aber keine gefährlichen Folgen nach sich ziehen würde. Wenn es der Kaiser erlaube, so wolle er sich sofort nach Petersburg begeben. Er stehe dafür, daß er die Kaiserin zurückbringe.

Ohne Zögern willigte der Kaiser in den Vorschlag des Kanzlers, der in die Hauptstadt eilte. Als er in den Palast kam, sah er die Kaiserin von vielen ihr huldigenden Menschen umgeben. Dessen ungeachtet brachte er den Mut auf, ihr die Gefahr vorzustellen, deren sie sich aussetze. „Majestät", sagte er, „Sie haben sich einige Erfolge verschafft, aber dieselben werden nicht von langer Dauer sein. Warum geben Sie sich dem blinden Eifer Ihrer Freunde preis? — Warum wollen Sie, um der kurzen Zeit willen, die sie mit Ihnen regieren, sich Ihren Gemahl zum unversöhnlichen Feinde machen? — Warum wollen Sie die Waffen gegen ihn ergreifen, wo es Ihnen so leicht ist, durch Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre geistigen Vorzüge, alles von ihm zu erhalten, was Sie sich wünschen. Bedenken Sie, daß die wenigen Garderegimenter nicht die große Armee des Kaisers darstellen und die Einwohner von Petersburg nur ein verschwindender Teil des gesamten russischen Volkes sind."

Gelassen und ruhig antwortete ihm Katharina: „Sie sehen es ja, daß nicht ich es bin, die hier handelt, ich folge allein dem dringenden Verlangen der gesamten Nation."

Der Kanzler sah, wie mit jeder Minute sich neue Menschenmassen vor dem Palast zusammenballten und nach der Kaiserin verlangten. Er bemerkte die flammenden, auf ihn gerichteten Blicke der Hauptpersonen der Verschwörung. Er zitterte feige für sein Leben, vergaß seine Pflicht und den dem Kaiser geleisteten Treueid, huldigte der Kaiserin und fügte hinzu: „Majestät, ich werde Ihnen stets bei Ihren Beratungen gern zu Diensten sein. Nur bin ich zum Kampfe unnütz. Meine Anwesenheit wird aber jetzt denen zuwider sein, die vorhin meine Vorstellungen mit angehört haben. Damit

ich kein Mißtrauen errege, bitte ich Sie, Majestät, mich unter der Bewachung eines Offiziers in meinem Hause verbleiben zu lassen."

Die Kaiserin willigte ein. Sie schickte ihn in sein Haus und ordnete die gewünschte Bewachung an. Durch diese Maßnahme der Kaiserin war der Kanzler sowohl gegen eine Rache der Verschwörer wie gegen den Verdacht des Kaisers gesichert. Er galt nach außen hin als verhaftet und bewacht.

Um sechs Uhr des Abends stieg Katharina wiederum zu Pferde. Mit Eichenlaub bekränzt, den Degen in der Hand, ritt sie an den Truppen entlang, die sich zum Ausmarsch in Bewegung gesetzt hatten, und nahm ihre Spitze. An ihrer Seite ritten die Fürstin Daschkow und der Hetman Rasumowsky. Die von Katharina beherrschte Reitkunst kam ihr jetzt zustatten. Mit ihrer stolzen Haltung auf feurigem Pferd, ihrem schönen Aussehen errang sie sich die laute Bewunderung der mit Begeisterung marschierenden Regimenter. Alle zeigten ihren großen Eifer, für Katharina zu siegen oder zu sterben. Noch immer strömten Verstärkungen herbei. Besonders wichtig waren darunter dreitausend bestausgerüstete Kosaken, die, im Abzug nach Pommern begriffen, dem Rufe des Hetmans folgten und sich Katharinas Armee anschlossen.

Während der Abwesenheit des Kanzlers befand sich der Kaiser in einer fürchterlichen Aufregung. Weitere Unglücksbotschaften trafen ein und berichteten von den Fortschritten der Verschwörung. Von weinenden Frauen und angsterfüllten Höflingen umgeben, die nicht fähig waren, einen nützlichen Rat zu erteilen, irrte der Kaiser in den Parkalleen von Peterhof umher. Immer neue Pläne verwirrten sein Denken. Bald stieß er die schrecklichsten Flüche gegen Katharina aus, bald diktierte er

unnütze Manifeste. Als es Zeit zum Mittagsmahl war, befahl er, die Tafel am Ufer des Meeres zu bereiten, und schien ruhiger zu werden.

Bald aber erregte ihn aufs neue die ihm drohende Gefahr, und er schickte an die dreitausend Mann Holsteiner, die in Oranienbaum standen, einen Kurier mit dem Befehl, daß sie sich unverzüglich mit ihrer Artillerie bei ihm einfinden sollten. Kurz darauf kam der alte Feldmarschall Mümich zu ihm.

Mümich, den der Kaiser wegen seiner großen militärischen Verdienste schätzte, der beinahe seinen Abschied genommen, als er das preußische Exerzitium einzuführen gedachte, wollte ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen. „Majestät", sagte der alte Kriegsheld, „Ihre Truppen kommen. Wir wollen uns an ihre Spitze stellen und auf Petersburg losmarschieren. Sie haben noch Freunde dort. Sobald Sie erscheinen, werden sie alle zu Ihrer Verteidigung die Waffen ergreifen. Der größte Teil der Garden ist nur verführt, und sie werden wieder zu Ihrer Fahne zurückkehren. Kommt es zum Handgemenge, so dürfen Eure Majestät versichert sein, daß Ihnen die Rebellen den Sieg nicht lange streitig machen."

Der Kaiser war sogleich zur Ausführung dieses Vorschlags bereit, welcher den furchtsamen Höflingen keineswegs behagte. Während man zum Abmarsch rüstete, traf die Nachricht ein, daß die Kaiserin mit zwanzigtausend Mann im Anmarsch sei. Die Hofdamen jammerten und bestürmten den Kaiser, nach Oranienbaum zurückzukehren. Wut, Verlegenheit und Furcht lähmten die Entschlußkraft des Kaisers.

Besorgt verfolgte Mümich sein Mienenspiel und ergriff wieder das Wort: „Majestät, wenn Sie sich fürchten, die Rebellen anzugreifen, so erwarten Sie sie nicht

an einem Ort, wo Sie sich nicht günstig verteidigen können. Weder Oranienbaum noch Peterhof vermögen eine Belagerung auszuhalten. Nur Kronstadt gewährt Ihnen eine sichere Zuflucht. Kronstadt ist noch in Ihren Händen. Sie finden dort die zum Kriege gerüstete Flotte und eine zahlreiche Besatzung. Kronstadt ist der einzige Ort, von dem aus Sie Petersburg leicht bezwingen und die Rebellen niederschlagen können."

Dieser kluge Rat wurde mit allgemeinem Beifall begrüßt. Peter schickte sofort den General Lievers ab, um das Kommando über Kronstadt zu übernehmen. Während man die kaiserlichen Jachten für die Abfahrt des Kaisers instand setzte, traf ein Offizier ein, der versicherte, daß man sich auf die Treue der Marinetruppen und der Besatzung bestimmt verlassen könne. Der Kaiser, der Katharina schon kurz vor den Toren von Peterhof glaubte, schiffte sich eiligst ein, und seine betrübte, ängstliche Höflingsschar nebst dem unerschrockenen Mümich begleiteten ihn.

Ein unerbittliches, grausames Schicksal vereitelte die weisesten Maßregeln Peter III. und ließ eine erschütternde Tragödie erstehen.

In einer Zeit von wenigen Stunden hatte in Kronstadt alles eine andere Gestalt gewonnen. Kaum hatten die Flotte und die Regimenter den General Lievers mit Freudengeschrei empfangen und geschworen, dem Kaiser treu zu bleiben, so empörten sie sich wieder. Lievers mußte seinen Kommandeurposten mit dem Gefängnis eintauschen. Eine teuflische List verrückte den Zeiger der Schicksalsuhr zum Schaden Peters.

In den ersten Stunden des Aufruhrs in Petersburg hatten die Verschwörer nicht daran gedacht, sich des Hafens von Kronstadt zu bemächtigen. Erst am Nachmittag wies einer auf die Wichtigkeit des Hafens hin

und welche Rolle er spielen könnte. Sogleich erbot sich der Admiral Galitzin, sich dessen zu bemächtigen. Sein Anerbieten wurde enthusiastisch begrüßt. Er ging eiligst an Bord seiner Jacht, verbot seinen Matrosen zu sagen, woher sie kämen, und langte in Kronstadt an. Der General Lievers, der im Hafen sehnsüchtig den Kaiser erwartete, eilte Galitzin entgegen und suchte zu erforschen, zu welcher Partei er gehöre. Galitzin wußte Lievers zu täuschen. Er stellte sich so, als ob er von der Verschwörung in Petersburg nichts wisse, und sagte: er habe lediglich auf seinem Landgut ein dunkles Gerücht von gewissen Unruhen in Petersburg vernommen und habe nicht verabsäumen wollen, sich pflichtgemäß zur Flotte zu begeben. Lievers schenkte ihm Glauben. Als sie auseinandergingen, begab sich Galitzin schleunigst ins Quartier der Matrosen, hielt eine Anrede, belehrte sie über die Maßnahmen der Kaiserin und riet ihnen, deren Sache zu unterstützen. Rubel und Branntwein taten ihr übriges. Das Resultat von Galitzins Bemühungen war die Festsetzung Lievers im Gefängnis. Galitzin blieb im Namen der Kaiserin im Besitze des Hafens, einem Platz, der dem Kaiser die Mittel an die Hand gegeben hätte, sich nicht nur sehr lange zu verteidigen, sondern von hier aus die verlorenen Stellungen wieder zurückzugewinnen.

Die Überlistung Lievers war kaum gelungen, als die Jacht des Kaisers ansegelte. Galitzin hatte schon Vorsorge getroffen, daß sie nicht anlaufen konnte. Ein Teil der Garnison stand unter Gewehr und deckte das Ufer. Die Kanonen waren gerichtet, die Lunten brannten. Als die erste Jacht Anker warf, rief die Wache: „Wer da?“ — „Der Kaiser“, antwortete man aus der Jacht. „Wir haben keinen Kaiser mehr“, erwiderte die Schildwache. Peter stand an Deck, ließ seinen Mantel zurückfallen,

zeigte seine Orden und rief: „Wie? — Kennt ihr mich nicht mehr?" — „Nein — nein", brüllten die Matrosen zurück. „Wir kennen keinen Kaiser mehr. Es lebe die Kaiserin Katharina!" Hierauf drohte Galitzin, die Jacht in den Grund zu bohren, wenn sie sich nicht augenblicklich entferne. Der Kaiser war einer Ohnmacht nahe, stand wie vernichtet. Gudowitsch hielt ihn, ergriff das Landungstau und sagte: „Geben Sie mir Ihre Hand, Majestät, wir wollen aufs Land springen. Kein Mensch wird sich unterstehen, auf Sie zu schießen, und Kronstadt wird in Ihren Händen bleiben." Mümich unterstützte Gudowitschs Rat. Alle Bemühungen blieben vergeblich. Seelisch vollständig zermürbt, dachte der Kaiser in seiner maßlosen Bestürzung jetzt nur noch an die Flucht. Er eilte in die Kajüte und versteckte sich hinter die erschrockenen Hofdamen[1].

Gudowitsch zerhieb das Landungsseil, und im schnellsten Rhythmus floh die Jacht aus dem Hafen, die anderen Schiffe folgten.

Als man ziemlich weit von dem Hafen entfernt war, durften die Ruderknechte ausruhen. Es war eine wundervolle, mondhelle Nacht. Mümich und Gudowitsch saßen auf dem Verdeck und betrachteten wehmütig den klaren Sternenhimmel und das ruhige Meer. Der Steuermann kam in die Kajüte, um vom Kaiser zu erfahren, wohin er den Kurs nehmen soll. Peter ließ Mümich herbeirufen und sagte zu ihm: „Feldmarschall, ich bin am Ende meiner Kraft. Ich bin untröstlich, Ihren Rat nicht befolgt zu haben, Sie sehen den Abgrund, in dem ich mich befinde. Sie sind schon so vielen Gefahren in Ihrem Leben entronnen. Lehren Sie mich nun, was ich tun soll." Bewegt antwortete Mümich: „Fahren Sie so-

[1] Die Gräfin von Bruce und Madame Zagresky, die Zeugen dieser Begebenheit waren, haben sie oft erzählt.

fort nach Reval zu Ihrem dortigen Geschwader. Von dort segeln Sie nach Pommern, wo ein großer Teil Ihrer Armee zum Feldzug gegen Dänemark Ihrer harrt. Stellen Sie sich an die Spitze Ihrer bewährten Truppen, kommen Sie mit diesen nach Rußland zurück. Ich verspreche Ihnen, daß binnen sechs Wochen Petersburg und ganz Rußland wieder unter Ihrer Regierung steht."

Ängstlich wandten die Hofleute ein, die Ruderknechte verfügten nicht über die Kräfte, die Fahrt bis Reval durchzuführen. „Nun", entgegnete ihnen der alte Mümich, „so rudern wir mit." Das war nicht nach dem Sinn der feigen Höflinge. Hastig redeten sie auf Peter ein und versuchten ihm klarzumachen, daß die Gefahr gar nicht so groß sei, in der er schwebe.

Katharina sei bestimmt nicht unversöhnlicher, und es sei richtiger, mit ihr zu verhandeln, als Schlachten zu liefern. Der Kaiser, dessen größtes Unglück es war, daß er nie die erforderliche Entschlossenheit besaß, einen entscheidenden Schritt zu wagen, sah hilflos auf Mümich und gab dem Drängen der Hofleute nach. Es wurde nach Oranienbaum gesteuert, wo man des Morgens um vier Uhr das Ufer erreicht. Die Bedienten kamen, den Kaiser zu empfangen. Er schärfte ihnen ein, seine Rückkehr nirgends laut werden zu lassen, schloß sich in sein Zimmer ein, verbot, jemand zu ihm zu lassen, und schrieb schweren Herzens in aller Heimlichkeit an die Kaiserin.

Um zehn Uhr vormittags erschien er ruhig und gefaßt im Garten. Diejenigen von seinen holsteinischen Garden, die nach Oranienbaum zurückgekommen waren, liefen sofort herzu, umringten ihn mit Tränen der Freude. Sie küßten seine Hände, umfaßten seine Knie und flehten ihn an, sie gegen die Truppen der Kaiserin mar-

schieren zu lassen. Sie schwuren, daß sie alle bereit seien, ihr Leben für ihn zu opfern. Noch einmal versuchte bei dieser Gelegenheit der alte Mümich den Kaiser zu seiner Verteidigung aufzurufen. „Kommen Sie, Majestät", sagte er, „ziehen Sie aus gegen die Rebellen. Ich werde vor Ihnen hergehen. Nur über meinen Leichnam soll man bis zu Ihnen gelangen." Alles war vergeblich. Mümichs Ratschläge vermochten ebenso wie das edelmütige Anerbieten der Holsteiner keine Wirkung bei ihm auszulösen.

Unterdessen hatte die Kaiserin, die ihre Armeen anführte, in dem kleinen Dorfe Krasnoe-Krapack haltgemacht. Sie begnügte sich mit einem Lager in einer Strohhütte, das einige der sie begleitenden Offiziere von ihren Mänteln zurechtgemacht hatten. Nach einigen Stunden der Ruhe ging es mit Anbruch des Tages weiter. Gregorius Orloff ritt mit einigen dazu bestimmten Freiwilligen voraus, die Gegend von Peterhof zu rekognoszieren. Er stieß auf einen mit Sensen bewaffneten Bauernhaufen, trieb ihn mit flacher Säbelklinge auseinander und nötigte die Bauern mit Drohungen, zu schreien: „Es lebe die Kaiserin!" Um fünf Uhr des Morgens stieg Katharina wieder zu Pferde. Sie begab sich in das Kloster St. Serge, wo sie das zweitemal haltmachte. Hier empfing sie den Brief des Kaisers, in dem er sein Unrecht bekannte und ihr den Vorschlag unterbreitete, die höchste Gewalt mit ihm zu teilen. Katharina behielt den Boten zurück, gab Peter keine Antwort und setzte sich sogleich wieder in Marsch.

Als der Kaiser erfuhr, daß die Kaiserin im Anmarsch sei, ließ er ein Pferd satteln, um allein und verkleidet nach Polen zu flüchten. Bald darauf nahm er wieder Abstand davon und gab Befehl, seine kleine Festung Oranienbaum einzureißen, um Katharina damit zu be-

weisen, daß er nicht willens sei, ihr Widerstand zu leisten. Dann schrieb er den zweiten Brief und bat sie um Verzeihung und Erbarmen. Er gab ihr die Versicherung, er wolle ihr die russische Krone abtreten, und machte den Vorschlag, sie möchte ihm eine Pension und die Freiheit, nach Holstein zurückzukehren, bewilligen. Katharina würdigte ihn auf diesen Brief ebensowenig einer Antwort als auf den ersten. Es fiel ihr nicht schwer, den Kammerherrn Ismailow für sich zu gewinnen, der den Brief überbracht hatte. Sie gab ihm den Auftrag, seinen Herrn zu veranlassen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Ismailow kehrte in Begleitung eines Bedienten nach Oranienbaum zurück. Der Kaiser weilte inmitten seiner Holsteiner Soldaten und hatte in größter Unruhe auf Ismailow gewartet. Dieser riet ihm, gemäß seinem der Kaiserin gegebenen Versprechen, die Holsteiner Truppen zu entlassen, und versicherte, er würde bestimmt von der Kaiserin gut aufgenommen werden und alles erlangen, was er wünsche. Peter war unentschlossen, zermarterte sein Hirn nach einem Ausweg. Ismailow drängte, er möchte sich beeilen, Katharina zuzustimmen, andernfalls sein Leben in Gefahr sei. Verzweifelt folgte er dem Rat dieses meineidigen treulosen Kammerherrn. Dieser veranlaßte ihn, sofort mit seiner Mätresse Worozow, begleitet vom Obersten Gudowitsch, nach Peterhof zu fahren.

Der unglückliche Peter glaubte, die Kaiserin würde durch sein großes Vertrauen zu ihr und sein Entgegenkommen gerührt werden. Er fand sich bald grausam betrogen. Als der Wagen, worin er saß, durch Katharinas Armee fuhr, beobachteten die Kosaken, denen er zuerst begegnete, eisiges Stillschweigen und unterließen jede Ehrenbezeigung. Peter war bestürzt und geriet in

Verzweiflung, als er die übrigen Truppen bei seiner Vorbeifahrt rufen hörte: „Es lebe Katharina!"

Sowie er aus dem Wagen stieg, wurde die Mätresse Woronzow von den Soldaten fortgeführt. Man nahm ihr das breite Katharina-Ordensband ab und schmückte damit die Fürstin Daschkow[1]. Den Generaladjutanten Oberst Gudowitsch überhäufte man mit Schmähungen. Dieser nahm sie nicht nur mit der größten Ruhe auf, sondern warf den Rebellen ihren schändlichen Verrat vor. Offiziere begleiteten den Kaiser die große Schloßtreppe hinauf. Im Saal oben angelangt, riß man ihm die Orden ab und zog ihm seine Uniform aus. Den Taschen entnahm man viele Edelsteine. Nachdem der Kaiser einige Zeit im Hemde und barfuß dagestanden und den wüsten Beschimpfungen der Soldaten preisgegeben war, kleidete man ihn mit einem alten Schlafrock an und sperrte ihn in ein Zimmer ein, vor dessen Tür eine starke Wache gestellt wurde. Verlassen, enttäuscht, seelisch gefoltert brach der Kaiser zusammen.

Bald darauf kam Graf Panin als Abgesandter der Kaiserin zu ihm. In der Unterhaltung brachte er zum Ausdruck, daß die Kaiserin daran denke, Peter bald aus der Haft zu entlassen und ihm seinen Wunsch zu erfüllen, nach Holstein zurückzukehren. Nach weiteren Versicherungen Panins, die Peter beruhigten, unterschrieb er die von ihm geforderte Erklärung: „Während meiner kurzen und unumschränkten Regierung über das Russische Reich habe ich die Erfahrung gemacht, daß meine Kräfte nicht ausreichen, ein solches Reich weder als Souverän noch auf irgendeine andere Art zu regieren. Auch habe ich Steuererhebungen verursacht, die das Reich vollkommen ruiniert hätten.

[1] Einige haben behauptet, die Fürstin Daschkow habe es ihr persönlich entrissen.

Nachdem ich alles reichlich überlegt habe, erkläre ich hiermit ohne jeden Zwang, daß ich für die ganze Zeit meines Lebens der Regierung des Russischen Reiches entsage und nie irgendeinen Anspruch geltend machen werde. Dieses bekräftige ich vor Gott und aller Welt durch einen aufrichtigen freiwilligen Eid und unterzeichne diese eigenhändige Verzichtleistung mit meinem Namen."

Mit diesem unter übelster Heuchelei schändlich erzwungenen Dokument entfernte sich Panin. Peter war ruhiger geworden. Nach kurzer Zeit führte man ihn nach dem in der Nähe von Petersburg gelegenen kleinen Schlosse Robscha ab.

In Ungewißheit und Erwartung hatte Petersburgs Einwohnerschaft die Nacht verbracht. Über die Fortschritte Katharinas war nichts verlautet. Peter hatte noch genug Freunde dort. Hätte er den Mut aufgebracht, den Kampf mit den Rebellen aufzunehmen, die Einwohnerschaft wäre auf seiner Seite verblieben. In Besorgnis verbrachte man den Tag. Die auswärtigen Kaufleute brachten ihre Waren auf die Schiffe ihrer Nation, die zum Auslaufen bereitlagen. Am Abend vernahm man aus einiger Entfernung den Siegessalut der Kanonen. Er konnte nur von Katharinas Truppen kommen. Das Leben in Petersburg nahm seinen gewohnten Lauf. Katharina schlief diese Nacht im Schloß Peterhof nicht mehr als eine Gefangene, sondern als die allgewaltige Herrscherin Rußlands. Der noch in der Nacht bekanntgegebene Rücktritt des Kaisers ließ die Großen des Reichs, den gesamten Hofstaat, zu Katharina eilen. Die Fürstin Daschkow führte ihren Vater, Bruder und einige Anverwandte zur Kaiserin und bat: „Verzeihen Sie meiner Familie, Majestät. Sie wissen, daß ich sie Ihnen aufgeopfert habe." Katharina hob die vor ihr auf

den Knien liegenden Mitglieder der Familie Daschkow auf und reichte ihnen die Hand zum Huldigungskuß. Auch der Feldmarschall Mümich stellte sich vor. Sobald ihn Katharina erblickte, rief sie ihm zu: „Sieh da, Feldmarschall — Sie waren es, der mir den Sieg streitig machen wollte?"

„Ja, Majestät", antwortete der Greis mit wehmütigem Stolz, „durfte ich weniger für einen Fürsten tun, der mich aus Sibirien zurückgerufen hat? — Jetzt sind Sie die alleinige Herrscherin Rußlands. Ist es nicht meine Pflicht, nunmehr für Sie zu kämpfen, Majestät? — Sie werden bei mir die gleiche Treue finden, die ich dem abgedankten Kaiser bewies." Wohlwollend lächelnd reichte ihm Katharina die Hand.

Am Nachmittag kehrte die Kaiserin nach Petersburg zurück. Ihr Einzug war ein einziger Triumph. Stolz und heiter saß sie auf ihrem keck tänzelnden Pferde. Vor und nach ihr ritten die Anführer der Verschwörung. Die Truppen hatten sich mit Laub geschmückt. Beifallsrufe des Volkes mischten sich mit denen der Soldaten. Leute aller Klassen drängten sich zur Kaiserin heran, küßten ihre Hände und Füße.

Am Eingang des Palastes war die Geistlichkeit versammelt. Die Kaiserin stieg vom Pferde und küßte den höchsten Würdenträger auf die Wangen, was in Rußland als eine große Auszeichnung galt.

In den ersten Tagen fuhr die Kaiserin fort, sich der Volksmenge in ausnehmender Leutseligkeit zu zeigen. Sie wußte, wie leicht es ist, das Volk zu gewinnen. Im Senat ließ sie verschiedene Rechtsstreitigkeiten in ihrer Gegenwart schlichten. Ihren Hofstaat führte sie mit Würde. Die sie beglückwünschenden Minister empfing sie hoheitsvoll und wußte einem jeden mit schmeichelnder Anerkennung eine Freude zu machen. Prinz Iwan

ließ sie aus dem Hause, wo ihn der Kaiser verborgen hielt, wieder nach der Festung Schlüsselburg bringen. Die Leiter der Verschwörung erhielten prächtige Belohnungen. Panin wurde Premierminister. Ihn bezeichnete der preußische Gesandte Baron Goltz in einem geheimen Berichte vom 14. Juli seinem König als eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des neuen Hofes. „Il a l'oreille de l'Imperatrice" heißt es dort, später „Il jouit d'un credit parfait auprès de sa Souveraine".

Die Orlows erhob sie in den Grafenstand. Ihren Geliebten Gregorius Orlow ernannte sie zum Generalleutnant der russischen Armee und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens. Weiter wurden viele Offiziere der Garderegimenter befördert. Vierundzwanzig derselben erhielten beträchtliche, mit mehreren tausend Bauern besiedelte Ländereien. Die Finanzen des Reiches erlaubten es nicht, den Soldaten mehr als Bier und Branntwein zu reichen. Katharina behandelte alle mit Freundlichkeit und Wohlwollen.

Drei Tage nach dem Aufstand träumte ein trunkener Soldat, die Kaiserin sei entführt. Er durchlief die Kaserne, schlug Lärm und schrie: „Die Preußen und die Holsteiner hätten sich der Kaiserin bemächtigt." Das Regiment ergriff die Waffen, eilte nach dem Palast und verlangte mit lauten Rufen die Kaiserin zu sehen. Der Hetman Rasumowsky, über die Ursache des Tumults informiert, zeigte sich am Fenster und versicherte den Soldaten, daß die Kaiserin nicht entführt sei. Sie bedürfe nur nach den ermüdenden Strapazen der letzten Tage Ruhe und befände sich in Sicherheit. Aber die Soldaten glaubten seinen Worten nicht. Ein neues Geschrei setzte ein. Der Hetman begab sich hierauf ins Schlafzimmer der Kaiserin, weckte sie und sagte: sie möchte sich nicht erschrecken. — „Sie wissen, daß ich

über nichts erschrecke", erwiderte sie stolz. „Aber was gibt's denn?" —

Rasumowsky berichtete, daß die Soldaten der Meinung seien, ihre Kaiserin wäre nicht mehr da, und nun darauf bestehen, sie persönlich zu schauen. „Ei — da muß man sie zufriedenstellen", erwiderte sie. Sogleich stand sie auf, kleidete sich an, verlangte ihren Wagen und fuhr langsam in die Kirche von Kasan. Die den Wagen umgebenden Soldaten befragten sich erregt: „Ist's auch die Kaiserin?" — „Ist's unsere Mutter?" — In der Kirche angelangt, zeigte sich Katharina den Soldaten, sprach zu ihnen und dankte bewegt für ihre große Sorgfalt und verabschiedete sie dann höchst vergnügt.

Auch gegen die Offiziere und Freunde des Kaisers zeigte sie sich stets gnädig. Wenn auch einige sich vom Hofe entfernen mußten, so wurde doch niemand weder seiner Güter noch des Lebens beraubt. Nur der Generaladjutant Oberst Gudowitsch, Wolkow und Wilgamow verblieben in Haft. Die von den Soldaten anfangs schimpflich behandelte Geliebte des Kaisers, die Gräfin Woronzow, wurde zu ihrem Vater ins Haus geschickt, und die Kaiserin gebot, ihr keine Beleidigungen mehr zuzufügen. Später wurde die Gräfin hinter Moskau ins Exil geschickt.

Alle drängten sich jetzt um die neue Herrscherin und waren voller Neugierde bestrebt, zu erraten, auf wen ihre Gunst fallen würde. Ein jeder schmeichelte sich damit, sie zu gewinnen. Niemand ahnte es, daß sie ihr Herz schon seit langer Zeit an einen unbedeutenden Offizier verschenkt hatte. Die großen Auszeichnungen Gregor Orlows schienen allen die Belohnung für seine Dienste zu sein, keineswegs aber der Preis für seine Liebe. Die Fürstin Daschkow war die erste, die hinter das Liebes-

verhältnis kam. Die Eifersucht hat noch schärfere Augen als der Ehrgeiz. Vor allem ist sie nicht so vorsichtig. Die Fürstin Daschkow begnügte sich nicht damit, Katharina Vorwürfe über die von ihr beneidete Wahl zu machen. Verärgert machte sie ihren Freunden Mitteilung von dem Wahrgenommenen. Sie wurde damit selbst die Ursache, daß sie in Ungnade fiel. Man fing an, die Augen zu öffnen. Die Häupter der Verschworenen erfuhren zu ihrem Verdruß, daß sie in Wirklichkeit für einen Menschen gearbeitet hatten, den sie immer nur als das Werkzeug ihrer Pläne und Absichten betrachtet hatten. Die Hofleute bemerkten ihre Überlistung und sahen, daß Gregor Orlow die Kunst der Intrige besser verstand als sie. Er, der Geliebte der Kaiserin, hatte gesiegt. Sein Aufstieg war unaufhaltsam, war die Folge seines ehebrecherischen Liebesspiels im Bett der Kaiserin.

Aber auch der Herr Generalleutnant Gregor Orlow hatte seine Sorgen. Schon murrten einige Regimenter. Sie bereuten ihren Verrat. Ebenso fing man im Volk an, aus Mitleid das Los des unglücklichen gefangenen Kaisers zu beklagen. Es vergaß sein Unrecht, seine Schwäche und Torheiten, sah nur noch seine guten Eigenschaften. Die Matrosen warfen den Garden öffentlich und laut vor, sie hätten ihren Herrn um Bier und Branntwein verkauft. War ein neuer Aufstand zu befürchten? —

Die Besorgnis Gregors und Katharinas, sie könnten der Erfolge der Verschwörung verlustig gehen, wurde noch durch die Nachrichten aus Moskau vermehrt. — Als der dortige Gouverneur durch die Kuriere Katharinas von den Ereignissen in Petersburg unterrichtet war, ließ er die fünf in Moskau befindlichen Regimenter auf dem großen Schloßplatz im Kreml antreten. Aus Neugierde über den militärischen Aufzug strömte das

Volk herbei. Hierauf brachte der Gouverneur allen mit lauter Stimme die Thronbesteigung Katharinas und Peters Abdankung zur Kenntnis. Als er seine Rede beendete, rief er aus: „Es lebe die Kaiserin Katharina II." Aber das Volk und die Soldaten stimmten in den Ruf nicht mit ein. Schnell wiederholte der Gouverneur seinen Ruf. Das nämliche Stillschweigen folgte. An einigen Stellen auf dem Marktplatz vernahm man nur ein Gemurmel. So richtete Moskau die Hauptstadt Petersburg. Den Truppen Moskaus gefiel es nicht, daß die Garderegimenter allein, über ihren Kopf hinweg, eine staatspolitische Entscheidung von so großer Tragweite treffen wollten. Der bestürzte Gouverneur vereinigte sich mit seinen Offizieren zu nochmaligem Rufe: „Es lebe die Kaiserin." Es gab den gleichen Mißerfolg wie vorher. Die Soldaten wurden in die Kasernen geführt. Das Volk drängte man auseinander.

Solche Situationen häuften sich im Reich. Die Orlows berieten sich mit Katharina. Wer auf der Bahn des Verbrechens den ersten Schritt gewagt hat, scheut sich nicht vor dem zweiten. Sich vom Gegenstand der Beunruhigungen im Lande zu befreien, war das Resultat der Besprechungen. Der Tod des unglücklichen Kaisers wurde beschlossen.

Peter III. hatte auf die Zusicherungen Panins vertraut. Er ahnte das Los nicht, das seiner harrte. In dem Glauben, daß er nur kurze Zeit bis zu seiner Abreise nach Deutschland gefangen bleiben würde, ließ er Katharina bitten, ihm seinen Lieblingshund, seine Violine, eine Bibel und einige andere Bücher zu schicken. Gleichzeitig ließ er ihr sagen, daß er den Entschluß gefaßt habe, künftig als Philosoph zu leben. Es wurde dem Unglücklichen nichts bewilligt. Sein Vorhaben wurde höhnisch belacht. Man hatte ihn auch nicht, wie ursprüng-

lich zugesagt, in das kaiserliche Schloß zu Robscha, sondern heimlich nach Mopsa, einem kleinen Landhause des Hetmans Rasumowsky, gebracht.

Er befand sich bereits zehn Tage dort, als sich Alexis Orlow und Teplow bei ihm einfanden. Sie sagten ihm, daß sie gekommen wären, ihm seine Freiheit zu verkünden, und baten, mit ihm dinieren zu dürfen. Peter war ohne jeden Argwohn. Ihn erfüllte die mitgeteilte Veränderung seines Loses mit Freude. Nach russischem Brauch wurde vor der Mahlzeit Branntwein gereicht. Während Teplow abseits mit dem Kaiser sprach, ihn in die heiterste Stimmung versetzte, füllte Alexis Orlow die Gläser. In dasjenige, das dem Kaiser den Tod bringen sollte, tropfte er ein Gift, welches der Arzt Crousse bereitet hatte. Ein Treppenwitz der Weltgeschichte ist es, daß Katharina diesen Verbrecher zur Belohnung für die Herstellung des Giftes zum Leibmedikus bei ihrem Sohn, dem Großfürsten Paul Petrowitsch, ernannte. Zum Dank für die Ermordung des Vaters wurde ihm das Leben des Sohnes anvertraut. Fröhlich ergriff der Kaiser das ihm von Orlow gereichte Glas, nahm dessen Trinkspruch entgegen und trank das Glas aus. Bald empfand er heftige Schmerzen, Orlow bot ihm ein zweites Glas an. Der Kaiser schlug ihm das Glas aus der Hand und rief laut nach Milch. Er begriff jetzt die Absicht der Verbrecher, die ihn zwangen, den Inhalt eines neuen Glases hinunterzuschlucken. Auf sein Geschrei lief der ihm treu ergebene Kammerdiener Bresson herbei. Der Kaiser stürzte hilfesuchend in seine Arme und stammelte jammernd: „Es war also noch nicht genug, daß man mich verhinderte, in Schweden zu regieren, daß man mir die russische Krone entriß — man will mich auch noch ermorden!“ Der Kammerdiener wagte es, zu verlangen,

daß man den Kaiser seiner Obhut überließ. Grausam stießen die beiden Bösewichte den gefährlichen Zeugen aus dem Zimmer und setzten ihre Mißhandlungen fort. Der Kaiser rang um sein Leben. Noch setzte er sich zur Wehr. Da trat der Befehlshaber der Wache, der junge Fürst Baratinsky, ein. Der herkulische Orlow hatte den Kaiser zu Boden geworfen. Auf ihn kniend, würgte er mit beiden Händen den Hals. In höchster Todesnot sich wehrend, stieß ihn der Kaiser zurück. Während Orlow die Arme und Beine zusammenpreßte, wanden ihm Baratinsky und Teplow eine Serviette um den Hals und erwürgten ihr vom Gift im letzten Todeskampf zuckendes Opfer. Eine tiefe Kratzwunde im Gesicht war dem Fürsten Baratinsky als Schandmal verblieben.

Alexis Orlow stieg sofort zu Pferde, jagte eilends zu Katharina, ihr die Nachricht vom Tode Peter III. zu überbringen. Sie erhielt diese Neuigkeit gerade in dem Augenblick, als sie sich vor ihrem Hofe zeigen wollte. Sie erschien mit ruhiger Miene, sprach scherzend bald mit einer Hofdame, bald mit einem Hofherrn. Nach der Verabschiedung von allen schloß sie sich zur Beratung mit den Orlows, Graf Panin, Hetman Rasumowsky, Glebow und noch einigen anderen Vertrauten in ihren Gemächern ein. Man kam überein, mit der Bekanntgabe von Peters Ableben noch einen Tag zu warten. Katharina speiste wie gewöhnlich an öffentlicher Tafel, und abends, als sie Hof hielt, zeigte sie sich besonders fröhlich und ausgelassen. Am folgenden Tage tat Katharina immer noch, als ob sie vom Tode des Kaisers noch nichts wisse. Erst an der Mittagstafel ließ sie sich die Todesnachricht übermitteln. Sie weinte heftig, verabschiedete ihre Hofleute und die Diplomaten der fremden Mächte, zog sich in ihre Gemächer zurück und zeigte mehrere Tage hindurch alle Zeichen einer

tiefen Trauer. Während dieser Zeit verkündete man im Namen der Kaiserin folgendes Manifest, in welchem Grausamkeit und Schändlichkeit mit einer widerlichen Heuchelei wetteifern:

„Am zehnten Tage nach unserer Ersteigung des kaiserlichen Thrones haben wir die Nachricht erhalten, daß der ehemalige Kaiser wieder einmal von einer heftigen Hämorrhoidalkolik befallen wurde. Um nun auf keine Weise gegen die Pflichten zu verstoßen, welche uns die christliche Religion auferlegt, und nach dem heiligen Gesetze, welches befiehlt, das Leben unseres Nächsten zu erhalten, so befahlen wir, ihm sogleich alles zuzusenden, was dazu dienen konnte, den üblen Folgen einer so gefährlichen Krankheit zuvorzukommen und seine Plagen mit den wirksamsten Arzneien zu mildern. Mit vielem Schmerz und unermeßlichem Kummer haben wir erfahren, daß es dem Höchsten gefallen hat, seine irdische Laufbahn zu beenden. Wir haben befohlen, seine Leiche in das St.-Newsky-Kloster zu führen und daselbst zu begraben.

Wir ermahnen zu gleicher Zeit, als Herrscherin und Mutter, alle unsere getreuen Untertanen, dem verstorbenen höchstseligen Kaiser ihr letztes Lebewohl zu sagen, das Vergangene zu vergessen und Gott für seine Seele zu bitten; zugleich aber auch diesen unerwarteten Ratschluß des Allmächtigen als ein Kennzeichen der undurchdringlichen Absichten anzusehen, die seine weise Vorsehung sich für Uns, Unsern kaiserlichen Thron und für unser ganzes liebes Vaterland vorbehalten hat."

Der Leichnam des unglücklichen Peter III. wurde hierauf nach Petersburg überführt und für das Volk in der St.-Alexander-Newsky-Kapelle drei Tage zum Anschauen ausgestellt. Man hatte nicht unterlassen, dem Toten seine preußische Uniform anzuziehen. Personen

aus jedem Stande war es erlaubt, ihm die letzte Pflicht und größte Ehrfurcht zu beweisen, die in Rußland darin bestand, den Toten auf die Wange zu küssen. Das Gesicht des Toten war blauschwarz geworden. Man sah durch die Haut hervorgedrungenes Blut, das selbst durch die Handschuhe drang, die man ihm angezogen hatte. Das Gift, welches man dem Kaiser eingeflößt hatte, muß sehr stark gewesen sein. Alle, die so mutig waren, die Wange zu küssen, trugen aufgelaufene Lippen davon.

Katharina und ihre Räte wußten sehr wohl, daß niemand diesem frechen Gaukelspiel Glauben schenkte, sondern daß man genau die Mittel kannte, welche man angewandt hatte, um das Leben des Kaisers zu verkürzen. Aber es war ihnen weniger darum zu tun, das Verbrechen zu verschleiern, als den Unruhen zuvorzukommen, die nicht ausgeblieben wären, wenn das Volk die Gewißheit behalten hätte, daß der Kaiser noch lebte.

Der Tag seiner Beerdigung war in Petersburg ein Tag des Jammers und großer Niedergeschlagenheit. Das Volk, das dem Leichenzug folgte, überhäufte die Garden mit Schimpfworten und warf ihnen vor, sie hätten auf eine niederträchtige Art den letzten Tropfen vom Blute Peter des Großen vergossen. Die holsteinischen Soldaten, die man in Oranienbaum entwaffnet hatte, aber in Freiheit beließ, durften diesem traurigen Leichenbegängnis beiwohnen und begleiteten den Leichnam ihres ihnen gütig gewesenen Herrn mit Tränen. Die Russen erblickten nun keine Rivalen mehr in ihnen, sondern treue Diener, mit denen sie ihren Schmerz teilten.

Am folgenden Tage ließ Katharina diese unglücklichen Holsteiner auf die Schiffe führen, die sie in ihr Vaterland zurückbringen sollten. Viele von ihnen befanden sich auf einem Schiff, das beim Auslaufen aus

dem Hafen von Kronstadt unterging. Einige Soldaten retteten sich auf die nackten Klippen. Aber der unmenschliche Admiral Galitzin ließ sie höhnisch unter dem Vorwande umkommen, daß er, bevor er ihnen Hilfe zukommen lassen dürfe, die Erlaubnis dazu in Petersburg nachsuchen müßte.

Prinz Georg von Holstein, den Peter III. zum Herzog von Kurland ernannt hatte, mußte auf diese Ehre verzichten. Die Kaiserin entschädigte ihn aber, indem sie ihm die Administration von Holstein übertrug und ihn nebst seiner Familie sofort nach dort schickte. Er diente Katharina mit einem Eifer und einer Aufopferung, die sie nie erwartet hatte.

Der Kanzler Bestuschew, der der älteste und erbittertste der Feinde Peter III., aber ein alter Vertrauter Katharinas war, wurde aus seiner Verbannung zurückgerufen. Sie schickte den Fürsten Wolkonsky und den Leutnant Kalischkin zu ihm, die ihn nach Petersburg zurückführten. Er erhielt seinen Feldmarschallsgrad wieder, seinen Platz im Konseil und dazu eine Pension von jährlich 20000 Rubel mit dem Rechte, ihr in Beziehung auf sein hohes Alter nur zu dienen, wenn es ihm seine Gesundheit gestatte. Bestuschew stellte sich sehr fromm, überließ sich jedoch nach wie vor seinen ehrgeizigen Intrigen. Biron, der äußerst aufgebracht darüber war, daß Peter III. ihn nicht wieder in sein Herzogtum eingesetzt hatte und darüber den Dank vergaß, den er ihm für die wiedererlangte Freiheit schuldig war, hatte sich bei der Partei der Verschwörer eingestellt, ging nach Kurland, wo er ohne Schwierigkeit nach dem Fortgang des Prinzen Georg in seine Rechte eintrat. Er unterstützte mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Katharinas Absichten betreffs Polen. Mümich wurde Gouverneur von Estland und Livland.

Katharina hatte anfangs seine Ratschläge gern mit angehört, wurde aber seiner Eifrigkeit zuletzt überdrüssig. Mümich starb drei Jahre nach seiner Ernennung im Alter von fünfundachtzig Jahren zu Riga.

Die Nachricht von den umwälzenden Veränderungen in Rußland hatte sich über ganz Europa verbreitet. Allen Herrschern waren die Mittel bestens bekannt, wodurch Katharina Alleinherrscherin geworden. Aber sie zögerten trotzdem nicht, sie anzuerkennen.

In ihrem ersten Erlaß als Kaiserin war der König von Preußen von Katharina der unversöhnliche Erbfeind Rußlands genannt worden, um dadurch den Russen zu bekunden, daß sie ihren Haß gegen die Preußen teile. Auch hatte sie gefürchtet, daß sich Friedrich II. für Peter III. erklären und ihn mit den 20 000 Mann Hilfstruppen unterstützen würde, die der preußischen Armee einverleibt waren. — Deshalb gab sie ihren Generalen den Befehl, Preußen sogleich zu verlassen und zurückzukehren.

Maria Theresia glaubte nun, daß die Russen beim Verlassen der preußischen Fahnen sich wieder mit ihren Truppen vereinigen würden, um sie wie vordem im Kampf gegen Friedrich zu unterstützen. Aber sie wurde schwer enttäuscht. Mit Verdruß und Entsetzen bemerkte sie, daß Katharina nicht nur ihren Truppen befahl, Preußen ganz zu räumen, sondern auch den zwischen Peter III. und Friedrich geschlossenen Frieden bekräftigte.

Der Große Friedrich hatte Katharinas Haltung vorausgesehen. Er wußte, daß sie in den ersten Tagen ihrer Regierung den Russen schmeicheln, seinen Gegnern zustimmen mußte. Er wußte aber auch, daß sie ihre in Deutschland verbrachte Jugend, ihn selbst nie vergessen würde. Bereitete ihm der Tod Peter III. auch bange Stunden, so erwartete er bestimmt, daß Katharinas

Selbstbesinnung die Brücke zu einer politischen Verständigung ermöglichen würde. Er befahl seinem Gesandten Baron Goltz unaufhörlich, sich sofort auf die Seite Katharinas zu stellen, wenn Peters Regierungsgewalt ein Ende finden konnte.

An den Grafen Finkenstein hatte Friedrich II. geschrieben: „Der Kaiser von Rußland ist von seiner Gemahlin vom Thron gestoßen worden. Man konnte es voraussehen. Diese Fürstin hat viel Geist und die Leidenschaften ihrer Vorgängerin. Sie hat keine Religion. Aber sie stellt sich fromm. Es ist der zweite Fall zur Geschichte des griechischen Kaisers Zeno, seiner Gemahlin Adriane und der Maria von Medicis. Der ehemalige Kanzler Bestuschew war ihr erster Favorit. Da Guineen die Hauptpartien sind, an die er sich hält, so wird seine gegenwärtige Partie die nämliche sein. Der arme Kaiser hat Peter I. nachahmen wollen. Aber er hatte sein Genie nicht."

Dieser Brief war gewiß nicht bestimmt, bekannt zu werden. Es ist daher interessant, ihn mit dem zu vergleichen, was der Verfasser desselben in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges für das Publikum geschrieben hat.

„Der König", sagte er, „hatte mit dem Großfürsten, zur Zeit, als er noch Herzog von Holstein war, Freundschaft gepflogen, und dafür behielt dieser Fürst vermöge seiner Empfindsamkeit, die unter Menschen, noch mehr aber unter Fürsten selten ist, eine gewisse Erkenntlichkeit in seinem Herzen. Beweise hatte er in diesem Kriege davon gegeben; denn er war die Hauptursache, daß der General Apraxin 1757 sich zurückzog und, nachdem er den General Lewald geschlagen hatte, sich nach Polen begab. Während aller dieser Unruhen begab dieser Prinz sich nicht einmal in das Konseil, wo

er einen Platz hatte, weil er den Maßregeln der Kaiserin nicht beistimmte und deswegen keinen Anteil davon nehmen wollte.

Der König ging mit dem Kaiser gar nicht auf dem Fuß um, wie ein Monarch mit dem andern, sondern mit der Vertraulichkeit des Herzens, die die Freundschaft erzeugt und wodurch die die größte Anmut erhält.

Die guten Gesinnungen Peters III. machten in der Politik eine Ausnahme von der Regel, die denn auch gegen ihn beobachtet werden mußte."

Ludwig XV. schmeichelte sich, die Gunstbezeigungen, womit Katharina, während sie noch Großfürstin war, seinen Gesandten überhäufte, möchten Beweise ihrer Anhänglichkeit an Frankreich sein. Er irrte sich gründlich. Wohl hatte Katharina den Gesandten, der ihr half, ihre Kenntnisse der französischen Literatur und Kunst zu erweitern, für ihre persönlichen Zwecke benutzt und ihm ihre Abneigung und Verachtung gegen den Hof zu Versailles verborgen gehalten. Jetzt als Kaiserin machte sie kein Hehl mehr daraus.

Dem König von Dänemark ließ sie versichern, er brauche sich wegen Schleswig und Holstein keine Sorgen mehr machen, sie wünsche mit ihm jederzeit im besten Einvernehmen zu verbleiben. Den dänischen Gesandten behandelte sie wohlwollend, freundlich. Zwar konnte sich der englische Gesandte Keith über Katharinas Haltung ihm gegenüber nicht beklagen. Sie bemühte sich, die Handelsverträge mit seinem Land zu erneuern, durch die England sich vor allen anderen Staaten den Vorrang sicherte. Aber die freundschaftlichen Gunstbezeigungen, die Keiths Vorgänger Williams von Katharina erfuhr, blieben bei ihm aus.

So wie Katharina darauf bedacht war, mit den europäischen Mächten in Frieden zu leben, so unterließ sie

auch nichts für die Erhaltung des Friedens in ihrem Reich. Denn von ihren eigenen Untertanen hatte sie mehr zu fürchten als von den fremden Mächten. Sie verstand es aber, bald durch Güte oder Strenge ihr Ansehen im Reich zu steigern. Der Hof zeigte eine andere Gestalt wie früher. Alles beugte sich bereits dem Willen Gregor Orlows. Sein Stolz nahm mit jedem Tage zu. Er beleidigte und reizte die Großen des Reiches und schürte damit deren Wunsch, ihn gestürzt zu sehen. Katharina schützte ihren Liebling, wo es nötig war. Die geringste wahrnehmbare feindliche Einstellung zu ihm zog bereits die Entfernung vom Hofe nach sich.

Die Nachrichten aus Moskau besserten sich. Geld und Branntwein hatten die Gesinnung der Garnison umgestellt, mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln kargte der Gouverneur nicht. Seiner Freigebigkeit folgte automatisch die Huldigung Katharinas durch seine Soldaten. Aufgemuntert durch die übertrieben günstigen Berichte des Gouverneurs beschloß Katharina, sich nach Moskau zu begeben, um sich dort nach altem heiligen Gebrauch in der Kathedrale huldigen und durch die Salbung von der höchsten Geistlichkeit weihen zu lassen. Vor ihrer Abreise aus Petersburg versammelte sie die Garderegimenter, denen sie den Thron verdankte, sprach mit den Soldaten und überhäufte sie mit plumpen Schmeicheleien. Sie ließ sie unter dem Kommando des Hetmans Rasumowsky und Fürsten Wolkonsky zurück. Dem Grafen Bruce, dessen erprobter Treue sie gewiß war, übertrug sie das Gouvernement der Stadt, und der Mörder Peters, Alexis Orlow, bekam den Auftrag, mit seiner unermüdlichen gerissenen Tätigkeit alle Vorgänge zu bespitzeln und zu berichten.

Auf ihrer Reise ließ sie sich von Gregor Orlow, dem alten Kanzler Bestuschew, Graf Strogamow, den Wür-

denträgern und den sonstigen Großen im Reich begleiten. Die, welche ihr aufrichtig ergeben waren, hatte Katharina klüglich mit denen, deren Abwesenheit für Befürchtungen Grund gegeben hätte, vereinigt. Vor allen Dingen unterließ sie nicht, den jungen Großfürsten Paul Petrowitsch und die vornehmsten Hofdamen mitzunehmen.

Mit diesem zahlreichen Gefolge zog sie unter Entfaltung größter Pracht in Moskau ein. Aber ungeachtet zuvor ausgeteilter Gelder wurde sie ohne großen Zulauf des Volkes, ohne Enthusiasmus und Freudenbezeigungen empfangen. Aus dem Stillschweigen der Menge und dem Mangel an Zuschauern konnte Katharina entnehmen, daß ihre Gegenwart dem Volke nicht angenehm sei. Verlegen und achselzuckend nahm der Gouverneur Katharinas Vorwürfe entgegen. Sie begab sich sogleich in die Kapelle der Zare, verschwendete an den Erzbischof und die Popen ihre Schmeicheleien und wurde in Gegenwart ihrer Hofleute und der Soldaten unter feierlichem kirchlichem Gepränge als Kaiserin gesalbt und empfing die Weihung der griechischen Kirche. Das Volk, das der Kaiserin demonstrativ auswich, drängte sich unaufhörlich zu dem Großfürsten Paul hin. Es vereinigte mit dem Ausfluß der Zärtlichkeit für das Kind, die Gefühle des Mitleids über das furchtbare Los seines Vaters. Sorgfältig verbarg Katharina ihren Verdruß in Moskau. Eine Fülle von Wohltaten wurde den Einwohnern, viele Beförderungen den Garnisonstruppen, hohe Auszeichnungen ihren Freunden zuteil, die bewiesen, wie sehnsüchtig die Kaiserin es wünschte, sich die Liebe der Nation zu erwerben. Nach einigen Tagen erfolgte die Rückkehr nach Petersburg.

Mit der Krönung in Moskau veränderte sich Katharinas Wesen. Sie tat sich keinen Zwang mehr an, ließ

jede Verstellung. Was sie sagte, war so gemeint, so gewollt. Die Mönche, die Katharinas Umsturzpläne begünstigt hatten, erinnerten Katharina vergeblich an ihr Versprechen, ihnen die Güter wiederzugeben, die Peter III. ihnen entrissen hatte. Katharina hatte wohl eingesehen, daß es nicht gut sei, die Mönche wieder zu dem einstigen Ansehen gelangen zu lassen, das ihr wohl früher nützlich, jetzt aber gefährlich werden könnte. Sie ließ den Erlaß Peters III. bestehen, übertrug nur die Behandlung der ganzen Angelegenheit einer Synode, deren Mitglieder aus lauter ihr blindlings ergebenen Männern bestand, die ohne jede Beratung ihren Willen ausführten. Die höchsten Geistlichen erhielten im geheimen Geld, die übrigen gingen leer aus und schwuren, sich an einem Weibe zu rächen, das die ihr erwiesenen Dienste nicht belohnte, ihr Versprechen nicht hielt, sie in Armut ließ. Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Wut der Mönche und Popen einigen Erfolg erzielte. Sie fachten das Feuer des Aufruhrs im Volke an, von dem auch einige Soldaten ergriffen wurden. Sie erinnerten sich des Prinzen Iwan. Sie entdeckten, daß er sich am Tage der Empörung in Petersburg befand, wo Peter III. ihn in der Absicht hingeführt hatte, ihn zu seinem Nachfolger zu erklären, daß ihn aber Katharina wieder ebenso heimlich habe hinwegschaffen lassen. Laut wurde behauptet, Iwan gehöre der Thron. Man brachte ein durch einen Zufall erhaltenes Manifest zum Vorschein und verbreitete es im Volk. Peter III. hatte es durch seinen Staatsrat Wolkow unterzeichnen lassen. Die Sorgfalt der Freunde Katharinas hatte alle Kopien davon nicht erfassen können. Peter deckte in dem Manifest alle Fehler und Verbrechen Katharinas auf. Beschuldigte sie des Ehebruchs und erklärte, daß er den Großfürsten nicht als seinen Sohn

anerkenne. Denn dieses Kind sei dem verbotenen Umgang seiner Gemahlin mit dem Kammerherrn Saltikow entsprossen. In kurzer Zeit kam dieses Manifest in die Hände der Soldaten. Sie konnten jetzt nicht begreifen, durch welchen Taumel des Wahnsinns sie zur Rebellion hingerissen worden waren. Sie bereuten ihr Verbrechen und beweinten das traurige Los des Kaisers, der irregeleitet, aber nicht boshaft, gutmütig und schwach, aber nicht dumm war. Den ein ehrgeiziges, heuchlerisches Weib auf eine barbarische Art ermorden ließ. Wer erst einmal beweint wird, der findet seine Rächer. Das Getuschele und Geraune im Volk —, bei den Soldaten, schien einen neuen Aufruhr anzukünden. Aber Katharina war auf ihrer Hut. Glebow, Passick, Teplow und nicht zuletzt Alexis Orlow waren umsichtige Wächter. Sie spionierten im dunkeln, belauschten die Gespräche, gingen den Urhebern der Gerüchte nach und brachten sie zu Fall. Ein kaiserlicher Erlaß verbot den Gardesoldaten, sich ohne Befehl der Offiziere zu versammeln. Einige Mannschaften der Garde wurden verhaftet und mit Knutenhieben zur Raison gebracht. Andere wurden mit einigen Einwohnern nach Sibirien geschickt. Die Furcht brachte alle zum Stillschweigen. Auch gegen die Geistlichkeit ging Katharina mit Strenge vor. Ebenso schonte sie die Höflinge nicht, die ihr mißfielen und die größten Ansprüche auf ihre Dankbarkeit zu haben glaubten. Iwan Schuwalow war der Schmeichler der Neigungen Katharinas. Er hoffte bei ihr die Vertraulichkeit zu finden, die er bei der Kaiserin Elisabeth genoß, aber er betrog sich. Er reizte die Eifersucht Orlows, und Katharina verbot ihm den Hof. Der Artilleriegeneral Villebois, der törichterweise seine Pflicht dem zärtlichen Gefühl der Liebe zu ihr geopfert hatte und seinen Herrn verriet, wurde bald dafür bestraft. Gregor Orlow fürch-

tete die geistige Überlegenheit Villebois, sein Ansehen bei der Kaiserin. Er wünschte sich seine Stellen. Im Liebestaumel sagte ihm Katharina die Erfüllung seines Wunsches zu. Villebois erhielt seinen Abschied, und der Geliebte der Kaiserin wurde zum Generalfeldzeugmeister ernannt.

Die Prätensionen der Fürstin Daschkow wurden der Kaiserin zuwider. In den ersten Stunden der Erhebung hatte die Fürstin wie Katharina eine Gardeuniform angezogen und war ihr zur Seite geritten. Sie hatte, um ihrer kaiserlichen Freundin zur Regierung zu verhelfen, ihren eigenen Vater, ihre Schwester, ihre ganze Familie und sogar sich selbst geopfert, als sie sich Panins sexuellen Begierden, trotz ihrer Abneigung, hingab. Alles, was sie nun zur Belohnung dafür verlangte, war der Obristentitel beim Regiment Preobaginsky. Aber die Kaiserin gab ihr ironisch zur Antwort: „Sie schicke sich besser zum Präsidenten für die Akademie als zum Chef einer Truppe." Die Fürstin Daschkow fand sich durch diese nicht vermutete Antwort auf das grausamste gedemütigt. Sie überließ sich ihrem natürlichen Temperament, murrte mit ihren Freunden über den Undank der Kaiserin und sann nach Rache. Der treulose Odart, der hinter ihre Absichten kam, war der erste, der Katharina davon unterrichtete. Die Fürstin erhielt den Befehl, sich sofort nach Moskau zu begeben. Sie war inzwischen schwanger geworden, was ihren Mann, der so lange Zeit von ihr entfernt war, in Verwunderung setzen mußte.

Katharina, welche die fremden Nationen in gleicher Weise zu täuschen hoffte wie sie die Russen betrog, wollte Europa Glauben machen, daß sie mit ihrer Thronbesteigung nur den Wunsch des Volkes zu erfüllen gesucht habe. Sie trug dem falschen Odart auf, an Vol-

taire zu schreiben und ihn zu ermahnen, wegen der Eitelkeit der Fürstin Daschkow auf der Hut zu sein. Wenn er willens sei, ihre Thronbesteigung und die damit verknüpften Vorgänge in der Geschichte zu verewigen, so möchte er ja nicht schreiben, „als ob die Fürstin Daschkow bei der Verschwörung, deren glücklicher Ausgang einzig und allein der Weisheit und Unerschrockenheit der Kaiserin zu danken sei, neben derselben die zweite Hauptrolle gespielt hätte". Der nämliche Auftrag wurde den russischen Botschaftern zu Paris und London erteilt. Der französische Gesandte Breteuil richtete Katharina in einem Brief, in dem er schrieb: „Das heißt die Eifersucht und unverschämte Undankbarkeit weit trüben."

Der Erzbischof von Nowgorod, ein Hauptwerkzeug Katharinas bei der Verschwörung und derjenige, der um des Geldes willen, das man ihm versprochen hatte, am meisten behilflich war, die Vorrechte der Mönche zu schwächen, sah sich ebenfalls in seinen Erwartungen betrogen. Sowie Katharina ihn nicht mehr nötig hatte, wies sie ihn mit leerer Hand von sich. Seine Wut und Schmach mußte er bei sich tragen, verabscheut von der niederen Geistlichkeit, verspottet vom Volk.

Mit unaussprechlicher Freude hatte Poniatowsky von dem triumphalen Aufstieg seiner ehemaligen Geliebten erfahren. Seitdem er Petersburg verlassen mußte, unterhielt er mit Katharina einen Briefwechsel und rechnete um so mehr auf sie, als sie trotz ihrer heimlichen Liebesverhältnisse sogar öffentlich eine romantische Treue für ihn erheuchelte. Wahrscheinlich schmeichelte sich Poniatowsky damals damit, bald auch die Hand derer zu empfangen, deren Herz er noch zu besitzen glaubte. Er begab sich an die polnische Grenze und bat um die Erlaubnis, sich zu ihr begeben zu dürfen. Aber Katha-

rina antwortete ihm, daß seine Gegenwart in Petersburg nicht notwendig sei und daß sie andere Absichten mit ihm habe. Sie wollte nicht, daß er über ihre neuen Herzensangelegenheiten unterrichtet würde, schrieb ihm zärtliche Briefe und sprach noch immer mit ihren Vertrauten von ihrer Leidenschaft für ihn. Sie tat verwundert, daß man glauben könne, sie hege eine ernste Neigung für Orlow. Sie ging sogar noch weiter und machte Orlow oft in den Augen derer lächerlich, die behaupteten, sie liebe ihn.

Doch die Zeit der Furcht war vorüber. Die Bewahrung seines Geheimnisses behagte Gregor Orlow nicht mehr. Dieser stolze und aufgeblasene Günstling bezeigte seinen Ärger über die Verstellung seiner Gebieterin und gab ihr zu verstehen, daß nichts mehr verheimlicht werden dürfe. Er ging fortan zu Katharina, wenn es ihm gefiel, und nahm sich öffentlich ihr gegenüber derartige Freiheiten heraus, die keinen Zweifel mehr übrigließen, daß zwischen den beiden ein sehr intimes Verhältnis bestehen müsse. Gewohnt in Kasernen und Schenken zu leben, liebte Gregor den Trunk. Als er an einem Abend mit der Kaiserin, dem Hetman Rasumowsky und einigen anderen Hofleuten speiste und vom Wein erhitzt war, sprach er von dem großen Ansehen, in welchem er bei den Garden stände.

Er rühmte sich, daß er allein die Verschwörung bewerkstelligt habe und daß seine Macht so groß wäre, daß, wenn er sie mißbrauchen wolle, er in einem Monat sein eigenes Werk zerstören und die Kaiserin entthronen könnte. „Du wolltest das in einem Monat ausführen?" — erwiderte ihm der Hetman und lachte unbändig über diese Prahlerei, „und wir, mein Freund, würden dich in weniger als vierzehn Tagen henken lassen." Die anwesenden Hofleute blickten aufgebracht zur Kaiserin.

Diese lächelte dankend Rasumowsky zu. Ihre Gunst verminderte sich nicht im mindesten gegenüber Orlow.

Mehr aus Politik als aus Liebe hing Katharina an ihrem Günstling. Sie kannte seine Tätigkeit, seinen Eifer, seine Kühnheit und konnte sich weder mit einem angenommenen Stolz gegen ihn waffnen noch ihn durch einen anderen, mehr abgeschliffenen Hofmann ersetzen, da alle Orlows Talente und Dreistigkeit nicht besaßen.

Die Strafe, welche die ersten Soldaten, die sich der angezettelten Meuterei angeschlossen hatten, erdulden mußten, hatte den Revolutionsgeist nicht erstickt. Der Erzbischof von Nowgorod und der Fürstin Daschkow Entfernung, die schwankende Gesundheit des Großfürsten Paul, das Mitleid mit dem unglücklichen Prinzen Iwan und so vieles andere von den Popen geschürt, reizte das Volk auf. In den Kasernen brach eine Revolte aus. Die Gefahr war so groß, daß die Kaiserin im Laufe eines ganzen Tages nahe daran war, das gleiche Geschick zu erleiden wie ihr Gemahl. Aber sie fürchtete sich nicht. Ohne den Senat zusammentreten zu lassen, ergriff sie heimlich ihre Maßnahmen, der Revolte Einhalt zu tun. Als Rasumowsky, Bestuschew, Panin, Glebow u. a. kamen, um ihrer Besorgnis Ausdruck zu geben, sagte sie mit Stolz und Würde: „Warum diese Aufregung, meine Herren? Glauben Sie nicht, daß ich zu siegen verstehe? — Hat man nicht gesehen, daß ich bei weit aufregenderen Situationen meine Ruhe behalten habe? — Wie ich die Gunst des Augenblicks hinnehme, so ertrage ich auch die Ungunst desselben. Ich habe keine Furcht. Dieselbe Vorsehung, welche mich zur Regierung berufen hat, wird mich zur Ehre und zum Wohle des Reiches beschützen und meine Feinde niederschlagen."

Inzwischen brachten die unerschrockenen mutigen Or-

lows und ihre Freunde die Garden zur Ruhe, erstickten die Funken der Revolte. Vierundzwanzig Offiziere wurden verhaftet. Die vier Haupträdelsführer wurden des Hochverrats für schuldig befunden und sollten gerädert werden. Katharina verwandelte ihre Strafe in Verbannung nach Sibirien, und da sie den Russen einige Furcht vor Schimpf und Schande einflößen wollte, ließ sie diese Offiziere degradieren und vom Büttel mit der Knute durchpeitschen.

Ihre Untertanen behandelte Katharina mit Nachsicht. Gegenüber den fremden Mächten und ihren Vertretern entwickelte sie den ganzen Stolz ihres großen Charakters. Ihren Gesandten an den fremden Höfen gab sie den Befehl, bei allen Gelegenheiten den Vortritt vor dem französischen zu erlangen und zu nehmen. Katharina wußte Klugheit und Entschlossenheit zu verbinden, wußte die gefährlichsten Geistlichen zu hintergehen und den Intrigen der Mönche Einhalt zu tun. Sie berief die Fürstin Daschkow, die durch ihr Ansehen und die Ränke, die sie zu Moskau spann, gar leicht die Ruhe des Reiches stören konnte, wieder an ihren Hof. Odart, der sich durch sein Spionieren und seine Angebereien bei allen Hofleuten verhaßt gemacht hatte, wurde entlassen. Katharina verstand es auch ausgezeichnet, ihr Lob an den fremden Höfen ausposaunen zu lassen und scheute dieserhalb keine Kosten. Ihre Anerkennung im Ausland fand schließlich auch das Echo in Petersburg. Die Gesundheit des jungen Großfürsten Paul wurde wiederhergestellt und gefestigt. Die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, lenkten den Blick von dem unglücklichen Iwan ab. Aber noch konnten die Russen des Jochs nicht gewohnt werden, dessen sie sich ständig zu entledigen suchten. Der Ehrgeiz verlöschte bei der Kaiserin keineswegs ihren Hang für leichtfertige und sinn-

liche Vergnügungen, glänzende Festlichkeiten ketteten die Höflinge noch fester an sie. Es war ihr ein leichtes, von den Freuden des Lebens zu den ernstesten Geschäften und mühseligsten Regierungsangelegenheiten zu wechseln. Sie wohnte allen Beratungen des Konseils bei, las die Depeschen ihrer Gesandten. Diktierte oder entwarf mit eigener Hand die darauf zu erteilenden Antworten und übertrug ihren Ministern nur die Regelung der minder wichtigen Geschäfte, über deren Ausführung sie sich noch die Aufsicht vorbehielt. Stets bemüht, ihre Fehler und Laster hinter dem Glanze ihres Ruhms zu verbergen und das Andenken an ihr Verbrechen durch ihre geistige Größe und ihre Genialität zu beseitigen, befolgte sie die Grundsätze, die sie oft zitierte: „Man muß in Ausführung seiner Entwürfe standhaft sein." — „Besser einen Entschluß schlecht, als gar nicht ausgeführt." — „Nur die Toren sind wankelmütig."

Von außen her genoß Rußland den Frieden, den ihm Peter III. zuerst verschafft und Katharina durch Abbruch der geplanten Feindseligkeiten gegen Dänemark gesichert hatte. Allein im Innern des Reiches verblieb der Geist der Erbitterung und des Aufruhrs. Weder das strenge Urteil über die vier Rädelsführer der revoltierenden Garden noch die bezeigte Gnade der Kaiserin vermochte den Haß und die Rachsucht zu unterdrücken, die eine in die Augen fallende krasse Ungerechtigkeit gewöhnlich erregt. Obgleich Katharina ihre dunkle Tat vor sich selbst zu bemänteln versuchte, sich auch der Hoffnung hingab, daß ihre Untertanen nicht wüßten, welchen großen Anteil sie an dem Tode ihres Gemahls gehabt hatte, so sah sie doch ein, daß die Erinnerung an denselben nur durch glückliche Unternehmungen und glänzende Taten zu beseitigen sein würde. Und sie wußte auch wohl, daß ihr in dieser Hinsicht noch zu

viele Hindernisse im Weg ständen, daß Staatsklugheit und die üble Finanzlage des Reichs Frieden nach außen und Ruhe im Innern erfordere. Sie beschäftigte sich daher aufs eifrigste mit der Verwaltung ihrer weit ausgedehnten Staaten, der Förderung des Handels, der Vermehrung der Kriegs- und Handelsflotte. Auch war sie um die Verbesserung ihrer Vermögenslage durch Erschließung neuer Geldquellen besorgt.

Ohne jedoch dabei eine zu sparsame und enthaltsame Haushaltung zu führen. Ihr Stolz erlaubte es ihr nicht, dem asiatischen Luxus zu entsagen, dem der Hof seit dem Regierungsantritt Elisabeths huldigte. Außerdem war sie der Meinung, daß ein gewisser Luxus notwendig sei, um den fremden Nationen zu imponieren. Wenn Katharina mit ihren Ministern gearbeitet hatte, so unterhielt sie sich häufig allein bald mit Bestuschew, bald mit Mümich. Der eine entwickelte ihr die notwendige Politik und die Hilfsquellen der verschiedenen Höfe, der andere den während seiner Verbannung nach Sibirien ausgearbeiteten Plan, die Türken aus Konstantinopel zu verjagen, der Katharinas Ehrgeiz schmeichelte und den sie dreißig Jahre später auszuführen im Begriff stand. Sie kannte ihre Talente, ihren Mut und schätzte die Vorteile richtig ein, die sie aus ihrer Macht ziehen konnte.

Bei einer vertraulichen Unterredung mit dem französischen Gesandten Breteuil fragte sie ihn, ob er glaube, daß der Friede von Hubertusburg eine lange Dauer verspreche. Der Gesandte antwortete: Die Erschöpfung Preußens und Österreichs und die Weisheit ihrer Regenten scheine ihm eine vieljährige Ruhe zu versprechen. Indessen werde sie das besser zu beurteilen wissen als er, indem sie das politische System der Höfe Europas vermöge ihrer Einsicht würdigen und vermöge ihrer Macht nach Belieben lenken könne. Katharina er-

widerte mit bescheidener Miene: „Sie glauben also, daß Europa jetzt die Augen auf mich gerichtet habe und daß ich an den maßgebenden Höfen in Ansehen stehe?“ — Man kann sich vorstellen, daß die Antwort selbstverständlich bejahend ausfiel. Katharina brüstete sich dann mit ihrer kaiserlichen Würde und meinte: „Ich glaube in der Tat, daß Rußland einige Aufmerksamkeit verdient. Ich verfüge über die größte und beste Armee der Welt. Es fehlt mir jetzt freilich etwas am Gelde. Allein in wenigen Jahren werde ich dessen im Überfluß besitzen. Folgte ich meiner Meinung, so würde ich immer mehr für den Krieg als für den Frieden gestimmt sein. Aber Gerechtigkeit, Vernunft und Menschenliebe halten mich davon ab. Indessen werde ich's nicht machen wie die Kaiserin Elisabeth, die sich nicht erst lange zum Krieg nötigen ließ. Ich greife zu den Waffen, sobald ich meinen Vorteil dabei finde, aber niemals aus Gefälligkeit für andere.“ Sie äußerte bei dieser Gelegenheit, man werde sie erst nach Verlauf von fünf Jahren richtig zu beurteilen imstande sein. Denn soviel Zeit gebrauche sie wenigstens, um die Ordnung in ihrem Reiche wiederherzustellen und die Früchte ihrer Bemühungen einzuernten. Bis dahin werde sie sich gegen alle Höfe Europas als eine geschickte und sich einschmeichelnde Kokette betragen.“ Das war einmal so recht von Grund ihres Herzens geredet. Der Gesandte hielt es zwar für eine Äußerung der Eitelkeit, ermangelte indessen nicht, mit einem schmeichelhaften Kompliment darauf zu antworten.

Der erste Einsatz ihrer Herrschermacht geschah zugunsten Birons, dem der Senat von Mitau verschiedene Hindernisse in den Weg legte. Katharina rief ihre in Pommern stehenden Truppen zurück und ließ sie, um die Ansprüche ihres Schützlings geltend zu machen,

nach Kurland marschieren. Eine andere Armee, unter dem Kommando des Grafen Romanzow, erhielt Befehl, in Polen einzurücken. Sie wurde bald darauf um die 20000 Mann verstärkt, die der General Zernitschew unter Preußens Fahnen kommandiert hatte. Während Birons langer Verbannung hatten die Staaten von Kurland, die ihn als seines Herzogtums verlustig erachteten, den Prinzen Karl von Sachsen, einen Sohn Augusts III., Königs von Polen, an seine Stelle gewählt. Der Prinz, durch das Ansehen seines Vaters und die Wünsche der Kurländischen Nation unterstützt, schien seinem Rivalen, den seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, den Rang abzulaufen. Allein die Gegenwart der russischen Armeen unterdrückte die dem Herzog Karl günstige Stimmung der Kurländer. Simolin, Katharinas Geschäftsträger, säumte nicht, den Senat zu Mitau im Namen der Kaiserin Gesetze vorzuschreiben. Eine am 31. Dezember 1762 von Moskau aus zugunsten Birons ergangene Erklärung bedrohte den König von Polen mit Krieg und zwang ihn, den Nebenbuhler seines Sohnes als Herzog von Kurland anzuerkennen. Durch diese Willfährigkeit zufriedengestellt, suchte Katharina durch den ganzen ihr zu Gebote stehenden Einfluß bei der Kaiserin Maria Theresia und Friedrich dem Großen zu erreichen, daß sie ihre Truppen aus den Erbstaaten des Königs von Polen zurückziehen. Es gelang ihr nicht. Maria Theresia schob die Schuld hiervon dem König von Preußen zu. Dieser schob sie auf Maria Theresia zurück. Glücklicherweise endete der baldige Friedensschluß den Zwist.

Friedrich II., der längst einsah, daß Katharinas Freundschaft ihm außerordentlich nützlich wurde, verpaßte keine Gelegenheit, ihr zu schmeicheln. Er ließ ihr den schwarzen Adlerorden anbieten. Sie nahm ihn mit Dank und schmückte sich damit während ihres Aufenthaltes

in Moskau. Vermutlich erinnerte sie sich noch recht gut, daß man ihrem Gemahl ein Verbrechen daraus gemacht hatte, als er einen preußischen Orden trug. Allein sie wollte ihren Untertanen zeigen, daß sie bei den auswärtigen Höfen in Ansehen stände. So wurde das, was bei ihm ein Verbrechen war, bei ihr nur ein Beweis politischer Geschicklichkeit.

Um diese Zeit entstanden zwischen dem Petersburger und Kopenhagener Hofe von neuem Streitigkeiten über die Administration von Holstein. Auf diese hatte der König von Schweden zwölf Jahre zuvor (1750) in einem Geheimvertrag zugunsten des Königs von Dänemark während der Minderjährigkeit des jungen Großfürsten verzichtet. Dem dänischen Hof gelüstete es schon lange nach diesem Fürstentum. Mit Verdruß sah man den Prinzen Georg zurückkehren, der im Namen der Kaiserin daselbst regieren sollte. Man wollte ihn nicht anerkennen. Allein Katharina fing an zu drohen. Die Befürchtung, die russischen Truppen wieder in Holstein einrücken zu sehen, ließ die dänischen Kommissarien von Kiel wieder abziehen. Ein außerordentlicher Geschäftsträger wurde nach Moskau geschickt, der den König entschuldigte. Die Höfe zu Petersburg und Stockholm standen damals, nicht zuletzt durch die Bande des Blutes, in dem besten Einvernehmen miteinander. Beide bedurften des Friedens.

Vor den Fürsten Europas war Katharina nunmehr sicher. Leider nicht in eben dem Grade vor ihren Untertanen. Sie tat alles mögliche, dieselben an sich zu ziehen. Die Staatsklugheit machte sie noch großmütiger, als sie bereits von Natur war. Der Wunsch, sich treue Anhänger zu verschaffen, verleitete sie oft zur Verschwendung. Sie übte eine übertriebene Nachsicht, gab Gudowitsch, Wolkow und Milganow nicht nur die Freiheit, sondern

dem letzten das Kommando über ein Armeekorps. Wolkow erhielt die Anwartschaft auf das Gouvernement Orenburg. Gudowitsch weigerte sich, irgendeine Gunstbezeigung von ihr anzunehmen.

In den ersten Monaten nach der Ermordung Peters III. hatte Katharina wenig Zeit gehabt, über den ganzen Umfang ihres scheußlichen Verbrechens nachzudenken. Aber mit der Zeit erkannte sie die ganze Fluchwürdigkeit der unseligen Tat und konnte ihre Gewissensbisse darüber nicht ersticken. Auf der anderen Seite hielten die einmal über das andere ausbrechenden Verschwörungen sie beständig in Furcht. Man entdeckte sie freilich, suchte sie zu verhüten, aber ihre Ursachen vermochte man nicht zu beheben. Das Drückende ihrer Lage fühlte die Kaiserin um so stärker, je mehr sie ihre Unruhe zu verbergen suchte. Was sie besonders kränkte, machte, daß die angesehensten Familien, seitdem Gregorius Orlow ihr erklärter Liebhaber war, sich durch den dummen Stolz dieses Menschen beleidigt fühlend, vom Hofe entfernt hielten. So kam es, daß ihre Gesellschaft oft nur aus groben, ungesitteten Soldaten bestand, die das Recht, das sie auf Katharinas Dankbarkeit zu haben glaubten, auf eine sie demütigende Weise mißbrauchten. Oft schämte die Kaiserin sich zuweilen der Nachgiebigkeit, welche sie gegen diese Leute beweisen zu müssen glaubte. Um ihre Fehler zu entschuldigen, rühmte sie an ihnen Vorzüge, welche sie nicht besaßen. Einst sagte sie: „Ich führe kein angenehmes Leben. Ich weiß, daß die Leute, die um mich sind, keine Erziehung haben. Allein, ich verdanke ihnen alles, was ich bin. Sie besitzen Mut und Rechtschaffenheit. Zu Verrätern an mir werden sie bestimmt nicht!“

Panin war beinahe der einzige, der sich durch ein elegantes, feines Wesen und eine große Geistesbildung aus-

zeichnete. Dessen ungeachtet spielte er nur eine sehr untergeordnete Rolle. Er dachte noch immer an die Einführung des aristokratischen Senats, den er unter Peter III. hatte errichten wollen. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit suchte er die Vorzüge seines Systems zu preisen. Als er einst bemerkte, daß die Kaiserin außerordentlich besorgt schien, glaubte er, jetzt sei es Zeit, ihr seinen Plan zu entdecken und sie zur Annahme zu bewegen. Er schilderte ihr daher die Gefahren, welche sie noch zu befürchten habe, und die Schwierigkeiten, die auf eine Usurpation folgenden Unruhen zu dämpfen, und setzte hinzu, er kenne ein Mittel, den Thron auf immer unerschütterlich zu befestigen. Er befürchtete aber, daß ein falsches Zartgefühl sie abhalten werde, davon Gebrauch zu machen. Katharina bat ihn, sich deutlicher zu erklären, worauf er ihr die Grundlage eines Regierungssystems entwickelte, das er, ungeachtet ihm eine vieljährige Erfahrung dessen Mängel gezeigt hatte, noch immer bewunderte. „Die moskowitischen Regenten, setzte er hinzu, haben bisher eine unumschränkte Gewalt genossen, aber diese Gewalt wird eben durch ihre Ausdehnung ihrem jedesmaligen Besitzer gefährlich, indem ein kühner Verschwörer sie jeden Augenblick an sich reißen und als Usurpator über die Gesetze erheben kann. Tun Sie auf jene unumschränkte Macht Verzicht. Ein ständiger Rat wird Ihnen den Besitz der Krone sichern. Wählen Sie einen solchen und erklären Sie feierlichst, daß Sie für sich und Ihre Thronerben der Gewalt, die Mitglieder desselben wieder abzusetzen, ein für allemal entsagen. Erklären Sie, daß, wenn irgendeiner von denselben sich eines Verbrechens oder eines bedeutenden Fehlers schuldig macht, nur seinesgleichen das Recht haben soll, ihn nach bestimmten und strengen Vorschriften zu verhören und zu

verurteilen. Sobald Sie diesen klugen Schritt tun, wird man vergessen, daß Sie sich den Thron mit Gewalt eroberten, und denken, daß Sie sich nur mit Gerechtigkeit auf demselben behaupten wollen." Katharina war für alles Neue empfänglich. Sie fand die Gedanken gut und glaubte auch, daß sie durch die Verzichtleistung auf die unumschränkte Gewalt, sich zugleich einen unsterblichen Ruhm und die Liebe ihrer Untertanen sichern könnte. Sie würde auch recht gehabt haben, wenn sie dieselben allmählich und in gleichem Grade hätte frei machen wollen. Allein ein ganzes Volk in der niedrigsten drückendsten Sklaverei lassen, nach eigenem Gefallen und aus einer privilegierten Klasse einen Senat wählen, hieß doch, statt eines einzigen Herrn, zwanzig bis dreißig Tyrannen an dessen Spitze stellen. Der Despotismus der Gesamtheiten ist nie so fruchtbar als die Führung durch einen. Katharina befahl Panin, seinen Plan zu Papier zu bringen und ihr denselben vorzulegen. Sie äußerte sich mit solcher Anerkennung über denselben, daß er glaubte, er gelange zur Ausführung. Er beeilte sich mit der Fertigstellung und setzte, damit es ihm desto weniger fehlschlagen sollte, den Namen Gregorius Orlow an die Spitze derer, die den neuen Senat ausmachen sollten. Dem Günstling der Kaiserin schmeichelte Panins Absicht. Er verlangte Bedenkzeit und berichtete Bestuschew, was Panin bezweckte. Bestuschew war entsetzt. Er wußte den Wert einer Gewaltrichtung einzuschätzen. Er begriff Katharina nicht, daß sie sich die Regierungsgewalt entwinden lassen wollte. Sofort begab er sich zu ihr, führte aus, wie gefährlich der Schritt sei, wozu Panin Katharina bereden wolle. Bestuschew beschwor sie, nichts zu tun, was sie bald wieder bereuen würde. Die Kaiserin sah sofort ein, daß der Rat des erfahrenen Kanzlers befolgt werden müsse, und sagte Panin, daß sie

von seinen Vorschlägen vorläufig noch keinen Gebrauch machen könne. Diese veränderte Einstellung kränkte Panin furchtbar. Er ließ der Kaiserin gegenüber davon nichts merken, gab aber bei seinen Freunden der Verärgerung Ausdruck. Er entdeckte bald, daß Bestuschew es war, der ihm den Strich durch seine Rechnung gemacht hatte. Sich zu rächen, fand er bald Gelegenheit.

Bestuschew wußte, daß Katharina, wenn sie sich in den Armen ihrer Günstlinge den Liebesfreuden überließ, zur größten Aufopferung fähig war. Es war ihm nicht entgangen, daß keiner ihrer bisherigen Liebhaber so viel Gewalt über sie gehabt hatte als Gregor Orlow, dessen Umarmungen sie mit jedem Tage heißer begehrte. Aus ihrer zügellosen Leidenschaft machte sie kein Geheimnis mehr und legte im Schlosse bei allen Festlichkeiten und Schauspielen jeglichen Zwang ab.

Einst hatte sie zu der Aufführung einer französischen Tragödie, in der Gregor die Hauptrolle spielte, eine große Anzahl Zuschauer eingeladen. Neben ihr stand einer von Poniatowskys Vertrauten, den sie während der ganzen Vorstellung auf den edlen Anstand, das einnehmende Betragen und die Klugheit des neuen Günstlings aufmerksam machte. Plötzlich erinnerte sie sich, daß man allgemein von ihm sage, er habe keinen Verstand. Um dies wieder gutzumachen, flüsterte sie ihrem Nachbarn zu: „Glauben Sie nur, wenn Orlow den Einfältigen spielt, so tut er das bloß, um die Hofleute desto besser bei der Nase herumzuführen."

Bestuschew gab Gregor zu erkennen, daß er ihn gern zum Kaiser erhoben sehen möchte, wobei er nicht unterließ, seinen Ehrgeiz anzustacheln. Er führte aus: „Gregoriewitsch, was hilft Ihnen Katharinas Herz, wenn sie Ihnen nicht auch Ihre Hand gibt. Sie weiß, wieviel Eifer und Kühnheit Sie in Ihrem Dienst für sie auf-

bringen, weiß, welchen Gefahren Sie sich für sie aussetzen, um ihr die Krone zu verschaffen. Sie kann sie mit Ihnen teilen. Und warum sollte sich die Kaiserin weigern? Wer kann den Thron gegen die zahlreichen Unzufriedenen besser schützen als Sie? — Wer kann ihr besser gefallen als Sie, ihr Geliebter und ihr Beschützer. Sie betet Sie an, wird tun, was Sie fordern. Saltikows und Poniatowskys Beispiel zeigt, daß ihre Liebe nicht ewig dauert. Der Tod könnte sie Ihnen sogar entreißen und Sie für alles, was Sie geleistet haben, noch bestraft werden. Verlassen Sie sich aber auf meine Freundschaft und vieljährige Erfahrung. Ich werde es dahin zu bringen versuchen, daß die Kaiserin Ihnen die Krone selbst anbietet. Lassen Sie mich handeln, stellen Sie sich so, als sei Ihnen mein Plan unbekannt." Gregor, der sich in Gedanken bereits auf dem Thron sitzen sah, fiel Bestuschew um den Hals, dankte und versprach alles, was er verlangte.

Bestuschew hatte noch am gleichen Tage Gelegenheit, mit Katharina allein zu reden. Er suchte sie geschickt über die Vermählung, die er im Sinne hatte, auszuforschen. Sie schien geneigt, seinem Plan zuzustimmen, zumal sie bereits wieder in einen schwangeren Zustand versetzt war. Aber sie betonte, wenn eine Ehe mit Gregor auf Schwierigkeiten stoßen würde, so möchte sie davon absehen, sie könne auch bei reifer Überlegung nicht einsehen, wie man die Verbindung durchsetzen will, ohne das Reich gegen sie aufzubringen. Der Kanzler erbot sich, dagegen ein Mittel auszusinnen. Er setzte im Namen der russischen Nation eine Bittschrift auf, worin er nach einer langen pomphaften Aufzählung alles dessen, was die Kaiserin zum Wohle und Ruhme ihres Volkes getan hätte, auch die schwächliche Konstitution des Großfürsten erwähnte und Katharina

beschwor, einen Gemahl zu nehmen und dem Reich dadurch einen neuen Beweis ihrer Liebe zu geben. Um denen, auf deren Unterstützung er dabei am meisten rechnete, seine wahren Absichten desto besser zu verhehlen, schlug er anfangs den Prinzen Iwan vor. Er wußte wohl, daß alle, die seine Bittschrift unterzeichnen, diesen Unglücklichen verwerfen würden. Zugleich veranlaßte er die Kaiserin, sich das Ansehen zu geben, als billige sie diesen Vorschlag, die doch immer befürchtete, man möchte Iwan plötzlich aus seinem Kerker befreien und auf den Thron setzen. Es ging, wie der bejahrte Kanzler vorausgesehen hatte. Als er die Bittschrift der Geistlichkeit vorlegte, wurde dieselbe unverzüglich von zwölf zuvor gewonnenen Bischöfen unterzeichnet, wobei sie sich ausbedungen, daß Katharina sich nicht mit dem Prinzen Iwan vermähle. Zugleich baten sie, die Kaiserin möchte geruhen, von ihren Untertanen denjenigen zu wählen, welchen sie am würdigsten hielt, den Thron mit ihr zu teilen. Zahlreiche hohe Offiziere traten der Meinung der Bischöfe bei.

Jetzt erfolgte Panins Rache an Bestuschew. Er bewog den Hetman Rasumowsky und den Kanzler Woronzow, der Kaiserin vorzustellen, wie demütigend und zugleich gefährlich die gedachte Verbindung für sie sein würde.

Rasumowsky tobte in Eifersucht auf die geplante Machtstellung Gregors. Mit Offenheit setzte er Katharina das Unmögliche ihres Vorhabens auseinander. Woronzow warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie, keine Verbindung einzugehen, welche die traurigsten Folgen haben würde. Katharina, die niemals in Verlegenheit kam, hörte den Ausführungen beider Männer lächelnd zu, dankte Rasumowsky für seine Freundschaft, lobte Woronzows Mut und versicherte, die von ihnen beklagte Heirat wäre ihr nie in den Sinn ge-

kommen. Man habe diese verdrießliche Angelegenheit ohne ihr Wissen in Angriff genommen und Bestuschew, ihr Urheber, soll bestraft werden. Indessen hütete sie sich wohl, Bestuschew den geringsten Vorwurf zu machen für seine Propaganda. Er wurde vielmehr von ihr und Gregor jeden Tag freundlicher empfangen, wogegen dem Kanzler Woronzow durch eine kühle Aufnahme der Rücktritt nahegelegt wurde. Woronzow bat, seine angegriffene Gesundheit auf einer zweijährigen Auslandsreise wiederherstellen zu dürfen. Die Kaiserin, der Woronzow längst lästig fiel, bewilligte sein Gesuch, nicht ohne ihm für seine Dienste wärmstens zu danken.

Die Besorgnis, daß Katharina sich doch noch mit dem verhaßten Gregor Orlow verheiraten möchte, der ihren Gemahl entthronen half und im Einverständnis mit dessen Mördern war, gab aufs neue den Anlaß zu Unruhen. Ein Komplott wäre in Moskau beinahe gelungen. An Orlows wie der Kaiserin Zimmertür hielt die Garde Wache. Man hatte einen Gardisten bestochen. Er sagte zu, den Geliebten der Kaiserin, sobald er sich im Schlafe befinde, den drei Verschwörern auszuliefern. Man irrte sich in der Stunde. Als die Verschworenen ankamen, um sich Orlow ausliefern zu lassen, war die Schildwache, mit der sie sich verabredet hatten, bereits durch eine andere abgelöst.

Dieser fiel es auf, daß drei Männer in der Nacht zu Orlow Zutritt verlangten. Der Gardist schlug Lärm. Ehe die Wachen herbeieilten, konnten sich die Verschwörer infolge ihrer Uniformen in Sicherheit bringen. Der Lärm und die Unruhe im Palast brachte auch Katharina zum Erwachen. Mit bekümmerter Miene nahm sie die Meldung von dem Vorgefallenen entgegen. Sie sah ihr Leben in Moskau in Gefahr und beschloß nach Petersburg abzureisen. Die Bevölkerung zeigte eine be-

leidigende Freude über die Abreise. Ihr Bild, das man im Triumphbogen auf dem Stadtmarkt angebracht hatte, wurde heruntergerissen, durch den Schmutz gezerrt und zertrümmert.

Am Jahrestage ihrer Thronbesteigung langte sie in Petersburg an. Katharina wußte, was der äußere Glanz auf den Pöbel vermag. Ihren Einzug gestaltete sie äußerst pomphaft. Die Garderegimenter marschierten vor ihrem Wagen. Hinter demselben folgten die Karossen der Gesandten und die der Höflingsschar. Auch die Geistlichkeit durfte nicht fehlen. Nach dem Einzug erfolgte im Schloß die Gratulationscour. Indessen verfehlte die Prunkentfaltung ihre Wirkung. Die allgemeine Mißstimmung war zu groß. Die Verschwörungen wurden häufiger und gefährlicher. Schon zählte man auf die Mitwirkung der Großen um Katharina, wie Panin und Rasumowsky. Ihre Uneinigkeit rettete Katharina die Krone. Alle wollten die Kaiserin entthronen und wurden sich doch nicht über den Thronfolger einig. Katharina erfuhr von Rasumowskys und Panins heimlichen Absichten. In der ersten Wut wollte sie alle ihr angegebenen Personen verhaften lassen, sah aber ein, daß ihre Verhaftung vielleicht erst recht den großen Putsch herbeiführe. Sie suchte daher, wie schon so oft, ihren Zweck mit List zu erreichen.

Katharina hatte den Mut und die Ergebenheit der Fürstin Daschkow übel belohnt, sie auch nach ihrer Rückberufung kühl behandelt. Katharina tat so, als ob ihr daran gelegen war, das alte Freundschaftsverhältnis wiederherzustellen. Sie zweifelte nicht daran, daß die verärgerte Fürstin um die eingefädelten Komplotte wußte. Zwar kannte sie ihren Eigensinn, kannte aber auch ihr Temperament, ihre Unbedachtsamkeit und hoffte, ihr ein Geständnis abzulocken. Sie schrieb ihr

einen langen zärtlichen Brief und beschwor sie bei ihrer Freundschaft, ihr zu entdecken, was sie von der neuen Verschwörung wüßte und versicherte gleichzeitig, daß sie alle Teilnehmer begnadigen wolle. Die Fürstin Daschkow fühlte sich höchst verletzt darüber, daß Katharina sie zum Instrument ihrer Rache machen wollte, wie sie es früher zu ihrer Erhebung hatte sein müssen. Sie antwortete auf den vier Seiten langen Brief der Kaiserin mit vier lakonisch kurzen Zeilen: „Madame! Ich weiß von nichts und wenn ich auch etwas wüßte, würden Sie mich nicht bewegen können, jemanden zu verraten. Was wollen Sie von mir? — Etwa, daß ich auf dem Blutgerüst sterben soll? — Nun wohl, ich bin bereit."

Erstaunt über diesen unbesiegbaren Trotz, versuchte Katharina diejenigen auszuzeichnen, die sie sich nicht zu bestrafen getraute. Verschiedene Handlanger der Verschworenen wurden nach Sibirien verbannt. Die Großen erhielten Beweise ihrer Gnade. Aber die aufrührerischen Bestrebungen erneuerten sich unaufhörlich. Die Schonung, die sie den Verschworenen erwiesen, schien sie nur noch kecker zu machen. Katharina sah sich genötigt bekanntzugeben, daß sie fortan nicht mehr das Edikt als bindend ansehen würde, durch welches die Kaiserin gelobt habe, keinen Verbrecher zur Todesstrafe verurteilen zu lassen. Sie glaubte, man könne die Russen nur durch die Furcht vor der Todesstrafe im Zaum halten, mußte sich aber bald überzeugen, daß auch diese Furcht die Unruhen nicht beseitigte.

Indessen versäumte Katharina nichts, was dem Wohle ihres Reiches diente. Sogar während der Zeit, wo sie Ursache genug hatte, um ihre Sicherheit besorgt zu sein, beschäftigte sie sich ebenso anhaltend wie ruhig mit allen Staatsangelegenheiten. Nichts konnte sie beirren. Sie stiftete Schulen und Hospitäler, förderte Handel,

Industrie und den Kunstfleiß. Die Werften wurden mit dem Bau von Schiffen beschäftigt. Da sie sah, daß die Bevölkerung ihrer Staaten zu der Größe in schlechtem Verhältnis stand und die fruchtbarsten Provinzen nur wenig eintrugen, weil es an Arbeitern fehlte, lud sie Ausländer ein, sich in Rußland niederzulassen und versprach ihnen große materielle Vorteile. Vor allem sagte sie völlig freie Religionsübung zu, auch das Recht, ihr Land, wenn sie es wollten, wieder verlassen und alles, was sie erworben hätten, mit sich nehmen zu dürfen. Ihr lag wenig daran, zu welcher Religion sich derjenige bekannte, der sich in ihren Staaten niederließ. Sie verlangte nichts anderes als geschickte Ackerbauer, tüchtige Handwerker, fleißige Fabrikanten, die zugleich ruhige Staatsbürger waren.

In der letzten Zeit lebte sie sehr zurückgezogen in ihrem Palast, entzog sich auch dem Hofe durch kleine Reisen nach den nächstgelegenen Schlössern, wobei sie sich nur von zwei oder drei ihrer intimsten Vertrauten begleiten ließ. Es war ihr zwar gleichgültig, daß die Öffentlichkeit ihr Liebesverhältnis mit Gregor Orlow kannte. Allein ihre Schwangerschaft wollte sie doch verbergen. Daher ließ sie sich unter dem Vorwande, sie sei unpäßlich, einige Tage nicht sehen, als die Geburtsstunde nahte. Sie schenkte Gregor Orlow einen Sohn, der sie später durch sein Betragen sehr schlecht für die Gefahr belohnte, der sie sich um seinetwillen aussetzte.

Poniatowsky bemühte sich nach wie vor, in Briefen an Katharina, um die Erlaubnis, nach Petersburg kommen zu dürfen. Er wußte, daß Gregor Orlow an seine Stelle getreten war, glaubte aber, daß Katharina unmöglich die Stunden in seinen Armen, ihre ihm gegebenen Schwüre glühender Liebe vergessen könne. Ihm lag erst einmal daran, ihr zu begegnen. Seines Sieges

über den Nebenbuhler war er sich dann gewiß. Katharina kannte Gregors Heftigkeit, seine wütende Eifersucht. Sie mochte sich mit ihm um so weniger entzweien, da er ihr mit seinem Draufgängertum angesichts der andauernden Komplotte unentbehrlich war. Poniatowsky erhielt einen Abschiedsbrief mit der Versicherung, daß sie seine Freundin bleiben und für ihn bei passender Gelegenheit etwas tun werde. Ein Versprechen, das sie in kurzem einlöste.

Schon seit längerer Zeit verfolgte Katharina das Geschehen in Polen mit brennendem Interesse. Der Einfluß Rußlands war dort von jeher dominierend. Er steigerte sich mit dem Regierungsantritt Katharinas, die die Romanzow-Armee, an den Ufern der Weichsel verteilt, daselbst Quartier beziehen ließ. August III. konnte nicht mehr lange leben. Seine Schwelgereien hatten seine Gesundheit ruiniert. Besorgt umstanden die Ärzte sein Krankenlager. Und schon begann das Wettrennen um die Thronfolge, das Werben um Katharinas Gunst. Petersburg wurde der Schauplatz außenpolitischer Intrigen. Es schmeichelte Katharinas Stolz, den Schiedsrichter zwischen den ehrgeizigen Thronfolgerivalen abzugeben. Ihr Entschluß war schon gefaßt. Sie wollte einen König, der ihr als Schwächling und sklavisch ergebener Anhänger Rußlands bekannt war. Katharina wählte Poniatowsky.

Am 5. Oktober 1764 starb August III., König von Polen. Der Marquis von Paulmy, französischer Gesandter in Warschau, erklärte dem Reichstage, Ludwig XV. werde sich nicht in die Wahl des neuen Königs einmischen. Bald darauf gab Graf Mercy im Namen der Kaiserin Maria Theresia die gleiche Erklärung ab. Diese beiden Versprechen genügten Katharina nicht. Sie wollte sich auch der Nichteinmischung Preußens versichern.

Friedrich II. suchte sie schon lange zur Unterzeichnung eines Defensiv-Allianzvertrages zu bewegen. Er kam Katharina sehr gelegen, sie wünschte sich nur noch bessere Bedingungen und zögerte deshalb mit der Unterzeichnung. Friedrich kam auf den Gedanken, daß vielleicht eine Abneigung gegen seinen Gesandten Baron Goltz, der ein Freund Peter III. war, die Verzögerung verursachte. Er ernannte zu seinem Bevollmächtigten den Grafen von Solms, der eine Prinzessin von Anhalt-Bernburg, Katharinas Kusine, zur Frau hatte und schickte ihn nach Petersburg. Der Graf wurde von der Kaiserin sehr freundschaftlich aufgenommen. In kurzer Zeit gelang es ihm, nach den langen Vorverhandlungen die Gegenzeichnung Katharinas zu dem von Friedrich gewünschten Vertrag am 11. April 1764 zu erhalten.

Der König von Sachsen, der sich der Hoffnung hingab, den Thron August III. einzunehmen, wandte sich an Katharina mit der Bitte, seine Thronansprüche zu billigen. Katharina beraubte ihn seiner Hoffnungen und schrieb ihm, sie rate ihm als seine wahre Freundin, sich nicht in Vorschlag bringen zu lassen, da er bestimmt nicht gewählt werden würde. Auf ihren Einfluß in Polen pochend, entfernte Katharina nach und nach alle ihr nicht genehmen Kandidaten, ohne sich zu erklären, an wen sie als Thronfolger gedacht habe. Die Mehrzahl der Polen wünschte sich einen Regenten aus dem Hause der alten Piasten. Anfänglich schien Katharina mit diesem Vorschlag zufrieden zu sein. Plötzlich vernahm man in Warschau, daß sie die Krone Polens Stanislaus Poniatowsky zugedacht habe. Diese Absicht erregte fast überall Unzufriedenheit und lautes Mißfallen. Die polnischen Magnaten regten sich darüber auf, daß ein junger Mann von unbedeutender Herkunft, dessen Wahl weder durch glänzende Taten noch wertvolle Tugenden

gerechtfertigt wurde, über sie herrschen sollte. Aber er wurde nun einmal von dem Ansehen der Kaiserin und ihren Truppen unterstützt, hatte von seiten der übrigen Mächte nichts zu fürchten. Sein Wahlsieg blieb nicht zweifelhaft, zumal Katharinas Eigenliebe mitspielte und ihr viel daran gelegen war, ihren einstigen Geliebten auf dem sarmatischen Thron zu sehen. Ihrem Gesandten in Warschau, dem Grafen Kayserling, schrieb Katharina ein über das andere Mal, er möchte alles für Poniatowsky tun und nichts unterlassen.

Einer der Briefe Katharinas wurde aufgefangen und enthielt unter andern folgenden Hinweis: „Mein lieber Graf, vergessen Sie auf keinen Fall meinen Kandidaten. Ich schreibe Ihnen dies zwei Stunden nach Mitternacht. Urteilen Sie nun selbst, ob mir an der Sache gelegen ist oder nicht." Der Graf blieb weiter unermüdlich tätig. Weder er noch die russischen Generale versäumten etwas, das den Wahlvorschlag ihrer Kaiserin unterstützen konnte. Die Landtage in Polen wurden einberufen. Der Warschauer erwählte bereits einstimmig Poniatowsky. In der Provinz wollte es weniger mit der Wahl Poniatowskys glücken. Seine Mitbewerber erhielten in einigen Gegenden mehr, in andern wenigstens die gleiche Anzahl von Stimmen wie er. Als sich der Reichstag in Warschau versammelte, rückten die russischen Truppen in die Stadt ein unter dem Vorwand, die Ordnung und Freiheit aufrechtzuerhalten. Der Kron-Feldmarschall Graf Branicky und der Fürst Radziwill mobilisierten die Garnisonstruppen, um dem Zwang der Russen auf die Königswahl zu begegnen. Allein was vermochten sie gegen die riesige Übermacht der Russen, die alle wichtigen Städte und Gebietsteile Polens besetzt hielten? — Im Reichstag kam es zu einem großen Tumult. Vergebens bemühte sich Graf Malakowsky die

Ordnung herzustellen. Ein wütendes Geschrei, gezogene Säbel der russischen Offiziere waren ständig die Antwort. Der beredte Makranowsky, Landbote von Krakau, geriet in Gefahr, von den russischen Offizieren niedergeschlagen zu werden. Er entblößte seine Brust und rief ihnen zu: „Wenn ihr ein Schlachtopfer durchaus haben müßt, so nehmt mich. Mir bleibt der Trost, für Polens Freiheit zu sterben." Fürst Zartorisky eilte hinzu, deckte ihn und rettete sein Leben. Schmähungen, Klagen, Proteste füllten die ersten Sitzungen aus. Endlich war der Wahltag da. Dem Herkommen gemäß fand er in der Ebene Wola bei Warschau statt. Man eröffnete ihn mit einem feierlichen Hochamt und einer Predigt. Krankheit verhinderte den russischen Gesandten Graf Keyserling persönlich nach Wola zu kommen. Mit seinem Vertreter schickte er dem Reichstag einen Brief, worin er die Wünsche Katharinas auseinandersetzte und dringend die Wahl Poniatowskys empfahl. Dieser hatte nichts unterlassen, um die Landboten mit verschwenderischen Versprechungen für sich zu gewinnen. Auch seine Freunde hatten eine große Propaganda im ganzen Reich entfaltet, unterstützt von den Drohungen der russischen Offiziere. Über eine und eine halbe Million Rubel hatte die Kaiserin aus ihrem Schatz für Bestechungsgelder und Propaganda zur Verfügung gestellt.

Als sich die Woiwoden versammelt und um die Szopa (ein großes, auf allen Seiten offenes Gebäude, worin sich der Senat und die Ritterschaft aufhielt) in Ordnung aufgestellt hatten und der Primas sie dreimal hintereinander mit lauter Stimme fragte, wen sie zum König haben wollten, ertönte einstimmig der Ruf: „den Grafen Poniatowsky" und am folgenden Tag (7. September 1764) wurde Poniatowsky unter dem Namen Stanislaus Augustus zum König von Polen ausgerufen. Es bleibt

eine ewig alte Weisheit: „Wandelbar ist das Volk." Als der neue König seinen Einzug in Warschau hielt und Wohnung im Schloß bezog, jauchzte ihm die Volksmenge zu, und die Würdenträger beeilten sich, ihm zu huldigen. Poniatowsky verfehlte nicht, seine Thronbesteigung den europäischen Kabinetten anzuzeigen. Machten einzelne Höfe auch Schwierigkeiten, die Mehrzahl billigte seine Wahl. Bei der ganzen Wahlangelegenheit war Friedrich II. der Kaiserin ein treuer Bundesgenosse und erfüllte gewissenhaft eine Bedingung des preußisch-russischen Vertrages. Preußische Truppen hatten an der Grenze Polens demonstriert, und Katharina wußte Preußens Unterstützung um so höher einzuschätzen, als Polens Adel dem König das Anerbieten gemacht hatte, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, zum Polenkönig zu bestimmen, was Friedrich abgelehnt hatte. Er zog die Sicherung der Ostfront seines Reiches durch ein Freundschaftsverhältnis mit Rußland vor, dessen Festigung er ja einstens schon durch die Empfehlung Katharinas zur Großfürsten-Gemahlin angestrebt hatte. Friedrichs Haltung wurde auch von seinen ehemaligen Feinden am Petersburger Hofe beifällig begrüßt. Sein Einfluß stieg, wie ihm freudig der Gesandte mitteilte und der eigene Briefwechsel mit der Kaiserin bezeugte.

Schon einige Zeit vor der Königswahl hatte Katharina bekanntgemacht, sie werde sich nach Livland begeben. Als sie im Begriff war, die Hauptstadt zu verlassen, mußte sie zu ihrem Leid erfahren, daß die Garden schon wieder revoltieren. Die Rädelsführer wurden gefaßt. Um die Volksmenge durch eine öffentliche Hinrichtung der Verschwörer nicht zu reizen, wurden diese in die Keller der Gefängnisse eingesperrt, wo man sie grausam dem Hungertod übergab. Die Reise nach Livland war aufgeschoben worden. Zuvor lud sie die Ver-

treter der fremden Mächte nach Kronstadt, um mit ihnen die russische Marine zu besichtigen. Aber die wenigen größeren seetüchtigen Schiffe machten keinen guten Eindruck. Der englische Gesandte, der Katharina bei jeder Gelegenheit mit Schmeicheleien bombardierte, konnte sich diesmal nicht enthalten, zu bemerken, daß ihm ihre Kriegsflotte wenig furchterregend erschiene. Mit Heiterkeit quittierte die Kaiserin diese englische Meinung, die der Anlaß zum Bau einer wirklich imponierenden Kriegsflotte wurde. Graf Panin wurde zum Gouverneur von Petersburg bestellt. Katharina reiste nach Livland. Gregor Orlow begleitete sie. Dessenungeachtet nahm sie in Riga den Besuch Poniatowskys an. Damit er unerkannt bliebe, mußte er sich verkleiden. Gregors Eifersucht sollte vermieden werden, obgleich es Katharina nicht ungern sah, daß das Volk von Poniatowskys Besuch erfuhr. Ihre Liebe zu ihm sollte den Vorwand abgeben, aber in Wirklichkeit einen politischen Vorgang verschleiern.

Prinz Iwan war die Hoffnung aller Russen, die Katharinas Regiment verabscheuten. Fast alle bisherigen Verschwörungen dienten der Thronbesetzung mit Iwan. Menschen, die ihn niemals gesehen hatten, trotzten um seinetwillen allen Gefahren eines Komplotts. Die Verleumdungspropaganda, deren sich Katharina zum Verderben Peter III. bedient hatte, mußte auch bei dem unglücklichen Iwan herhalten. Bald hieß es, er sei blödsinnig, könne kaum sprechen, bald war er tollwütig. Dann wieder behauptete man, er halte sich für einen Propheten, gebe lächerliche, total verrückte Ansichten von sich. So entstanden Gerüchte, von teuflischer Bosheit erfundene Märchen. Freilich konnte Iwan, der sein Leben im Kerker, in Gesellschaft rohester Menschen zubringen mußte, mit keinen großen Kenntnissen auf-

warten. Aber Unwissenheit ist kein Schwachsinn oder Wahnwitz. Wenn etwas Wahres an den Gerüchten gewesen wäre, hätten Wolkow, Gudowitsch und Baron Korff, Peter III. bestimmt von seinem Plan abgebracht, Iwan zu seinem Thronnachfolger zu erklären. Mochte es um die geistige Verfassung Iwans stehen wie es wollte. Daß man um seinetwillen immer wieder Verschwörungen inszenierte, machte ihn der Kaiserin gefährlich. Der Thronrivale mußte verschwinden, beizeiten umgebracht werden. Sein Tod nahm den Verschwörungen Zweck und Ziel. Katharina ging ans Werk. In der Stadt Schlüsselburg lag das Regiment Smolensko. Eine Abteilung von hundert Mann hatte den Flügel besetzt, in dem Iwan gefangensaß. Bei diesem Regiment stand der Offizier Wassili Mirowitsch, dessen Großvater unter dem Kosaken Mazeppa diente, als dieser zugunsten Karl XII. gegen Peter den Großen die Waffen ergriff. Die Güter der Familie Mirowitsch waren konfisziert; der ehrgeizige junge Mann forderte sie ungestüm zurück. Die Agenten der Kaiserin wurden aufmerksam auf ihn. Man gab ihm seine Güter nicht wieder, machte aber glänzende Versprechungen für den Fall, daß er zur Sicherung der Ruhe des Reichs die Hand bieten wollte. Was vermag der Hunger nach Reichtümern nicht über einen kühnen, unerschrockenen und leichtgläubigen Mann? — Mirowitsch versprach alles, was man verlangte. Man teilte ihm den barbarischen Plan mit, den er bald darauf pünktlich verwirklichte. Zugleich erhielten Hauptmann Ulusiew und Leutnant Ischekin den Befehl, im Zimmer des Prinzen zu schlafen. Sie erhielten eine von der Kaiserin unterzeichnete schriftliche Order, worin ihnen anbefohlen wurde, Prinz Iwan zu töten, sobald jemand den leisesten Versuch mache, ihn zu befreien. Bald darauf reiste Katharina nach Livland ab.

Den Saal nebst Zugängen vor dem Zimmer Iwans hielten gewöhnlich acht Soldaten besetzt. Die übrigen weilten im Wachgebäude am Festungstor, von wo aus die Posten verteilt wurden. Die ganze Abteilung stand unter dem Kommando eines Offiziers, der seinerseits wieder vom Gouverneur abhing. Mirowitsch kam plötzlich auf den Gedanken, daß er ungeheuer viel gewinnen könnte, wenn er Iwan befreien und an die Spitze der Garden stellen würde. Er entdeckte seinen Plan einem gewissen Jakob Piskow und fand eines Abends drei Korporale und zwei Soldaten bereit, sein Vorhaben zu unterstützen. Zwischen ein und zwei Uhr morgens befahlen Mirowitsch und die Korporale der fünfzig Mann starken Wache, mit ihnen nach Iwans Gefängnis zu marschieren. Berednikow, der Gouverneur, stellte sich ihnen entgegen. Mirowitsch ließ ihn festsetzen und marschierte weiter. Als er in den Saal vor Iwans Zimmer gelangte, wollte ihn die Wache nicht durchlassen. Er befahl seinen Leuten zu feuern. Die Wachsoldaten erwiderten das Feuer. Der Widerstand ihrer Kameraden machte Mirowitschs Leute stutzig. Sie verlangten die Vorzeigung des Befehls aus Petersburg. Sogleich legte er ein Papier vor und las ihnen, die ja nicht lesen konnten, ein erdichtetes Senatsdekret vor, in dem Iwan zum Thron berufen und Katharina, weil sie sich nach Livland begeben und dort mit ihrem Liebhaber, dem Grafen Poniatowsky, vermählt habe, des Thrones für verlustig erklärt wurde. Die dummen leichtgläubigen Soldaten schenkten ihm Glauben. Mirowitsch ließ eine Kanone auffahren und gegen Iwans Zimmertür richten. Als die Offiziere Ulusiew und Tschekin hörten, daß Mirowitsch befahl, die fest verriegelte Tür zu sprengen, und einsahen, daß sie den Stürmenden nicht widerstehen können, fielen sie gemäß ihrem Befehl über Prinz Iwan her und wollten ihn

mit ihren Degen niederhauen. Iwan flehte vergebens, sein Leben zu schonen. Als er bemerkte, daß die Barbaren seiner Bitten nicht achteten, gab ihm die Verzweiflung Kräfte. Obgleich er unbewaffnet war, wehrte er sich eine geraume Zeit. Mit Wunden bedeckt, die rechte Hand durchstoßen, gelang es ihm, den Degen eines der Wüteriche mit einem heftigen Tritt zu zerbrechen. In diesem Augenblick durchbohrte ihn der andere von hinten. Bajonettstöße vollendeten die unselige Tat. Nun öffneten die Mörder die Tür, zeigten Mirowitsch den blutigen Leichnam und gleichzeitig den Befehl der Kaiserin, Iwan zu töten, sobald ihn jemand ihrer Obhut entreißen wollte.

Mirowitsch schauderte anfangs vor Entsetzen zurück, warf sich dann auf den Leichnam und rief: „Der Streich ist mißlungen, ich habe nicht anderes mehr zu erwarten als den Tod." Wieder aufgestanden, versuchte er sich weder der Strafe zu entziehen noch sich an den beiden Mördern zu rächen. Er ging zu dem festgesetzten Gouverneur, überreichte ihm seinen Degen und sagte gelassen: „Jetzt bin ich Ihr Gefangener." Am folgenden Tag wurde der Leichnam in Matrosentracht vor der Kirche zu Schlüsselburg aufgebahrt. Das Volk strömte herbei. Der Anblick des Unglücklichen erregte starken Unwillen und großes Mitleid. Nach drei Tagen wurde der Leichnam in ein Schafsfell gewickelt, in einen Sarg geworfen und ohne jede Feier an der Festungsmauer eingegraben. Im Volk verstärkte sich das Murren. Man befürchtete einen Aufstand. Der Gouverneur ließ ein Schiff segelfertig machen und Ulusiew und Tschekin nach Dänemark bringen, wo sie von dem russischen Gesandten bestens aufgenommen und mit Geld versehen wurden. Der Gouverneur setzte einen ausführlichen Bericht über die stattgefundenen Vorgänge auf und schickte

ihn nach Petersburg. Panin nahm ihn in Empfang und schickte ihn nach Kenntnisnahme mit einem Kurier zu Katharina, die in Riga ungeduldig auf eine Nachricht wartete. Panins Depesche traf ein — Katharina war beruhigt.

Der blutige Vorgang in Schlüsselburg machte Katharina aufs neue verhaßt. Jeder war sich klar darüber, daß allein Katharina die Ermordung zu verantworten hatte. Bald darauf traf sie wieder in Petersburg ein. Still — sehr still drängte das Volk zu ihr hin. Man wollte in ihrem Gesicht lesen, was in ihrem Herzen vorging. Katharina verriet keine Unruhe. Ihr Gang war fest und entschlossen, ihr Gesicht von einem gütigen Lächeln verschönt. Sie sah aus, als ob sie sich nicht das geringste vorzuwerfen hätte. —

Generalleutnant Weymar erhielt den Befehl, nach Schlüsselburg zu gehen. Er verhörte Mirowitsch und seine Mithelfer und schickte sie dann nach Petersburg, wo ihnen von einer aus fünf Popen, ebensoviel Senatoren und höheren Offizieren bestehenden Kommission der Prozeß gemacht wurde. Mirowitsch erschien mit einer Heiterkeit und Ruhe vor seinen Richtern, die erkennen ließ, daß er hoffe, freigesprochen zu werden, da man das Geschehene, den Tod Iwans, von ihm gewollt hatte. Die ihm vorgetragenen Fragen beantwortete er vorwitzig. Auch die Richter zeigten nicht den rechten Ernst bei der Untersuchung. Ein Senator beschwerte sich über die Prozeßführung. Man drohte ihm mit der Entziehung seines Amtes und Verlust seines Adels, begriff nicht, daß Katharina absolut kein Interesse daran haben konnte, Mirowitsch, den Blutzeugen, leben zu lassen. Auf einen vom Hofe erfolgten Verweis fällte man endlich nach einigen Tagen das Urteil. Mirowitsch wurde nicht als Hochverräter, sondern wegen Störung der öffent-

lichen Ruhe zum Tode durch das Henkerbeil verurteilt. Noch auf dem Wege zum Blutgerüst war er seiner Begnadigung gewiß. Er war abscheulich betrogen. Sein Haupt fiel als Opfer der barbarischen Politik, deren Werkzeug er gewesen war. Der unbesonnene Mirowitsch war der einzige, den man zum Tode verurteilte. Die Soldaten wurden mit Spießrutenlaufen bestraft, insgesamt achtundfünfzig Personen. Wie sorgfältig man auch jeden Verdacht zu verhüten suchte, das Volk blieb bei der Behauptung, Katharina sei die wirkliche Mörderin, die Urheberin des ganzen Plans. Es nannte sie treulos und grausam. Es hielt sie für die gottloseste Frau. Es verwünschte ihre Macht und — kroch zu ihren Füßen. Der Mord am Prinzen Iwan ließ vermuten, daß Katharina sich noch weitere Untaten dieser Art erlauben und in kurzem durch die Ermordung ihres Sohnes die Reihe ihrer Verbrechen vollzählig machen würde. Die Klugheit gehörte freilich noch nicht zu den Vorzügen des Prinzen. Er war lebhaft, heftig, hörte nicht auf seinen Oberhofmeister, den Grafen Panin, den er gern lächerlich machte, und erlaubte sich Ausdrücke, die die traurigsten Folgen für ihn haben konnten. Man erzählte sich, er habe einst gefragt, warum sein Vater ermordet sei und seine Mutter auf einem Thron sitze, der von Rechts wegen ihm gebühre? — Dergleichen Äußerungen wurden dann natürlicherweise der Kaiserin hinterbracht. Man erzählte sich davon in ganz Petersburg. Jeder, der sie hörte, zitterte für den kleinen Wagehals, der sich dieselben erlaubte. Wie empfindlich solche Reden auch Katharina treffen mußten, so stellte sie sich doch, als wisse sie nichts davon. Sie war sich bewußt, daß Alter und Erfahrung seinen Charakter formen würden. Paul Petrowitschs vieljährige Geduld und kindliche Ehrfurcht beweisen, daß sich seine Mutter nicht in ihm geirrt hatte.

Während Katharina für Polen die Gesetze vorschrieb, Österreich bei guter Laune erhielt, enger sich an Preußen anschloß und mit England unterhandelte, unterblieb ihrerseits nichts, um auch allen anderen Mächten klarzumachen, daß Rußland als Großmacht zu respektieren sei. Unablässig bemühte sie sich, den Handel zu beleben, die Flotte auszubauen und nahm den Anlauf zur sozialen Besserstellung ihrer Untertanen, was durchaus nicht im Sinne der Großen des Reiches lag, die dem Volk nichts gönnten, mit der Knute auf ihren Gütern regierten, selbst aber in einem Wohlleben schwelgten. So ging es mit den Sozialreformen bei allem guten Willen nicht recht vorwärts. Der Geist der Zwietracht brachte immer wieder neue Verschwörungen hervor. Täglich entriß die Laune des Zufalls oder ihre eigene Klugheit den sie umlauernden ernsten Gefahren. Die Anstifter der Komplotte wurden grausam bestraft und für immer unschädlich gemacht. Am meisten kränkte Katharina die zwischen ihrem Geliebten Gregor Orlow und ihrem ersten Minister herrschende Feindschaft. Sie benötigte die Kühnheit und Ergebenheit des einen ebenso wie den Namen und die staatskluge Geschicklichkeit des andern. Panin hatte ohne Zweifel seine großen Fehler. Aber er war der einzige, der die staatlichen Notwendigkeiten nach außen wie nach innen begriff und zu leiten vermochte. Seine unerschütterliche Eiseskälte, seine düstere Gemütsart, sein Stolz und Eigensinn mißfielen Katharina auf das höchste, aber sie ließ seinem großen staatsmännischen Können Gerechtigkeit widerfahren und ließ ihn im Besitze ihres Vertrauens. Orlows Kredit gründete sich auf Ansprüche aus den mit ihr verbrachten Stunden der Liebe. Aber er war vom Glück dieser Liebe übersättigt. Die Leidenschaft, die die Liebesfreuden erforderte, fiel ihm allmählich lästig. Wochen hindurch

widmete er sich der Bärenjagd, bei welcher Gelegenheit er sich auch Liebeleien erlaubte, die Katharina verstimmten. Sie fühlte sich nun auch ihrerseits geneigt, seinem Beispiele zu folgen. Panin, der die eingetretene Spannung mit Freuden bemerkte, beschloß, dieselbe zum Falle des stolzen Liebhabers zu benutzen. Er hatte wahrgenommen, daß die Kaiserin einen jungen Offizier, namens Wissenky, mit Wohlgefallen betrachtete, und setzte nun alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, um die Neigung der Kaiserin zu entflammen und zu bestärken. Das Glück begünstigte sehr bald Wissenky. Er wurde zur Nacht in das Schlafzimmer der Kaiserin befohlen. Panin hatte ihn unterrichtet, was zu geschehen habe, um die Leidenschaft der Kaiserin zu entflammen. Katharina fand Gefallen an den Umarmungen Wissenkys. Schon freute man sich allgemein, daß Orlow erledigt schien. Allein dieser, der seinen Platz an der Sonne kaiserlicher Macht nicht einbüßen wollte, zeigte sich bald rasend eifersüchtig, bald schmelzend zärtlich, schreckte auch vor Drohungen nicht zurück und erlangte schließlich seine frühere Gewalt über das Herz der Kaiserin zurück. Der neue Geliebte wurde nach seinem kurzen Glückstraum mit kostbaren Geschenken entlassen, erhielt zunächst ein Amt, das ihn an die Provinz fesselte, wurde später Generalmajor und vermählte sich mit einer Verwandten Potemkins.

Der Kanzler Woronzow kam zurück. Panin hatte sein Amt mit versehen. Obwohl er als erster Minister und Oberhofmeister der Kaiserin über reiche Einnahmen verfügte, so lag ihm doch des Ansehens wegen viel daran, das Kanzleramt zu behalten. Er erniedrigte sich zu plumpen Schmeicheleien gegen Orlow, versteckte sich hinter ihn, den er noch vor kurzem stürzen wollte. Diesen zu überlisten, war nicht schwer. Ihn wurmte es noch

immer, daß der Kanzler Woronzow einer von denen war, die ihm den Weg zum Throne versperrt hatten. Aufgeputscht von Panin, verlangte er die Entlassung Woronzows und wurde so der Sachwalter eines Feindes, der ihn zwar nicht an Mut, wohl aber an Geschicklichkeit und List weit übertraf. Katharina fügte sich dem Willen Orlows, zumal sie sich durch Panin glänzend beraten fühlte. Kühl empfing sie Woronzow, legte ihm durch ihr Verhalten zu ihm nahe, um seine Entlassung einzukommen. Woronzow entsprach dem Wunsche Katharinas, erhielt zum Dank für seine Dienste ein Geschenk von 50000 und eine Jahrespension von 7000 Rubel. Orlow hatte seinen Willen und Panin wieder einmal gesiegt.

Zu den vielen Mitteln, deren sich Katharina bediente, um die Urheber der fortwährenden Komplotte zu entdecken, gehörte auch das Auffangen der Briefe der Vertreter der fremden Mächte. Die Korrespondenz des französischen Geschäftsträgers Berenger wurde ihr für Geld verraten. Sie bekam die Chiffreentzifferung in die Hände gespielt und nahm an, daß der Gesandte, wenn auch nicht unmittelbar an den Verschwörungen beteiligt, er doch zumindest um alles wisse, was sich um sie herum in so geheimnisvoller Weise zutrug. Ihr Stolz war beleidigt, und ihr Haß gegen den Hof von Versailles verstärkte sich. Seinem Geschäftsträger gab sie sehr deutlich zu verstehen, daß er aus Petersburg zu verschwinden habe. Ludwig XV. schickte als Ersatzmann den Marquis Beausset, der ebenfalls bald Anlaß zu Klagen gab. Dieser achtete nicht darauf, ging seinen Weg für sich, in der Meinung, daß bei der Kaiserin lediglich die Eifersucht auf den Ruhm der französischen Nation der Grund für ihre fortwährenden Beschwerden sei, da sie sich andauernd um die Achtung und Lobsprüche seiner Lands-

leute bemühte. Sie überhäufte Voltaire und d'Alembert mit Schmeicheleien. Letzterem trug sie die Hofmeisterstellung beim Großfürsten mit einem Jahresgehalt von 24000 Livres an. Sie versprach ihm, in Petersburg die Vollendung seiner Enzyklopädie zu fördern. D'Alembert lehnte ab. Als sie erfuhr, daß Diderot, um seine Tochter ausstatten zu können, seine Bibliothek veräußern wolle, kaufte sie dieselbe, beließ ihm den lebenslänglichen Gebrauch und setzte ihm für die Aufsicht der Büchersammlung ein Jahresgehalt aus. Kurz zuvor hatte sie dem berühmten Chirurgen Morand für die Zusendung verschiedener anatomischer Präparate und chirurgischer Instrumente mit einer bedeutsamen Sammlung der in Rußland geschlagenen Gold- und Silbermünzen ihre Dankbarkeit bewiesen. Auch erhielten fast alle Pariser Gelehrten und Künstler von Bedeutung irgendeinen Beweis ihrer Freigebigkeit. In der Freude über die Geschenke der Kaiserin wurden ihre Verbrechen schnell vergessen. Statt vernichtender Kritik vernahm man Lobsprüche, aus denen sich allmählich der Weltruhm Katharinas entfaltete, den sie mit allen Mitteln erstrebte.

Nach und nach zeigte es sich, welche politischen Pläne Katharina mit Poniatowskys Erhebung auf Polens Thron verfolgte. Sie glaubte sich der Dankbarkeit und Ergebenheit des Polenkönigs von ihren Gnaden sicher, um ihre Ansprüche reibungslos durchsetzen zu können. Sie zeichnete auf der Landkarte eine Demarkationslinie ein und verlangte, daß diese Linie in Zukunft die Grenze zwischen Rußland und Polen bilden solle, wodurch ein großer Teil Polens der Abtretung an Rußland verfiel. Um ihrer Forderung den nötigen Nachdruck zu geben, ließ Katharina ihre Truppen einmarschieren, verlangte einen Offensiv- und Defensivallianzvertrag, ferner das Zugeständnis, daß den Dissidenten (alle Religionspar-

teien, welche sich nicht zum römisch-katholischen Glauben bekannten) in Polen die gleichen Rechte eingeräumt werden wie den römisch-katholischen Einwohnern. Poniatowsky befand sich in einer außerordentlich schwierigen Situation. Vom Adel gedrängt und sich vor einer Revolution fürchtend, nahm er gegenüber Katharinas Forderungen eine ablehnende Haltung ein. Der Kaiserin mißfiel Poniatowskys Undankbarkeit.

Der russische Gesandte Repnin in Warschau erhielt den Befehl, zum Schutze der Dissidenten jedes Mittel anzuwenden. Er ließ die russischen Truppen weiter in das Innere des Landes marschieren, um dem polnischen Reichstag nachdrücklichst vor Augen zu führen, was man zu erwarten habe, wenn man die Wünsche der Kaiserin nicht erfüllt. Zugleich trat er in einer absolut selbstherrlichen Weise in Warschau auf. Zu einer Vorstellung im Nationaltheater hatte er sich absichtlich verspätet. König Stanislaus Poniatowsky war bereits anwesend, und das Spiel hatte begonnen. Repnin schlug Lärm und setzte es durch, daß der Vorhang fallen mußte, und das Spiel von neuem seinen Anfang nahm. Keine Gelegenheit wurde von ihm versäumt, dem Polenkönig seine Abhängigkeit von der Kaiserin Katharina zu beweisen. Die katholische Partei blieb nicht müßig. Im geheimen erbat sie sich den Schutz der glaubenseifrigen Kaiserin Maria Theresia. Diese sah schon seit langem mit Unmut auf die politische Einstellung Katharinas und war über die kühle Behandlung ihres Vertreters in Petersburg verärgert. Sie gab ihren Rüstungen in Mähren und Ungarn einen Umfang, der Petersburg über ihre Einstellung zum polnischen Konflikt nicht in Zweifel ließ. Jetzt wurde die Haltung Friedrichs II. ausschlaggebend. Die kriegerischen Absichten des Wiener Hofes waren unverkennbar. Katharina bat Friedrich,

das Bündnis von 1764 zu erweitern. Er möchte sich entschließen, in Gemeinschaft mit Rußland den Interventionsabsichten Österreichs entgegenzutreten. Ein neuer Krieg war für Preußen untragbar. In regster Weise war Friedrich II. dabei, die Wunden des Siebenjährigen Krieges durch einen planvollen wirtschaftlichen Aufbau zu heilen. Aber das Bündnis mit Rußland, dem er von jeher sein größtes Augenmerk geschenkt hatte, war ihm zu wertvoll. Er nahm Katharinas Anerbieten an. Am 23. April 1767 ließ Friedrich von seinem Geschäftsträger Graf Solms den vom Minister Panin vorbereiteten Vertrag unterzeichnen, wonach Preußen, falls österreichische Truppen in Polen einrücken sollten, dem Wiener Kabinett sofort den Krieg erklärt.

Katharina hatte richtig kalkuliert. Sobald Maria Theresia von der entschlossenen Haltung Friedrichs Kenntnis erhielt, schwenkte sie um. Der preußische Gesandte in Wien erhielt von ihr die Versicherung ihrer großen Friedensliebe. Dabei verschwieg sie nicht, daß die polnischen Bischöfe sie gebeten hatten, die Interessen der römisch-katholischen Kirche zu vertreten, sie aber von jeder Einmischung Abstand nehme. Katharina triumphierte, sie hatte für ihre Maßnahmen in Polen plötzlich freie Hand, wo sich während der Verhandlungen von Hof zu Hof aufregende Dinge abgespielt hatten.

Die russischen Truppen standen vor Warschau. Unter ihrem Druck sah sich der Reichstag nach tumultuarischen Auftritten endlich veranlaßt, den Dissidenten einige Freiheiten bezüglich ihrer Religionsübungen einzuräumen. Diese verlangten immer dringlicher nach absoluter Gleichberechtigung, errichteten verschiedene Konföderationen, denen mehrere von den Russen gewonnene Katholiken beitraten. Jetzt gründeten auch die katholischen Edelleute in allen Provinzen des Reiches Gesell-

schaften, die dann zu einer allgemeinen Konföderation zusammentraten und an ihre Spitze den Fürsten Radziwill stellten. Dieser war bei der Königswahl einer der hartnäckigsten Gegner Poniatowskys gewesen. Als er die Maßnahmen Katharinas gegen ihren einstigen Geliebten ersah, vereinigte er seine Konföderation mit der der Dissidenten und berief die Häupter derselben in seinen Palast in Warschau. Stanislaus Poniatowsky berief in seiner Not einen außerordentlichen Reichstag ein, der aber seinen Absichten schlecht entsprach. Ohne auf die Anwesenheit des russischen Gesandten und der russischen Offiziere Rücksicht zu nehmen, erglühten der Bischof von Warschau und seine Anhänger im Feuereifer für ihre Sache und ergingen sich in fürchterliche Schmähungen der Dissidenten. Am gleichen Abend verhaftete ihn der russische Oberst Igelström, als er im Hause des Grafen Miniszek bei Tafel saß, im Namen der Kaiserin. Ebenso wurden der Bischof von Kiow, der Starost von Dolinoe, Graf Rzeursky nebst Sohn und viele andere Edelleute in Haft gesetzt. Nach Rußland transportiert und laut Urteilsspruch nach Sibirien verbannt, kehrten sie erst nach dort verbrachten sechs Jahren zurück. Fürst Repnin gab den Konföderierten ironisch zu verstehen, daß er seine Maßnahmen zum Heile Polens ergriffen habe. Glieder des Reichstages wandten sich beschwerdeführend an den König. Dieser ersuchte den Fürsten Repnin um die Freilassung der Inhaftierten. Sie wurde rundweg abgelehnt. Unter Furcht und Zittern ernannte der Reichstag nach einigen vergeblichen Sitzungen einen Ausschuß, der mit Hilfe der Vertreter der fremden Mächte, unter dem Vorsitz des Fürsten Panin, die Rechte der Dissidenten festsetzte, die dann auch der Reichstag anerkannte. Sobald er auseinandergegangen war, fingen die katholischen Edelleute schon wieder an, über die zu-

gunsten der Dissidenten abgefaßten Gesetze zu murren. Zur Beschützung der römisch-katholischen Kirche traten aufs neue Vereinigungen ins Leben. Sie führten Fahnen mit sich, auf denen die Mutter Maria und das Jesuskind abgebildet waren.

Wie die Kreuzfahrer des Mittelalters hatten sich die Anhänger Kreuze auf ihre Röcke sticken lassen. Stanislaus Poniatowsky lebte in seiner Hauptstadt bereits mehr als ein Gefangener denn als König. Katharina hatte ihm wohl schon längst seinen jüngsten Widerstand verziehen. Aber der eifersüchtige Orlow hetzte sie gegen ihn auf. Um den Geliebten seiner Monarchie zu schmeicheln, suchte auch Fürst Repnin den unglücklichen König bei jeder Gelegenheit zu demütigen. Das Betragen des russischen Hofes setzte alle andern in Europa in Erstaunen. Man konnte nicht begreifen, daß die Kaiserin auf einmal die Feindin eines Königs geworden war, dem sie selbst zum Thron verholfen hatte. Sie wußten noch nicht, daß es Katharina glänzend verstand, nach Überwindung ihrer ersten Leidenschaft, ihre Lieblinge abzuschieben oder sie sich noch eine Weile für ihre ehrgeizigen politischen Zwecke zu erhalten. Noch einer, außer Preußens König, hatte sie erkannt. Es war der Herzog von Choiseul. Mit Besorgnis verfolgte er ihre Absichten in Polen, ihr Ränkespiel mit den nordischen Ländern, den Abschluß des Handelsvertrages mit England, ihre freundliche Einstellung zu Preußen und so vieles andere. Ihr Streben, Rußland groß und stark zu machen, das damit verbundene Anwachsen ihres politischen Einflusses schwächte das Ansehen des Versailler Hofes. Er faßte daher den Entschluß, das Übel an der Wurzel anzupacken, und begann die Türkei gegen Rußland auszuspielen. Der Herzog von Choiseul verkannte nicht die Schwäche und den Verfall des türkischen Reiches, noch

die Fehler der türkischen Regierung. Er rechnete aber erst einmal damit, daß die Türkei eine Zeitlang Rußland beschäftigen würde. Der französische Gesandte in Konstantinopel, Graf Vergennes, erhielt die diesbezüglichen Anweisungen und entledigte sich der ihm gestellten Aufgabe mit ebensoviel Eifer wie Geschicklichkeit. Er stellte den Ministern vor, wie ungerecht und gefährlich es sei, daß Rußland polnisches Gebiet besetze. Er zeigte ihnen, welche bedenklichen Folgen die vom Petersburger Hofe geschaffene Demarkationslinie betreffs der Sicherheit des Schwarzen Meeres nach sich ziehen könne, und gab ihnen den Rat, sich dieser Demarkation zu widersetzen. Der Herzog von Choiseul hatte den Gesandten ersucht, sich aller Mittel zu bedienen, wodurch er die Türken zum Kriege gegen Rußland bewegen zu können glaube. „Können Sie es dahin bringen, halten Sie es für möglich, so soll es Ihnen an den nötigen Geldbeträgen nicht fehlen", schrieb er ihm. Vergennes brauchte kein Geld. Mit seiner hervorragenden Überredungskunst erreichte er die Absichten des Herzogs. Die Türkei überreichte dem König von Polen eine Note mit der energischen Forderung, die Grenzberichtigungen so lange einzustellen, bis man ihr über die Gefahr der Abtretung polnischen Gebiets an Rußland befriedigende Auskunft gegeben habe. Stanislaus Poniatowsky, der Katharina ständig zu beleidigen fürchtete und sie, koste es, was es wolle, wieder mit sich zu versöhnen trachtete, antwortete dem Großwesir, es sei von keiner Veränderung der Grenzen zwischen Polen und Rußland die Rede, worauf sich die türkische Regierung für eine kurze Zeit wieder beruhigte.

Um diese Zeit (Dezember 1766) schloß Katharina den Allianz- und Handelsvertrag mit England. Die Privilegien der Engländer wurden ausgedehnter, die Einfuhr-

zölle für ihre Artikel herabgesetzt. Katharina war England von jeher gewogen. Jetzt aber galt es im etwaigen Krieg gegen die Türkei, sich durch den Anschluß an England dessen Hilfsmittel zu sichern. Sosehr Katharina die englische Nation begünstigte, so schlecht behandelte sie den englischen Gesandten Macartnay. Dieser ließ sich in ein Liebesverhältnis mit einer Hofdame Katharinas ein, die schwanger wurde. Obgleich hier ein Umstand eingetreten, der bei der Kaiserin in fast jedem Jahr zu bemerken war, jagte sie die gefallene Hofdame fort und verbot dem Gesandten für einige Zeit den Hof. Das ist nicht der einzige Fall, wo sie sich auch denen gegenüber, die sie und ihre Liebschaften genau kannten, als eine moralische und religiöse Heuchlerin erwies. Einst unterhielten sich Frau von Narischkin und Frau von Golowkin auf einem Maskenball ziemlich laut von ihren Liebschaften. Sogleich ging Katharina zu ihnen, und sie mußten sich aus der Gesellschaft entfernen, weil sie keine Gesittung bekundet hatten.

Die Prinzessin Daschkow, die der Kaiserin keinerlei Auskunft über die Komplotte gegeben hatte, war zum zweiten Male nach Moskau verwiesen. Um Katharina zu ärgern, wurden von ihr im größeren Kreis alle Vorgänge der Verschwörung aufgedeckt, bei denen sie eine allererste Rolle gespielt hatte. Der Zweck war erreicht: Katharina mit diesen Erzählungen, die wie ein Laufeuer durch die Stadt gingen, herabgesetzt und verhaßt gemacht. Katharina tat so, als ob sie die Moskauer verachte, und beschloß, ihnen in eigener Person den Mund zu stopfen. Wegen des strengen Winters kam es aber vorerst nicht zur Reise nach Moskau. In Petersburg mußten die Vergnügungen herhalten, die Stimmung zu beleben. Katharina veranstaltete unter märchenhafter Prachtentfaltung Turniere in mittelalterlicher Tracht

und Rüstung. Die Hofherren wie Hofdamen waren Kämpfer. Preisrichter war der greise, berühmte Feldmarschall Mümich, der mit seiner Rede bei der Preisverteilung sich zu großen Schmeicheleien verstieg. Seine Rede lautete: „Erlauchte Damen und Ritter, jeder von Ihnen weiß, daß unsere huldreiche Kaiserin jeden Tag, ja jeden Augenblick darauf bedacht ist, den Ruhm ihres Reiches zu mehren und das Glück ihrer Untertanen wie den Glanz ihres Adels zu erhöhen. Die unvergleichliche Monarchie hat an diesem großen Tage dem ersten Adel ihres Reiches Gelegenheit geben wollen, in einem glänzenden Ritterspiele, dergleichen man noch nie in Rußland gesehen hat, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Wer sollte nicht mit mir die Empfindungen der Dankbarkeit und Bewunderung teilen, auf welche Ihre Majestät vermöge dieser Gnade und mütterlichen Vorsorge Anspruch zu machen berechtigt ist? — Sie haben sich bei diesen trefflichen Übungen auf eine Art ausgezeichnet, die Ihrer Geburt würdig ist und Ihnen die verdiente Gnade Ihrer kaiserlichen Majestät, zugleich die seiner Hoheit des Großfürsten, wie den Beifall aller Zuschauer sichern muß."

Nun wandte sich Mümich zur Gräfin Buturlin (Schwester der Fürstin Daschkow und der Elisabeth Woronzow, der Mätresse Peters III.): „Ihnen, gnädige Gräfin, soll ich in Vollmacht Ihrer kaiserlichen Majestät den ersten Preis, den Ihnen zuerkannten Lohn ihrer Geschicklichkeit und Gewandtheit einhändigen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen gleichzeitig zu dieser großen Ehre Glück wünsche, welche Ihnen das Recht gibt, die übrigen Preise mit Ihrer Siegerhand unter die Damen und Ritter zu verteilen. Was mich betrifft, der ich während eines 65jährigen Dienstes unter den Waffen grau geworden, der an Jahren und Erfahrung der älteste General in

Europa bin, mehr als einmal die russischen Armeen zum Siege geführt habe, ich betrachte den Vorzug, heute nicht nur ein Zeuge, sondern auch der erste Schiedsrichter Ihrer ruhmwürdigen Taten gewesen zu sein, als den Lohn, der alle meine Unternehmungen krönt."

Man muß anerkennen, daß Katharina es verstanden hat, sich stets mit Mitarbeitern in ihren Administrationen zu umgeben, die ihr nützliche Ratgeber wurden. Gute, einleuchtende Vorschläge wurden sofort akzeptiert und ausgeführt. So kam es zu bedeutenden Reformen während ihrer Regierungszeit. Ihren Untertanen suchte sie Liebe und Achtung vor den Gesetzen beizubringen, ihre rohen Sitten zu mildern.

In keinem Lande herrschte damals in der Jurisprudenz so große Verwirrung und Unwissenheit als in Rußland. Das unförmliche Gesetzbuch des Alexis Michaelowitz, welches die Grundlage der Gesetzgebung bildete, war durch die unzähligen durch Habsucht und Eigensinn veranlaßten Edikte seiner Thronfolger, wenn nicht ganz unbrauchbar gemacht, so doch wenigstens beschränkt worden. Der Senat, die Kollegien und alle Tribunale dehnten die Prozesse bis ins Unendliche aus und entschieden nach eigener Willkür. Ein Übelstand, der durch die Bestechlichkeit und grenzenlose Gewalt der Richter vermehrt wurde. Denn der unbedeutendste Richter, der oft nicht einmal lesen konnte, durfte nach Belieben auf Tortur, Knute und Verbannung nach Sibirien erkennen.

Diesen Angst und Schrecken auslösenden Zuständen machte Katharina durch gesunde Maßnahmen energisch Schluß. Sie teilte den Senat und die Kollegien in verschiedene Abteilungen ein, so daß die Angelegenheiten einen regelmäßigen bestimmten Verlauf nahmen, auch der Schikane weniger Spielraum verblieb. Um die Richter zur Unbestechlichkeit zu erziehen, vermehrte sie

deren Einkünfte. In einem ihrer Erlasse hieß es: „Bisher hat Euch die Not eigennützig machen können. Von nun an bezahlt Euch das Vaterland selbst für Eure Arbeiten, und was vorher verzeihlich erscheinen konnte, wird jetzt ein Verbrechen." Katharina tat noch mehr. Sie sicherte den Richtern für die Zeit, wo Alter oder Krankheit die Amtsniederlegung erfordern, die Hälfte ihres Gehaltes zu. Sobald diese Vorarbeiten beendet waren, schritt die Kaiserin zur Gestaltung des neuen Gesetzbuches. Alle russischen Provinzen, die entlegensten Distrikte des ungeheuren Reiches erhielten den Befehl, Abgeordnete nach Moskau zu schicken, deren Meinung über die notwendigen Gesetze man vernehmen wollte. Katharina verfügte sich nach Moskau. Die Versammlung der Stände wurde mit außerordentlichem Pomp eröffnet. Und die Zusammenkunft der Abgeordneten so vieler durch Sitten, Tracht und Sprache voneinander verschiedenen Völker bot ein interessantes glänzendes Schauspiel. Alle waren erstaunt, der Erörterung der für sie bestimmten Gesetze beiwohnen zu dürfen. Die Kaiserin, die der Versammlung den Anstrich uneingeschränkter Freiheit geben wollte, hatte sich im Saale eine Loge errichten lassen, von der sie unbemerkt alles sehen und hören konnte. Man las gleich zu Anfang der feierlich eröffneten Sitzung die in das Russische übersetzten Instruktionen vor, die Katharina, von Montesquieu, Voltaire und anderen Schriftstellern entnommen, in französischer Sprache eigenhändig geschrieben hatte und deren Original der Bibliothek der Akademie zu Petersburg übergeben wurde. Lauter Beifall unterbrach mehrmals den Vorleser. Man rühmte die Einsicht, die Weisheit und Menschenliebe der Monarchie. Bei vielen mochten Furcht und Schmeichelei mehr Anteil an den Lobsprüchen gehabt haben als die Be-

wunderung. Man wollte sich die Kaiserin geneigt machen, auch nicht durch Widerspruch nach Sibirien wandern. Nur der Wortführer der Samojeden redete, wie es ihm ums Herz war. Er sagte: „Wir sind genügsam und gerecht, weiden ruhig unsere Renntiere. Wir brauchen kein neues Gesetzbuch. Aber macht eins für unsere Nachbarn, die Russen, damit sie künftig ihre Räubereien einstellen."

Die folgenden Sitzungen verliefen weniger ruhig. Da man davon gesprochen hatte, den Bauern die Freiheit zu geben, waren Millionen dieser armen Unterdrückten bereit, mit Gewalt das durchzusetzen, was die Versprechungen nicht verwirklichen würden. Der Adel befürchtete die Verringerung seiner Einkünfte und gefährliche Aufstände. Verschiedene Edelleute äußerten erregt, sie würden den ersten, welcher der Befreiung der Bauernsklaven Erwähnung tut, niederstoßen. Dagegen erklärte Graf Scheremetow, der reichste Mann in Rußland, mit 170000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte und Gebieter über 150000 Bauern, er sei mit der Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft einverstanden.

Der Streit wurde immer hitziger, und die Unruhe übertrug sich bereits auf die Bürgerschaft. Man befürchtete gefährliche Auftritte und schickte die Abgeordneten an ihre Wohnsitze zurück. Aber man wünschte, daß die Versammlung vor ihrem Auseinandergehen der Kaiserin einen Beweis ihrer Dankbarkeit geben sollte, wünschte, daß das dem Volk zugedachte Gute auch nicht für die Kaiserin verlorengehe, die doch den einzig großen Gedanken der Befreiung gehabt hatte. Man beehrte also Katharina durch einen allgemeinen Zuruf, mit dem Namen der Großen, der Weisen, der Klugen, der „Mutter des Vaterlandes". Aber als man sie bat, diese Titel anzunehmen, antwortete sie mit ver-

stellter Bescheidenheit: „Wenn sie sich ja des ersten Namens würdig mache, so könne ihr nur die Nachwelt denselben geben. Weisheit und Klugheit seien Gaben, wofür sie täglich dem Himmel danke, ohne sich jedoch dieselben zum Verdienst anzurechnen. Der Name einer Mutter des Vaterlandes habe in ihren Augen den größten Wert. Er sei der einzige, den sie annehmen könne. Ihn betrachte sie als den schönsten und rühmlichsten Lohn der Arbeiten und Bemühungen für ihr geliebtes Volk." — Stolz auf das Werk, das ihr soviel Lob eingetragen hatte, sandte Katharina allen Monarchen, um deren Beifall und Anerkennung es ihr zu tun war, Exemplare von demselben. Man wünschte ihr Glück und versicherte, sie werde sich dadurch einen unsterblichen Namen machen. Friedrich II., der ihre überspannte Eitelkeit und ihre Empfänglichkeit für Schmeicheleien kannte, sagte ihr unter anderm in einem langen Brief: „Die Geschichte zeigt, daß Semiramis große Armeen kommandierte, daß die Königin Elisabeth der größte Diplomat Englands gewesen ist, daß Maria Theresia von Österreich durch ihre Taten viel Mut an den Tag gelegt hat. Aber noch ist kein Weib Gesetzgeberin gewesen. Diese Ehre war erst der Kaiserin von Rußland vorbehalten."

Katharina erhielt diesen Brief in Kasan, sie wollte ihre Provinzen in Asien, die Ufer der Wolga besichtigen. Was als etwas höchst Sonderbares auffallen muß, ist, daß Katharina ein so großes Gewicht auf den Titel „Kaiserliche Majestät" legte, den ihr bisher einige Mächte verweigert hatten. So legte ihr denselben der König von Schweden schon lange bei, während ihn ihr der schwedische Reichstag erst Anfang 1767 bewilligte. Auch Ludwig XV. weigerte sich, Katharina diesen Titel beizulegen. Ihre Erbitterung gegen Frankreich wuchs, zumal sie wußte, daß Ludwig alle Einzelheiten ihrer

Thronbesteigung, wie die der Ermordung Peters III. kannte und jetzt der französische Gesandte sich bemühte, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu hetzen. Was würde sie aber wohl gedacht haben, wenn sie hätte einen Brief lesen können, den der Herzog von Choiseul schrieb: „Wir kennen", drückte er sich in demselben aus, „den ohnmächtigen Haß Rußlands gegen Frankreich. Der König verachtet sowohl die Kaiserin, wie ihre Denkungsart und Betragen zu sehr, um auch nur einen Schritt zu tun, sich mit ihr auszusöhnen. Der König denkt, Katharinas Haß sei ungleich ehrenvoller als ihre Freundschaft."

Allein die Kritik eines auswärtigen Hofes und die Gefahren eines Krieges vermochten Katharina nicht zu beunruhigen. Vielleicht waren sie ihr sogar ebenso notwendig wie die übrigen Regierungssorgen, um ihre Gewissensbisse zu betäuben und die Schreckbilder ihrer Phantasie zu verscheuchen. Sie dachte oft daran, daß nur ein einziger Augenblick imstande sei, sie der Frucht ihrer Verbrechen zu berauben und daß eine große Anzahl ihrer Untertanen diesen Augenblick herbeiwünschen. Der Name Peter III. war den Russen lieb geworden. Gern dachten sie an das Gute zurück, das seine ersten Monate der Regierung mit sich gebracht hatten, und an das, was er noch zu tun wünschte. Man vergaß seine Fehler und Schwächen und beweinte das Schicksal dieses unglücklichen Fürsten.

Durch den gewalttätigen Tod des Kaisers ergriffen, und darüber aufgebracht, daß seine Henker sich in seine Macht teilten, beschloß ein junger Offizier, Peter zu rächen. Es war Tschoglokow, der von dem Grafen Skawronski abstammte, den Katharina I. als ihren Bruder anerkannte, also ein Blutsverwandter der Kaiserin Elisabeth und Peters III. Der Offizier war überzeugt, der

Himmel selbst habe ihm diesen Rachegedanken eingegeben. Nachdem er lange überlegt hatte, wie er sein blutiges Vorhaben am besten ausführen könne, begab er sich mehrere Tage hintereinander in den kaiserlichen Palast, versteckte sich in dem dunklen Gang, der zu den Zimmern führte, in denen sich die Kaiserin aufzuhalten pflegte, wenn sie allein sein wollte. Nur der Umstand, daß die Kaiserin wider ihre Gewohnheit nicht den Gang passierte, in dem Tschoglokow auf sie lauerte, rettete Katharina. Der fanatische junge Mann, der über eine so unerwartete Verzögerung seines Vorhabens ungeduldig wurde und glaubte, er könnte den seiner Meinung nach, dem Vaterlande ersprießlichen und für ihn selbst ruhmwürdigen Streich nicht ausführen, war so unvorsichtig, seinen Plan einem ihm befreundeten Kameraden anzuvertrauen. Dieser hielt es für seine Pflicht, an seinem Freunde zum Verräter zu werden und teilte Gregor Orlow mit, was er erfahren hatte. Als Tschoglokow sich wieder auf der Lauer befand, wurde er verhaftet. Man fand einen langen Dolch bei ihm, und er gestand ohne Bedenken, was er mit demselben hatte ausrichten wollen.

Katharina, die sich stets zu beherrschen verstand, verbarg auch jetzt ihren Zorn und ihre Furcht. Sie gab sich den Anschein, als verziehe sie einem Verwegenen, den politische Schwärmerei irregeführt hätte, ließ ihn zu sich kommen und redete gütig auf ihn ein. Damit aber suchte Katharina nur die aus moralischen Gründen entstandene Racheabsicht des Attentäters zu verbergen. Da es ihr nicht gelang, bei ihm eine Reue zu erzeugen, schickte sie ihn nach Sibirien. Tschoglokows Tochter nahm sie zu sich, machte sie zum Hoffräulein und bezeigte ihr Wohlwollen.

Katharina blieb nie untätig. Eine fortwährende Un-

ruhe und ihr reger Geist trieben sie vorwärts. Ihre Gedanken galten dem Aufbau Rußlands. Große Pläne harrten ihrer Verwirklichung. In das Innere ihrer sich weit erstreckenden Staaten schickte sie Gelehrte, ließ die geographische Lage der Ortschaften festlegen, die Temperaturen beobachten, den Boden untersuchen, um sich eine genaue Kenntnis der Bodenschätze zu verschaffen. Ebenso lag ihr daran, durch ein umfassendes Studium die Sitten, Gebräuche und Charaktere der verschiedenen Volksstämme geschildert zu bekommen. Mit allem hinreichend versehen, was zu einem glücklichen Erfolge führen konnte, reisten die Gelehrten Pallas, Falk, Gmelin und Guldenstedt im Anfange des Jahres 1768 an die ihnen zugewiesenen Plätze, in das Innere des Landes. Die interessanten Arbeitsergebnisse der Forscher erfüllten Katharina mit großem Stolz. Überzeugt davon, daß sich die Nationen weniger durch die Gewalt ihrer Waffen als durch die Pflege der Wissenschaften und Künste einen glänzenden Platz in den Annalen der Geschichte erwerben werden, förderte Katharina die Arbeiten der Gelehrten, Künstler und Schriftsteller.

Sie erteilte der Akademie der Wissenschaften neue Privilegien und beauftragte sie, verschiedene berühmte Ausländer als Mitglieder aufzunehmen. Die Zöglinge der Akademie wurden auf Kosten des Staates ernährt und gekleidet. Die Anzahl derselben steigerte sie bis auf 250. Sie durften nicht über sechs Jahr sein, unterstanden drei Jahre der Obhut von Pflegerinnen, wurden dann den Lehrern übergeben und durften den Beruf wählen, der ihren Neigungen entsprach. Besonders Begabte erhob man in den Adelsstand, und die Zöglinge, die für ihre Arbeiten die ersten Preise der Akademie zugesprochen erhielten, konnten auf Staatskosten drei Jahre lang ihr Wissen auf Reisen erweitern.

Die Kaiserin wußte es sehr wohl, daß ihre Untertanen glaubten, sie könne ihren Sohn nicht leiden, was die Ursache der Abneigung gegen ihre Monarchien ergab. Sie fand ein Mittel, diese üble Meinung zu ändern. Die Pockenimpfung fing an in Europa bekannt zu werden. Noch hatte es kein Monarch gewagt, sich derselben zu unterwerfen. Katharina beschloß ihren Sohn impfen zu lassen. Um die Ungefährlichkeit der Impfung zu beweisen, unterzog sie sich derselben durch den berühmten englischen Arzt Dimsdale. Als die Pocken abgeheilt und sie gezeigt hatte, daß mit der Impfung keine Gefahren verbunden waren, wurde auch der Großfürst geimpft, bei dem sich der Prozeß in der gleichen günstigen Form vollzog wie bei der Mutter. Der Senat veranstaltete ein Freudenfest, und ganz Europa bewunderte den erhabenen Mut der Kaiserin und ihre mütterliche Fürsorge. Der Arzt wurde reich belohnt, erhielt den Staatsrattitel, die Beförderung zum Leibarzt der Kaiserin und ein jährliches, in England auszuzahlendes Gnadengehalt von 500 Pfund. Für die Impfung wurde ein Honorar von 10000 Pfund gezahlt. Auch der Geliebte der Kaiserin, Gregor Orlow, überließ sich nun ebenfalls der Impfung. Ein Brief der Kaiserin an Voltaire, der den Impfungsprozeß schilderte, hatte folgenden Wortlaut: „Ich bin nicht einen einzigen Augenblick bettlägerig gewesen, habe alle Tage Besuch angenommen. Da der Feldzeugmeister Graf Orlow, ein Held, der in bezug auf Mut und seine erhabenen Gesinnungen ganz den alten Römern aus der blühendsten Periode ihrer Republik gleicht, zweifelte, ob er die Pocken schon gehabt hätte, vertraute er sich ebenfalls den Händen unseres englischen Arztes an und ging den Tag nach der Impfung, trotzdem es heftig schneite, auf die Jagd. Es sind bereits viele Hofleute seinem Beispiel gefolgt

und weitere werden folgen. Außerdem wird jetzt in Petersburg unter Dimsdales Aufsicht in drei Erziehungshäusern und einem Hospitale geimpft."

Die französische Regierung hatte nicht nachgelassen, die Türkei gegen Rußland aufzuhetzen. Wohl hatte Katharina im geheimen die Kriegsrüstung mit allem Eifer betrieben, aber ihre Armee war noch nicht schlagkräftig genug. So stellte sie einstweilen die beabsichtigte neue Grenzziehung mit Polen zurück, gab aber keineswegs die Hoffnung auf, einen Teil dieses Landes an sich reißen zu können. Viele waren in Polen des russischen Jochs überdrüssig. Sie sammelten sich und wagten es verschiedene Male, die russischen Truppen anzugreifen. Von Österreich und Frankreich her flossen den katholisch Konföderierten bedeutende Gelder zu. Sie trotzten Rußland offen, sammelten und bemächtigten sich der Stadt Krakau und eines Teiles von Podolien. In der Festung Bar vereinigten sich die Konföderierten und machten sich vieler Greuel schuldig. Katharina verstärkte sofort ihre Truppen. Das Oberkommando übertrug sie dem Generalleutnant Saltikow.

Die bestürzten Konföderierten wandten sich nochmals hilfeflehend an die türkische Regierung. Der Katholik erbat sich die Hilfe des Muselmanns. Der Graf von Vergennes war von diesem Vorgehen der Konföderierten unterrichtet und tat weiter das Seinige, um die Türkei in den Krieg gegen Rußland zu hetzen. Es gelang ihm. Der russische Gesandte in Konstantinopel wurde verhaftet. Unter dem Vorwand, er habe die Verträge gebrochen, erklärte der Großwesir im Namen des Sultans Rußland den Krieg und machte bekannt, daß 500 000 Mann ins Feld rücken werden. Katharina fürchtete die Drohungen der Türkei nicht. Sie hatte die Zeit genützt und mit fieberhafter Eile die Rüstungen be-

trieben. Unter Trompetenschall wurde in Petersburg der Krieg verkündet. Frankreich bekam seinen Willen und triumphierte. Sorgenvoll betrachtete Friedrich II. den Kriegsausbruch. Ihn zu verhindern hatte er alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand. Zufolge des Bündnisses von 1764 mußte er als Alliierter Rußlands schwere Verpflichtungen erfüllen. Er hatte 480000 Taler Subsidiengelder zu zahlen oder ein Hilfskorps von 12000 Mann zu stellen. Dazu lag die Möglichkeit vor, daß andere Mächte in den Krieg eingriffen und Preußen an verschiedenen Fronten sich wider seiner Feinde erwehren müßte. Zwar hatte Katharina prahlend von der glänzenden Verfassung ihrer Armee gesprochen. Aber Friedrich war durch seinen Gesandten über den Zustand der russischen Truppen besser unterrichtet als Katharina. Gregor Orlow hatte sich um die Waffenfähigkeit nicht gekümmert. Die Artillerie war vernachlässigt. Der Infanterie und Kavallerie fehlte es an tüchtigen Führern. In seinen Denkwürdigkeiten berichtet Graf Viktor Henckel von Donnersmarck, der sich damals als Freiwilliger bei der russischen Armee befand: „Da man seit dem Frieden nicht rekrutiert hatte, so gab es Kompanien, die nicht mehr als 40 Mann zählten. Die Armee war schlecht bekleidet, ihre Zelte und Feldgerät verdorben. Was ihr am meisten fehlte, waren gute Offiziere und geschickte Generale. Die besten Offiziere zogen sich, des Dienstes überdrüssig, zurück, weil man ihnen junge Leute vorzog, die, nachdem sie einige Jahre in den Garden gekatzbuckelt hatten, ihnen als Obersten zugeschickt wurden.“ Friedrich vertraute allein dem Draufgängertum, der fabelhaften Energie Katharinas, die bestimmt kein Opfer scheuen würde, um den Sieg an ihre Fahnen zu heften. Er wußte auch nur zu gut, daß sich die türkische Armee in einem auffallend mise-

rablen Zustand befand. Gerade deshalb hatte er an den Erfolg seiner Friedensbemühungen geglaubt. Es war nun anders gekommen. Als ein besonderes Glück erschien es ihm, daß der Krieg gegen den verhaßten Halbmond im griechisch-katholischen Rußland gern gesehen wurde. Friedrich entschloß sich zur Zahlung der Subsidiengelder. Am 1. März 1769 wurde dem Petersburger Kabinett durch den Geschäftsträger Graf Solms der Betrag von 120000 Taler zur Verfügung gestellt. Als vorläufige Gegenleistung verlangte Friedrich die Ausdehnung der gegenseitigen Allianz, die bisher nur acht Jahre umfaßte, um weitere zehn Jahre. Bereitwillig gewährte Katharina die Vertragsverlängerung und garantierte Friedrich gleichzeitig die beiden Markgrafentümer Ansbach und Bayreuth, die Preußen zufallen mußten, da der Neffe des Königs, der regierende Markgraf Alexander, keine Nachkommen hatte.

Die russischen Truppen marschierten in drei Hauptgruppen. Fürst Alexander Galitzin befehligte die in Podolien. Sie sollte Chokzim einnehmen, danach die Moldau besetzen. Die zweite Gruppe befehligte Peter Romanzow. Sie hatte zwischen dem Dniepr und dem Asowschen Meer die Grenzen gegen die Tataren zu decken und die Festungen Asow und Taganrog wieder aufzubauen. Die gegen Polen bestimmte dritte Gruppe befehligte General Weismann.

In einem Manifest rief Galitzin alle Polen auf, die noch nicht zur Konföderation von Bar gehörten, gegen diese die Waffen zu ergreifen. Zuvor hatte Saltikow in seiner Armee bekanntmachen lassen, daß alle Offiziere und Soldaten, die einem gefangenen Konföderierten das Leben schenken, aufs schärfste bestraft werden sollten. Bald darauf erschienen in Warschau neun adelige Polen, denen zur Strafe beide Hände abgehackt waren. Der

russische General Drewitz hatte sie auf diese Weise verstümmeln lassen. Katharina rief den Gesandten Fürsten Repnin von Warschau zurück, der durch seinen Hochmut, die verächtliche Behandlung des Königs, alle Polen, sogar die Anhänger Rußlands, gegen sich aufgebracht hatte. An seine Stelle berief die Kaiserin den Fürsten Wolkonsky. Er bemühte sich vergeblich, die von Galitzin angestrebte Gegenkonföderation zustande zu bringen.

Schon lange vor der wirklichen Teilung Polens sahen sowohl die Kaiserin wie der König von Preußen ein, wie notwendig es sei, über diesen schwierigen Punkt zu unterhandeln. Da eine persönliche Zusammenkunft bei den übrigen Mächten Verdacht erregen, sie vielleicht sogar die wahren Ursachen derselben erraten lassen würde, hielten sie es für das beste, davon abzustehen. Friedrich II. sandte also seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, mit den nötigen Instruktionen versehen nach Rußland. Um den Zweck der Reise zu verschleiern, besuchte der Prinz zunächst seine Schwester, die Königin von Schweden, in Stockholm und machte von dort aus bekannt, daß er über Dänemark nach Preußen zurückkehren würde. Plötzlich änderte er seinen Entschluß und machte allen Höfen klar, daß er nunmehr Katharinas wiederholten Einladungen Folge leiste, die darauf hingewiesen hatte, daß er sich in der Nähe Rußlands befinde. Die beabsichtigte Täuschung gelang. Eine Jacht, auf der ihm der schwedische Kronprinz und sein Bruder Prinz Friedrich den ersten Tag das Geleit gaben, führte Prinz Heinrich nach Abo, der Hauptstadt Finnlands, von wo aus er sich nach Petersburg begab. Der Kammerherr der Kaiserin kam ihm an der russischen Grenze entgegen. Hundert Pferde standen auf jeder Station bereit. General Bibikow empfing ihn auf der

letzten Station vor Petersburg und führte ihn in den Palast, den man für ihn eingerichtet hatte und wo ihn der Minister Panin erwartete. Mit den Salutschüssen der Kanonen begrüßte man am 12. Oktober 1770, nachmittags sechs Uhr, seinen Einzug in die Hauptstadt. Er genoß die gleichen Ehren, auf die jeder Monarch einer Großmacht Anspruch erhob. Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, begab er sich am folgenden Tage an den Hof und speiste öffentlich in Gesellschaft der Kaiserin. An diesem Tage wurde das strengste Hofzeremoniell beachtet, das man in den folgenden Tagen fallen ließ, damit Kaiserin und Prinz sich ohne Zwang und Förmlichkeit sehen und sprechen konnten.

Katharina begegnete dem Prinzen mit herzlichster Zuvorkommenheit. Ihre Freude über den Besuch war aufrichtig. Sechsundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem sie als die kleine mittellose vierzehnjährige Prinzessin von Anhalt-Zerbst ihre Brautfahrt nach Rußland antrat. Was hatte sich in dieser Zeit alles ereignet? — Ihr, der Fremden, war es gelungen, sich in den Besitz der höchsten Gewalt über ein riesengroßes, mit unermeßlichen Bodenschätzen versehenes Land zu setzen. Der Glanz ihrer kaiserlichen Krone strahlte weit in Europa hinaus. Das Mitleid, die Verachtung und Geringschätzigkeit seitens der fremden Höfe waren überwunden und an ihre Stelle höchste Bewunderung ihrer Energie, Geistesgaben und Staatskunst getreten. Ihr Vater, Christian August, war bereits drei Jahre nach ihrem Abschied von ihm, 1747, verstorben. Die Mutter starb 1760 in Paris, wohin sie sich nach dem Tode ihres Gemahls begab. So hatte es ihr an einer rechten Verbindung mit der Heimat gefehlt. Die näheren und ferneren Anverwandten hatte sie nie wiedergesehen. Und nun saß sie dem Bruder des großen Preußenkönigs

gegenüber, dem sie als Kind des öfteren vorgestellt wurde. Wo war Peter III., der eine so überschwengliche Verehrung für Friedrich II. in allem Tun bewies? — Von Erinnerungen überwältigt, mußte sie oft die Tränen trocknen, sobald die Gespräche mit Prinz Heinrich die deutsche Heimat berührten.

Ein jeder Tag brachte eine Feierlichkeit, ein Fest oder ein neues Schauspiel. Einzelheiten des Festes in Zarskoje Selo verdienen seiner Pracht wegen festgehalten zu werden. Mit Einbruch der Nacht setzten sich die Kaiserin, der Großfürst, Prinz Heinrich und einige der höchsten Würdenträger in einen mit sechzehn Pferden bespannten, an der Decke und auf allen Seiten mit geschliffenen Spiegeln versehenen Schlitten und fuhren aus Petersburg. Mehr als tausend Schlitten folgten. Alle Eingeladenen waren maskiert und in buntfarbige Dominos gekleidet. Eine Meile vor der Stadt passierte man einen ungeheuren, prächtig erleuchteten Triumphbogen. Auf jeder folgenden Meile war eine große, kunstreich erleuchtete Pyramide aufgestellt und ihr gegenüber ein nur für diesen Zweck offenes Zelt, in dem Bauern und Bauernmädchen tanzten. In jedem dieser Zelte sah man eine andere Nation dargestellt, die am Kostüm, Tanz und Musik leicht erkennbar war. Eine halbe Stunde vom Lustschlosse Zarskoje Selo erhob sich ein hoher Berg, der den feuerspeienden Vesuv vorstellte und dessen flammender Ausbruch so lange andauerte, bis alle Schlitten vorüberglitten. Das Innere des Schlosses war von tausenden Wachslichtern märchenhaft erleuchtet. In verschiedenen Sälen wurde zwei Stunden lang getanzt. Ein Kanonenschuß verkündete das Ballende. Die Lichter wurden ausgelöscht. Alle begaben sich an die Fenster. Ein wundervolles Feuerwerk in der Schneelandschaft draußen versetzte in Begeiste-

rung. Ein Kanonenschuß war das Signal für das Wiederanzünden der Kerzen. Eine prächtig gezierte, mit Leckerbissen reich besetzte Tafel stand bereit. Mit dem Aufstehen der Kaiserin war dieselbe beendet, und es wurde bis zum Morgen getanzt.

Die Abende brachte Prinz Heinrich gern bei der Kaiserin zu, die ihn in ihrem Lieblingszimmer empfing, das sie als „Eremitage" bezeichnete. Es waren Räume, die unter dem bescheidenen Namen alles enthielten, was Prachtliebe irgendwie ersinnen kann. Zuerst kam man in eine mit herrlichen Gemälden geschmückte Galerie. Dann trat man in zwei kostbar ausgestattete Zimmer mit anschließendem Speisesaal, in welchem man auf vielen kleinen Tischen ausgesuchte Mahlzeiten servierte. Kein Bedienter durfte sich in diesem Raum sehen lassen. Man stapfte leicht auf den Fußboden, und das „Tischleindeckdich" kam von unten herauf. An diesen Speisesaal schloß sich ein Wintergarten an, wo man auf mit farbigem Sand bestreuten Gängen inmitten einer grünenden Pracht von Bäumen aller Art und exotischen Pflanzen spazierengehen konnte. Der Garten war hoch überwölbt. Eine raffiniert angelegte Heizungsanlage sorgte für eine gleichmäßig warme Temperatur im strengsten Winter. Eine im asiatischen Geschmack angelegte Sommerterrasse lag über dem Wintergarten. In der Eremitage befand sich auch ein Theater mit intimem Zuschauerraum, wo die Kaiserin im kleinen Kreis Stücke aufführen ließ, die bittere Sarkasmen gegen die fremden Höfe oder satirische Anspielungen auf solche hochgestellten Personen in Petersburg enthielten, die sich in irgendeiner Weise lächerlich gemacht hatten. Prinz Heinrich wollte auch gern Moskau sehen. Sogleich standen Schlitten bereit, die ihn mit der denkbar größten Schnelligkeit dorthin brachten. Nach einer dreiwöchi-

gen Abwesenheit kehrte er nach Petersburg zurück. Unter den Geschenken, die ihm die Kaiserin machte, trat der Sankt-Andreas-Orden hervor, den, um das Bild der Kaiserin herum, große Brillanten zierten, von denen jeder Stein den Wert von etwa dreißigtausend Rubel besaß. Außerdem schenkte ihm die Kaiserin eine Sammlung goldener Münzen und kostbares Pelzwerk. Auch alle Personen seines Gefolges wurden mit schönen Geschenken bedacht.

Weder Festlichkeiten noch Vergnügungen konnten den Prinzen Heinrich daran hindern, den eigentlichen Zweck seiner Reise zu erfüllen. In geheimen Besprechungen mit der Kaiserin wurde die Teilung Polens mit allen ihren Auswirkungen besprochen. Ohne den Beistand Österreichs schien sie ihnen nicht ausführbar. Österreich mußte mit von der Partie sein. Wäre Maria Theresia damals noch allein am Ruder ihres Staates gestanden, so würde man von ihr vermutlich nicht so leicht die Zustimmung erhalten haben. Joseph II. machte keine großen Schwierigkeiten. Katharina und Prinz Heinrich setzten alle Artikel fest, die die Teilung Polens erforderte, sie bestimmten bereits die Grenzen des Gebietes, das jedes der teilnehmenden Mächte erhalten sollte. Doch mußte sich erst noch vieles ereignen, ehe er zwei Jahre später zu Petersburg unterzeichnet und in Wirksamkeit treten konnte.

Unterdessen wurde der Krieg an den türkischen Grenzen mit größter Energie fortgesetzt. Nach seiner Niederlage bei Choczim wagte Galitzin einen nochmaligen Angriff auf die tapfer verteidigte Festung, der ebenso erfolglos blieb wie der erste. Die Russen wurden bis nach Polen hinein von den Türken verfolgt, die im Anfang des Krieges mit hervorragender Bravour und Entschlossenheit kämpften. Aber die Unwissenheit ihrer

Generale und die schlechte Organisation des Feldzuges trugen ihnen schwere Verluste ein.

Nach einer zehnmonatigen Kriegsdauer war die türkische Armee beinahe aufgerieben. Die zuerst so heldenmütig verteidigte Festung Choczim wurde schließlich ohne jeden Widerstand zweihundert russischen Grenadieren übergeben. Da die Türken bei der Verfolgung der Russen polnisches Gebiet betraten, forderte Katharina von Stanislaus Poniatowsky, Polen dürfe diesen Bruch des Vertrages von Karlowitz nicht zulassen. Stanislaus Poniatowsky und der Warschauer Senat mußten dem Verlangen Katharinas entsprechen. Polen erklärte der Türkei den Krieg. Es war ein Schritt, der den Russen keine Vorteile eintrug. Was vermochte ein Staat ohne Truppen und ohne Geld, ein Staat, in dem außerdem die Greuel der Anarchie herrschten.

Während Katharinas Truppen die Türken an die Ufer des Pruth, der Donau und des Dnjestr zurückdrängten und ihre Flotte auf dem Schwarzen Meer erfolgreich wirkte, beschloß sie, die Türken auch auf den griechischen Inseln anzugreifen. Sogleich segelte ein Geschwader von zwanzig Linienschiffen, sechs Fregatten, mehreren Transportschiffen, Bombardiergalioten und von nach Sibirien Verbannten geruderte Galeeren mit einer großen Anzahl Landungstruppen aus dem Baltischen Meer über die Nordsee um Frankreich herum, durch die Straße von Gibraltar. Nach einer durch heftige Stürme erfolgten Trennung konnten sich die Schiffe wieder vereinigen und behaupteten sich siegreich im Archipelagus. Kommandant der Flotte war der Admiral Spiridow. Er unterstand dem Befehl des Alexis Orlow, der durch den Mord an Peter III. vom gemeinen Soldaten zum General avanciert war. Er besaß weder Talente noch Erfahrung, aber desto mehr Kühnheit. Ehe

die Kaiserin ihre Flotte auslaufen ließ, hatte sie sich auf den größten der griechischen Inseln durch ihre gut bezahlten Agenten schon Anhänger verschafft.

Der Marquis Maruzzi, Bankier in Korfu und Anhänger der griechisch-katholischen Religion, der in Petersburg mit dem Sankt-Annen-Orden und dem Titel eines russischen Ministers geehrt worden war, lieh der Kaiserin die zur Expedition des Alexis Orlow notwendigen Gelder. Ferner erhielt Katharina von holländischen Kaufleuten beträchtliche Darlehen, für die sie als Unterpfand die Zölle zu Petersburg und Riga gab. Katharina war sich voll und ganz bewußt, daß von dem Ausgang des Russisch-Türkischen Krieges ihr eigenes und das Schicksal Polens abhing. Sie bot daher ihre gesamten Machtmittel auf, um in diesem Kriege Siegerin zu bleiben. Darauf hatte ja auch Friedrich II. vertraut. Tag und Nacht arbeiteten die Werften am Bau neuer Schiffe. Immer neue Scharen von Rekruten ergänzten und verstärkten die Armeen. Den Fürsten Galitzin, der sich keine Erfolge zu verschaffen wußte, rief sie zurück. Sein Kommando erhielt Graf Romanzow, dessen Stelle in der Ukraine mit dem General Panin, einem Bruder des Ministers, besetzt wurde. Eine andere Armee erhielt der Fürst Dolgorucki anvertraut. Aber auch die Türken verstärkten ihre Truppen. Untüchtig sich zeigende Generale wurden abberufen, büßten ihre Erfolglosigkeit oft mit dem Tode. Der Großwesir übernahm persönlich das Oberkommando. Den kriegerischen Prinzen Kaplan Gherai stellte man an die Spitze der Tataren. Die Russen belagerten die Stadt Bender. Von den ausschwärmenden Tataren ständig in Bewegung gehalten, waren sie genötigt, fürs erste den Gedanken an die Eroberung dieser Stadt fallen zu lassen. Dagegen konnten sie Jassy und Brailow besetzen. Zwei Haupt-

schlachten entschieden das Schicksal dieses Feldzuges und gründeten Romanzows Ruhm. Die Türken hatten sich in einer Stärke von achtzigtausend Mann unter der Führung des Khans der Krimschen Tataren geschickt auf einer Anhöhe an den Ufern des Pruth verschanzt. Romanzow lag ihnen gegenüber und bot ihnen vier Wochen hindurch vergebens ein Treffen an. Ein Truppenstellungswechsel brachte die Türken auf den Gedanken, Romanzow wolle sich zurückziehen. 20000 Türken gingen aus ihrer Verschanzung heraus, um Romanzow zu verfolgen. Sie wurden blutig zurückgeschlagen und brachten ihr Lager in Verwirrung. Durch diesen glücklichen Umstand ermuntert, erkämpften sich die Russen die Anhöhe trotz hartnäckigen Widerstandes der Türken, eroberten die Verschanzungen nebst einem großen Teil des Türkengepäcks und einer Anzahl Kanonen. Der Khan zog sich schleunigst an die Donau zurück. Inzwischen war der Großwesir mit seinen Truppen über den Fluß gesetzt und kam dem Khan zu Hilfe. Romanzow, in der Meinung, es noch immer nur mit der geschlagenen feindlichen Armee zu tun zu haben, griff an. Plötzlich bemerkte er, daß er einer türkischen Armee von etwa 150000 Mann gegenüberstand. Seine Lage war höchst gefährlich. Der Khan wollte seine Niederlage durch einen großen Sieg wettmachen. Er dirigierte seine Soldaten links um die russische Armee, überflügelte sie und konnte ihnen den Rückzug abschneiden. Von zwei Seiten her erfolgte jetzt der Angriff der Türken. Fünf Stunden lang beschoß sich die Artillerie der Gegner, ohne daß eine Entscheidung erzwungen werden konnte. Romanzow fürchtete seinen Untergang. Er befahl, mit gefälltem Bajonett vorzugehen. Die Türken fingen an zu weichen. Sie zogen sich in ihre Verschanzungen zu-

rück. Trotz tapferster Verteidigung und weit überlegener Zahl erlagen sie der besseren Taktik und Kriegszucht der Russen. Die Niederlage der Türken war schlimm. Ein Drittel ihrer Armee blieb tot auf dem Schlachtfeld zurück. Den Russen fielen 143 Kanonen und 7000 Wagen mit Proviant neben vielen anderen Sachen in die Hand. Bald darauf ging Romanzow über den Dnjestr. Repnin eroberte Ismailow, Panin nach heftigem Widerstand die Stadt Bender, Igelström Ac-Kerman, die Hauptstadt Bessarabiens.

Katharina durfte stolz sein. Ihre Dispositionen waren von Erfolg gekrönt. Das ihr feindliche Murren in der Umgebung des Throns verstummte. Die eroberten türkischen Gebietsteile der Walachei und Moldau schickten der Kaiserin ihre Abgeordneten, die ihre Ergebenheit versicherten, mit großer Pracht empfangen und mit Wohltaten überhäuft wurden. Fremde Offiziere boten der Kaiserin ihre Dienste für die russische Armee an. Sie wurden ebenso wie eine große Anzahl kriegserfahrener englischer Seeleute eingestellt. Die Bevölkerung der griechischen Inseln wartete sehnsüchtig auf ihre Befreiung vom türkischen Joch durch die Russen und ermordete die auf ihren Inseln weilenden Türken. Mit der Flotte des Admirals Spiridow vereinigte sich eine zweite, die unter dem Befehl des in russischen Diensten stehenden englischen Konteradmirals Elphingston stand. Diesem Geschwader stellte sich der berühmte Kapitän-Pascha, namens Hassan, mit seinen Schiffen entgegen. In der Meerenge zwischen der Insel Scios und Kleinasien begegneten sich die feindlichen Flotten. Hassan fuhr dem Schiff des Admirals Spiridow zur Seite und bestrich es mit seinen Kanonen. Die russische Besatzung erwiderte das Feuer. Schließlich lagen die Schiffe so dicht beieinander, daß im

Kampfe Mann gegen Mann die Türken auf das russische Schiff und umgekehrt die Russen auf das türkische Schiff sprangen. Plötzlich geriet das türkische Befehlshaberschiff in Brand. Das russische kam nicht von ihm ab. Beide hatten viel Pulver an Bord. Es kam zu Explosionen, beide Schiffe flogen in die Luft. Das Meer bedeckte sich mit rauchenden Trümmern. Nur die Admirale und einige Offiziere entgingen dem Tode. Während des Brandes hatten die übrigen Schiffe den Kampf eingestellt, der nun mit neuer Heftigkeit entflammte. Die einbrechende Nacht beendete den Kampf. Die Türken waren so unvorsichtig, in die enge und versandete Bucht von Tschesme zu segeln. Verschiedene Schiffe strandeten, wodurch die andern abgesperrt wurden. Die Russen machten sich den Fehler zunutze. Admiral Elphingston legte sich mit seinen Schiffen vor die Bucht. Jetzt konnten die Türken nicht mehr hinaus. Darauf ließ er vier Brander ausrüsten, die der englische Leutnant Dugdale kommandierte und der Konteradmiral Greig mit seinen Schiffen deckte. Mitten in der Nacht rückte Dugdale mit seinen Brandern näher, hängte mit eigener Hand einen derselben an ein türkisches Schiff, stürzte sich mit verbrannten Händen, Gesicht und Haaren ins Meer und schwamm zur russischen Flotte zurück. Die türkischen Schiffe lagen so nahe aneinander, daß sie trotz aller Löschversuche ein Raub der Flammen wurden. Die türkischen Matrosen versuchten sich in Booten und durch Schwimmen zu retten. An Land gekommen, vergingen sie sich in so üblen Ausschweifungen an den Bewohnern, daß man Truppen gegen sie anrücken lassen mußte. Die türkische Flotte war vernichtet. Der Sieg war der Zusammenarbeit der drei Engländer zu danken. In seinen Berichten an die Kaiserin sprach Alexis Orlow aber

nur von seinem Sieg. Graf Iwan Zernitschew, den die Kaiserin von London zurückgerufen hatte, wurde von ihr mit der Verwaltung des Seewesens betraut. Zernitschew, der ewig mit den Admiralen im Streit lag, glaubte, als ihm die Kaiserin den Sieg der Flotte mitteilen wollte, daß sie ihn wieder zur Rede stellen würde. Der ihn lächelnd empfangenden frohen Kaiserin rief er erregt beim Eintritt zu: „Ich kann Euer Majestät heilig versichern, daß ich nicht schuld daran bin." — „Oh — das weiß ich wohl", antwortete Katharina, ihm den Arm zum Handkuß entgegenstreckend, „aber es bleibt darum doch eine ausgemachte Sache." Verlegen entgegnete Zernitschew: „Jawohl, Majestät, aber seien Sie versichert, mir ist es außerordentlich peinlich." Die Heiterkeit der Kaiserin, die begriffen hatte, daß Zernitschew sie nicht verstand und rein persönliche Dinge meinte, steigerte sich, sie sagte: „Was? — Es ist Ihnen peinlich, daß wir die türkische Flotte vernichtet haben?" — Sie überreichte ihm Orlows Depeschen, und Zernitschew eilte, den großen Sieg Katharinas der Bevölkerung und den Gesandten zu verkünden. Man feierte den Seesieg durch prächtige Veranstaltungen. Um das Andenken dieser glorreichen Begebenheit zu verewigen, ließ Katharina einen Palast erbauen und den Grundstein zu einer neuen Stadt legen. Seinen Kurieren nach Petersburg eilte Alexis Orlow nach, um sich in seinem Triumph zu sonnen und um Unterstützung zur Fortsetzung seiner Eroberungen im Archipelagus zu ersuchen. Sobald er in Petersburg anlangte, begannen ihm zu Ehren die Feierlichkeiten von neuem. Die Kaiserin zeichnete den Mörder Peters III. mit dem Sankt-Georgen-Orden aus. Er legte dem Konseil einen Plan vor, vermöge dessen er ganz Griechenland erobern, Ägypten dem türkischen Zepter entreißen, durch die gefähr-

lichen Dardanellen segeln wollte, wenn man ihm zur Ausführung seines Vorhabens die zehn Millionen Rubel bewillige, die dazu erforderlich sind. „Ich bewillige Ihnen zwanzig", sagte die Kaiserin, „denn ich will, daß es Ihnen an nichts fehlen soll." Zugleich wurde Befehl gegeben, ein neues Geschwader auszurüsten, um Orlows Flotte zu verstärken.

Stolz auf die Gunst der Kaiserin, stolz auf die Siege, die er sich allein zuschrieb und die er erst noch zu erkämpfen hoffte, reiste Orlow ab. In Wien, wo er sich einige Zeit aufhielt, trieb er einen grenzenlosen Aufwand. Er erlaubte sich Unbesonnenheiten, die ihm als Vertrauten der Kaiserin wenig zur Ehre gereichten. An einem Abend weilte er in zahlreicher Gesellschaft bei dem russischen Gesandten. Man kam auf die Revolution zu sprechen, durch die Peter III. des Thrones verlustig ging. Niemand wagte es, auch nur mit einem Wort die letzten Schicksalstage des unglücklichen Kaisers zu erwähnen. Alexis Orlow erzählte sie mit allen ihm bestbekannten Einzelheiten. Es trat eine peinliche Stille ein. Orlow bemerkte, daß alle vor ihm zurückschauderten. Um sich zu rechtfertigen, sagte er: „Es ist sehr traurig, wenn ein Mann, der soviel Menschenliebe besitzt wie ich, tun muß, was man ihm befiehlt." Man vernahm wohl die Worte, wußte aber, daß sie keine Reue bedeuteten und daß er vor einem neuen Verbrechen nicht zurückschrecken würde. Von Wien reiste Orlow nach Livorno, wo ihn die russische Flotte erwartete und die, in so schlechtem Zustande sie sich auch nach den bestandenen Kämpfen befand, doch die Seemacht der Türken und ihren Handel zugrunde richtete. Die Kaiserin hatte Orlow den Auftrag gegeben, in Italien vier Gemälde für sie herstellen zu lassen, die die Siege ihrer Flotte und den Brand der türkischen Schiffe zeigen

sollen. Orlow wandte sich an den berühmten Maler Hackert. Der Künstler äußerte, er habe noch niemals ein Schiff in die Luft fliegen sehen. Orlow trug kein Bedenken, ihm diesen Anblick zu verschaffen. Er ließ zwei Schiffe auf der Reede in Livorno zusammenfahren, mit Explosionsstoffen füllen, anzünden und in die Luft gehen. Hochbefriedigt ging der Maler an sein Werk. Seine vier Bilder zierten dann den Audienzsaal im Schloß Peterhof.

Alexis Gregoriewitsch Rasumowsky hatte mit der Kaiserin Elisabeth drei Kinder gezeugt. Das jüngste, eine Tochter, wurde unter dem Namen einer Prinzessin Tarakanow erzogen. Fürst Radziwill wußte um das Geheimnis. Er haßte Katharina, die die Rechte der polnischen Nation mit Füßen trat, und glaubte sich durch diese Tochter Elisabeths an Katharina rächen zu können. Im Jahre 1767 entführte er die etwa zwölfjährige Prinzessin ihren Erziehern und brachte sie nach Rom. Katharina, davon benachrichtigt, wandte alles an, um Radziwills Absichten zu vereiteln. Als er das Oberhaupt der verbündeten Unzufriedenen in Polen wurde, ließ sie seine Güter einziehen und nötigte ihn, lediglich vom Erlös seiner Brillantenschätze und anderer Kostbarkeiten, die er nach Italien geschafft hatte, zu leben. Da die Mittel bald erschöpft waren, ging er nach Polen zurück, um Hilfsquellen zu suchen. Die junge Tarakanow blieb bei ihrer Hofmeisterin in Rom zurück. Er war kaum in Warschau angelangt, so erbot man sich, ihm alle seine Güter zurückzugeben, wenn er dafür sorge, daß Elisabeths Tochter nach Rußland zurückkehre. Zwar weigerte er sich, eine solche unwürdige Handlung zu begehen, versprach aber, sich nicht mehr um Elisabeths Tochter zu bekümmern, womit er Katharinas Verzeihung erlangte. Darauf erhielt Alexis Orlow

den Befehl, sich der Prinzessin Tarakanow zu bemächtigen und sie um jeden Preis nach Rußland zu bringen. Orlow, zu allen Verbrechen bereit, die ihm einen Vorteil sicherten, gab sich gleich bei seiner Ankunft in Livorno alle Mühe, der Prinzessin Tarakanow Schlingen zu legen. Er schickte einen Neapolitaner namens Ribas, der es später bis zum Vizeadmiral in der russischen Flotte brachte, nach Rom. Dieser kundschaftete die junge Russin aus, meldete sich bei ihr unter dem Namen und in der Uniform eines Offiziers. Er sagte, daß ihr Schicksal allen seinen Landsleuten sehr nahe gehe, und bot ihr seine Unterstützung an. Der Verräter erschien dem jungen Mädchen als ein vom Himmel gesandter Schutzengel. Sie schenkte ihm volles Vertrauen, und er erklärte ihr, Alexis Orlow habe ihm aufgetragen, ihr den Thron Elisabeths anzubieten. Er erzählte weiter, daß die Russen mit Katharina unzufrieden seien, und wenn die Prinzessin von Alexis Orlows Diensten Gebrauch machen und sich ihm vermählen wolle, so könne die bereits eingeleitete Revolution in kurzer Zeit ausbrechen. Die junge Prinzessin war zu unerfahren, sie ahnte nichts Böses. Auch der Fürst Radziwill hatte ihr früher schon einmal ihren Anspruch auf den russischen Thron erklärt. Die erweckten Hoffnungen ließen sie denjenigen ihrer Dankbarkeit versichern, der beabsichtigte, sie ins Unglück zu stürzen. Alexis Orlow erschien. Die Prinzessin und ihre Aufseherin hatten verschiedenen Personen gegenüber von dem großen Glück gesprochen, das ihrer harre. Man warnte sie und wies auf Orlow als einen ausgemachten Bösewicht hin. Die Prinzessin beachtete diese Warnung nicht, sie erzählte sogar Orlow davon, der sich leicht rechtfertigte, von seiner großen Liebe zu ihr sprach und sie beschwor, seine Gemahlin zu werden. Sie zögerte nicht, ihm ihr Jawort

zu geben. Orlow triumphierte. Für ihn, der Peter III. kaltblütig ermordete, gab es keine Bedenken, die Tochter der Elisabeth zu betören und zu entehren. Kaum war Orlow der Gemahl, richtiger gesagt der Ehrenschänder der unglücklichen Prinzessin geworden, so stellte er ihr vor, ihr Aufenthalt in Rom errege zuviel Aufmerksamkeit, und sie möchte mit ihm in irgendeiner anderen Stadt Italiens den Ausbruch der Revolution erwarten, die sie auf den Thron erheben solle. In aufrichtiger Liebe antwortete sie ihm: er möge sie führen, wohin er wolle, sie werde ihm überall folgen. Er brachte sie unverzüglich nach Pisa, wo er vor kurzem einen prächtigen Palast gemietet hatte. Er begegnete ihr mit der größten Ehrfurcht und Zärtlichkeit, ließ niemand zu ihr als die gekauften Kreaturen und wich nicht von ihrer Seite, wenn sie das Theater besuchten oder spazierenfuhren. Die Geschwaderabteilung, die unter dem Befehl des Konteradmirals Greig stand, war in den Hafen von Livorno eingelaufen. Orlow teilte der Prinzessin mit, daß er sich nach Livorno begeben müsse, und erbot sich, sie mitzunehmen. Sie willigte ein und freute sich, die russischen Schiffe kennenzulernen. Je näher sie dem Orte kamen, wo Orlow seinen abscheulichen Plan ausführen wollte, desto mehr verließ die arme Unbesonnene sich auf die Liebe und Aufrichtigkeit dieses Verräters. Sie stieg bei dem englischen Konsul Dyk in Livorno ab. Die Gemahlin des Konsuls wie die des Konteradmirals führten sie aus und wichen nicht von ihrer Seite. Alles vereinigte sich, sie zu hintergehen. Alles entfernte den Gedanken an eine Gefahr. Es ist erdrückend, daß ein Konsul und ein englischer Admiral nebst ihren Gemahlinnen sich nicht schämten, durch verstellte Höflichkeit und Schmeicheleien ein junges harmloses Menschenkind in die Falle zu locken. Ah-

nungslos wünschte die Prinzessin die russische Flotte zu besichtigen. Am Ufer des Hafens bestieg sie eine prächtig austapezierte Schaluppe. Der Konsul, seine Gemahlin und die Frau des Konteradmirals Greig setzten sich zu ihr. In einem zweiten Boot folgten der Admiral und Alexis Orlow, das dritte, mit russischen Offizieren besetzt, beschloß den Zug. Als die Prinzessin sich dem Schiffe näherte, das sie besteigen sollte, ließ man von demselben einen prächtigen Armstuhl herab, in welchen sie sich setzte und hinauf an Bord gewunden ward. Kaum hatte sie das Schiff betreten, so wurde sie an den Händen gefesselt. Vergebens warf sie sich vor dem grausamen Orlow nieder und rief ihn um Mitleid an. Der Teufel in Menschengestalt würdigte sie keiner Antwort. Man brachte die Unglückliche in das Schiffsinnere, und das Schiff ging nach Rußland unter Segel. In Petersburg angelangt, wurde sie in der Festung untergebracht, wo die Unglückliche nach sechs Jahren bei einer Sturmflut mit Hochwasser in ihrem Festungsraum nebst vielen andern Inhaftierten ertrank. Der Großherzog von Toskana, dessen Gebiet Alexis Orlow so freventlich verletzt hatte, berichtete den Vorfall sogleich nach Wien und Petersburg, beklagte sich über diese Beschimpfung, erreichte aber nichts. Auch Admiral Elphingston fühlte sich verletzt und nahm den Abschied. Greig erhielt seinen Posten.

Die türkischen Armeen hatten viele Niederlagen erleiden müssen. Immer wieder verstand man es, die Regimenter aufzufüllen. Es war eine schreckliche Hydra, deren Köpfe sich unter den Streichen Romanzows und seiner Generale vervielfältigten. General Weißmann setzte über die Donau und schlug die Türken bei Isaccia. Aber der Großwesir zwang ihn wieder an das andere Ufer. Er ging mit einer 100000 Mann starken

Armee auf Bukarest los, wo die Türken einen großen Sieg erfochten. Ihr Glück verließ sie wieder bald mit drei von den Russen erlittenen Niederlagen. Der Großwesir zog sich in die Gebirge Bulgariens zurück. Romanzow verließ das rechte Ufer der Donau und nahm seine Winterquartiere in der Moldau und Walachei. Der Khan der Krimschen Tataren kämpfte mit größter Tapferkeit für die Türken. Katharina, welche schon ihre Anhänger in der Krim hatte, beschloß, ihn für sein Verhalten zu bestrafen und den Türken den Beistand der Tataren zu entziehen. Ihren Agenten gelang es, Zwietracht unter den Stämmen zu säen und dem Khan das Vertrauen seiner Untertanen zu entziehen. Gewalt vollendete, was die Intrige eingefädelt hatte. Der tapfere Mümich hatte vor 40 Jahren die berühmten Linien von Perekop überschritten. Die Khane der Krim, durch dieses Beispiel gewarnt, ließen diesen Paß noch stärker befestigen. Indessen vermochte weder ein 72 Fuß breiter und 42 Fuß tiefer Graben noch ein Heer von 50 000 Tataren, welches denselben verteidigte, den Fürsten Dolgorucki aufzuhalten. Er überschritt diese Barriere, bemächtigte sich der ganzen Krim und erhielt von der Kaiserin nach alter Tradition zur Belohnung den Zunamen Krimsky. Um nicht in die Hände des Siegers zu fallen, sah sich der Khan genötigt, sein Land zu verlassen und auf türkischem Gebiet Zuflucht zu suchen. Der Großwesir, über die Niederlage aufgebracht, schickte dem Befehlshaber Abaza-Pascha und den ihm unterstellten Generalen den Henker und ließ ihre blutigen Köpfe an den Toren des Serails aufstecken. Die Krim war nicht der einzige Verlust, den die Türkei erlitt. Sie hatte mit dem Wiener Hofe einen Geheimvertrag abgeschlossen. Dieser machte sich verbindlich, gegen Zurückgabe eines Teils der Walachei und verschiedener

anderer ihm entrissener Distrikte die Feinde des Türkischen Reiches angreifen zu helfen. Um ihrem Versprechen nachzukommen, zahlte die türkische Regierung dem Wiener Hofe gleich anfangs fünf Millionen Kaisergulden. Die Zahlung wurde angenommen, aber — nur um gegen die Türkei selbst zu rüsten und mit den Russen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Indessen wurde Rußland seit einiger Zeit von einem grausigen Übel heimgesucht. Die Pest war in Moskau ausgebrochen und richtete angesichts der Unwissenheit der Ärzte und dem Aberglauben der Volksmassen schreckliche Verwüstungen an. Die Ärzte betrachteten die Pest anfangs als ein epidemisches Fieber. Das Volk, welches bald merkte, daß die Ärzte nicht helfen konnten, verfolgte sie überall. Um der wütenden Volksmenge zu entgehen, mußten sie sich oft tagelang verstecken. Ein religiöser Fanatiker behauptete, ein in der Kathedrale befindliches Bild habe die Kraft, jedermann gegen die Ansteckung zu sichern. Sogleich strömten die Massen in die Kirche. Da aber verschiedene der Anwesenden bereits mit der Pest behaftet waren, so steckten sie natürlicherweise die andern an. Der Erzbischof erkannte die mit einem solchen Zulauf verbundene Gefahr. Er ließ das Bild von seinem bisherigen Orte fortnehmen. Der nun wütende Pöbel nannte den Geistlichen einen Unmenschen und Kirchenräuber. Man erbrach die Tore des Klosters, in dem der geistliche Würdenträger Zuflucht gesucht hatte. Er glaubte dem erbitterten Haufen sicherer entgehen zu können, wenn er sich in der Sakristei versteckte, in welche nach dem Kirchengesetz niemand als der Priester kommen darf. Zum Unglück sah ihn ein Kind hineingehen und verriet ihn. Sogleich stürzte der Pöbel in die Kirche, ergriff den Greis und schleppte ihn vor die Tür. Der Verfolgte beschwor die

Volksmenge, ihn vor seinem Tode noch einmal vor dem Altar kommunizieren zu lassen. Man bewilligte das, und die Menge sah ruhig zu, wie er seine Andacht verrichtete. Aber kaum war er damit fertig und wollte das Bild noch immer nicht hergeben, so fielen sie von neuem über ihn her und ermordeten ihn, ehe die Polizeisoldaten ihrem Verbrechen Einhalt bieten konnten. Die Meuchelmörder wurden verhaftet und nach kurzem Prozeß gerädert. Die Kaiserin war verzweifelt. Alles geschah, um die Seuche zu bekämpfen, aber alle Bemühungen waren vergeblich. Die Pest griff weiter um sich. Da besaß Gregor Orlow den Mut, der Pest und dem Aberglauben Trotz zu bieten. Eiligst reiste er nach Moskau, verbot jede Ansammlung von Menschen, besuchte die Erkrankten, verschaffte ihnen die notwendige Hilfe und sorgte durch einen strengen Befehl dafür, daß die Ärzte, von den Offizieren der Garnison unterstützt, die Kleider der Verstorbenen verbrennen ließen. Die Geistlichen und von ihm weitere beorderte Personen mußten in die Häuser gehen und die Leute anhalten, sich größter Reinlichkeit und Vorsicht zu befleißigen. Orlows Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Mit Einbruch des Winters gab es nur noch vereinzelte Todesfälle. In Moskau fielen der Pest fast 100 000 Menschen zum Opfer. Bei seiner Rückkehr nach Petersburg fand Gregor Orlow in Katharina eine zärtliche Geliebte und eine dankbare Monarchin. Um der Nachwelt den Dienst, welchen er ihrem Volk erwiesen hatte, unvergeßlich zu machen, ließ sie ihm eine Ehrensäule errichten und eine Gedächtnismünze prägen mit der Aufschrift: „Moskau durch Gregorius Orlow von der Pest befreit."

Die Pest hatte nicht nur im Innern Rußlands verheerende Auswirkungen, sondern forderte auch in der

russischen wie türkischen Armee ihre Opfer und griff nach Polen über, das immer schwerer unter dem Joch seufzte, das Katharina ihm auferlegt hatte. Ihre Truppen verfolgten unaufhörlich die Konföderierten, verwüsteten und plünderten ihre Besitztümer. Oft beanspruchte die Kaiserin persönlich die Beute für sich. Dem Fürsten Radziwill stahl man seine kostbare Bibliothek, die in ihrer reichen Bändezahl eine hervorragende, vollständige Sammlung der Geschichtswerke über Litauen enthielt. Man brachte sie Katharina nach Petersburg, wo sie verblieb. Aber zu derselben Zeit, da diese Plünderungen vor sich gingen, erließ sie in Warschau Manifeste, in denen sie prahlerisch von ihrer Gerechtigkeit, ihrer Wohltätigkeit und dem innigsten Wunsche ihres Herzens sprach, in Polen Ordnung und Ruhe herzustellen, es glücklich zu machen.

Die Polen glaubten den Worten Katharinas nicht mehr und versuchten unaufhörlich, das russische Joch abzuschütteln. Sie waren der Meinung, ihr unglücklicher König Stanislaus Poniatowsky, dessen früheres Verhältnis zu Katharina allen bekannt war, handele im Einverständnis mit ihr. Sie wünschten nichts sehnlicher, als sich an ihm, dem Unheilstifter, rächen zu können. Die Konföderierten stellten den Abkömmling eines alten polnischen Geschlechts, namens Pulawsky, an ihre Spitze. Dieser war ein unerschrockener, von keckem Mut beseelter, leidenschaftlicher Kämpfer für Polens Freiheit. Er trug keine Bedenken, Polens gerechte Sache durch ein Verbrechen zu fördern. Er beschloß, sich des Königs zu bemächtigen. Die Ausführung seines Planes übertrug er den drei Konföderierten Lukawsky, Strawensky und Kosinsky, deren Umsicht und Verwegenheit er kannte. Nachdem diese einen Eid abgelegt hatten, ihm den König lebendig oder tot zu überliefern, gingen sie mit

vierzig als Dragoner verkleideten Bauern auf verschiedenen Wegen nach Warschau. Sie erfuhren, der König würde den kommenden Sonntag bei seinem Oheim, dem Fürsten Zartorinsky zubringen. An diesem Tage postierten sich einige von ihnen draußen vor der Stadt. Die übrigen legten sich auf dem Wege, den der König nehmen mußte, in einem Versteck auf die Lauer. Gegen zehn Uhr abends kehrte der König in Begleitung seines Generaladjutanten und fünfzehn Offizieren nach seinem Schloß zurück. Plötzlich stürzten die Verschworenen aus ihrem Versteck hervor. Sie befahlen dem Kutscher zu halten und feuerten zugleich mehrere Pistolenschüsse gegen den Königswagen ab. Ein Heiducke wurde getötet. Feige ergriff das gesamte Gefolge, auch der Generaladjutant die Flucht. Einer der Meuchelmörder gab einen Schuß auf den König ab. Er durchlöcherte ihm den Hut. Sofort schoß ein anderer und verwundete ihn stark am Kopfe. Endlich ergriffen sie den König und schleppten ihn, zwischen ihren Pferden festgebunden, durch die finstersten Gassen der Stadt. Als sie bemerkten, daß ihm der Atem ausging und er ihnen unmöglich länger zu Fuß folgen konnte, setzten sie ihn auf ein Pferd, worauf er dann mit ihnen über den um Warschau fließenden Graben setzen mußte. Das Pferd des Königs stürzte und brach ein Bein. Der König beschädigte sich den Fuß. Man gab ihm ein anderes Pferd und entriß ihm den preußischen Schwarzen Adlerorden und ein daran hängendes Kreuz mit Brillanten. Jetzt entfernten sich die Verschwörer bis auf sieben Leute, die unter Kosinskys Führung beim König verblieben. Sie irrten mit ihm in der Dunkelheit umher, die Straßen möglichst meidend. Nach einiger Zeit kamen sie an einen Wald. Plötzlich vernahmen sie die Unterhaltung einer Patrouille. Die Verschworenen erschraken und

flohen. Kosinsky blieb mit dem König allein. Dieser wagte nicht um Hilfe zu rufen, er wußte, daß Kosinsky ihn sofort erschießen würde. Er versuchte ihn zu überreden, ihn fliehen zu lassen. Kosinsky zauderte, gedachte seines Schwures. Der König versprach ihm neben einer hohen Belohnung absolute Straffreiheit, Kosinsky widerstand nicht länger. Er führte den König in eine Mühle, wo er, ohne sich zu erkennen zu geben, einen Zettel schrieb und ihn an den Obersten seiner Garde schickte. In Warschau herrschte große Erregung. Die geflohene Begleitung hatte den Vorfall berichtet. Auf der Suche nach dem König fand man seinen blutigen Hut und nahm an, daß er erschossen und verscharrt sei. Die Garde holte den König ein, und die Freude darüber war groß, daß er nicht auf die geplante Weise ums Leben kam. Einige der Verbrecher wurden gefaßt und sofort erschossen. Kosinsky wurde begnadigt, reich beschenkt und ging nach Italien. Die Verschwörung war mißlungen. General Pulawsky erklärte, daß er mit dem Attentat nicht das geringste zu tun habe. Die Gefahr, in der sich der König befand, gab Katharina einen Grund mehr, die Konföderierten zu verfolgen und die Teilung Polens einzuleiten.

Friedrich II. hatte sich andauernd darum bemüht, den Friedensschluß zwischen Rußland und der Türkei herbeizuführen. In taktvollster Weise hatte bereits Prinz Heinrich, den Wünschen seines Bruders nachkommend, Katharina die Vorteile von der Einstellung der Feindseligkeiten vor Augen geführt, fand aber kein Gehör. Erst nach dem freundschaftlichen Zusammentreffen Kaiser Josephs II. mit Friedrich wurde sie zum Frieden geneigter, wollte aber von einer preußisch-österreichischen Vermittlung nichts wissen, sondern allein und direkt verhandeln. Die Russen bedurften ebensosehr des Friedens

wie die Türken. Beider Armeen, durch die Pest und Schlachten außerordentlich geschwächt, wurden zwar immer wieder ergänzt, aber die Schlagkraft war durch die enormen Strapazen und Verluste stark vermindert. Das Geschwader des Alexis Orlow beherrschte zwar noch die griechischen Meere. Aber die Russen hatten sich durch arge Ausschweifungen böse venerische Krankheiten zugezogen, welche die Mannschaften wegzuraffen drohten. Katharina schickte ihren Feldmarschall Romanzow vor und beauftragte ihn, mit dem Großwesir in Unterhandlungen zu treten. Friedrich II. war damit ganz einverstanden. Ihm lag daran, den Frieden auf jede Art hergestellt zu sehen. Zu aller Überraschung lehnte die Türkei direkte Unterhandlungen mit Rußland ab. Sie verlangte die Einschaltung der Kabinette Wien und Berlin für etwaige Friedensverhandlungen. Obgleich die Kaiserin von dieser Forderung der türkischen Regierung nicht sonderlich erbaut war, blieb ihr, angesichts ihrer mittlerweile sehr schlechten finanziellen Lage und des wenig kampffähigen Zustandes ihrer Truppen, nichts anderes übrig, als die preußisch-österreichische Vermittlung anzunehmen, wozu ihr Minister Panin dringend geraten hatte. Friedrich II. atmete auf. Endlich schenkte man seinen Ermahnungen und Ratschlägen in dieser Sache Gehör.

Gregor Orlow trachtete nach der Ehre, für die Friedensverhandlungen der Bevollmächtigte Rußlands zu sein. Sein Wunsch war es auch jetzt noch, den Thron, zu dem er Katharina verholfen hatte, mit ihr zu teilen. Er glaubte, wenn er dem ausgepumpten, erschöpften Rußland den Frieden schenkte, sich auf immer ein Recht auf dessen Dankbarkeit zu erwerben. Er hoffte, alle Schwierigkeiten, die man seinem Ehrgeiz bereitete, aus dem Weg zu räumen. Allein er legte sich dadurch selbst

neue Hindernisse in den Weg. Katharina hatte ihn leidenschaftlich und innig geliebt. Sie liebte ihn noch jetzt. Orlow hingegen hatte Katharina mehr aus Eitelkeit gehuldigt. Erst sein brennender Ehrgeiz erweckte in ihm die Gefühle, denen sich Katharina so gern in seinen Armen hingab. In solchen Stunden entzündete die Glut seiner Küsse Katharinas Leidenschaft bis zur Besinnungslosigkeit. Stolz auf die Gunst seiner Gebieterin, bestrebte er sich eifrig, dieselbe zu verdienen. Sobald er aber ein Recht darauf erlangt zu haben glaubte, erkaltete sein Eifer. Absichtlich benahm er sich oft so, als ob ihm ihre Liebe lästig zu werden schien. Je mehr Katharina sich bestrebte, ihn wieder an sich zu fesseln, desto sorgfältiger schien er sie zu meiden und bei anderen Frauen Reize zu suchen, die sie ihm nicht mehr gewähren konnte. Katharinens Hingebung ließ sie so ganz die Kaiserin vergessen, daß Orlow aufgeblasen der Meinung war, seine Gewalt über das Herz der Kaiserin könne nie enden. Katharina fühlte sich oft nicht nur gedemütigt durch eine plötzliche Kälte in seinem Benehmen, sondern auch als liebendes Weib aufgereizt durch seine Untreue, die um so schmachvoller für sie war, da er sie in aller Öffentlichkeit bezeigte. Aber noch war sie mit einem starken Bande an ihn geknüpft. Es war ihr Sohn Bobrinsky, den sie mit Gregor gezeugt hatte. Sie ließ den Knaben in einem Hause der Vorstadt von Petersburg erziehen. Sie besuchte ihn unter einem angenommenen Namen und in einer sicheren Verkleidung. Als sie einst von ihm zurückkam und darüber nachdachte, wie sie den untreuen Gregor von seiner Unbeständigkeit heilen könnte, kam sie auf den Gedanken, das beste Mittel sei wohl, sich mit ihm im geheimen zu vermählen. Sie machte ihm diesen Vorschlag und wies darauf hin, daß die Kaiserin Elisabeth

es ebenso mit Rasumowsky getan hätte. Aber der stolze Orlow verwarf ihren Vorschlag, und entrüstet antwortete er, daß er es wohl verdient habe, öffentlich ihr Gemahl zu heißen und einen Thron mit ihr zu teilen, welchen sie in erster Linie ihm verdanke. Katharina war bestürzt. In dieser Antwort erkannte sie den grenzenlosen Hochmut ihres Günstlings. Ihr waren die Augen geöffnet. Sie sah ein, daß der ungezügelte Übermut Gregors eines Tages für sie betrübliche Folgen auslösen müsse. Von Stund an beschloß sie, eine Liebe zu besiegen, welche sie so vielen Demütigungen aussetzte.

Panin hatte sich wohl gehütet, mit Orlow in einen offenen Konflikt zu geraten. Allein er wünschte noch immer sehnlich, daß dieser aufgeblasene Günstling in Ungnade fallen möchte. Zu schlau, vielleicht auch zu ängstlich, ihm öffentlich die Spitze zu bieten, suchte er ihm bei jeder Gelegenheit im geheimen zu schaden, ihm etwas anzuhängen. Orlow war weit davon entfernt, ihm nachzuahmen. Er haßte niemand, obwohl er wußte, daß ihn sehr viele haßten. Sein Stolz hatte ihm eine große Anzahl von Feinden zugezogen und seine Günstlingsposition noch mehr Neider. Alle hofften auf seine Entfernung vom Hofe. Sie ahnten nicht, daß jetzt auch die Kaiserin gleichen Gedanken nachhing. Panin, der allen Blicken der Kaiserin nachspähte, ihre Neigungen genau kannte, bemerkte, daß sie sehr oft den Unterleutnant der Garde Wassiltschikow mit freundlichen Augen betrachtete. Schon geriet er auf den Gedanken, den jungen Offizier zu Orlows Sturz zu benutzen. Graf Zakar Zernitschew, dem der Hochmut Orlows noch verhaßter war als dem schlauen Panin, ließ sich gern bereit finden, das Vorhaben des Ministers zu unterstützen. Beide dachten, daß der Großfürst Paul, der es wohl wußte, daß Orlow nach der Kaiserkrone strebte, alles billigen würde,

was dessen Plan vereiteln könnte. Man suchte also das aufkeimende Interesse Katharinas für den Offizier zu fördern. Er wurde mehr als sonst zum Schloßdienst befohlen. Raffiniert übertrug Panin ihm auch Botengänge ins Schloß. Gleichzeitig schilderte man Gregor Orlow als einen vermessenen Ehrgeizigen, der sich nur deshalb zu den Friedensverhandlungen mit der Türkei dränge, um an Rußland zum Verräter zu werden, sich zum Oberherrn der Walachei und Moldaugebiete aufzuwerfen und sich auf diese Art unabhängig zu machen. Katharina merkte wohl, daß hinter diesen Verdächtigungen mehr steckt als die Absicht, sie zu warnen. Aber sie war bereits in den Unterleutnant verliebt und fand täglich mehr Geschmack an ihm. Wassiltschikow gefiel den Damen. Er war jung, schön und stark. Aber es fehlte ihm an Geist, Talent, Erfahrung und Kühnheit. Vielleicht würde er nie sein Glück bei der Kaiserin gefunden haben, wenn man ihn nicht gestützt und mit Rat zur Seite gestanden hätte.

Fürst Baratinsky, ein Meister in allen Ränken, veranstaltete die erste Zusammenkunft mit der Kaiserin. Vermochte Wassiltschikow auch nicht mit großen Geistesgaben zu blenden, so gewann er doch mit seinem natürlichen offenen Wesen das Herz Katharinas. Sie ernannte ihn zum Kammerherrn und befahl ihn zum Dienst in ihre Gemächer. Da Wassiltschikow ihre Leidenschaft aufzustacheln und zu befriedigen wußte, belohnte sie seine Liebe mit wertvollen Geschenken. Da sie mit ihm in aller Öffentlichkeit vor dem ganzen Hof vertrauliche Gespräche führte, er in ihrer Nähe weilen und des Nachts zum Kammerherrndienst antreten mußte, wußte man bald, daß Wassiltschikow der neue Geliebte der Kaiserin und Orlow erledigt war. Der Hof triumphierte.

Orlow hatte gehofft, daß seine Weigerung die Kai-

serin, die ja von sich aus ihm die Vermählung antrug, nur noch begieriger machen und ihm endgültig den Weg zum Thron bahnen würde. Und nun erfuhr er, daß seine Rechnung falsch war und die Kaiserin sich seine Abwesenheit, die den Friedensverhandlungen diente, zu Nutzen gemacht und einen anderen Geliebten erwählt hatte. Zuerst verwundert, verfiel er bald in eine Raserei. Bald tröstete ihn sein Stolz. Er glaubte, er brauche nur wieder auftreten, das Feuer anzufachen, welches ihm noch unter der Asche zu glimmen schien. In dieser Einbildung verfangen, vergaß er Unterhandlungen und Frieden, die Wohlfahrt des Reichs und erschien in Petersburg. Am Tor trat der wachthabende Offizier an seinen Wagen und zeigte ihm einen Befehl, der ihm nicht gestattete, ihn in die Stadt zu lassen. Verbissen schwieg Orlow und fuhr nach einem seiner Landhäuser. Die Kaiserin kannte Orlows Heftigkeit. Sie befürchtete, er möchte wider ihren Willen bei Hofe erscheinen und skandalieren. Die Garden vor ihrem Palast wurden verdoppelt. Schildwachen pflanzten sich vor der Wohnung ihres neuen Lieblings auf. Dadurch noch nicht beruhigt, ließ sie die Schlösser an ihren Zimmern ändern. Auch Orlow hatte Schlüssel dazu. Allein alle diese Vorkehrungen erübrigten sich. Gregor Orlow vermochte keine Furcht mehr zu erregen. Mit Windeseile sprach es sich herum, daß er bei der Kaiserin in Ungnade gefallen sei. Sofort verließen ihn seine Anhänger. Er sah sich nur noch von Feinden umgeben. Orlow kannte die Gefahr einer solchen Situation. Sein Mut verließ ihn nicht. Als man ihn im Auftrage der Kaiserin ersuchte, um seine Entlassung anzuhalten, verwarf er diesen Vorschlag mit Verachtung. Katharina hätte ihn für diese spöttische Widersetzlichkeit bestrafen können. Sie sah davon ab, wollte den Mann, der ihr einst so viel bedeutete, den

Vater ihres Sohnes, mit Schonung und Nachsicht behandeln.

Durch die ihm bezeigte Achtung der Kaiserin gab Orlow nach, entschloß sich, Petersburg zu verlassen und eine Zeitlang Europa zu bereisen. Zur Belohnung für diesen Gehorsam erhielt er 1 000 000 Rubel bar, eine Anweisung auf einen Jahresgehalt von 150 000 Rubel, ein kostbares Silbergeschirr und ein Landgut mit 6000 Bauern. Das Diplom über die Erhebung in den Reichsfürstenstand hatte er bereits zuvor bekommen. Katharina wünschte, daß er nun von diesem Titel Gebrauch machen möchte. Vermutlich fand sie sich dadurch geschmeichelt, daß ihr ehemaliger Geliebter in fremden Ländern mit einem Glanze auftrat, der der Gunst entsprach, in welcher er so lange bei ihr gestanden hatte. Die gesamte Behandlung der Orlowschen Angelegenheit schien eine gewisse Schwäche bei Katharina zu verraten. Aber Katharina handelte in Übereinstimmung mit ihrem sonstigen Charakter. Sie war entschlossen und stolz, wußte nachzugeben, sobald die Umstände es erforderten. Sie fühlte, daß sie durch eine Bestrafung Orlows diejenigen erschrecken und einschüchtern würde, die ihm und damit ihr treu dienten. Sie wollte beweisen, daß sie in der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit beständiger sei als in der Liebe. Orlow fiel — Wassiltschikow blieb —. Es war ein Sieg des hohnlächelnden Panin! —

Mit dem Beginn der Besprechungen in Focsani, am 2. August 1772, hoffte man, daß der Friede zwischen Rußland und der Türkei bald gesichert sei. Die Vertreter der Türken beschenkten die russischen Abgesandten mit kostbaren Webereien, Teppichen und meisterhaft gearbeiteten, künstlerisch verzierten Waffen. Osmann Efendi, der die Unterhandlungen eröffnete, sagte, der Sultan, sein Gebieter, habe ihm empfohlen, Allah zu

fürchten und den Frieden zu lieben. Die Russen erwiderten, auch sie seien Freunde des Friedens und der Gerechtigkeit und verehrten dem Osmann und seinen Begleitern wertvolle Edelsteine, Goldsachen und ausnehmend schönes Pelzwerk. Bald darauf wurden die Verhandlungen zu Bukarest zwischen dem Feldmarschall Romanzow und dem Großwesir Mussum-Oglu fortgesetzt. Jeder der beiden Feldherren wußte, wie sehr ihre Armeen der Ruhe bedurften. Allein ihre Besprechungen blieben ebenso fruchtlos wie die vorhergehenden in Focsani. Der Waffenstillstand lief ab, und schon dachte man wieder an den Beginn der Kämpfe. Die Russen hatten mit dem neuen Khan der Krim einen Vertrag geschlossen, in welchem dieser sich vom Sultan lossagte und sich unter den Schutz der Kaiserin stellte. Die türkische Regierung, sowohl über den Abfall der Tartaren wie über die Abtretung ihrer Festungen Kargs und Jeni-Kalé an die Russen ergrimmt, ließ ein größeres Geschwader ihrer Flotte nach dem Schwarzen Meer segeln, wo die Kaiserin unter dem Befehl des Admirals Knowles bereits eine stattliche Flotte besaß.

Indessen beschäftigte sich Katharina mit einer weit wichtigeren Angelegenheit. Der Augenblick war eingetreten, wo sie von der von ihr in Polen gesäten Zwietracht und Verwirrung die Früchte ernten sollte. Sie überließ es Friedrich II. bezüglich der mit seinem Bruder und dem preußischen Gesandten besprochenen und festgelegten Teilung Polens, den Wiener Hof zur Einwilligung zu bewegen. Sie war fest davon überzeugt, daß ihr die übrigen Mächte wenig oder gar keine Hindernisse in den Weg legen würden. Frankreich besaß im Herzog von Aiguillon, der die auswärtige Politik leitete, einen Minister, der sich besser auf Weiberränke und Hofintrigen als auf das Interesse von Europa und die

Erhaltung des Ruhms der französischen Nation verstand. England war durch seinen Handel eng an Rußland gebunden. Die an das Baltische Meer grenzenden Staaten hatten zwar alle Ursache, darüber eifersüchtig zu sein, daß Rußland und Preußen an diesem Meer Häfen besitzen sollten. Aber zum Widerstande fehlten ihnen nicht nur die Mittel, sondern auch der Mut. Und die Türken, die sich in allen Teilen ihres großen Reiches angegriffen sahen, waren nicht in der Lage, Polen zu unterstützen. Katharina fürchtete nur, daß der Wiener Hof Schwierigkeiten machen möchte. Friedrich versprach, denselben zur Zustimmung zu bewegen. Er hielt diese um so weniger für zweifelhaft, als er die Gesinnung des Erben des Hauses Habsburg längst aus den Berichten seiner Gesandten kannte. Schon bei der Unterredung zwischen ihm und Friedrich II. zu Neiße hatte im Jahre 1769 er dem jungen Kaiser Vorschläge wegen der ersten Teilung Polens gemacht. Ihm lag daran, den ständigen Unruheherd an Preußens Ostgrenze zu beseitigen, vor allem aber ehemaliges altes deutsches Ordensland wieder zurückzuerhalten. Joseph II., der sich freute, sein Reich erweitern zu können, hörte Preußens König mit Vergnügen an, bat aber, daß er sich erst mit seinem geschätzten Fürsten Kaunitz beraten dürfe. Kaunitz billigte den Entwurf. Bei ihrer zweiten Zusammenkunft im Jahre 1770 wurden sie sich über ihr Vorgehen in Polen einig. Die Pest, welche bis an den Grenzen Polens wütete, veranlaßte Friedrich, seine Truppen gegen Polens Grenze marschieren zu lassen, um den Pestherd abzuriegeln und an der Grenze keine Verwirrung eintreten zu lassen. Kaiser Joseph besetzte die seinem Reich anliegenden Landstriche. Im weiteren Verlauf sanktionierte der polnische Reichstag die Abtretung der unter den drei Mächten vereinbarten Gebiete. Katharina hatte

es verstanden, sich den Löwenanteil zu sichern. Ihre Armeen fuhren fort, die türkischen Grenzen zu bekriegen. Vierzehntausend Russen, die bei Georgiewo über die Donau gehen wollten, wurden von den Türken überfallen. Unter den russischen Gefangenen befand sich der Fürst Repnin, den man nach Konstantinopel brachte. Der Feldmarschall Romanzow setzte über die Donau und marschierte mit seiner Armee auf Silistrien zu, in dessen Nähe 80 000 Türken auf einer Anhöhe ihr Lager aufgeschlagen hatten. Der General Weißmann griff sie an, aber sie zogen sich geschickt zurück. Am nächsten Tag rückte Romanzow heran. Die Türken hatten 50 000 Mann Verstärkung erhalten. Romanzow mußte sich zurückziehen, verlor durch die ihm nachsetzenden Reiterscharen viele Leute, war gezwungen, über die Donau zurückzugehen und schlug bei Jablonitz in der Walachei sein Lager auf. Der Großwesir besetzte das linke Donauufer. Katharina war unzufrieden mit ihren Feldherren. Auf die Frage, warum er keine Schlacht liefere, antwortete der Feldmarschall Romanzow, das komme daher, weil der Großwesir über eine dreifache Übermacht verfüge und diesen Vorteil zu nutzen verstehe. Sogleich schrieb ihm Katharina: „Die Römer fragten niemals, wie stark, sondern wo ihre Feinde waren." Der Sultan Mustapha III. starb. Sein Bruder Abdul Hamid bestieg den Thron. Er versuchte, die türkischen Verluste auszugleichen, und ergänzte seine Armee auf 400 000 Mann. Romanzow erhielt ebenfalls ansehnliche Verstärkungen und beschloß, abermals die Donau zu überschreiten und die Türken anzugreifen. Vergeblich suchten diese den Übergang zu verhindern. Romanzow trieb sie zurück und stand vor den Toren Silistriens. Einige Tage darauf griffen die Türken die Armee des General Soltikow an und erlitten trotz größter Tapferkeit eine Niederlage.

Am gleichen Tage schlugen Kamenzkoi und Suwarow die türkische Armee des Reis-Efendi, die alle ihre Geschütze verlor. Die Türken verzweifelten jetzt. Zügellosigkeit und Aufruhr stellten sich als Folge ihrer Niederlage ein. Die Truppen in der Armee des Großwesirs rieben sich untereinander auf, oder sie liefen haufenweise davon. Romanzow umklammerte die Türken. Eingeschlossen, ohne jede Zufuhr von Lebensmitteln und Munition, erbat sich der Großwesir die preußisch-österreichische Friedensvermittlung. Unverzüglich versammelten sich die Bevollmächtigten in Budjuk-Kainardgi. Die Russen bestanden auf ihren Forderungen, die sie bereits auf dem letzten Kongreß vorgetragen hatten. Die Türken mußten zustimmen. Der Friedensvertrag wurde unterzeichnet. Rußland erhielt freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und in allen türkischen Gewässern sowie freie Durchfahrt durch die Dardanellen zugesichert. Es behielt Asow, Taganrog und Kilburn, gab dagegen das besetzte türkische Gebiet frei. Die Hauptbedingung Rußlands war die Unabhängigkeit der Krim, wogegen sich die Türken heftig wehrten, sie schließlich doch zugeben mußten. Katharina erhielt durch den Friedensschluß große Vorteile. Der ungehinderte Handel auf dem Schwarzen Meer und in der Levante eröffnete ihr eine unerschöpfliche Quelle von Reichtümern. Der Schutz, den sie den Tartaren versprochen, gab ihr Gelegenheit, dieselben untereinander zu entzweien und ihr Land an sich zu reißen. Der Besitz der polnischen Ukraine machte es ihr ungleich leichter, an der Donau Krieg zu führen und die Türken in Furcht zu erhalten. Der militärische Drill der Kosaken versah ihre Armee mit der trefflichsten Reiterei. Alle diese glücklichen Wendungen neben vielen anderen erweiterten ihren Einfluß in Europa. Dagegen sah sie sich im Innern ihres

Reiches großen Schwierigkeiten gegenübergestellt. Der Krieg hatte die Finanzen zerrüttet. Für die englische Unterstützung mußte sie große Handelszugeständnisse machen. Die Pest hatte nicht nur in Moskau, sondern auch weit bis in die anliegenden Provinzen hinein gewütet und forderte noch immer ihre Opfer im Heer. Die Provinzen Kasan, Astrachan und Orenburg wurden von Aufrührern geplündert, die auch Moskau bedrohten. Eine allgemeine Auswanderung hatte einen großen Landstrich in eine Einöde verwandelt. Ein Stamm von sieben- bis achthunderttausend Kalmücken weidete in stiller Genügsamkeit seine zahlreichen Herden in den von der Wolga durchflossenen Ebenen zwischen den Provinzen Astrachan und Kasan. Der Gouverneur von Astrachan gab einem Leutnant namens Kischenskoi die Aufsicht über die Kalmücken. Dieser, ein unersättlicher Geizhals, brachte heimlich einen Teil ihrer Herden an sich, verkaufte sie und erwarb sich dadurch in kurzer Zeit ein großes Vermögen. Seine Habsucht war nicht zu befriedigen. Je reicher, desto unersättlicher wurde er. Von dem Khan der Kalmücken hatte er ansehnliche Geschenke erhalten, beanspruchte aber noch mehr. Der Khan wurde darüber unwillig. Er machte ihm Vorwürfe über seine Ungerechtigkeit und Plackereien gegenüber den Kalmücken. Kischenskoi fühlte sich beleidigt. Er versetzte ihm eine Ohrfeige und ließ den Vertreter des Khans mit Knutenhieben traktieren. Die Kalmücken hatten die Habsucht und Räubereien des Offiziers mit Geduld ertragen. Aber die Beschimpfung ihres Khans und seines Vertreters veranlaßte sie zu Gegenmaßnahmen. Man beschloß einstimmig, das russische Gebiet zu verlassen und den Wohnsitz am Fuß der Gebirge von Tibet aufzuschlagen. Die Sache wurde so geheim betrieben, daß die Russen die Auswanderung erst bemerkten, als

die Kalmücken bereits zwei Tage fort waren. Der Gouverneur ließ ihnen drei Regimenter nachsetzen. Aber die Kalmücken hatten einen zu großen Vorsprung. Vergeblich irrten die Soldaten in den wüsten Steppengegenden umher. Die Kalmücken waren nicht mehr aufzufinden. Erschöpft und hungernd brach die Mehrzahl der Soldaten zusammen und kam qualvoll um. Sobald man am Petersburger Hofe von der Auswanderung vernahm, sollte eine Kommission die Verfehlungen des Leutnants Kischenskoi untersuchen und ihn bestrafen. Die Untersuchung wurde nachlässig und oberflächlich betrieben. Kischenskoi verstand es, sich mit seinem ergaunerten Vermögen am Hofe Freunde zu verschaffen und die Richter zu bestechen. Er ging nicht nur straflos aus, sondern wurde noch mit dem Oberstentitel bedacht. Katharina beschwerte sich beim Kaiser von China. Dieser antwortete, er sei weder ein so ungerechter Herrscher, daß er seine Untertanen einer fremden Macht ausliefere, noch ein so grausamer Vater, daß er Kinder, die in ihre Heimat zurückkehrten, verstoße. Er habe von dem Vorhaben der Kalmücken nicht eher Nachricht erhalten als bei ihrer Ankunft. Dann aber keinen Augenblick gezögert, ihnen die Wohnsitze wieder anzuweisen, die ihnen von jeher gehört hätten. Die Kaiserin habe kein Recht, sich über die Kalmücken zu beschweren, wohl aber über den Offizier, der sich erlaubte, den Khan und seinen Vertreter zu mißhandeln. Damit war die Auswanderungsangelegenheit beendet.

Über den wichtigen Staatsgeschäften vergaß man am Petersburger Hofe keineswegs die kleinen Intrigen, und Katharina, mit Regierungssorgen belastet, leistete auf die Vergnügungen aller Art keinen Verzicht. Aus dem Staatsrat begab sie sich oft auf einen Ball oder ins Theater. Sie ging von den wichtigsten Senatssitzungen zu den

frivolsten Ergötzlichkeiten über. Den fremden Gesandten erteilte sie mitunter Audienzen mit ebensowenig Zeremonien wie ihren Hofleuten. Ein Gesetz diktierte sie mit der gleichen Leichtigkeit wie einen Liebesbrief. Mit ihrem neuen Geliebten war sie in jeder Hinsicht zufrieden. Über seinen Vorgänger fiel nie mehr ein Wort von ihr. Panin, Zernitschew und Baratinsky lachten sich ins Fäustchen. Orlow befand sich seit fünf Monaten auf Reisen. Seine Feinde hofften, er bliebe mindestens zwei Jahre fort. Zu aller Verwunderung langte er plötzlich wieder in Petersburg an. Die Kaiserin ließ ihn nicht vor bei sich. Sie machte ihm aber trotz seines Ungehorsams ansehnliche Geschenke und verlangte, daß er sich sofort nach Reval zurückbegebe. Was konnte der Grund für ihr Verhalten sein? — Katharina liebte Orlow nicht mehr. Sie fürchtete ihn auch nicht mehr. Aber sie fürchtete, daß die Anhänger des Großfürsten Paul eines Tages zu seinen Gunsten einen Putsch in Szene setzen. Dann konnte sie diesem Kreis Gregor Orlow mit seinen intimen Freunden entgegenstellen, der ihr schon so oft nützlich war. Bei allen Triumphen über ihre Feinde, von ganz Europa bewundert, von ihren Höflingen angebetet, war sie dennoch beunruhigt. Bekümmernisse und Sorgen tauchten auf, die sie zwar zu verbergen wußte, die sie aber quälten. Sie fürchtete, des Thrones beraubt zu werden, und trug sich doch immer mit neuen Plänen zur Vergrößerung ihres Reiches. Sie zitterte für ihr Leben und redete doch fröhlich von einer langen Regierung. Eines Tages fand Katharina in ihrem Zimmer ein anonymes Billett, das ihr anzeigte, man wolle sie ermorden. Nie aber war sie fröhlicher als an diesem Tage. Kam es darauf an, ihren grenzenlosen Ehrgeiz zu befriedigen, so wußte sie, wenn es der Zweck erheischte, sich glänzend zu verstellen, Komödie zu spielen. Sie war

listig, rachgierig, undankbar. Galt aber für aufrichtig, versöhnlich und großmütig.

Das Blut des unglücklichen Iwan war kaum erkaltet, so trug sie ihr großes Mitleid für die Familie des so schändlich ermordeten Iwan zur Schau. Der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (ein Bruder des als Feldherrn berühmten Herzogs Ferdinand und der verwitweten Königin von Dänemark, Juliane Marie) und seine Gemahlin, die ehemalige Regentin Anna, hatten außer Iwan noch zwei Söhne und Töchter gehabt. Die Regentin starb 1746 im Wochenbett. Der Herzog Anton Ulrich wurde nebst seinen vier Kindern aus einem Gefängnis in das andere geschleppt und endlich zu Kolmogory in ein Kloster gesteckt. In der Gewißheit, daß sie von dem Herzog nichts zu fürchten habe, bot Katharina ihm die Freiheit an und zugleich die Mittel, nach Deutschland zurückzukehren. Aber der Herzog lehnte das Anerbieten ab und antwortete: „Wozu soll ich mein Unglück außerhalb Rußlands bekanntmachen und ein Mitleid erregen, das mir nichts nützen kann." Nach seinem im Jahre 1781 erfolgten Tode wurden seine beiden Söhne und Töchter erst nach Archangelsk, später weiter nach Bergen in Holland und schließlich nach Horsens in Jütland gebracht, wo ihnen Katharina eine jährliche Pension von dreißigtausend Silberrubel auszahlen ließ.

Wassiltschikow war seit langem der öffentlich anerkannte Geliebte der Kaiserin. Da er sein Ansehen weder dazu benutzte, für sich ein großes Vermögen zu sammeln, noch jemandem zu schaden, so hatte er keine Neider. Katharina, die in ihren Stunden der Liebe (der Hof nannte sie „Dienststunden des Kammerherrn") bestimmt bereit gewesen wäre, ihn kaiserlich zu belohnen, lobte seine Mäßigung und Bescheidenheit. Und diese

Eigenschaft schien ihn mit jedem Tage der Kaiserin lieber zu machen. Aber wer kannte sich aus in Katharinas Liebeslaunen? — Erhielt der Rausch ihrer Leidenschaftlichkeit nicht die ersehnte Befriedigung, so schlug ihre Stimmung um. So hatte Wassiltschikow eben noch Beweise einer übergroßen Zärtlichkeit erhalten, da gefiel er plötzlich Katharina nicht mehr. Er erhielt von ihr den Befehl, sich nach Moskau zu begeben.

Wassiltschikow gehorchte seiner Gebieterin. Er war zunächst fassungslos über seine plötzliche Kaltstellung, fand aber seine natürliche Haltung, seinen Frohsinn schnell wieder, als er sich klar machte, daß viele Männer vor ihm eine gleiche Verabschiedung erlitten hatten. Kaiserliche Huld währt selten lange, und Katharina machte keine Ausnahme. Ihre Gemütsschwankungen waren aufs engste mit ihren sexuellen Erregungen verknüpft. Zweiundzwanzig Monate hatte Wassiltschikow die Gunst der Kaiserin besessen, fast zwei Jahre lang ihre Liebessehnsucht gestillt.

Der Reichsfürst Orlow erschien am Hofe. Gregor Orlow, der ehemalige Geliebte der Kaiserin. Wie kam das? — Das bald verlegene, bald erregte Getuschele und Geraune der Höflingsschar vermochte die Ursache seines Wiedererscheinens nicht zu ergründen. War Orlow im geheimen von der Kaiserin von Reval zurückgerufen oder ihm der Aufenthalt in dieser Stadt lästig gefallen? — Genug, er war da. Die Kaiserin empfing ihn mit der sichtlichsten Freude. Stolz über diese von ihm vielleicht kaum erwartete Aufnahme, stolz in Erinnerung der ehemals erlebten Gunst der Kaiserin, glaubte er, nicht zuletzt auch im Hinblick auf seinen Sohn, seine Ehrenstellen wieder fordern, sein Ansehen von neuem geltend machen zu können. Seitdem er dieselben verloren, kam es ihm erst zum Bewußtsein, daß sie ihm unentbehr-

lich waren. Orlow war von niederer Herkunft. In dem wüsten Leben aufgewachsen, das in den Kasernen vor sich ging, plötzlich auf dem Gipfel der Macht eines heiß begehrten Günstlings gelandet, wurde sein Stolz derart groß gezüchtet, daß er weder seine Neigungen noch Sitten verfeinerte. Auch die elf, an der Seite der Kaiserin in höchstem Luxus verbrachten Jahre, hatten seine Gewohnheiten nicht zu ändern vermocht. Noch immer bot er der rauhesten Witterung Trotz. Strapazen existierten für ihn nicht. Auch die schlimmsten wurden überwunden. Sein Gefallen an rohen, sinnlichen Vergnügungen verblieb nach wie vor. Lebenskultur war ihm ein fremder Begriff. Dabei besaß er das Einkommen, um sein Haus zu einem Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens zu machen. Als er die Gunst der Kaiserin verloren hatte, blieb er noch immer im Besitze eines jährlichen Einkommens, 250 000 Rubel. Seine Abfindung betrug eine Million Rubel. Das bewegliche Mobiliar in seinen Schlössern dürfte den Wert von 300 000 Rubel gehabt haben. Daneben besaß er ungeheure Schätze an Brillanten, Gold und Silbersachen. Diese glänzende Vermögenslage verleitete ihn nicht zu dem geringsten Aufwand. Er lebte wie ein armer Gardeoffizier der Garnison. Zu Hause aß er nur in Gesellschaft unbemittelter Hofleute, die keine Ansprüche auf eine wohlbesetzte Tafel machten. Gewöhnlich verpflegte er sich selbst in ihm von früher bekannten gewöhnlichen Wirtshäusern. Dabei war er keineswegs geizig, aber von seinen einstigen Lebensgewohnheiten vermochte er sich, so ungern es die Kaiserin sah, nicht zu trennen. In der Liebe war er gleichfalls nicht wählerisch. Er huldigte ebenso gern einer ungeschlachten dicken Finnländerin, einer wilden schmutzigen Kalmückin, wie der artigsten feinen Dame des Hofes oder einer schönen Tänzerin.

Katharina kannte sein Wesen, seine Gewohnheiten und Eigenschaften genau. Nichts hatte sie abgestoßen, nichts ihre übergroße Liebe gehemmt. Wieder wurde sie ihm auch jetzt eine zärtliche schwache Geliebte, vergaß in seinen Armen jede Furcht und Besorgnis und seine Fehler. Ihre Leidenschaft wuchs sich wieder zu der Liebestollheit aus, die Orlow aufs neue die Verwirklichung seiner kühnen Träume vor Augen rückte. Unverzüglich setzte ihn Katharina wieder in seine Ämter ein. Voller Schrecken sah mancher der Hofleute, die ihn bei seinem Sturz so schnell verlassen hatten, in die Zukunft. Orlow wußte, daß Panin es war, der in erster Linie seine Verabschiedung bewerkstelligte. Orlow verlangte seine Verbannung. Hatte Katharina die Stunden des Liebesrausches hinter sich, ihre sinnlichen Begierden befriedigt, zeigte sie sich wieder als die staatskluge Monarchin. Panins Verbannung verweigerte sie, versprach nur, ihn vom Hofe zu entfernen, sobald der Großfürst vermählt sein würde.

Panin, dem Meister in der Verstellungskunst, sah man seine Wut über Orlows Triumph nicht an. Er konnte niemanden einen Vorwurf machen als sich selbst, denn er hatte es verabsäumt, dem Wiederkommen Orlows vorzubeugen. Er sah klar, daß er für Katharina momentan zwar noch unentbehrlich war, aber bei nächster Gelegenheit in die Ecke gestellt würde. Unter dem Vorwand der Erledigung dringender Staatsgeschäfte zog er sich mehr und mehr vom Hofleben zurück. Jede Begegnung mit Orlow vermied er nach Möglichkeit. Das Frohlocken seiner Feinde bemerkte er ebenso zähneknirschend, wie das Girren um die Anwartschaft auf seinen Ministersessel. Panin vertraute der Zukunft. Seine Losung hieß von jeher, wer zuletzt lacht, — lacht am besten.

Katharina ging schon lange mit dem Gedanken um, ihren Sohn, den Großfürsten Paul Petrowitsch, zu vermählen. Da er schwächlich und Frauen gegenüber von kaltem Temperament zu sein schien, befürchtete seine Mutter, er möchte unvermögend sein, dem Reiche einen Erben zu geben. Sie gab deshalb einer ihrer ersten Hofdamen, der verwitweten jungen Polin Sophie Zartorinska, die sich später mit dem Grafen Gregor Rasumowsky vermählte, den Auftrag, ihre körperlichen Reize bei dem Großfürsten geltend zu machen. Sophie entsprach diesem Verlangen. Ein Sohn war das Resultat ihrer Liebesschule, dem man den Namen Simeon Welkri beilegte. Er genoß eine sorgfältige Erziehung und trat frühzeitig in die Marine ein. Die Befürchtungen der Kaiserin waren durch einen lebendigen Zeugen beseitigt. Sie ging nunmehr ernstlich daran, dem Großfürsten eine Gemahlin zu geben. Die Wahl war nicht leicht. Sie konnte keine Schwiegertochter gebrauchen, die durch ihre Schönheit und sonstige Anlagen sich in den Vordergrund stellen und die Schwiegermutter bei der Männerwelt überstrahlen würde. Sie sollte auch nicht energisch und ehrgeizig sein, und etwa ihrem Beispiele folgend, nach dem Throne strebend, der Schwiegermutter nach dem Leben trachten. Alles war zu bedenken. Katharina hatte eine harte Lebensschule hinter sich. Sie meinte, ihre eigenen Erfahrungen und Handlungen berechtigen sie, auf der Hut zu sein. Sie richtete ihre Blicke auf die drei Töchter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt und lud sie mit ihrer Mutter nach Petersburg ein und bat sie gleichzeitig, sie für alle Reisekosten entschädigen zu dürfen. Die Landgräfin nahm diesen Vorschlag an. Sie wünschte nichts sehnlicher, als eine ihrer Töchter auf dem russischen Thron zu sehen. Alle vier begaben sich auf die Reise nach Petersburg. Katharina bereitete

ihnen einen prächtigen Empfang. Nachdem sie hinreichende Zeit und Gelegenheit hatte, die drei Prinzessinnen kennenzulernen, fiel ihre Wahl auf die Prinzessin Wilhelmine, die dann, als sie ihren Übertritt zur orthodoxen griechisch-katholischen Kirche vollzogen und die Namen Natalia Alexiewna angenommen hatte, mit dem Großfürsten vermählt wurde.

Gregor Orlow und seine Anhänger hofften, daß nach dieser Vermählung der Sturz Panins eine selbstverständliche Sache sei. Dieser erhielt auch wirklich den Befehl, die Zimmer zu räumen, die er bisher als Hofmeister des Prinzen im kaiserlichen Palaste bewohnt hatte. Seine Freunde zitterten für ihn. Schon mieden ihn die Höflinge. Er selbst hielt sich für verloren. Aber sein früherer Zögling hatte den Mut, dem heraufziehenden Ungewitter zu trotzen. Der Großfürst ging zu seiner Mutter und stellte ihr vor, daß Panin sowohl ihr, wie dem Staate treue Dienste geleistet habe. Es würde ungerecht und zu hart für ihn sein, wenn man ihn jetzt, wo er wohlbegründete Ansprüche auf Belohnung hätte, vom Hofe entfernen wollte. Diese Fürsprache kam der Kaiserin gelegen. Sie änderte sofort ihren Entschluß. Panin erhielt, statt des Befehls sich vom Hofe zu entfernen, ein langes Danksagungsschreiben, worin sie ihm für die bei der Erziehung des Großfürsten bewiesene Sorgfalt ihre Zufriedenheit bezeigte, ihm ihren wärmsten Dank übermittelte und ihn gleichzeitig von neuem in seinem Amt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten bestätigte.

Diejenigen, die von der Einmischung des Großfürsten nichts wußten, fanden in der Haltung der Kaiserin einen unerklärlichen Widerspruch. Orlow wagte es, ihr deswegen heftige Vorwürfe zu machen. Sie versagte ihm eine nähere Begründung ihrer Handlung. Ihr Günstling

sollte nicht wissen, wie wichtig es ihr als zärtliche Mutter erschien, den Bitten und Wünschen ihres Sohnes Gehör zu schenken. Sie betonte: „Man müsse sich zuweilen das Vergnügen, einen Minister zu entlassen, nur weil man ihn nicht leiden mag, versagen, wenn der Staat seine Erfahrung und Geschicklichkeit, sein Ansehen bei den fremden Mächten nicht entbehren könne." Die Verstellung war ihr zu geläufig, als daß es ihr peinlich gewesen wäre, ihren Günstling zu überlisten, der sich auf ein Versprechen von ihr stützen wollte. Obgleich es schien, daß Orlow sich voll und ganz ihre einstige Liebe zurückerobert hätte, nährte sie in der Tiefe ihres Herzens bereits eine andere Neigung. Sie dachte bereits ernstlich daran, Gregor Orlow wieder aus ihrer Nähe zu entfernen. Sie schonte ihn nur, weil sie glaubte, er könnte ihr in allernächster Zeit noch nützlich sein.

Unter den Gelehrten und Schriftstellern, mit denen Katharina eine ausgedehnte Korrespondenz unterhielt, waren Voltaire und Diderot diejenigen, die sie am meisten auszeichnete. Sie lud auch beide ein, nach Petersburg zu kommen. Der Philosoph von Ferney kannte die Gefahren der Höfe aus eigener Erfahrung. Den russischen Hof in Petersburg kennenzulernen, bot ihm angesichts der damit verbundenen großen Reisestrapazen keinen sonderlichen Reiz. Er sagte ab. Der Philosoph von Paris hingegen trug keine Bedenken und begab sich nach Petersburg. Katharina war über Diderots Kommen entzückt. Sie führte den ganzen Zauber ihrer berückenden Liebenswürdigkeit ins Treffen und überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen. Bei der Tafel ließ sie ihn neben sich sitzen. Nach Beendigung zog sie sich mit ihm zur Unterhaltung zurück. Philosophie, Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Politik waren der Inhalt ihrer Gespräche. Mit der ihm eigenen Beredsamkeit entwickelte

Diderot seine Grundsätze über Freiheit und Völkerrecht, denen Katharina begeistert zustimmte, deren Anwendung für Rußland ihr vorläufig unmöglich erschien. Reich beschenkt verließ Diderot Petersburg. Von Voltaire sprach Katharina stets mit höchster Anerkennung. Sie wurde sein Lobredner bei jeder passenden Gelegenheit, wußte, daß dieser bei ihr Gleiches mit Gleichem vergalt.

Wieder einmal schien der Kaiserin das Glück den Rücken zu kehren. In den entlegensten Provinzen erhoben sich Stürme des Aufruhrs, die ihren Thron ernstlich ins Wanken zu bringen drohten. Fast allen ihren Untertanen hatte Katharina Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Die Großen des Reiches fanden sich durch ihren Eigensinn und durch den Stolz, Übermut und die Ungerechtigkeit ihrer Günstlinge beleidigt. Die Kirche und ihre Klöster, zahlreicher Privilegien beraubt, dürstete nach Rache. Das Volk seufzte unter zahllosen Bedrückungen. Die Bauern waren in Verzweiflung, daß man ihnen ihre Söhne entriß, um die Armeen aufzufüllen, sie den Säbeln der Türken oder den im Felde grassierenden Seuchen auszuliefern. Die Donkosaken gaben zuerst das Signal zum Aufruhr. An ihrer Spitze stand ein Mann, der mit ihrer Leichtgläubigkeit, ihrer allgemeinen Unzufriedenheit vertraut, in kurzer Zeit verschiedene Provinzen gegen Katharina zur Empörung bewog. Dem Schicksal Rußlands würde er eine andere Wendung gegeben haben, wenn er sein großes Glück besser zu nützen gewußt hätte. Die Popen konnten es Katharina nicht verzeihen, daß sie ihnen noch immer ihre Güter vorenthielt. Sie glaubten nun in dem Manne, der sich an die Spitze des Aufstandes gestellt hatte, ein sicheres Werkzeug zur Verwirklichung ihrer Rachegedanken gefunden zu haben. Sie verbreiteten im stillen

das Gerücht, daß Peter III. gar nicht tot, sondern nur gefangengehalten und entkommen sei. Er werde bald hervortreten und die ihm geraubte Kaiserkrone zurückfordern. Daraufhin sah man zuerst in der Provinz Woronesch einen Schuster als Peter III. auftreten. Er wurde schnell ergriffen, entlarvt und gehängt. Nach einigen Jahren gab sich ein Deserteur vom Regiment Orlow, namens Zernitschew, in dem Dorfe Kopenka an der Grenze der Krim, für Peter III. aus. Die Popen verschafften ihm eine große Anhängerschaft. Schon war beabsichtigt, ihn zu krönen. Da bemächtigte sich seiner ein russischer Oberst mit seinen Soldaten und ließ ihm den Kopf abschlagen. In Montenegro suchte der Arzt Stefano dem Volke einzureden, er sei Peter III. Die griechischen Mönche leisteten ihm bereits Beihilfe. Es kam zu einem Aufstand. Die herbeieilenden Janitscharen gaben dem Betrüger Anlaß zu entfliehen. Endlich erhob sich in dem Gouvernement Ufa noch ein vierter Betrüger, der bei einem Korps, daß zu der russischen Armee stoßen sollte, Dienste nahm. Kaum hatte er eine Lagerstation zwischen Don und der Wolga erreicht, sammelte er seine Kameraden um sich und versicherte ihnen, er sei Peter III. Die einfältigen, unwissenden Soldaten glaubten ihm, riefen ihn zum Kaiser aus und schworen für ihn zu kämpfen. Er ernannte Minister und Generale, traf alle Anstalten zu seiner Thronbesteigung. Allein seine Regierung war von kurzer Dauer. Schon nach einigen Stunden ergriff ein Offizier die angebliche Majestät bei den Haaren, ließ sie durch die eben gewonnenen Untertanen binden und in das Gefängnis zu Zaritzin bringen. Eine aufgehetzte Menge versuchte den Betrüger zu befreien. Sie wurde auseinandergesprengt. Die angebliche Majestät wurde zur Knute verurteilt und endete unter den Streichen der Henker. Nicht besser

erging es einem Gefangenen aus Irkutsk, der es seinen Vorgängern nachzumachen versuchte. Alle diese tragisch endenden Farcen waren nur die Vorläufer zu den blutigen Vorgängen, die jetzt ein weit geschickterer Gauner zu inszenieren verstand.

Yemelian oder Yemelka Pugatschew war der Sohn eines Kosaken und in Simoweisk, einem Dorfe am Ufer des Dons, geboren. Er diente als einfacher Reiter bei der Armee, welche die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1756 gegen den König von Preußen marschieren ließ. 1769 machte er den Feldzug gegen die Russen mit, kämpfte bei der Belagerung der Stadt Bender unter dem General Panin und forderte nach der Eroberung der Stadt seinen Abschied. Dieser wurde ihm verweigert. Er floh nach Polen. Einige Einsiedler, die er um Gastfreundschaft bat, hielten ihn verborgen. Diesen Mönchen erzählte er von seinen Feldzügen und Abenteuern und berichtete auch, daß ein russischer Offizier, der ihn lange betrachtet, gesagt hätte: „Wenn ich es nicht genau wüßte, daß Peter III., mein Herr, tot wäre, so würde ich glauben, er stände jetzt vor mir." Die Einsiedler schenkten diesem Ausspruch keine sonderliche Beachtung. Nach einiger Zeit besuchte sie ein Ordensbruder, als dieser Pugatschew sah, fragte er voller Verwunderung: „Ist das nicht der Kaiser Peter III.?" — Die Mönche stutzten. Sie berieten sich und wurden schnell darüber einig, Pugatschew zu überreden, die Rolle Peter III. zu übernehmen. Pugatschew zögerte nicht lange. Die Mönche unterrichteten ihn. Er war gelehrig. Hinlänglich vorbereitet, um als Werkzeug eines raffinierten Betruges zu dienen, begab er sich nach der Stadt Dubranka, hielt sich dort einige Zeit auf und eilte dann zu den Kosaken im Ural. Hier entdeckte er einigen Kameraden seinen Plan, eine Partei zu gründen. Er bewog sie, mit

ihm in die Gebirge des Kaukasus zu gehen, wo sie, wie er versicherte, eine große Anzahl von Anhängern finden würden. Man wußte noch nicht, daß er sich für Peter III. ausgeben wollte. Als Aufwiegler verhaftete man ihn in Malkowska und lieferte ihn nach Kasan ein, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Pugatschew verlangte nach einem Popen. Der Gouverneur erfüllte ihm seinen Wunsch. Zufällig besuchten ihn zwei Popen, die ihn und sein Geheimnis genau kannten. Sie versahen ihn mit Geld zur Bestechung seiner Wächter. Pugatschew entkam. In Gesellschaft einiger Kameraden, ging er die Wolga hinunter. Die ihn umgebende Menge nahm täglich zu. Eines Tages erklärte er seinen Anhängern, daß er Peter III. wäre, der durch ein Wunder des Himmels dem Schwerte seiner Meuchelmörder entfliehen konnte.

Die Kosaken am Yaik befanden sich bereits in vollem Aufruhr. Ihre religiösen Sitten geboten ihnen, lange Bärte zu tragen. Man hatte es ihnen zur Pflicht gemacht, Rekruten zu stellen, aus denen ein Husarenregiment gebildet werden sollte. Ohne Murren entsprachen sie dieser Aufforderung. Am Sammelort angelangt, verlangte man von ihnen das Abschneiden der Bärte. Entrüstet weigerten sie sich, dem Befehle nachzukommen. General Traubenberg, ein Livländer von Geburt, lachte über ihre Sitte, blieb ihren Bitten gegenüber taub und ließ sie auf öffentlichem Markt gewaltsam rasieren. Empört über die Schändung ihrer religiösen Grundsätze, griffen die Bewohner der Yaiksufer zu den Waffen und ermordeten Traubenberg mit noch einigen anderen Offizieren. Zu Anfang des folgenden Jahres suchte der General Freimann die Ordnung wiederherzustellen. Er bemächtigte sich der Rädelsführer und ließ sie grausam bestrafen. Aber diese Gewalttätigkeit vermehrte den Geist des

Aufruhrs und der Rachgier. Pugatschew verstand es, aus diesen Unruhen seinen Nutzen zu ziehen. Er begab sich nach Yaik und wußte sich viele Freunde zu verschaffen. Die Mönche hatten bereits verkündigt, es werde ein neuer gottgefälliger Kaiser erscheinen. Das gereizte und verspottete Volk hoffte, daß dieser Kaiser sie befreien und gegen jede Unbill schützen würde. Pugatschew erfuhr in Yaiks von dem neuen Aufruhr und daß sich ein Teil der Kosaken in die Sumpfgegenden zurückgezogen hätte. Pugatschew begab sich zu ihnen und stellte sich als Peter III. vor. Er sagte: „Er sei, als man ihn erwürgen wollte, von Robscha entflohen. Die Verräter, die ihn des Thrones beraubten und sich vor seiner Rückkehr fürchteten, hätten das falsche Gerücht seines Todes absichtlich ausgesprengt. Darum sei er genötigt gewesen, sich für einen Kosaken auszugeben, sogar für seine Verfolger zu kämpfen, und nachher bei treuen Untertanen, denen er sich entdeckt habe, Zuflucht zu suchen. Da er nun erfahren, daß die tapferen Kosaken des Yaiks entschlossen seien, das Joch der Thronräuberin von sich abzuschütteln, so habe er sich sogleich aufgemacht, um sich in ihren Schutz zu begeben und mit ihnen in gemeinschaftlicher Rache vorzugehen."

Es fiel Pugatschew nicht schwer, die bereits aufrührerischen Kosaken zu täuschen. Auf die Erscheinung eines neuen Kaisers hatten die Mönche bereits aufmerksam gemacht. Die Kosaken glaubten alles, was Pugatschew ihnen vorlog. Sie erkannten ihn als ihren Kaiser Peter III. an und schwuren, ihm wieder zu seinem Thron zu verhelfen und Leib und Leben für ihn einzusetzen. Darauf stellte sich Pugatschew an die Spitze der Kosaken, denen sich viele Soldaten und Männer aus dem Volk angeschlossen hatten. Es waren bald 14000 Mann, über die Pugatschew gebot. Mit ihnen griff er die Stützpunkte

an, die Katharina erst vor kurzer Zeit an den Ufern des Inghis hatte anlegen lassen. Die Waffen und Pferde, die er dort vorfand, verbesserten die Kampffähigkeit seiner Scharen. Der Bevölkerung tat man nichts zuleide. Noch hielt er auf strengste Disziplin und Mäßigung, die leider bald in üble Grausamkeiten ausarteten.

Dann zog er vor die Tore von Yaik. Dem Gouverneur schickte er einen mit Peter III. unterzeichneten Befehl zu. Er forderte die Übergabe der Stadt. Der Gouverneur kam diesem Ansinnen nicht nach. Pugatschew setzte mit seinen Leuten zum Sturm an. Er wurde zurückgeschlagen. Als Pugatschew sah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten konnte, beschloß er, die Stadt zu blockieren und sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Auch dieses Vorhaben schlug fehl. Die Besatzung, die sich bereits genötigt sah, Pferdefleisch zu essen, wollte sich auf keinen Fall ergeben und widersetzte sich den Wünschen der Einwohnerschaft, die Pugatschew die Tore öffnen wollte. Ihre Energie, Beharrlichkeit und ihr Eifer blieben nicht unbelohnt. Katharina beorderte ein stattliches Hilfskorps nach Yaik und rettete die Besatzung vor der Niedermetzlung, die ihnen die Rebellen schon zugedacht hatten. Die erlittene Niederlage drückte Pugatschew nicht nieder. Er überfiel die Stützpunkte am Iletz und eroberte, mit dem Säbel in der Faust, die Forts. Das Fort Tatischewa leistete heldenmütigen Widerstand. Da die Bauten nur aus Holz bestanden, so steckte Pugatschew sie in Brand. Die Besatzung konnte sich nur durch die eilige Flucht retten. Der Gouverneur von Orenburg hatte von den Erfolgen Pugatschews gehört und ließ, unter dem Befehl des Oberst von Bülow, eine Abteilung gegen die Rebellen marschieren. Leider fehlte es dem Obersten an Klugheit und Entschlossenheit. In den Gebirgspässen überfielen ihn Pugatschews Truppen. Bülow ergab sich

ohne Gegenwehr, wurde ohne Gnade niedergemacht. Alles, was von seinen Soldaten nicht bei den Rebellen Dienste nehmen wollte, wurde gefangen fortgeführt. Der General Zernitschew, der an der Spitze einer zweiten Abteilung zu den Truppen Bülows stoßen sollte, ließ sich ebenfalls überrumpeln, und es erging ihm nicht anders wie Bülow. Pugatschew hatte seine Armee wesentlich verstärkt. Er rückte vor Orenburg und belagerte es. Der Gouverneur dieser Stadt hatte seine Besatzung durch viele Ausfälle gegen die Rebellen merklich geschwächt. Mit den ihm verbliebenen Soldaten sah er keine Möglichkeit, sich weiter erfolgreich zu verteidigen. Schon hatte man die Übergabe der Stadt beschlossen. Da rückte die Garnison von Krasnogorsk zum Entsatz heran, bahnte sich mit heldenmütiger Tapferkeit einen Weg durch den Belagererring, rückte in die Stadt ein und rettete sie.

Immer mehr Unzufriedene drängten sich zu Pugatschews Fahnen. Ganze Horden kamen und unterstellten sich seinem Befehl. Die Baschkiren, Kirgisen, die Budziakschen Tataren schlossen sich an. Die Bauern, die in den Kupferminen und Schmelzhütten im Ural arbeiteten, verließen die Arbeitsstätte und eilten zu Pugatschew, der die Belagerung von Orenburg leitete und die Kupferminen besetzen ließ. Die Belagerung nahm den ganzen Winter in Anspruch. Pugatschew überließ sich mit seinen Offizieren in dieser Zeit den tollsten Schwelgereien, sein Leute verübten die widerlichsten Grausamkeiten. Ein Heer von 10000 Kalmücken, die ihren Führer, den Brigadegeneral Vegesack, umgebracht hatten, gingen zu dem Betrüger über, dazu die Scharen von Polen, die in die sibirische Wüste verbannt waren. Der ständige Zustrom neuer Anhänger machte Pugatschew stolz und übermütig. Er durchstreifte und verheerte die

Gebietsteile des Gouvernements Orenburg. Nur die kleine Stadt Ufa wagte ihm zu trotzen. Er übertrug die Belagerung derselben einem Offizier und marschierte auf Ekatherinenburg zu. Er wußte, daß sich dort über eine Million neu geschlagener Rubel befand. Ein Zufall rettete die Stadt. Spione brachten Pugatschew die Nachricht von einem Gerücht, daß eine ihm überlegene Armee im Anmarsch sei. Er ließ nun seine Truppen langsamer vorrücken, um sie geschlossener beisammen zu haben. Dadurch gewannen die an den Grenzen Sibiriens befindlichen Regimenter Katharinas Zeit, zum Entsatz herbeizueilen. Als Pugatschew zur Ausführung seines Betruges schritt, hatte er den Mönchen Mäßigung, Beachtung aller religiösen Vorschriften versprochen. Er kleidete sich wie ein Bischof, erteilte dem Volk seinen Segen und versicherte, daß er keinen ehrgeizigen Absichten für sich nachgehe, sondern lediglich seinen Sohn Paul auf den Thron heben wolle. Sei ihm das gelungen, so würde er sich wieder zu den Mönchen zurückbegeben, die ihn nach seiner Flucht aufgenommen und gepflegt hatten, und dort sein Leben beschließen. Diese Haltung machte Eindruck, verschaffte ihm die Soldaten. Er benutzte jede Gelegenheit, seine Macht zu befestigen, zeigte Mut und war unermüdlich tätig. Das Land, in dem er Krieg führte, kannte er genau, ebenso die Unvorsichtigkeit und Schwächen seiner Feinde, und wußte beides gut zu seinem Vorteil zu nutzen. Seine Dispositionen waren richtig und hätten einem General Ehre gemacht. Er eilte von einer Plünderung zu einer Belagerung, von der Einnahme einer Stadt, unter Zurücklassung der Besatzung, gleich wieder in die Schlacht.

Aber dieser Mann, den das Schicksal vom Glück begünstigte, verstand es nicht, diese Gunst auf die Dauer zu nutzen. Sein Glück machte ihn überstolz. Er glaubte,

alle Hindernisse spielend bewältigen zu können. Verlor jede Selbstbeherrschung, überließ sich seinem blutdürstigen Temperament und seinen zügellosen Leidenschaften. Den Eifer seiner Anhänger ließ er erkalten, verschaffte seinen Feinden die Zeit, gegen ihn zu rüsten und führte in dieser Weise selbst den plötzlichen Stillstand in seiner glänzend angelegten Betrügerlaufbahn herbei.

Der Geist der Empörung war schon bis Moskau gedrungen. Um sich nicht zu schwächen, konnte der Feldmarschall Romanzow keine Truppen abgeben. So blieb die Verteidigung der Stadt lediglich der aus 600 Mann bestehenden Besatzung überlassen. Pugatschew brauchte sich nur zu zeigen, und er hätte Moskau in seiner Gewalt gehabt. Aber Pugatschew ging nicht nach Moskau, wo an 100000 Leibeigene seiner sehnsüchtig harrten. Er benutzte nicht einmal die Vorteile, die sich ihm in den Provinzen darboten, wo er Sieger geblieben, sondern brachte den Winter größtenteils mit der unnützen Belagerung von Yaik und Orenburg zu. Offiziere und Edelleute, die in seine Hand fielen, ließ er töten, denn den aufgeblasenen russischen Adel, die Tyrannen wollte er samt Frauen und Kinder mit Stumpf und Stiel ausrotten. Die adligen Namen der Hingerichteten gab er seinen Anhängern und schmückte sie mit den Orden, die die Unglücklichen getragen hatten. Viel Unwillen im eigenen Lager erregten seine ehelichen Verhältnisse. Er war seit einigen Jahren mit Sophia, der Tochter eines Kosaken, verehelicht und besaß von ihr drei Kinder. Trotzdem vermählte er sich nochmals mit einem öffentlichen Freudenmädchen und feierte diese Verbindung mit Saufgelagen und tollen sexuellen Ausschweifungen.

Katharina hatte nicht geglaubt, daß das Volk auf den

plumpen, aber raffiniert angelegten Schwindel Pugatschews in solcher Weise reagieren würde, wie sie es jetzt erleben mußte. „Die Mutter des Vaterlandes" wurde von ihren Kindern arg verleugnet. An I. I. Sievers, den der Kaiserin nahestehenden Gouverneur, schrieb sie am 10. Dezember 1773: „Ich habe vor zwei Jahren die Pest im Herzen des Reiches gehabt. Jetzt habe ich an den Grenzen des Königreiches Kasan eine politische Pest, die uns was zu raten aufgibt. Mit Gottes Hilfe werden wir die Oberhand behalten. Denn es gibt weder Verstand noch Ordnung, noch Geschick auf seiten jenes Lumpengesindels dort, sondern das sind zusammengeraffte Schurken, an deren Spitze ein ebenso frecher als unverschämter Betrüger steht. Doch wird dies gleichfalls mit Hängen endigen. Aber welche Aussicht, Herr Gouverneur, für mich, die das Hängen nicht liebt? Europa wird in seiner Meinung uns in die Zeit des Zaren Iwan Wassiljewitsch zurückverweisen. Solche Ehre müssen wir für das Reich von diesem verächtlichen Jungenstreich erwarten. Ich habe befohlen, kein Geheimnis mehr aus dieser Geschichte zu machen, indem es gut ist, daß die Leute im Amt darüber ihre Gesinnung äußern" usw. Sievers riet der Kaiserin, schnellstens das Volk in einem Manifest über die Sachlage zu belehren. Er führte u. a. aus: „Das Volk dürstet nach Neuigkeiten. Fehlen ihm die wirklichen, so erdichtet es sich welche." Ferner bemerkte Sievers, er fürchte nicht sowohl für Orenburg als für Astrachan, das ehemals unter Stenka Rasin und in der Zeit Peters des Großen ein Zentrum für Rebellionen gewesen sei. Erschreckt sann die Kaiserin über Maßnahmen nach, um dem Vorwärtsschreiten Pugatschews Einhalt zu tun. Sie rief den General Bibikow von der türkischen Grenze zurück und ließ ihn an der Spitze einer großen Waffenmacht gegen

die Rebellen ziehen. Zur gleichen Zeit ließ Katharina in Petersburg und allen andern Städten des Reiches ein beruhigendes Manifest publizieren, das den Abmarsch von Bibikows Armee ankündigte. Die übergelaufenen Kosaken am Don und Yaik wurden aufgefordert, sich wieder unter die Fahnen der Kaiserin zu begeben. Sie sicherte ihnen gleichzeitig eine allgemeine, bis zum 1. April des nächsten Jahres wirksame Amnestie zu.

Schließlich wurde jeder Rebell für vogelfrei erklärt und einmal hunderttausend Rubel Belohnung demjenigen zugesagt, der Pugatschew tötete. Auch Pugatschew blieb nicht müßig. Ein Manifest folgte dem andern. Pugatschew zeichnete mit Peter III. In einem Manifest erklärte er alle Bauern für frei. Die Rubel, die er prägen ließ, zeigten auf der Vorderseite sein Bildnis mit der Inschrift: Peter III. Kaiser aller Reußen. Auf der Rückseite stand: redivivus et ulfor.

General Bibikow langte am 25. Dezember 1773 in Kasan an, wo ihm die Mitteilung wurde, daß die Rebellen sich der Stadt Samara bemächtigt hätten. Er entsandte einen Teil seiner Armee nach dort, der es nach kurzer Belagerung gelang, die Stadt zurückzuerobern. Die Rebellen hinterließen acht Geschütze und 200 Gefangene. General Bibikow ließ den Adel von Kasan zusammenkommen und forderte ihn auf, mit ihm im Kampfe gegen die Rebellen zusammenzugehen. Begeistert kam man dieser Aufforderung nach und formierte sich in Regimenter, wodurch Bibikow eine ansehnliche Verstärkung seiner Truppen erhielt. Katharina schrieb an Bibikow: „Ich erkenne es nicht nur mit Dank an, daß der Adel einen so lobenswerten Eifer bezeigt und sich für das Allgemeinwohl aufzuopfern erbietet, ich will auch, um bei dieser Gelegenheit einen ausgezeichneten Beweis meines Wohlwollens zu geben, selbst Mitglied des Adels

von Kasan werden und von nun an als eine Mitbürgerin dieser Stadt betrachtet sein."

Der Obristleutnant Grinew errang am 9. Januar 1774 einen schönen Sieg über die Rebellen, die das Schlachtfeld nach hartnäckigem Widerstand, unter erheblichen Verlusten räumen mußten. Sie überfielen ihn zwar noch einmal, wurden aber wiederum geschlagen. Dessenungeachtet erhielten die Rebellen täglichen Zuwachs. Ihre Kühnheit kannte keine Hemmungen. Aus allen Teilen des Reiches erhielten sie Zuzug. Sie verheerten einen Umkreis von fast 600 Quadratmeilen. Bibikow zwang Pugatschew, die Belagerung von Orenburg aufzugeben. Bibikow übertrug dem Fürsten Galitzin die Verfolgung, der die Rebellen mit großer Tapferkeit angriff. Er vermochte sich keinen Vorteil zu verschaffen. Er erkannte, daß die Rebellen von tüchtigen Offizieren geführt wurden. Pugatschew, der dem Fürsten Galitzin hervorragend auszuweichen verstand, überfiel plötzlich Bibikow, der nur über den kleineren Teil seiner Armee verfügte. Es kam zu einer außerordentlich blutigen Schlacht. General Bibikow wurde verwundet und starb kurz danach. Galitzin griff die Rebellen erneut bei Kargaula an, brachte ihnen große Verluste bei und zerstreute sie. Pugatschew kämpfte ununterbrochen sechs Stunden hindurch mit dem Säbel in der Hand. Als er die Flucht seiner Leute bemerkte und sich nur noch mit einer kleinen Schar seiner Getreuen umgeben sah, eilte er mit diesen davon. Sie entkamen mit Mühe in die Gebirge von Ural. In einigen Tagen stand er schon wieder an der Spitze einer Armee. Auch diesmal blieben Fürst Galitzin mit seinen Truppen in einer Mann gegen Mann tobenden Schlacht die Sieger. Wieder mußte Pugatschew fliehen. Er begriff, daß er eine große Entscheidung erzwingen mußte, wenn er sein Ansehen erhalten wollte.

Unerwartet marschierte er auf Kasan zu. In den Ortschaften hausten seine Leute wie die Tiere. Sobald er vor Kasan anlangte, ließ er die Vorstädte niederbrennen. Der Generalmajor Paul Potemkin (ein Vetter des Fürsten Potemkin), Gouverneur der Provinz, hätte den Rebellen eine offene Schlacht bieten und die Anzündung der Stadt verhüten können. Er hielt es aber für klüger, die Festung zu halten, zu deren Belagerung sich die Rebellen anschickten. Potemkin wäre sicher mit seinen Leuten in die Hände der Aufrührer gefallen, wenn nicht Oberst Michelson Hilfe gebracht hätte. Pugatschew trat eiligst den Rückzug an. Michelson verfolgte und umzingelte ihn. Drei Tage lang wütete die Schlacht. Die Rebellenarmee wurde total aufgerieben. Pugatschew kämpfte wie ein Löwe. Schließlich hatte er nur noch 300 Kosaken um sich. Mit diesem Trupp, auf dessen Treue und Entschlossenheit er sich verlassen konnte, durchbrach er die feindliche Zange, galoppierte davon, durchschwamm die Wolga und entkam in die Steppen. Man müßte glauben, die großen Niederlagen, die Pugatschew jetzt hinter sich hatte, würden alle abgehalten haben, sich ihm noch anzuschließen. Dem war nicht so. Die Sehnsucht nach freiem, nicht geknechtetem Menschentum und das Verlangen, sich ihren grausamen Unterdrückern zu entziehen, bewog immer aufs neue die Massen, für Pugatschew die Waffen zu ergreifen. Der Zustrom neuer Anhänger ebbte nicht ab. Stolz auf die Zahl seiner Truppen, die sich in gleichem Maße zu vermehren schienen, als sie von den russischen Kanonen niederkartätscht wurden, beschloß der kühne Rebell, nunmehr Moskau anzugreifen, wo das Volk seinen Befreier erwartete.

Aber — es war zu spät! — Kaum hatte sich seine Armee in Marsch gesetzt, erhielt er die Nachricht von

Katharinas Friedensschluß mit der Türkei. Er fürchtete, der Feldmarschall Romanzow möchte ihm nun den größten Teil seiner freigewordenen Armee in Eilmärschen entgegenschicken und beschloß, sein Heil anderswo zu versuchen. Er überfiel einige an den Ufern der Wolga lagernden Regimenter, sprengte sie auseinander und nahm im Sturm drei kleine Festungen ein, darunter Saratow. Die Stadt Demetriewsk fiel ihm durch Verrat in die Hände. Den Kommandanten ließ er auf barbarische Weise spießen. Während seines Aufenthaltes in Demetriewsk teilte ihm jemand mit, daß der Astronom Lowitz, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, in der Nähe beschäftigt sei, um Vermessungen für einen zwischen Don und Wolga anzulegenden Kanal vorzunehmen. Sogleich befahl er, ihn vorzuführen. Der unbefangene harmlose Gelehrte erschien. Auf Befehl des blutdürstigen Pugatschews wurde er auf Lanzen in die Höhe gehoben, damit er, wie der Tyrann höhnisch lachend bemerkte, den Sternen näher sei, worauf ihn die Kosaken ermordeten.

Durch den Friedensschluß war Katharina der Sorgen, die ihr der Krieg gegen die Türkei bereitet hatte, enthoben. Jetzt erst sah sie ein, wie richtig sie Friedrich II. beraten hatte, und sie war ihm für seine Friedensvermittlung um so dankbarer, als sie jetzt die Truppen freibekam, die schnellstens den Pugatschewaufstand niederwerfen mußten, andernfalls sie Gefahr lief, den Thron zu verlieren. Sie übertrug das Kommando General Panin. Dieser hatte sich durch die Eroberung von Bender einen guten Namen gemacht. Aber Gregor Orlow dehnte seinen Haß gegen den Minister Panin auch auf dessen Bruder, den General Panin, aus. Die Folge seiner Ränke war, daß General Panin, ohne dafür Veranlassung gegeben zu haben, eine geraume Zeit ohne jeden Auftrag

verblieb. Jetzt, da man ihn brauchte, oder richtiger gesagt, seinem Bruder wieder die kaiserliche Huld beglückte, holte man ihn aus der Ecke hervor, in die man ihn gestellt hatte. Panin rüstete und marschierte gegen Pugatschew. Der Rebell belagerte die Stadt Zaritzin. Er hatte ihr unstreitig das Schicksal Saratows zugedacht und sah sich gezwungen, nun die Belagerung aufzugeben. Oberst Michelson, der von Panin eine ansehnliche Verstärkung seiner Truppen erhalten hatte, schnitt Pugatschew jede Zufuhr ab, hungerte seine Armee aus und griff sie zu guter Letzt noch an, als sie mit Gepäck und Weibern durch einen engen Gebirgspaß zog. Ungeachtet ihrer nachteiligen Stellung, wollten sich die Rebellen nicht ergeben. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Pugatschews Truppen wurden schließlich doch in die Flucht geschlagen und fanden ihren Tod in den Abgründen und auf den Felsen, hinter welchen sie Zuflucht suchten. Pugatschew, der das Schlachtfeld als Letzter verließ und keine andere Rettung sah, schwamm abermals durch die Wolga, durchstreifte die Steppe und erreichte endlich wieder den Ort, von dem aus er seinen Betrug in Szene gesetzt hatte. Er würde wohl auch noch das Reich weiter beunruhigt haben, wenn die Armee Katharinas nicht endlich durch einen Verrat unterstützt worden wäre.

Antizow, Pugatschews Busenfreund und zugleich einer der angesehensten Anführer der Kosaken, war von ihnen gefangengenommen. Man bediente sich seiner, um die Kosakenvölker wieder zur Vernunft zu bringen. Er wurde mit Geschenken und Versprechungen bedacht und erhielt den Auftrag, seinen Landsleuten zu versichern, daß man ihnen die Geldbeträge für die Bewachung der Grenzen nach altem Herkommen wieder zur Auszahlung bringen würde und lediglich die unge-

heuren Kosten des Türkenkrieges die einstweilige Einstellung bewirkt hätten. Während Antizow mit seinen Kosaken unterhandelte, machten sich drei von ihnen anheischig, Pugatschew dem General Panin zu überbringen. Bei Pugatschew angelangt, wollten sie es erst mit der List versuchen. Der eine ergriff das Wort und sagte: „Da wir doch von allen Seiten vom Feinde umzingelt sind, der in großer Übermacht vor uns steht, schlage ich vor, daß wir uns übergeben, wenn uns Begnadigung zugesagt wird." Der Gedanke an Ergebung empörte Pugatschew. Er sagte kein Wort, zog seinen Dolch und wollte den feigen Ratgeber durchbohren. Die drei Kosaken, die jede seiner Bewegung genau verfolgt hatten, fielen über ihn her, entwaffneten ihn und brachten ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen zu dem mit einer Abteilung auf sie wartenden Generalmajor Samarow, der ihn dem General Panin zuführte. Dieser ließ ihn in einen eisernen Käfig einsperren und ihn nebst einigen anderen Rädelsführern nach Moskau bringen, wo sie im November 1774 ankamen. Sobald Katharina die Nachricht erhielt, daß Pugatschew zu Moskau gefangensitze, ernannte sie eine Kommission, die in Verbindung mit dem Senat dem Verbrecher den Prozeß machen sollte. Mit Bedacht traf sie die Bestimmung, daß er nur sein Verbrechen eingestehen, aber nicht die Namen seiner Mitverschworenen zu nennen brauchte. Sie fürchtete wohl, daß auch an diesem Aufstand hohe Standespersonen interessiert waren, deren notwendige Bestrafung neue Unzufriedenheit mit sich gebracht hätte. Pugatschew sollte, nachdem ihm Hände und Füße abgehackt, lebendig gevierteilt werden. Aber er blieb von dieser barbarischen Strafe verschont. Einige behaupten, sie sei auf Befehl der Kaiserin gemildert worden. Andere hingegen sagen, der Henker sei menschlicher ge-

wesen als die Richter. Sei wie ihm wolle. Pugatschew ward am 21. Januar 1775 enthauptet, dann geviertteilt und sein Leichnam zur Schau ausgestellt. Der grausige Anblick sollte abschrecken. Fünf der Rädelsführer wurden ebenfalls hingerichtet, andere nach vielen Knutenhieben nach Sibirien geschickt.

Das war das Ende einer Verschwörung, die Katharinas Leben und Thron lange bedroht, im Reich viele Städte und über 250 Dörfer zerstört hatte. Pugatschew würde sich bestimmt nicht lange auf dem Thron behauptet haben. Aber die Unzufriedenen wünschten, daß er denselben wenigstens umstürzen möchte. Wen sie auf denselben setzen wollten, darüber waren sie sich nicht einig. Bald nach Pugatschews Hinrichtung bewies die Kaiserin, daß sie zu verzeihen wußte. Die Reichsschatzmeister hatten die Gelder des Staates angegriffen und dadurch das Leben verwirkt. Aber Katharina wollte nicht einmal ein Urteil in dieser Sache gesprochen wissen. Sie war von Natur jähzornig und heftig, stellte sich aber oft geduldig und nachgiebig. Sie pflegte zu sagen: „Was ich nicht umstürzen kann, untergrabe und entwurzele ich."

Gregor Orlow gefiel sich wieder in der gewohnten Rolle des ersten Günstlings. Aber Katharina zeigte ihm Gefühle, die sie im Herzen nicht mehr für ihn hegte. Sie schmeichelte ihm allein aus Gründen der Politik. Orlow betrog sich, als er glaubte, das alte Liebesverhältnis sei neu erstanden und daß er die Ursache zu der Verabschiedung Wassiltschikows gewesen sei. Er war es nicht, dem Katharina dieses Opfer gebracht hatte. Sie erinnerte sich gern an den Tag ihrer Thronbesteigung, als der junge Potemkin ihr in so delikater Form das von ihr übersehene Portepee überreichte. Immer wieder hatte sie es darauf angelegt, ihm zu be-

gegnen. Sie verfolgte seine Tätigkeit, befragte sich dieserhalb unauffällig bei den Vorgesetzten und vernahm stets Gutes über Potemkin, der eine selbstbewußte Männlichkeit zur Schau trug. Schon die erste Zusammenkunft, die sie mit ihm bei der Gräfin Bruce hatte, verschaffte dem neuen Erkorenen ihres Herzens den Sieg über seine Nebenbuhler. Wassiltschikow war entlassen, Orlow zwar zurückberufen, erlangte aber nicht mehr die frühere Gewalt über sie. Katharina bewerkstelligte es, daß sie selten mit ihm allein blieb. Er war ihr lästig geworden. Ihr Herz, ihre Leidenschaft gehörten fortan Potemkin. Er verstand es, sie über den Kummer, den ihr der Krieg bereitete, zu trösten, ihr die Furcht vor den Aufständen zu nehmen, die Besorgnisse über die Feindschaft Orlows mit dem Minister Panin zu zerstreuen. In den mit Katharina verbrachten Stunden gewann er besten Einblick in das Räderwerk der hohen Politik. Katharinas Vertrauen vermehrte seinen Stolz. Einst, als er mit Alexis Orlow Billard spielte, beging er die Unvorsichtigkeit, sich der Gunst Katharinas zu rühmen. Er äußerte, es koste ihm nur ein Wort, um jeden, der ihm mißfalle, vom Hofe zu entfernen. Alexis Orlow gab ihm höhnisch zu verstehen, daß es auch noch einen Gregor Orlow am Throne gäbe, der es verstände, allzu Hochmütige zu beseitigen. Ihr Streit wurde heftiger, es kam zu Tätlichkeiten. Potemkin büßte ein Auge ein. Durch seinen Bruder gewarnt, eilte Gregor zu Katharina und setzte mit seinem ganzen Einfluß die Entfernung Potemkins durch. Dieser begab sich in seine Vaterstadt Smolensk, wo er beinahe ein Jahr in der Einsamkeit lebte. Er beklagte ebensosehr den Verlust des Auges, wie die Verbannung vom Hofe, wollte bald ein Mönch, bald wieder der erste Mann Rußlands sein. Das stille, untätige Leben wurde ihm un-

erträglich. Er schickte einen Brief an die Kaiserin und bat sie, ihn nicht zu vergessen. Katharina kam dieser Brief gelegen. Ein heißes Sehnen nach den Liebesfreuden mit ihm erfüllte ihr Herz, stachelte ihre Leidenschaft auf. Sie rief ihn zurück. Gregor Orlow befand sich seit einigen Tagen auf der Jagd. Seine Abwesenheit ergab die beste Gelegenheit, Potemkin wieder am Hofe einzuführen. Von der Jagd zurückgekehrt, vermochte es Gregor weder durch Klagen noch durch Vorwürfe zu verhindern, daß der neue Günstling neben ihm beibehalten wurde.

Die Pflichten und Rechte des jeweiligen Günstlings der Kaiserin wurden in folgender Form behandelt. Hatte sich Katharina einen Geliebten erkoren, so ernannte sie ihn zunächst zu ihrem Adjutanten, wodurch er Gelegenheit bekam, beständig um sie zu sein, ohne besonders aufzufallen. Er erhielt eine in dem Palaste unmittelbar über den Gemächern der Kaiserin gelegene Wohnung, die mit den ersteren Räumen durch eine geheime Treppe in Verbindung stand. Gleich am ersten Tage seiner Einführung erhielt er ein Geschenk von 100000 Rubeln. Auch fand er jeden Monat 12000 Rubel auf seinem Nachttisch. Der Hofmarschall mußte für ihn täglich eine Tafel von 24 Gedecken bereithalten und ihm seine sonstigen Unkosten ersetzen. Der Günstling war verpflichtet, die Kaiserin überall zu begleiten. Ohne ihre Erlaubnis durfte er den Palast nicht verlassen und mit keiner andern weiblichen Person sprechen. Speiste er bei einem Freunde, so mußte die Hausfrau sich während seiner Anwesenheit entfernt aufhalten. Dadurch wollte die Kaiserin jedes Eifersuchtsgefühl von sich fernhalten. So oft die Kaiserin beabsichtigte, einen ihrer Untertanen zu ihrem Geliebten zu erheben, ließ sie ihn zu einem Essen bei einer ihrer intimsten Hofdamen einladen. Wie zu-

fällig erschien sie, ließ sich mit dem Günstlingskandidaten in ein Gespräch ein, um zu erforschen, ob derselbe ihrer Leidenschaft würdig sei. Fiel ihre Beurteilung zu seinem Vorteil aus, so wurde die Vertraute durch einen entsprechenden Wink verständigt. Diese erklärte dann dem zukünftigen Geliebten die für ihn eintretende Situation. Am folgenden Tag stellte sich dann bei ihm der Hofarzt ein und untersuchte seinen Gesundheitszustand. War auch dieser befriedigend, so begleitete der Auserwählte noch am gleichen Abend die Kaiserin in ihren Palast und nahm die bereits für ihn hergerichtete Wohnung in Besitz. Potemkin war der erste, mit dem man diese Formalitäten vornahm, die dann ständig beibehalten wurden. Wenn sie eines Günstlings überdrüssig wurde, so erhielt der Betreffende den Befehl, sich auf Reisen zu begeben. Er durfte sich nicht mehr vor der Kaiserin sehen lassen, konnte aber sicher darauf rechnen, daß er an dem Orte seines künftigen Aufenthaltes Geschenke vorfand, die Katharinas Großherzigkeit und Dankbarkeit entsprachen.

Der Friede mit den Türken war geschlossen, Pugatschew beseitigt. Von ihren schlimmsten Sorgen befreit, gab Katharina sich ganz der heißen Leidenschaft hin, die der neue Geliebte bei ihr erweckte. Potemkin gewann mit seinen Verführungskünsten eine fast unumschränkte Gewalt über sie, die er bald mißbrauchte. Er erhielt unzählige Beweise ihrer Gnade. Schlug Katharina ihm nur eine einzige Gefälligkeit ab, so wurde er launisch, mürrisch, fing an zu toben, bis sie ihm schließlich alles bewilligte. Hofleute behaupteten, Potemkin habe die Kaiserin zuweilen sogar, wie Orlow vor ihm, geschlagen. Seine rücksichtslosen Forderungen, die er raffiniert anzubringen wußte, wenn sich Katharina in der höchsten Liebesekstase in seinen Armen wand, ver-

schafften ihm den Eintritt in den engsten Ministerrat. Er wurde zum Vizekriegspräsident ernannt. Der Graf Zakar Zernitschew war Präsident. Potemkin konnte niemand über sich sehen. In schmutzigster Weise verleumdete er Zernitschew bei der Kaiserin. Dieser zog aus dem plötzlich einsetzenden, kühlen Benehmen Katharinas seine Schlüsse und erbat sich den Abschied. Potemkin wurde sein Nachfolger, obgleich ihm die notwendigen Kenntnisse für eine so wichtige Position im Reiche vollständig fehlten. Sein großes Geltungsbedürfnis, sein sich schnell eingestellter Übermut trugen ihm die Feindschaft weiter Kreise ein. Man warf ihm vor, er fange viel an, führe aber nichts aus, mache allen Leuten große Versprechungen, erfülle aber nichts davon und denke immer nur daran, wie er seine grenzenlose Gewalt noch weiter ausdehnen könnte.

Der Geschicklichkeit der Kaiserin gelang es, Potemkin und Orlow zu versöhnen. Obschon sie für Orlow keine Liebe mehr empfand, vielleicht nicht einmal mehr ein Gefühl der Dankbarkeit, so suchte sie ihn doch zu schonen, zum mindestens aber nicht zu demütigen. Nicht auf Potemkins Liebesvergnügungen, wohl aber auf dessen großes Ansehen eifersüchtig, ersuchte Gregor Orlow um seine Entlassung. Katharina versagte ihm die Bewilligung, wollte lieber die oft ärgerlichen Szenen erdulden, die sein ungeschlachtes Benehmen bei Hofe für sie hervorrief. Außerhalb ihrer Schäferstunden war Katharina die allen geistig überlegene, staatskluge Monarchin. Blieb Orlow bei Hofe, so dämpfte er die Keckheit seines Nebenbuhlers. Entfernt von ihr, konnte Orlows Rachegefühl gefährliche Folgen für sie heraufbeschwören. Ihrem Orlow hatte sie lange Zeit hindurch Panin entgegengestellt. Potemkin, sagte sie sich, kann nur Orlow im Zaum halten. Dieser, voll Verdruß über die Ver-

weigerung seiner Entlassung, die man ihm vormals fast wider seinen Willen zugestanden hatte, geriet darüber mit Katharina in einen Streit. Er erinnerte sie wieder einmal an alles, was sie ihm zu danken habe, rühmte seinen Eifer, seine Treue und behauptete, sie könne ihm nichts weiter vorwerfen, als daß er älter sei wie sein Nebenbuhler. Katharina hörte ihm gelassen zu, stellte nicht in Abrede, daß ihr die Liebesbezeigungen des Jüngeren mehr zusagen. Sie wußte aber immer geschickt einzuflechten, daß sie ihm als Kaiserin ihre Freundschaft stets erhalten werde, erinnerte ihn an ihre finanziellen Zuwendungen und bewog ihn schließlich durch ihre Bitten und ihr Zureden, sich nicht vom Hofe zu trennen. Nicht lange darauf widerfuhr Orlow eine neue Kränkung. Pugatschew war kaum hingerichtet worden, so beschloß die Kaiserin nach Moskau zu reisen. Sie wollte ihren Siegertriumph genießen, gleichzeitig auch durch ihre Gegenwart Hoffnungen zerstören, die viele Unzufriedene noch hegen konnten. Orlow gab sich alle Mühe, ihr die Reise auszureden. Potemkin tat das Gegenteil. Seine Meinung stimmte mit ihren Wünschen überein. Orlows Beratung unterlag der Potemkins. Katharina reiste nach Moskau ab.

Katharina wußte wohl, daß sie auf dem Wege nach Moskau durch Provinzen kam, wo die Popen in größtem Ansehen standen und das Volk im allertiefsten, erschreckenden Aberglauben erhielten. Sie verachtete jede kindische Frömmelei, verabscheute die ränkesüchtigen Diener der Kirche. Aber sie erinnerte sich doch noch, daß sie sich ihrer bei der Entthronung ihres Gemahls mit Vorteil bedient hatte. Die Kaiserin beschloß, durch die Geistlichen abermals die noch vorhandenen Unzufriedenen mit sich auszusöhnen und sich den blinden Gehorsam, die Achtung und Ehrfurcht der großen

Menge zu erwerben. In dieser Absicht nahm sie eine riesige Anzahl kleiner Heiligenbilder aus Petersburg mit und verteilte sie an alle Kirchen und Kapellen, die sich auf ihrem Wege befanden. Für die Kathedrale in Moskau war ein großes Bild der heiligen Jungfrau bestimmt. Dasselbe war reich mit Diamanten geschmückt. Es wurde während der ganzen Reise und bei ihrem Einzuge in Moskau in einem eigens dafür bestimmten offenen Wagen unmittelbar hinter dem ihrigen gefahren. 600 Mann von jedem Garderegiment, die von Petersburg vorausgeschickt waren, standen zum Empfang der Kaiserin unter Waffen. Man hatte zwei prächtige Triumphbogen errichtet und ein glänzendes Fest veranstalten lassen. Die Menge der Zuschauer, die sich drängten und stießen, war unübersehbar. Es herrschte große Ordnung und Ruhe überall. Zwar waren einige laute Freudenäußerungen der Soldaten zu vernehmen, aber das Volk, mehr erstaunt als gerührt, gab nicht das geringste Zeichen seiner Zufriedenheit. Die Kaiserin hatte öffentlich bekanntgegeben, daß die Steuern herabgesetzt werden sollen. Ihre Wohltaten, ihr glänzender Einzug, nahmen die Herzen nicht für sie ein. Der Großfürst wurde ungleich günstiger aufgenommen. Auf ihn entluden sich alle die Huldigungen, die man seiner Mutter fast einmütig verweigerte.

Dem Grafen Andreas Rasumowsky, Sohn des Hetmans, fiel dieser, in den Begrüßungen in Erscheinung tretende Kontrast auf. Um die Gedanken des Thronerben zu erforschen, sagte er zu ihm: „Da sehen Eure Hoheit nun, wie sehr das Volk sie liebt. Ach, wenn Sie wollten! — —“ Der Großfürst antwortete nicht darauf, warf dem Grafen einen ernsten verweisenden Blick zu, der zu sagen schien, daß er, obgleich man ihn vom Throne fernhielt, sich seiner Pflichten als ehrfurchts-

voller Sohn bewußt sei. Einige Tage nach ihrer Ankunft in Moskau trat die Kaiserin nach dem in der Nähe liegenden Kloster der heiligen Dreieinigkeit eine Wallfahrt an. Katharina legte den ganzen Weg dorthin zu Fuß zurück. Ihr gesamter Hofstaat mußte sie begleiten. Graf Panin war der einzige, den man zu diesem heuchlerischen Possenspiel nicht einzuladen wagte. Mit feiner Ironie bemerkte er: „Die Kaiserin hält mich nicht für einen Schauspieler. Sie weiß, daß ich weder ein Frömmling noch ein verlogener Hofmann bin, um an dieser armseligen Komödie teilzunehmen." Panin war in der letzten Zeit recht nachlässig in der Ausübung seines Amtes geworden. Ein üppiges Wohlleben lähmte seinen Eifer. Die Depeschen der Gesandten las er selten und beantwortete sie nicht. Seinen Feinden, vor allen dem ehrgeizigen Potemkin, der ihn längst gern gestürzt hätte, gab er mit seinem Phlegma selbst die Waffen gegen sich in die Hand.

Potemkin hatte sich kaum in der Gunst der Kaiserin festgesetzt, so wurde er von den gleichen Absichten erfüllt, wie sein Vorgänger Orlow. Auch er glaubte, auf die Hand der Kaiserin Ansprüche erheben zu können, fürchtete aber Panins Intrigen, seine sarkastische Offenheit und Überredungskunst. Welche seltsamen Veränderungen vermag ein grenzenloser Ehrgeiz nicht hervorzubringen? — Der leichtsinnigste, stolzeste Mann in Rußland, der Mann, welcher sich von allen Hofleuten am wenigsten unter Zwang und Gehorsam beugen konnte, zeigte plötzlich die tiefste Demut und Ergebenheit. Potemkin, der jede Religion verlachte, übte plötzlich über Nacht strengste Frömmigkeit. Schon vom ersten Tage der Fasten an aß er kein Fleisch mehr, lebte nur noch von Pflanzenkost und Wasser und ging jeden Tag zur Beichte. Klüglich vertraute er sich dem Geistlichen

an, welcher der Beichtvater der Kaiserin war. Er gestand diesem seinen intimen Verkehr mit ihr und bat ihn, Katharina verstehen zu geben, daß ihm sein Gewissen nicht länger erlaube, einer Liebe Gehör zu schenken, die nicht durch das Band der heiligen Ehe geweiht sei. Der Mönch schmunzelte. Er hatte Potemkin verstanden. Bestochen oder nicht — er entledigte sich bei der Kaiserin seines Auftrags. Katharina äußerte sich nicht zu den geistlichen Ermahnungen. Sie erriet den Grund der plötzlichen Gewissensskrupel ihres heuchlerischen Geliebten. Sofort befahl sie Potemkin zu sich. Ebenso zärtlich wie stolz und bestimmt erklärte sie ihm, daß sie ihn aufrichtig liebe, aber noch über genügende Selbstbeherrschung verfüge, um ihre Leidenschaft zu unterdrücken. Sehr deutlich machte sie es ihm klar, daß, wenn er nicht länger ihr Günstling sein wolle, sie seine Stelle sofort durch einen anderen besetzen lasse. Potemkin, verlegen und gedemütigt, gelang es nicht, seinen Ärger zu verbergen. Schadenfrohe Blicke der Höflinge quittierten seine für ihn sehr demütigende Zurückweisung. Nun ließ er verlauten, daß er als Mönch in ein Kloster einzutreten beabsichtige, um späterhin als Bischof zu wirken. Die Kaiserin ließ sich alle Äußerungen ihres Geliebten hinterbringen. Nichts vermochte ihren Standpunkt zu ändern. Sie kehrte nach Petersburg zurück. Potemkin folgte ihr. In kurzer Zeit hatte er seine frommen Absichten vergessen, überließ sich wieder seinen ehrgeizigen Intrigen und diente nach wie vor seiner Gebieterin zur Befriedigung ihrer sexuellen Wünsche.

Während ihres Moskauer Aufenthaltes empfing Katharina am 20. Juli 1775 den Feldmarschall Romanzow mit all dem Wohlwollen, das diesem Mann, als die sicherste und mächtigste Stütze ihres Throns, gebührte. Es war ursprünglich ihre Absicht gewesen, mit ihm ge-

meinschaftlich in Moskau einzutreffen. Romanzow sollte ihr entgegenreiten, sie am Triumphbogen begrüßen, und sie wollte selbst zu Pferde an seiner Seite in die Stadt einreiten. Allein der ebenso bescheidene wie tapfere Überwinder der Türken glaubte sich dieser Ehre entziehen zu müssen. Sein Ruhm hatte schon den Neid vieler Hofleute erregt. Auch Potemkin gönnte ihm, in seinem maßlos verblendeten Ehrgeiz, die Erfolge nicht. Was hätte er wohl alles angestellt, wenn er die der Kaiserin zugedachten Huldigungen mit ihr geteilt hätte? — Und doch würde Katharina es gern gesehen haben, wenn der dem Eroberer der Krim entgegenbrausende Jubel von Soldaten und Volk auch als für sie bestimmt gelten konnte. Romanzow erschien also vor ihr nicht als ein triumphierender Held, sondern nur als ein Soldat, der seiner Kriegsherrin über die von ihm vollbrachten Taten Rechenschaft ablegte. Am nächsten Tage begab sich die Kaiserin, von dem Großfürsten, ihrem Hofstaat und den höheren Offizieren begleitet, zu Fuß aus dem Schloß in den Kreml, die Kathedrale von Moskau, wo alle einem feierlichen Hochamt und dem Tedeum beiwohnten, welches zur Feier des Sieges und des Friedens gesungen wurde. Nach beendetem Gottesdienst gab der geheime Schatzmeister der Kaiserin die Belohnungen bekannt, die sie den Generalen gewährte, die sich in dem Kriege gegen die Türken ausgezeichnet hatten. Der Feldmarschall Romanzow erhielt ein Landgut mit 5000 Bauern, 100 000 Rubel in bar, ein sehr schönes Tafelservice, einen Hut mit goldenem Lorbeerkranz und kostbaren Steinen geschmückt, den St.-Georgen-Orden, mit Diamanten besetzte Epauletten nebst einem prächtigen Feldmarschallstabe. Alexis Orlow bekam 60 000 Rubel und einen mit vielen wertvollen Diamanten besetzten Ehrendegen. In ähnlicher Weise wurden die Generale

Paul Potemkin, Panin, Dolgorucky, Saltikow, Zernitschew, und andere Offiziere von Rang durch Katharinas großzügige Freigebigkeit bedacht. Neidisch auf die dem Feldmarschall gewordenen Geschenke, zeigten sich viele Offiziere von ihren Belohnungen nicht befriedigt. Alexis Orlow, der General Panin und Fürst Dolgorucky waren unwillig und forderten ihren Abschied, der ihnen auf der Stelle bewilligt wurde. Als sie in ihren Wohnungen anlangten, fanden sie Schachteln mit Spielzeug vor. Die Kaiserin hatte sie ihnen geschickt und auf einem Billett ironisch vermerkt: „Da sie jetzt beschäftigungslos seien, so schicke sie ihnen etwas, womit sie sich bei Langeweile beschäftigen können." Diese Handlung konnte man als grausamen Hohn, aber auch als einen kaiserlichen Spaß ansehen, der die Brücke für eine spätere Zusammenarbeit herstellen sollte.

Katharina beschäftigte sich bereits seit einigen Jahren mit dem Entwurf einer Verordnung für die Verwaltung der inneren Staatsangelegenheiten. Nach Fertigstellung wurde sie in Moskau gedruckt und sollte vorerst nur für die beiden Gouvernements Smolensk und Tweer Gültigkeit besitzen, weil ihr die dortigen Bewohner am intelligentesten und gelehrigsten, für einen Versuch am geeignetsten erschienen. Bevor die Verordnung bekanntgemacht wurde, begab sich die Kaiserin in großer Aufmachung in den Senat und ließ sie sich noch einmal vorlesen. Die Einwohner der entlegenen Provinzen mußten sich mit ihren Prozessen bisher nach Moskau oder Petersburg wenden und dieselben dort entscheiden lassen. Um ihnen in Zukunft die weite und kostspielige Reise zum Gerichtsort zu ersparen, bestimmte Katharina, daß die Prozesse von Gerichtshöfen der Provinzen entschieden werden. Erst bei einem ihnen ungerecht erscheinendem Urteil durfte man sich zu guter Letzt

unter Hinterlegung einer Kaution an den Senat oder Ministerrat wenden. Ein anderer Erlaß verbreitete große Freude unter den Einwohnern Sibiriens. Der Pugatschew-Aufstand hatte den ganzen Handel für lange Zeit lahmgelegt, und der eingetretene Mangel an Geld jede Unternehmung erstickt. Die Kaiserin errichtete zu Tobolsk eine Bank, die tüchtigen, bewährten Leuten mit Kredit zur Seite stand. Umgehend belebte sich der Handel wieder, dem Katharina eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte und sich bestrebt zeigte, ihn in jeder Beziehung zu fördern. Personen, die sich ausschließlich mit dem Handel befaßten, wurden von der Kopfsteuer, der Rekrutierung zur Armee und Marine befreit. Ferner wurde den Bauern erlaubt, sich in einer der drei Klassen des Kaufmannsstandes zu betätigen. Die erste Klasse erforderte ein Betriebsvermögen von 100 000 Rubel, die zweite von 50 000 Rubel. Die dritte Klasse brauchte nur einen Nachweis über 100 Rubel zu führen. Um Rußlands Außenhandel zu heben, erneuerte Katharina den Handelsvertrag mit England. Zerstörte Dörfer wurden wieder aufgebaut und der Schaden ersetzt, den die Kolonisten am Ufer der Wolga durch die Plünderungen Pugatschews erlitten. Leider arbeiteten die Leute, die mit der Ausführung von Katharinas Anordnungen betraut wurden, in gemeinster Weise nur in ihre eigenen Taschen und betrogen die Ansiedler. So kam es, daß die 100 000 Kolonisten, in der Mehrzahl Deutsche, die Katharina 1764/65 in ihr Land gerufen hatte, auf nur noch 30 000 zusammengeschmolzen waren. Noch in Moskau erfuhr Katharina, daß einige Offiziere sich den Leutnant Kischenskoi zum Muster nahmen und in gewissenloser Form niederträchtige Bedrückungen vornahmen. Dagegen empörten sich die Baschkiren. Sie weigerten sich plötzlich nicht nur, ihren gewohnten Tribut zu entrich-

ten, sondern ermordeten die Offiziere und die Popen, welche die Kaiserin ihnen geschickt hatte. In der transportablen griechisch-katholisch eingerichteten Kapelle beseitigte man die Heiligenbilder und stellte das Bild des von ihnen heiß verehrten Dalai-Lama auf. Die Kaiserin entsandte sofort einige ehrenhafte, zuverlässige und verhandlungsgewandte Offiziere zu den Baschkiren. Es gelang ihnen, die Ruhe wiederherzustellen, und die Stämme unterwarfen sich der kaiserlichen Macht. Wie es im Osten des Reiches gelang, die Tataren zu beruhigen, so suchte man sie auch in der kleinen Tatarei zu ergebenen Dienern zu erziehen. Die Eroberungen des Fürsten Dolgorucky hatten bereits viele Einwohner der Krim veranlaßt, die russischen Truppen zu begünstigen. Der neue Khan Dewlet-Gherai blieb zwar den Türken treu, aber ein Teil seiner Untertanen weigerte sich, ihm ferner Gefolgschaft zu leisten. Der Friede zwischen Rußland und der Türkei war längst abgeschlossen. Der Unfriede zwischen den Stämmen blieb bestehen und wurde von russischer Seite aus geschürt. Neue Truppen marschierten dazu in die Krim ein. Sie taten so, als ob ihnen nur daran liege, den Dewlet-Gherai zu überfallen, ließen ihn aber flüchten. Die Russen besetzten die Stellung mit Sahim-Gherai. Bald darauf legten die Russen zwischen Kersch und Yeni-Kale eine Festung an. Die Türken, höchst unzufrieden mit der Empörung in der Krim und dem Vorrücken Rußlands, drohten, die Waffen zu ergreifen. Der unbesonnene, schwache Sahim-Gherai schickte eine Deputation von sechs Myrzas (vornehme tatarische Grundbesitzer) nach Petersburg. Katharina freute sich über die Artigkeit der sechs Tataren, die sie freundschaftlich behandelte, und ehe sie zur Audienz erschienen, mit neuen Kaftans beschenkte, von denen jeder 4000 Rubel kostete. Die Tataren baten die

Kaiserin, ihren Khan in Schutz zu nehmen. Ein Schritt, der diesem Fürsten später teuer zu stehen kam. Der Feldmarschall Romanzow hatte bereits Befehl erhalten, eine Armee an den Ufern des Dnjestr zu sammeln. Alles schien auf einen neuen Bruch mit der Türkei hinzudeuten. Allein dem Fürsten Repnin, Katharinas Gesandten in Konstantinopel, gelang es, den Unwillen des Sultans für einige Zeit zu bannen und den Frieden zu erhalten. Das war es, was die Kaiserin für ihre neuen Eroberungspläne brauchte. Unentwegt beschäftigte sie sich mit ihren Entwürfen für die nach ihrer Meinung notwendigen Grenzverschiebungen und mit allen sonstigen Staatsgeschäften. Ihre geistige Regsamkeit kannte keine Erschöpfung, ihr Körper keine Ermüdung, ihre Sinnlichkeit keine Grenzen. Eine seltsame Frau. Kaum war sie nach Petersburg zurückgekommen, so hörte Potemkin auf, der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit zu sein. Zwar überschüttete sie ihn mit Geschenken, Ehrenbezeigungen und Würden, versicherte ihm ihre Liebe, doch ihr Herz gehörte bereits einem andern. Ein junger Ukrainer, mit Namen Zawadowsky, war von ihr zur Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden ausersehen. Katharina machte ihn anfänglich zu ihrem Sekretär, nannte ihn aber bald vor dem Hof ihren Liebling. Jeder wußte Bescheid. Zawadowsky war zum Günstling erhoben. Das Wettrennen um die kaiserliche Gunst hatte ein neues Ziel erhalten. Bald gab es eine andere Sensation bei Hofe. Wenn Katharina einen Befehl erteilte, so mußte demselben blindlings nachgekommen werden. Es schien jetzt unmöglich, daß irgend jemand sich dem Befehl widersetzen konnte.

Ein in Ungnade gefallener Günstling erhielt stets den Befehl, auf Reisen zu gehen. Jedenfalls durfte er der Kaiserin nicht wieder unter die Augen kommen, es sei

denn, daß sie die Gnade hatte, ihn zurückzurufen. Selbst der stolze, gern trotzende Orlow fügte sich diesem Herkommen. Potemkin wagte es, eine Ausnahme von der Regel zu machen.

Als er den fatalen Befehl erhielt, rüstete er zum Schein zur Abreise. Bereits am folgenden Tag erschien er wieder bei Hofe und setzte sich kühn der Kaiserin gegenüber, die soeben eine Partie Whist spielen wollte. Katharina behielt ihre Selbstbeherrschung. Alles war gespannt. Atemlose Stille erfüllte den Saal. Man erwartete einen stürmischen Auftritt. Katharina zeigte nicht den geringsten Verdruß über Potemkins kecken Ungehorsam. Sie reichte ihm eine Karte hin und sagte: „Sie spielen ein hohes, aber glückliches Spiel." Von seiner Entfernung war nicht mehr die Rede. Potemkin behielt seine Ämter, seine Würden, seine Rechte. Aus dem Geliebten Katharinas wurde der Freund der Kaiserin. Zawadowsky wußte ihr zu gefallen. Er war der Mann der Nächte Katharinas. Für die hohe Politik, die Erledigung der Staatsgeschäfte blieb Potemkin ihr Berater. Sein Scharfsinn stimmte mit dem ihren überein. Beider Denkart besaß Parallelen. Der Geistigkeit der bisherigen Günstlinge zeigte sich Potemkin überlegen. So beherrschte er Katharina nach wie vor.

Gregor Orlow hatte von dem Vorgefallenen Kenntnis erhalten. Umgehend traf er in Petersburg ein. Orlow glaubte, während ein junger, in der Politik unerfahrener Günstling Katharinas Herz fesselte, wenigstens ihr Vertrauen wiederzugewinnen. Er erschien bei Hofe, küßte der Kaiserin die Hand, fand Potemkin in ihrer Nähe und reiste sofort wieder nach Moskau zurück. Von den Höflingen konnten selbst die geübtesten Beobachter nicht mehr klug daraus werden, welchem von ihren Liebhabern die Kaiserin jetzt den Vorzug gab. Sie über-

sahen, daß die Liebe vor dem Ehrgeiz verstummt, der Verstand, wenn er will, über die Gefühle des Herzens triumphieren kann. Panin verfiel mehr denn je der Trägheit. Die Kaiserin ertrug ihn und beließ ihn im Amt und bannte so seine Intrigen. Er gehörte zu jener Partei, die den Großfürsten auf dem Throne zu sehen wünschte. Weise Mäßigung und vor allem die tiefe Ehrfurcht, die er vor seiner Mutter hatte, hielten den Großfürsten von jeder ehrgeizigen Unternehmung zu ihren Ungunsten zurück. Dessenungeachtet blieb sie seinetwegen nicht ohne Unruhe, denn es kam im entscheidenden Augenblick ja nur auf die an, die seine Thronansprüche mit Gewalt unterstützen konnten.

Katharinas Besorgnisse waren der Aufmerksamkeit Friedrichs II. nicht entgangen. Er erkannte, was in ihrer Seele vorging, und verstand es, daraus Nutzen zu ziehen. Er wußte, daß er der einzige war, der die Ansprüche des Großfürsten nachdrücklichst unterstützen konnte. Sobald er wünschte, daß die Kaiserin seinen Ansichten beistimmen sollte, gab er seinem besonderen Interesse für den Großfürsten Paul Ausdruck. Ihr Argwohn erhielt dann neue Nahrung, und um sich die Freundschaft Friedrichs II. nicht zu verscherzen, stimmte sie seinen Ausführungen zu. Der Großfürst brachte dem Grafen Andreas Rasumowsky großes Vertrauen entgegen. Er war mit dem Sohn des Hetmans erzogen, und Rasumowsky war es, der die Fregatte befehligte, der die Großfürstin von Lübeck abholte. Das ständige Zusammensein des Großfürsten mit Rasumowsky, den alle infolge seines frischen, offenen Wesens sehr gern hatten, gefiel Katharina nicht. Dazu glaubte sie zwischen ihm und der Großfürstin ein heimliches Einverständnis wahrzunehmen. Sie verdächtigte Rasumowsky bei ihrem Sohn, er habe es auf seine Gemahlin abgesehen.

Der Großfürst wollte nicht glauben, daß das Mißtrauen seiner Mutter irgendwie begründet sei. Er entzog Rasumowsky seine Freundschaft nicht, empfahl aber seiner Gemahlin Zurückhaltung und wurde ein scharfer Beobachter ihrer Gespräche. Fühlte die Großfürstin bereits eine Neigung für Rasumowsky oder machten die plötzlichen Hindernisse im bisher zwanglosen Verkehr erst eine solche in ihr rege, es kam jedenfalls zu einem heimlichen Briefwechsel mit ihm. Um sich an der Kaiserin zu rächen, die zuerst ihre Tugend bei ihrem Gemahl bezweifelt hatte, ließ sie sich ferner in politische Intrigen ein. Kurz darauf starb die Großfürstin im ersten Wochenbett. Die Schuld daran trug die Kaiserin, so raunte sich das Volk zu, und es war um so mehr davon überzeugt, weil die Hebamme, die der Großfürstin Beistand leistete, in kurzer Zeit eine vertrauliche Stellung am Hofe innehatte, mit der Kaiserin familiären Verkehr pflegte, Potemkin und den Grafen Bezborodko beim Diner mit du anredete. Die Kaiserin legte große Trauer an. Sie begab sich nach Zarskoje Selo, wohin sie auch den Großfürsten mitnahm, der sich über den erlittenen Verlust kaum zu fassen vermochte. Als der erste Schmerz vorüber war, durchsuchte der Großfürst die Papiere seiner Gemahlin. Enthielten diese auch nichts arg Belastendes, so war er doch verärgert durch die Übertretung seines Befehls und verlangte von der Kaiserin die Bestrafung des heimlichen Briefschreibers. Katharina konnte unmöglich seinen Vater, den Hetman, ihre große Thronstütze, verstimmen. Sie schickte also seinen Sohn in der Stellung eines Envoyé extraordinaire nach Venedig und ernannte ihn nach einiger Zeit zu ihrem Gesandten in Neapel. Der Großfürst blieb nachtragend. Bei seinem Besuch in Neapel im Jahre 1781 durfte Rasumowsky nicht bei ihm erscheinen.

Einige Tage vor dem Tode des Großfürsten kam Prinz Heinrich von Preußen abermals in Petersburg an. Friedrich der Große war in Sorge darüber, daß die Kommissäre der drei teilenden Mächte bei der Absteckung der polnischen Demarkationslinien weder untereinander noch mit den polnischen Bevollmächtigten recht einig werden konnten. Er beschloß, daß sein Bruder in einer Unterredung mit der Kaiserin die Streitigkeiten, welche man zwischen Preußen und Rußland zu erregen suchte, im Keime erstickt. Prinz Heinrich genoß die gleichen Ehrenbezeigungen wie bei seiner ersten Ankunft in Rußland. Er traf am Abend vor Ostern ziemlich spät in Petersburg ein und sprach die Kaiserin erst am nächsten Morgen. Sie hatte fast die ganze Nacht beim Gottesdienst in der Kirche zugebracht, um dem frommen Volk zu schmeicheln. In besonderen geheimen Unterredungen besprach Prinz Heinrich mit Katharina die polnischen Verwicklungen, die schnell gelöst wurden.

Die Großfürstin war kaum zur Gruft getragen, so dachte die Kaiserin schon daran, ihrem Sohn eine neue Gemahlin zu erwählen. Sie besprach die Möglichkeiten der Verbindung mit dem Prinzen Heinrich und bemerkte, daß sie an ihre Nichte, die Prinzessin von Württemberg, gedacht habe, diese aber leider bereits mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt verlobt sei. Prinz Heinrich war der Meinung Katharinas, daß der Prinzessin der russische Thron lieber sein müsse als die Landgrafenkrone. Er schickte sogleich einen Kurier an Friedrich, seinen Bruder, unterrichtete ihn von den Absichten der Kaiserin und erbat seine Einwilligung für die Trennung der Verlobten. Friedrich bedachte sich nicht lange. Die geplante Verbindung stimmte mit seinen Absichten überein, Rußland fester an Preußen zu ketten. Er ließ

den Erbprinzen befragen, der voller Verehrung für Friedrich glaubte, daß es seine Pflicht erfordere, von der Verlobung zurückzutreten. Sobald Friedrich des Erbprinzen Einwilligung in Händen hatte, benachrichtigte er seinen Bruder und teilte ihm mit, daß die Eltern der Prinzessin über die in Aussicht genommene Ehe glücklich wären. Zugleich lud er den Großfürsten nach Berlin ein, denn er wünschte, daß derselbe, bevor etwas beschlossen würde, seine künftige Gemahlin erst sehen möchte. So hatte auch er die beste Gelegenheit, den künftigen Kaiser Rußlands persönlich kennenzulernen. Die Kaiserin war mit allen Vorschlägen Friedrichs einverstanden und ließ zu der bevorstehenden Reise ihres Sohnes die notwendigen Vorbereitungen treffen. Sie wünschte, daß der Großfürst in Begleitung des Prinzen Heinrich nach Berlin fahre. Für die Reise der Prinzessin bewilligte sie 40000 Rubel. Zu Begleitern des Großfürsten bestimmte sie Feldmarschall Romanzow, Fürst Kurakin, Graf Saltikow und den Bojaren Narischkin. Gerührt nahm Katharina von ihrem Sohn und dem Prinzen Heinrich Abschied. Diese ruhten sich in Riga aus, besichtigten einige in der Nähe manövrierende Regimenter und setzten die Reise nach Mitau fort, wo sie freudestrahlend von dem Herzog von Kurland, dem Sohne des verstorbenen Biron, empfangen wurden. In Berlin angekommen, bezeigte man dem Großfürsten alle die Ehren, die man dem russischen Thronfolger, dem Sohn der Freundin Preußens, schuldig war. Prinz Heinrich stellte ihn dem König vor, der ihm bis an die Tür seines Arbeitszimmers entgegenging. Der Großfürst sagte: „Nichts anderes als der Wunsch, Eure Majestät der Freundschaft zu versichern, die Rußland auf immer an Preußen knüpfen wird, und das Verlangen, eine deutsche Prinzessin zu sehen, die den moskowi-

tischen Thron besteigen soll, führt mich aus dem äußersten Norden in das glückliche Preußen. Endlich bekomme ich am heutigen Tage den größten Helden Europas zu sehen, welchen unser Zeitalter ebenso bewundert, wie ihn die Nachwelt feiern wird." — Friedrich beeilte sich, zu erwidern: „Kaiserliche Hoheit, ich verdiene dieses erhabene Lob nicht. Sie sehen in mir einen alten schwächlichen Mann. Aber seien Sie versichert, daß ich mich glücklich schätze, den würdigen Thronerben des Russischen Reiches, den einzigen Sohn meiner besten Freundin, der großen Katharina, in meiner Hauptstadt empfangen zu können." — Darauf wandte sich der Monarch zu dem Feldmarschall Romanzow und fuhr fort: „Seien Sie mir willkommen, Besieger der Türken, ich finde zwischen Ihnen und meinem vortrefflichen General Winterfeld eine große Ähnlichkeit." Romanzow entgegnete beglückt: „Sire, es wäre für mich außerordentlich schmeichelhaft, wenn ich nur in etwas einem General ähnlich sähe, der sich in König Friedrichs Dienste so rühmend ausgezeichnet hat." — „Ah", versetzte Friedrich, der Romanzow außerordentlich schätzte: „Sie haben alle Ursache, auf die Siege stolz zu sein, die Ihren Namen auf die spätere Nachwelt übertragen werden."

Nachdem sich der Großfürst eine halbe Stunde lang mit dem großen Friedrich unterhalten hatte, begab er sich zu der Königin, bei der sich der ganze Hof versammelt hatte. Er sah dort die Prinzessin Sophie von Württemberg, war von ihr entzückt, brachte seinen Heiratsantrag an, und zur Freude aller wurde die Ehe beschlossen.

In den Schlössern von Charlottenburg, Potsdam und Sanssouci folgte ein Fest dem andern, bei denen es der König an Prachtaufwand nicht fehlen ließ. Dem Feldmarschall Romanzow erwies Friedrich die Aufmerk-

samkeit, bei der Vorführung seiner Truppen dieselben in geschlossenen Bataillonen manövrieren zu lassen. Dies war ein Verfahren, welches die Russen in der blutigen Schlacht von Kagul befolgt und mit 18000 Soldaten 100000 Türken besiegt hatten.

Bald darauf führte Prinz Heinrich den Großfürsten nach Schloß Rheinsberg und gab ihm zu Ehren ein Fest, das vier Tage umfaßte, bei welchem ebensoviel künstlerischer Geschmack wie Luxus entwickelt wurde. Mit dem Großfürsten hatte die Kaiserin die kostbarsten Geschenke für den König, Prinz Heinrich und die Großen des königlichen Gefolges übermittelt. Unter den Gegengeschenken Friedrichs ragten zwölf wundervoll gesattelte Pferde von edelstem Wuchs hervor. Von Rheinsberg reiste Großfürst Paul nach herzlichster Verabschiedung nach Petersburg zurück. Die Prinzessin Sophie folgte ihm bald nach, trat zur griechisch-katholischen Kirche über, nahm den Namen Maria an und wurde mit dem Großfürsten vermählt. Im Laufe ihrer Ehe schenkte sie ihrem Gemahl acht Kinder (drei Prinzen, fünf Prinzessinnen. Der Älteste war Alexander Paulowitz, der am 12. Dezember 1777 geboren wurde).

Nachdem Katharina ihren Sohn zum zweitenmal vermählt, die Grenzen ihres ungeheuren Reiches noch mehr erweitert hatte und das Feuer des Aufruhrs in den entlegensten Provinzen ersticken ließ, hätte sie sich für längere Zeit einem wohlverdienten Ausruhen hingeben können. Aber ihr brennender Ehrgeiz kannte keine Ruhe. Stille Genüsse, harmlose Vergnügungen waren nichts für ihren unruhigen Geist. Sie dürstete nach Ruhm, nach noch mehr Ruhm. Als ihre Armeen keine Siege mehr erringen brauchten, mußte sie sich nach anderen Triumphen umsehen, von denen man in Europa sprechen sollte. Schmeichler posaunten für bares Geld

ihre Taten aus, und die Zeitungen gaben ihnen ein vielfaches Echo zurück. Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, die viele wahrhaft große Männer zu ihren Mitgliedern zählte, aber mit ihrem Lobe nicht sehr sparsam war, vergötterte Katharina zuweilen ein wenig zu voreilig. Wenn die Kaiserin ihren Sitzungen nicht beiwohnte, stellte man an dem Platz, den sie bei ihrer Anwesenheit einzunehmen pflegte, eine Büste auf, die sie mit den Attributen Minervas, der Göttin der Weisheit, geschmückt, darstellte, obschon sie der keuschen Tochter Jupiters am wenigsten glich. Gregor Orlow hatte sich allmählich daran gewöhnt, daß Potemkin den ersten Platz neben Katharina in Rußland einnahm. Potemkin, auf seine Stellung, sein Ansehen stolz und mehr auf die unumschränkte Gewalt als auf die Liebe der Kaiserin eifersüchtig, überließ Katharina ruhig ihrer Leidenschaft für Zawadowsky, der nun schon seit einundeinhalb Jahren ihren Liebesfreuden diente. Aber plötzlich erwachte Zawadowskys Ehrgeiz. Potemkins Beispiel schwebte ihm vor Augen. Er glaubte ebenso berechtigt wie dieser, aus den kaiserlichen Umarmungen an das Staatsruder treten zu können. Um dies zu erreichen, mußte er Potemkin verdrängen. Er betrieb das nun mit allem Eifer, suchte seinen despotischen Gegner der Kaiserin verhaßt zu machen. Mißvergnügte Offiziere, neidische Höflinge, schlaue Frauen zog er auf seine Seite. Potemkin spürte den Fäden dieser Intrige nach. Er erkannte die Gefahr für sich. Es hieß schnell handeln. Schon sah er hie und da in ein unwilliges Gesicht seiner Freundin. Auch er beschloß, seinen Gegner zu stürzen. Der Zufall bot ihm bald die Gelegenheit dazu.

Ein junger Husarenoffizier, der Serbe Zoritz, kam nach Petersburg, um dort Beförderung zu suchen. Er war groß und stark, wohlgewachsen, ganz dazu ge-

eignet, die Lüsternheit einer wollüstigen Frau zu reizen. Potemkin kannte Katharinas Unbeständigkeit aus eigener Erfahrung. Zoritz erhielt ein Kapitänspatent und wurde zum Schloßdienst befohlen. Schon die erste Begegnung mit der Kaiserin brachte Potemkin einen verblüffenden Erfolg. Wie gebannt blieb Katharina stehen und blickte lange dem, mit elastischem Schritt davongehenden, schönen Menschen nach. Sofort ließ sie sich Näheres über Zoritz berichten. Er erhielt für den nächsten Tag die übliche Einladung zum Essen. Hingerissen von dem männlichen prachtvollen Körperbau des jungen Offiziers, befahl sie ihn sofort zu ihrem persönlichen Dienst. Zawadowsky wurde entlassen. Hohnlächelnd überreichte ihm Potemkin bei seiner Abreise das Geschenk der Kaiserin, das in 90 000 Rubeln, einem Landgut und einem jährlichen Bezug von 4000 Rubeln bestand. Zugleich erhielt Zoritz außer den gewöhnlichen Geschenken ein Landgut im Werte von über 100 000 Rubeln. Der neue Geliebte der Kaiserin konnte Potemkin nicht gefährlich werden. Er war ungebildet, besaß weder Erziehung noch Erfahrung. Zufrieden damit, allnächtlich den Vergnügungen der Kaiserin zu dienen, benutzte er die Gunst, in der er stand, nur dazu, das Ansehen dessen zu mehren, dem er seinen Aufstieg verdankte. Potemkin brauchte den Liebling Katharinas nicht zu fürchten. Er entschied jetzt allein mit seiner kaiserlichen Freundin das Schicksal Europas.

Peter der Große hatte freundschaftliche Beziehungen zum Hofe von Dänemark gepflegt. Peter III. hatte sie gründlich zerstört, als er, trotz der Warnungen Friedrichs des Großen, die russische Flotte und das Heer gegen Dänemark mobilisierte. Katharina bemühte sich, den russischen Einfluß auf die Staatsgeschäfte Dänemarks wiederzugewinnen. Dem Hofe von Dänemark lag unge-

mein viel an einem guten Verhältnis zwischen beiden Regierungen. Er schreckte sogar nicht davor zurück, das Wohlwollen der russischen Minister und Günstlinge mit barem Gelde zu erkaufen. Katharina hatte alle Ursache, dem dänischen Gesandten Graf Rantzau-Aschberg dankbar zu sein, der um die Verschwörung Orlows wußte und ihre Thronerhebung mit Rat und Tat förderte. Plötzlich behandelte sie ihn schlecht. Rantzau war tief verletzt. Er kehrte nach Dänemark zurück. Verärgert demütigte Katharina den Kopenhagener Hof, indem sie einen intelligenten, aber wegen Unterschlagungen abgesetzten Steuereinnehmer geringer Herkunft, den aus Holstein gebürtigen Saldern, als ihren außerordentlichen Envoyé nach Kopenhagen schickte. Dieser bewies mit seiner ungewöhnlichen frechen Sprache gegen den König von Dänemark und dessen Minister einen empörenden Hochmut, wollte von jeder Angelegenheit wissen und ihnen in einem drohenden Ton vorschreiben, was sie tun oder lassen sollten. Entgegen dem Gutachten des Ministerrats und dem Wunsche des Volkes, bewog er den König zu der Reise nach England und Frankreich, die für den schwächlichen Monarchen und seine liebenswürdige, aber unbesonnene Gemahlin so traurige Folgen hatte. Saldern begnügte sich nicht damit, die Staatsgeheimnisse auszuspionieren, er mischte sich auch in die Privatangelegenheiten des Königshauses und kümmerte sich um die geringfügigsten Dinge. Er befürwortete die Anstellung von Personen bei Hofe, auf deren Ergebenheit er rechnete, und sorgte für die Entfernung derjenigen, die seinen russischen Rubeln widerstanden. Der von ihm ausgeübte Despotismus war schändlich. Die Kaiserin rief Saldern zurück und besetzte dessen Stelle durch Philosophow, der es darauf absah, die Gepflogenheiten seines Vorgängers zu über-

nehmen. Sein Ansehen und sein Einfluß nahmen in dem Grade ab, als das Ansehen des Kanzlers Struensee stieg, den Philosophow haßte, weil er der Gegner der russischen Partei am Königshof war. Auch konnte er es nicht vergessen, daß Struensee ihn bei einer der schönsten Frauen Kopenhagens ausgestochen hatte. Indessen bemühte er sich vorerst vergeblich, den Kanzler zu stürzen, sosehr er in seinen Absichten vom älteren Grafen Bernstorff unterstützt wurde, den man als ergebenen Diener Rußlands aus dem Ministerium entlassen hatte. Bald aber konnte Philosophow triumphieren. Struensee wurde der Geliebte der jungen Königin Karoline Mathilde. Sein Stolz und seine Unbesonnenheit führten ihn auf das Blutgerüst. Die Königin wurde vom Throne gejagt, nach Zelle verwiesen, wo sie aus Kummer Anfang 1776 starb. Aus dieser Schicksalstragödie erntete Philosophow die Früchte. Die Königinwitwe Juliane Marie, eine Schwester des Herzogs von Braunschweig und des unglücklichen Herzogs Anton Ulrich, den Katharina gefangen hielt, war die Urheberin der Revolution. Sie übernahm das Staatsruder, entließ den Minister Rantzau und tat so, als ob ihr der Rat Philosophows, die Freundschaft mit Rußland, ungemein wertvoll und unentbehrlich sei. Der ältere Graf Bernstorff war gestorben. Philosophow drang darauf, daß der Neffe seines Onkels die ehemalige Ministerstellung erhielt. Bernstorff war der geborene Staatsmann. Von stattlicher Figur, edler Gesichtsbildung, zeichnete ihn neben seinem scharfen Verstand eine große Überredungskunst aus. Kaum zum Minister ernannt, suchte Bernstorff von Katharina die Abtretung des unter ihrer Gewalt stehenden Teils von Holstein zu erlangen. Er wußte wohl, daß die stolze Kaiserin sich schwerlich entschließen würde, von ihren Staaten das Geringste abzutreten, und benutzte ihren

Stolz, um sie zu dieser Aufopferung zu bewegen. Philosophow wurde zuerst gewonnen, andere führende Männer für ihr Reden oder Schweigen bezahlt. Der habsüchtige, durch reiche Geschenke gefügig gemachte Saldern stellte der Kaiserin vor, es sei unter ihrer Würde, sich durch den Besitz eines so kleinen Fürstentums vom Deutschen Reiche abhängig zu machen. Die stolze Katharina, die sich in der Tat durch diesen Schein von Unterwürfigkeit beleidigt fand, trat gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die sie dem Fürstbischof von Lübeck überließ, alle ihre Rechte auf Holstein ab. Der Tauschvertrag wurde am 16. November 1773 zu Kiel unterzeichnet. Diese Begebenheit löste in Kopenhagen den größten Jubel aus und wurde mit großem Pomp gefeiert. In Petersburg war das nicht der Fall. Katharina sah bald ein, daß sie sich von dem klugen Bernstorff hatte überlisten lassen. Saldern, dessen Betrug jetzt herauskam, fiel in Ungnade. Indessen tröstete sich die Kaiserin über den Verlust von Holstein durch die Überzeugung, daß sie an Dänemark einen folgsamen Bundesgenossen behielt, der immer bereit war, ihr gegen Schweden beizustehen.

Schweden war für Rußland immer ein Nachbarland, das Besorgnis erregte. Peter der Große hatte schon beschlossen, diese Nation zu unterdrücken und die schwedische Macht zu ersticken. Karls XII. siegreicher Widerstand konnte es nicht verhindern, daß Rußland ihm die Provinzen Livland, Estland, Karelien und Ingermanland raubte. Jeder Krieg gegen Schweden bereitete in Petersburg Freude. Jedes Mittel, den schwedischen Nebenbuhler zu unterdrücken, war dem russischen Hof recht. Der schwedische Adel teilte sich in zwei Parteien. Die der Mützen predigte den engen Anschluß an Rußland, die der Hüte den an Frankreich. Als der Graf Panin

unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth Gesandter am schwedischen Hofe war, streute er mit verschwenderischen Händen das Geld unter die Höflinge und verschaffte sich bald ein Übergewicht, das er geschickt ausspielte, um den Senat gegen den Hof aufzubringen. Er beherrschte den einen durch seine Intrigen, den andern durch Furcht. Der Nachfolger Graf Ostermann folgte dem Beispiele des Vorgängers. Noch raffinierter wie Panin, hielt er Schweden in einer gewissen Abhängigkeit von Rußland, und man kann sagen, solange der König Friedrich Adolph lebte, regierte der russische Gesandte in Stockholm. Seine Absicht, aus Schweden eine russische Provinz zu machen, verhüllte er dem Adel gegenüber durch das angebliche Ziel, Schweden unter dem Schutze von Rußland zu einer aristokratischen Republik umwandeln zu wollen. Gustav III., der 1771 den Thron bestieg, suchte die russische Bevormundung wie die ständigen Einreden des Senats zu beseitigen. Die russische Mützenpartei hatte im Reichstag die Mehrheit. Sie schrieb ihm eine Eidesformel vor, die stark von den Reichsgrundgesetzen abwich. Gustav III. unterschrieb sie, ohne dieselbe zu lesen, vermutlich um dadurch einen Vorwand zu haben, sich der eingegangenen Verbindlichkeiten ohne Bedenken für die Folge zu entziehen. Nach einer eingehenden Rücksprache mit dem tüchtigen, im Ränkespiel wohlerfahrenen französischen Gesandten Graf Vergennes, beriet er sich mit seinen Vertrauten, Grafen Scheffer und Salza, und es wurde gemeinschaftlich der Plan zu der Revolution entworfen, die dann glücklich ohne Blutvergießen zur Ausführung gelangte. Gustav III. erreichte seinen Zweck. Das russische Joch wurde abgeschüttelt, die Macht der Mützenpartei und des Senats gebrochen und mit nur 400 Soldaten die königliche Gewalt in ihrer

ganzen Kraft und Würde wiederhergestellt. Mit den reichlichen Geldmitteln aus Frankreich schwächte Gustav III. den Einfluß Rußlands, stärkte seine eigene Partei. Der russische Gesandte hatte diese Entwicklung übersehen. Katharina tobte und erteilte Ostermann den Befehl, um jeden Preis das alte, von Gustav III. aufgehobene Regierungssystem wiederherzustellen. Ostermanns unausgesetzte Bemühungen blieben erfolglos. Der König behandelte ihn mit auffallender Kälte und übersah ihn, wo er es vermochte. Katharina ließ zu Anfang des Jahres 1776 ein größeres Geschwader in Kronstadt aufstellen. Stockholm wurde unruhig. Auf seine Anfrage bei Katharina, wem diese Rüstung gelte, erhielt es den Bescheid, sie sei nicht gegen Schweden bestimmt. Um auf jeden Fall die wahren Absichten der Kaiserin kennenzulernen, reiste der König unter dem Inkognito eines Grafen Gotland mit seinen Vertrauten nach Petersburg, wo er am 16. Juni anlangte. Niemand wußte etwas von dieser Reise. Nur der schwedische Gesandte, Baron von Nolken, war verständigt worden. Bei ihm stieg der König mit seinem Gefolge ab und begab sich sogleich zu dem Grafen Panin. Am Nachmittag fuhr er nach Zarskoje Selo, wo sich Katharina aufhielt, und hatte mit ihr eine Unterredung, in der beide eine Herzlichkeit bezeigten, die keinem ernst war. Um dem König einen Begriff von der Pracht und den Vergnügungen ihres Hofes beizubringen, wurde eine Reihe von prunkvollen Festen veranstaltet.

Katharina unterhielt sich oft und lange mit dem Schwedenkönig, suchte seinen Charakter zu studieren und fand, daß ihn ein zu starkes Selbstvertrauen beseelte. Sie wußte, daß er sich durch alle seine Regierungsmaßnahmen die Liebe seiner Nation erworben hatte, wußte aber auch aus eigener Erfahrung, daß ein

einziger unbesonnener Schritt diese Liebe in Haß verwandeln konnte. Unter Lachen und Scherzen im Widerstreit der Meinungen rang sie ihm das Zugeständnis ab, in Schweden eine neue Tracht einzuführen. Katharina war überzeugt, daß sich der König durch diese Modeveränderung in weiten Kreisen höchst unbeliebt machen würde, und das war es ja auch, was sie mit dieser Herausforderung bezweckte. Tatsächlich führte Gustav III. nach seiner Rückkehr eine neue theatralische Tracht ein, war aber so vorsichtig, sie nicht durch Gesetz aufzuzwingen, sondern schuf unter dem Hinweis, es sei eine alte schwedische Tracht, einen Anreiz zur Anschaffung. Da er sie selbst trug, folgte der Hof schnell seinem Beispiel, ebenso weite Volkskreise. Der Aufenthalt in Petersburg hatte Gustavs Achtung vor Katharina nicht vermehrt. Und die Kaiserin wurde in ihrem Entschluß, den Schwedenkönig zu demütigen, bestärkt. Das Reisen nach Petersburg schien in der damaligen Zeit in fürstlichen Kreisen eine Modesache zu werden. Kaum war der König von Schweden abgereist, so erschien die Herzogin von Kingston, die durch ihre Schönheit, den ungeheuren Luxus, den sie entfaltete, und durch ihre galanten Abenteuer viel von sich reden machte. Sie kaufte sofort ein Lustschloß an der Newa und glaubte sich würdig, an Katharinas Hofe zu leben. Katharina bemerkte, daß die Schönheit der Herzogin die Männer ihrer Umgebung in Aufruhr versetzte. Eine Nebenbuhlerin wollte sie nicht groß werden lassen. Sie legte der Herzogin gegenüber eine so große Kälte und Gleichgültigkeit an den Tag, daß diese erbost nach Italien abreiste.

Seitdem Katharina Sahim-Gherai zum Khan der Krim ernannt hatte, hörten die Unruhen daselbst nicht auf. Sie hatte zuverlässige Truppen nach dort geschickt, um

Ordnung und Ruhe herzustellen. Durch diese Bewachung aufgeregt, töteten die Tataren die Soldaten aus dem Hinterhalt, wo es nur irgend anging. Katharina verstärkte die Truppen unter dem Kommando von Fürst Prozorowski, der die Tataren angriff und zerstreute. In dieser Zeit forderte der russische Gesandte in Konstantinopel die Abtretung aller Ansprüche auf Einsetzung eines Khans, was die türkische Regierung ablehnte. Darauf kündigte der Feldmarschall Romanzow derselben an, daß die Krim sich unter Rußlands Schutz begeben habe und Sahim-Gherai der Khan bliebe, andernfalls Rußland der Türkei den Krieg erkläre. Auch die Türken wollten zu den Waffen greifen. Der frühere französische Gesandte Vergennes hatte die Türken in jahrelangen Bemühungen zum Kriege gegen Rußland aufgestachelt. Der jetzige Graf von St. Priest tat das Gegenteil. Er verhinderte sie jetzt, einen neuen Krieg zu beginnen. Die türkische Regierung blieb unentschlossen, das Volk forderte den Krieg gegen Rußland. Während die Verhandlungen schwebten, gewann sich Katharina durch wertvolle Geschenke und Versprechungen neue Anhänger in der Krim. Zwar war ihr Heer gerüstet, aber sie selbst wünschte den Krieg nicht. Der französische Gesandte wurde immer wieder vom Versailler Hof angewiesen, den Krieg zu verhindern. Man wollte England der Unterstützung Rußlands berauben und sich der Dankbarkeit Katharinas versichern. Endlich erreichte der Gesandte, was Versailles forderte. Die Türkei gestand Katharina die gewünschte Unabhängigkeit der Krim und der Donau- und Moldaustaaten zu, gewährte den russischen Schiffen das Befahren aller türkischen Gewässer. Das neue Abkommen erfreute Katharina in hohem Maße. Sie beschenkte den Sultan und seine Favoritengemahlin mit einer Sammlung wertvoller

Juwelen und war auch freigebig gegen den Großwesir und andere hohe Würdenträger des Sultans. Potemkin, der vor kurzem in den Reichsfürstenstand erhoben war, schickte dem französischen Gesandten ein persönliches Dankschreiben und übermittelte ihm von seiner Herrin den St.-Andreas-Orden nebst dem mit Diamanten besetzten Ordenskreuze, eine mit Edelsteinen besetzte Dose, für seine Gattin kostbares Pelzwerk und einen wertvollen Ring.

Ohne Schwertschlag hatte Katharina Großes erreicht. Was gestern noch den Einsatz einer Armee von Hunderttausenden erfordert, die Kassen des Reiches geleert hätte, war ihr plötzlich mühelos in den Schoß gefallen. Der Franzose hatte prachtvoll für die Ziele der Kaiserin gearbeitet. Endgültig verfügte sie über die Krim und konnte in den Donau- und Moldaustaaten ihren Einfluß ausbauen. Auf Europa und Asien gleichzeitig gestützt, konnte Rußland seine Waren nach allen Richtungen hin mit der ganzen Welt austauschen. Katharina befand sich in den Tagen des Vertragsabschlusses mit der Türkei in der denkbar besten Stimmung. Selten sah man sie so gut gelaunt. Eines erfüllte sie nur mit Neid und verärgerte sie. Das war die maritime Überlegenheit der Engländer. Indessen mochte Katharina doch nicht die bedeutenden Vorteile einbüßen, die ihr der englische Handel bot. Gern sah sie es, daß die Engländer ihre amerikanischen Kolonien verloren. Schnell lud sie die Reedereien ein, in ihren Häfen die Produkte zu suchen, die sie auf direktem Wege von den Handelshäusern Amerikas nicht mehr erhielten. Bald liefen denn auch englische Schiffe in größerer Anzahl als bisher in den Hafen von Archangelsk ein. Gleichzeitig wurden die Schiffe der vereinigten nordamerikanischen Staaten mit Freuden aufgenommen und erhielten trotz des Ein-

spruchs von England das Recht der freien Schiffahrt auf dem Baltischen Meere zugebilligt.

Das Fest der Thronbesteigung der Kaiserin und der Geburtstag des Großfürsten wurden alljährlich am gleichen Tage unter vielen Beförderungen der höheren Offiziere mit außerordentlicher Prachtentfaltung gefeiert. Ebenso die Stiftungstage verschiedener Orden, die Katharina verliehen waren. Einmal bat sie sich aus, die Großmeisterfunktionen des englischen Bath-Ordens ausüben zu dürfen. Dem Ritter James Harring sollte der Ritterschlag erteilt werden. Umgehend übermittelte der englische König die nötigen Insignien des Ordens. Katharina versetzte dem Ritterkandidaten mit einem reich mit Diamanten besetzten Degen einen Schlag auf die Schulter und sagte gemäß Statut: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit sei ein würdiger und tapferer Ritter." Dann reichte sie ihm den Degen und setzte hinzu: „Um Ihnen meine Zufriedenheit zu bezeigen, schenke ich Ihnen den Degen, mit dem ich Sie jetzt zum Ritter geschlagen habe." Einige Tage zuvor hatte die Kaiserin zur Erinnerung an die große Seeschlacht bei Tschesmé und die Verbrennung der türkischen Flotte ein großes Fest veranstaltet. Von Peterhof aus begab sich Katharina an Bord einer Yacht zur Flotte hinaus, die zwischen Kronstadt und Krasna-Gorka kreuzte, um den Eifer und den Mut der Marineangehörigen zu stärken. Der Kommandeur, Admiral Borsch, empfing sie. Er, wie verschiedene Offiziere erhielten reiche Beweise ihrer Zufriedenheit. Eine Feuersbrunst hatte ein Viertel der Stadt Twer verheert. Zur Linderung der ersten Not übermittelte die Kaiserin mit Eilkurier sofort 100000 Rubel. Ein Branntweinbrenner in Petersburg wollte den Einwohnern seine Dankbarkeit beweisen. Er gab ein Fest, wo er für 20000 Rubel Bier, Branntwein und

Fleisch spendete. Zu diesem Schmaus strömte der Pöbel zusammen. Schon in den ersten Stunden kam es zu Schlägereien, bei denen viele Gäste getötet wurden. Andere betranken sich derart, daß sie auf der Straße einschliefen und erfroren. Das so gut gemeinte und doch unglücklich verlaufene Fest kostete 500 Menschen das Leben.

Waren die kriegerischen und politischen Verwirrungen noch so besorgniserregend, sie hinderten Katharina nicht an der ständigen Verbesserung aller staatlichen Einrichtungen. So hatte sie unter dem Namen eines adeligen Fräuleinklosters ein Erziehungsinstitut geschaffen. Die Töchter des Adels mußten fremde Sprachen lernen, französische Lust- und Trauerspiele aufführen. Sie erhielten Unterricht in der Geschichte, Geographie, Musik und lernten tanzen. Es wurden auch Mädchen bürgerlicher Herkunft aufgenommen, die im Haushaltunterricht Nähen, Waschen und Kochen lernten. Die Aufführungen des Instituts besuchte sie gern, sie bereiteten ihr viel Vergnügen. Indessen gab es Freuden, die sie beständiger fesselten. Obschon sie ihre Liebhaber immer wechselte, ihr Liebeshunger, ihre Leidenschaft blieb dieselbe. Der Serbe Zoritz hatte sie ein Jahr lang gefesselt. Neben dem Generalmajorsrang hatte er wertvolle Geschenke erhalten. Katharinas Liebe für den schönen, aber ungebildeten Menschen schien sich täglich zu steigern, da erhielt er den Befehl, den Hof zu verlassen. Irgend etwas in seinem Benehmen hatte sie abgestoßen. Zoritz eilte sofort zu Potemkin und beklagte sich über seine plötzliche Verabschiedung. Diesem hatte die Ungefährlichkeit des kaiserlichen Liebhabers behagt. Er fragte die Kaiserin nach dem Grund ihrer Ungnade und erhielt die Antwort: „Gestern liebte ich ihn, heute ist er mir zuwider. Besäße er mehr Kenntnisse, so würde

ich ihn behalten haben, aber ich muß mich seiner Unwissenheit zu sehr schämen. Er versteht nichts anderes als Russisch und soll nach Frankreich und England reisen, um fremde Sprachen zu erlernen." Potemkin mußte sich zufriedengeben. Zoritz reiste nach Frankreich. Potemkin beeilte sich, einen ihm genehmen Nachfolger zu suchen. Er war nicht wenig überrascht, als er bereits am nächsten Tag hinter dem Stuhle der Kaiserin einen Kammerherrn erblickte, den er gar nicht kannte. Es war Rimsky Korzakow, Sergeant bei der Garde, der ihr beim Vorbeimarsch seines Regiments aufgefallen war. In aller Heimlichkeit hatte sie sich mit ihm eingelassen. Korzakow war schön gewachsen, besaß ein sympathisches Gesicht, war aber genau so unwissend und ungebildet wie sein Vorgänger. Auf Befehl der Kaiserin, sich einige Kenntnisse anzueignen, ließ er unverzüglich die angesehensten Buchhändler Petersburgs zu sich kommen und sagte ihnen, er wolle sich Bücher anschaffen, sie sollten diese in Wassiltschikows Haus, das ihm die Kaiserin geschenkt hatte, aufstellen lassen. Die Buchhändler fragten ergeben, was für Bücher er denn haben wolle. Korzakow antwortete bestürzt: „Das wissen Sie ja besser als ich, das ist Ihre Sache. Große Bücher unten und kleine oben, gerade wie es bei der Kaiserin ist." Potemkin war beruhigt. — Wieder einmal hatte das Fleisch über den Geist gesiegt. Auch Korzakow konnte Potemkins ehrgeizige Pläne nicht stören.

Katharina war auf Österreich schlecht zu sprechen. Im Gegensatz zu früher hatte der österreichische Gesandte in Konstantinopel die türkische Regierung zum Kriege gegen Rußland aufgeputscht. Jetzt schien für Katharina die Zeit zur Rache gekommen zu sein. Der am 30. Dezember 1770 erfolgte Tod Maximilian Josephs, des Kurfürsten von Bayern, gab dem Wiener

Hofe Gelegenheit, seine alten Ansprüche auf dieses Kurfürstenland wieder geltend zu machen. Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, Nachfolger Maximilian Josephs, entschloß sich des lieben Friedens willen, die mehr als ungewissen Rechte des Hauses Österreichs anzuerkennen und gab durch ein in Wien am 3. Januar 1778 unterzeichnetes Abkommen seine Einwilligung, daß Joseph II. als Kaiser von Deutschland und Maria Theresia als Königin von Ungarn von Bayern Besitz nahmen. Der Herzog von Zweibrücken protestierte unverzüglich gegen diese Erklärung, welche die Rechte seines Hauses verletzte. Der Kurfürst von Sachsen behauptete ebenfalls, auf Maximilian Josephs Hinterlassenschaft ein Anrecht zu haben. Endlich reklamierte auch der Herzog von Mecklenburg Rechte aus dem Jahre 1502. Diese drei Fürsten wandten sich gemeinschaftlich an Friedrich den Großen, ihre Rechte zu schützen. Friedrich hatte kein Interesse an der Machterweiterung des kaiserlich österreichischen Hauses. Er, den man als Kurfürst von Brandenburg mit dem Reichsbann belegt hatte, wurde jetzt die Stütze der deutschen Freiheit und Reichsverfassung und erklärte, man könne über Bayern nicht verfügen, ohne die sämtlichen Kurfürsten um Rat zu befragen. Es entwickelte sich zwischen ihm und Kaiser Joseph II. zunächst ein Federkrieg. Aber in kurzem wurde der Streit ernsthafter. Man griff zu den Waffen, und das Blutvergießen nahm im Sommer 1778 seinen Anfang. Jetzt setzte Katharina ein und gab dem Wiener Hof den dringenden Rat, auf Bayern zu verzichten und Frieden zu schließen. Sie erklärte: „Sie nehme als Herrscherin eines Staates, der mit Deutschland in natürlicher Verbindung stehe und angesichts ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu den Fürsten Deutschlands, insbesondere zu dem König von Preußen, an Deutschlands

Ruhe den lebhaftesten Anteil. Sie finde, daß das Reich mit Recht darüber in Bewegung geraten sei, daß das Haus Österreich Ansprüche geltend machen wolle, welche bereits seit Jahrhunderten verjährt seien und deren nicht einmal im Westfälischen Friedensvertrag gedacht wurde. Der unrechtmäßige Schritt des Wiener Hofes setze ganz Deutschland in Gefahr. Jeder kluge Herrscher müsse dies Unglück voraussehen und demselben vorzubeugen suchen. Auch könne Rußland in dieser Hinsicht keine anderen Grundsätze befolgen als diejenigen, welche der Wiener Hof bei ähnlichen Vorfällen zur Richtschnur genommen habe. Es fordere demnach die Kaiserin Königin und den Kaiser auf, sich mit dem König von Preußen und den übrigen an der bayrischen Erbfolge interessierten Fürsten, den Gesetzen und Verfassungen des Reichs gemäß, in Güte zu vergleichen, widrigenfalls werde die Kaiserin von Rußland sich genötigt sehen, darauf Rücksicht zu nehmen, was sie ihrem Reiche, vorzüglich aber ihrem Alliierten, schuldig sei, und alsdann ihre Truppen zu der Armee des Königs von Preußen stoßen lassen." Katharina konnte ihre Drohungen leicht verwirklichen. Sie hatte in Polen drei Armeen, wovon die eine 40000 Mann stark unter dem Kommando des Fürsten Repnin bereits Befehl erhalten hatte, sich marschfertig zu halten. Der Wiener Hof, von den Absichten Katharinas wohl unterrichtet, hatte, bevor ihre Erklärung eintraf, einen Kurier nach Petersburg geschickt und die Kaiserin eingeladen, in Verbindung mit dem französischen Hof, die zwischen Österreich und Preußen entstandenen Streitigkeiten zu schlichten. Sogleich versammelte sich zu Teschen ein Kongreß, und Repnin, den die Kaiserin mit ihrer und Friedrichs Interessenwahrnehmung betraut hatte, trat als Friedensvermittler auf. Das Haus Österreich erhielt lediglich einen kleinen Gebietsteil

zwischen Donau, Inn und Salzach zugesprochen. Am 13. Mai 1779 war der Friede in Deutschland wiederhergestellt. Friedrich II. und Katharina hatten dem gebietslüsternen Streben Österreichs einen Riegel vorgeschoben, den Ehrgeiz des Wiener Hofes bezwungen.

Während der Norden Europas seine Ruhe genoß, war der Süden und Westen von den Ereignissen der nordamerikanischen Freiheitsbewegung in Mitleidenschaft gezogen. England, Frankreich, Spanien und Holland rüsteten unaufhörlich neue Geschwader aus und röteten die Meere beider Weltteile mit Blut, um zu entscheiden, ob die freiheitsdürstenden Nordamerikaner unabhänig werden sollten oder nicht.

Der Seekrieg gab dem Handel der nordischen Mächte stets einen großen Auftrieb. Von ihnen bezog man das Material zum Bau der Schiffe und ihre Verproviantierung. Die Holländer, die seit langer Zeit im Besitz des Handels auf dem Baltischen Meere waren, wollten verhüten, daß ihre Kauffahrteischiffe den Engländern in die Hände fielen und ließen sie daher unter der neutralen Flagge Dänemarks segeln. Von den englischen Kaperschiffen wurde aber die Neutralitätsflagge wenig respektiert. In gemeinster räuberischer Weise führten die Engländer die aufgebrachten Schiffe nach London oder Plymouth. Die Schiffe Hamburgs, Bremens und Lübecks unterlagen demselben Schicksale. Die bedrängte Kaufmannschaft dieser Städte rief Katharina um Schutz an. Ihr Stolz war bereits beleidigt, daß die Engländer die in den russischen Häfen beladenen Schiffe nicht respektierten, ja sogar oft welche anhielten, die unter russischer Flagge segelten. Ein anderer Beweggrund bestimmte sie noch, die nordische Schiffahrt in Schutz zu nehmen. Der französische Gesandte Vergennes, der Katharina seinerzeit durch seine Ränke in Konstantinopel

in Zorn brachte, hatte sich dadurch wieder bei ihr in Gunst gesetzt, daß er seinen Nachfolger St. Priest antrieb, die Türken zur Bewilligung der russischen Forderungen zu bestimmen, wodurch den Engländern der Beistand der russischen Flotte entzogen worden war. Jetzt hatte Vergennes einen Plan entworfen, der seinem staatsmännischen Talent Ehre machte, den Plan zur bewaffneten Neutralität. Katharina billigte nicht nur diese staatsmännische Schöpfung, sondern begeisterte sich so dafür, daß sie andern gegenüber so auftrat, als sei dieser Plan ihr eigener Gedanke gewesen.

Katharina beschloß, ihre Schiffahrt mit Gewalt zu beschützen. Dänemark und Schweden waren für sich der gleichen Meinung. Sie vereinigten ihre Geschwader mit der Flotte Katharinas, um der immer frecheren Seeräuberei Englands wirkungsvoll zu begegnen. Den Entschluß zur bewaffneten Neutralität teilte Katharina den Höfen von Madrid, Versailles und London mit. Zugleich überreichten ihre Gesandten eine Erklärung, worin die Kaiserin ausführte, das Völkerrecht sei von England in schamloser Weise verletzt worden, der Handel der russischen Untertanen gehemmt und ihre Schiffahrt unterbrochen worden. Sie sei, um in Zukunft dergleichen Mißbräuche zu verhüten, entschlossen, die allen neutralen Völkern zustehenden Rechte mit Gewalt zu behaupten. Die Hauptforderungen Katharinas waren: 1. Alle neutralen Schiffe dürfen an den Küsten der im Kriege begriffenen Nationen ungehindert von einem Hafen zum andern segeln. 2. Die Güter der kriegführenden Mächte, mit Ausnahme der verbotenen Waren, dürfen in den neutralen Schiffen nicht angetastet werden. 3. Die Kaiserin versteht unter verbotenen Waren alle diejenigen, die in dem 10. und 11. Artikel ihres Handelsvertrages mit England verzeichnet sind. Sie dehnt ihre Verbind-

lichkeit in dieser Hinsicht auch auf die übrigen kriegführenden Mächte aus. 4. Für blockiert gilt nur derjenige Hafen, der von den Schiffen der ihn angreifenden Mächte so besetzt ist, daß man nicht ohne Gefahr in denselben einlaufen kann. 5. Die Gesetzmäßigkeit der Prisen soll allein nach diesen Grundsätzen entschieden werden. Das englische Kabinett entgegnete sofort, es habe seit Kriegsbeginn den Befehlshabern seiner Schiffe strikten Befehl gegeben, die russische Flagge zu respektieren. Dieser Versicherung ungeachtet fuhren die verlogenen Engländer noch eine geraume Zeit fort, die russischen Schiffe anzuhalten und die britische Admiralität über die Rechtmäßigkeit dieser Prisen entscheiden zu lassen. Katharina protestierte energisch. Der Streit nahm ernsthafte Formen an. Schließlich erregte Katharinas unbeugsame Haltung Furcht, und die russischen Schiffe wurden freigegeben. Preußen, Österreich und Portugal und andere Mächte traten dem Neutralitätsblock bei. Dem Despotismus der Engländer, ihrer schrankenlosen Gier nach fremdem Eigentum war eine straffe Zügelung widerfahren. Sie waren nicht mehr die alleinigen Beherrscher der Meere. Der englische Gesandte in Petersburg hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, den Neutralitätsbund zu verhindern oder wenigsten Rußland von der Beschützung der Schiffahrt anderer Nationen fernzuhalten. Auch stellte er alles mögliche an, um Potemkin für England zu gewinnen. Er beschenkte freigebig ihn und seine vier Nichten. Aber die diplomatischen Kunststücke des Ritters Harris wurden durch eine amüsante List vereitelt. Als er entdeckte, daß man die Kaiserin zu bewegen suche, die bewaffnete Neutralität in Vorschlag zu bringen, fertigte er ein langes Exposé an, in dem er den Plan ausführlich widerlegte. Potemkin versprach, das Exposé am nächsten Tage der Kai-

serin zu überreichen. Hatte der Gesandte oder Potemkin etwas davon verlauten lassen? Die Anhänger der Neutralität kamen dahinter. Sie gewannen eine gewisse Mamsell Guibald, ein sehr keckes, kluges Mädchen, die bei Potemkins Nichten weilte und mit ihm selbst auf gutem Fuße stand. Diese Guibald nahm das Exposé heimlich aus der Tasche Potemkins. In aller Eile machte man über Nacht Anmerkungen, mit denen die Einwürfe des englischen Gesandten lächerlich gemacht wurden. Die Schrift ward nun wieder unbemerkt in Potemkins Rocktasche gesteckt, und Potemkin überreichte sie Katharina. Bei der Prüfung des englischen Schriftsatzes glaubte Katharina, die Anmerkungen stammen von Potemkin, ein Grund mehr für sie, das Neutralitätsbündnis gegen England durchzusetzen. Harris, der bald von diesem Schelmenstücklein erfuhr und sah, daß all sein Mühen vergeblich gewesen, meldete sich für lange Zeit krank.

Potemkin erhielt sich im Genusse der kaiserlichen Gunst, sein Ansehen erschien unerschütterlich. Er machte Regen oder Sonnenschein am Hofe. Sein unermeßlicher Reichtum wurde fast täglich durch ein neues Geschenk Katharinas vermehrt, das Verzeichnis seiner Würden und Ämter durch einen neuen Ehrentitel verlängert. Der Hof, die Armee, die Flotte, alles hing von ihm ab, alles war ihm ergeben. Bei aller groben, ja nicht selten brutalen Freimütigkeit war er doch vorsichtig und äußerst schlau. Er beherrschte die Kaiserin, diktierte ihr seinen Willen, schlug die Gesetze vor, wußte aber für seinen Ehrgeiz, seine Herrschsucht immer nur Diensteifer vorzutäuschen. Die ältesten Generale und Staatsmänner behandelte er verächtlich und mit beispiellosem Hochmut, wenn er glaubte, es ungestraft tun zu können. Von Hause aus feige, schonte er aber alle die, denen er

Mut, Verstand und Unternehmungsgeist zutraute. Der Feldmarschall Romanzow war fast der einzige General, der sich vor ihm nicht demütigte und mit Widerspruch nicht geizte, wenn es das Allgemeinwohl erforderte. Potemkin fürchtete ebensosehr seine Unbeugsamkeit, wie er ihn um seine Siegestaten beneidete. Sein Haß gegen Romanzow erstreckte sich sogar auf seine Schwester, die Gräfin Bruce, eine der vertrautesten Freundinnen der Kaiserin, und er vergaß ganz, daß diese es war, der er die erste Verbindung mit Katharina und seine Begünstigungen verdankte. Wie ungezwungen er auch mit der liebenswürdigen Gräfin umging, wie freundschaftlich er sich gegen sie bezeigte, so beobachtete er doch in der gemeinsten Weise alle ihre Reden und Handlungen in der Hoffnung, sie bei der nächsten Gelegenheit zu stürzen. Der Zufall gab ihm bald dafür ein Mittel an die Hand.

Korzakow war der Geliebte der Kaiserin. Ihre Geschenke und Ehrenstellen hätten bei ihm, wenn nicht Liebe, doch wenigstens Dankbarkeit erzeugen sollen. Aber er war ebenso unbesonnen wie eitel, dazu maßlos in eine andere verliebt. Die Gräfin Bruce, die ihn täglich bei der Kaiserin sah, faßte bald eine Neigung zu ihm, wagte es aber noch nicht, sich ihr zu überlassen. Ihrer Liebe stand auch der Zwang entgegen, in dem die Liebhaber Katharinas zu leben gezwungen waren, der jede Untreue unmöglich machte. Potemkin, der sie nie aus den Augen ließ, sah täglich mit an, wie die Gräfin errötete, wenn ihr die Kaiserin von dem Manne vorschwärmte, nach dessen Liebe die Gräfin zitterte und verlangte. Er half der Gräfin alle Schwierigkeiten überwinden, wurde der Vertraute ihrer Liebesgefühle und verschaffte der Gräfin Gelegenheit, im geheimen mit Korzakow zusammenzukommen. Obgleich Potemkin

diesen ungefährlichen Günstling gern sah, beschloß er doch, ihn zu opfern, wenn Romanzows Schwester mit ihm zugleich fiel. Nichts enthüllt Potemkins niedere Gesinnung, seinen tückischen Charakter besser als dieser Fall. Korzakow und die Gräfin schwelgten in ihrer Liebe in dem von Potemkin zur Verfügung gestellten Raum. Potemkin enthüllte die Zusammenkunft. Die Kaiserin war zuerst ob des verübten Betruges fassungslos. Zornsprühend eilte sie in das ihr von Potemkin bezeichnete Haus und fand ihre intime Vertraute in den Armen ihres Geliebten. Korzakow erhielt den Befehl, sofort das Reich zu verlassen, und die Gräfin Bruce mußte sich nach Moskau begeben. Am gleichen Tage hatte Lanskoi, ein Offizier der Rittergarde, Innendienst im kaiserlichen Palast. Er war mit einer außergewöhnlich schönen und interessanten Figur ausgestattet. Als Katharina ihn sah, war ihre Wahl getroffen. Von allen ihren Liebhabern war Lanskoi der, den sie am innigsten liebte. Es gab aber auch keinen, der ihrer Liebe würdiger war.

Potemkins Habsucht war grenzenlos. Wo er Geld in Aussicht sah, ließ er sich zu den schändlichsten Niedrigkeiten herab. Lanskoi, der neue Liebhaber, mußte sich sein Wohlwollen mit 200 000 Rubel erkaufen. Eine von der Kaiserin ausgestellte Blankovollmacht füllte er mit einer Anweisung für den Schatzmeister aus, ihm 100 000 Rubel auszuzahlen. Als Katharina davon erfuhr, war sie sehr bestürzt, wagte es aber nicht, ihm seinen Vertrauensmißbrauch vorzuwerfen. Immer wieder kam Potemkin auf seinen Plan zurück, die Türken gänzlich aus Europa zurückzudrängen und Katharina in Konstantinopel krönen zu lassen. Katharina billigte seinen Entwurf. Um ihn zu verwirklichen, mußte man in Übereinstimmung mit Kaiser Joseph handeln. Als Potemkin seinen Plan im Staatsrat vortrug, sprach Panin leiden-

schaftlich dagegen. Er verwies auf das Bündnis mit Preußen. Eine Lösung desselben erschien ihm eine Gefahr für Rußland. Panins Einreden fanden keine Beachtung. Potemkins Plan wurde gutgeheißen. Panin fühlte sich gekränkt und legte die Führung der Staatsgeschäfte nieder. Sein Nachfolger im Staatsrat wurde Bezborodko. Er war wie Zawadowsky Sekretär beim Feldmarschall Romanzow gewesen und kam dann in das Kabinett der Kaiserin. Jetzt wurde er zum Minister des Innern ernannt. Ostermann, der nach seiner Zurückkunft aus Schweden Vizekanzler wurde, erhielt die Erledigung der Geschäfte Panins.

Katharina wünschte eine persönliche Besprechung mit Joseph II. Sie bat den Kaiser, zu ihr nach Polen zu kommen. Nachdem sie die Zusage erhalten, reiste sie unverzüglich nach Mohilow ab. Vielleicht ist es nicht überflüssig, hier anzuführen, daß die Kaiserin während ihrer Reisen niemals dem Großfürsten weder ein Kommando noch die Erledigung eines Staatsgeschäftes anvertraute. Er war geborener Generalissimus der russischen Armeen und durfte nie ein Regiment führen, war Großadmiral und durfte nicht die russische Flotte in Kronstadt besuchen. Das war bestimmt kein Beweis der mütterlichen Liebe, deren sich Katharina so oft rühmte. Es war lediglich die geheime Angst, ihre Feinde könnten den Großfürsten für einen Umsturz benutzen, der ihre Thronenthebung zum Ziel haben würde. Während ihrer Reise nach Polen erhielt Fürst Galitzin den Oberbefehl über die Garde in Petersburg. Panin, der seit einiger Zeit auf dem Lande lebte, wurde die beschwerliche Repräsentation übertragen.

Als Katharina in Mohilow ankam, fand sie den österreichischen Kaiser bereits anwesend. Auch ein großer Teil des polnischen Hochadels war zur Stelle. Die

Prachtentfaltung Katharinas, der Luxus der polnischen Großen bildeten einen seltsamen Kontrast mit der simplen Tracht und den einfachen Sitten Josephs II. Er reiste unter dem angenommenen Namen „Graf von Falkenstein" und bat die Kaiserin, ihn von aller Etikette und allen steifen, beschwerlichen Zeremonien zu befreien, womit Katharina sich einverstanden erklärte. Sie hatten mehrere geheime Konferenzen miteinander und kamen überein, die Türkei gemeinschaftlich anzugreifen, einen Teil der Eroberungen unter sich zu teilen und die alten griechischen Republiken wiederherzustellen. Um Joseph um so bestimmter für ihre Absichten zu gewinnen, willigte Katharina in den Austausch Bayerns gegen die österreichischen Niederlande, mit Ausnahme der Grafschaften Namur und Luxemburg. Sie machte sich auch verbindlich, ihm im Falle eines Konfliktes gegen Preußen und die andern Reichsfürsten beizustehen. Diese Versprechungen wurden einige Zeit später durch einen eigenen, zu Petersburg unterzeichneten Vertrag bestätigt. Katharina lud den Kaiser auf das liebenswürdigste ein, sie in Rußland zu besuchen. Joseph II., der immer gern reiste und sich zu belehren suchte, fuhr nach Moskau, während sich die Kaiserin auf dem kürzesten Wege nach Petersburg begab. Obwohl Katharina des Kaisers Abneigung gegen rauschende Feste kannte, hielt sie es doch für notwendig, verschiedene Feierlichkeiten anzusetzen. Aber diese offiziellen Veranstaltungen interessierten Joseph weniger als der Besuch und die Betrachtung nützlicher Einrichtungen. In Moskau ließ er sich im Kreml herumführen, besichtigte das chinesische Stadtviertel Khitaigorod mit seinen großartigen Pelzmärkten, besuchte die Bibliotheken und die nordischen Archive, die von dem Gelehrten Müller trefflich geordnet waren, studierte die

Stahlfabrikation in Tula, zu deren Einrichtung Katharina ungeheure Mittel aufgewandt hatte, um den englischen Erzeugnissen auf dem Weltmarkt erfolgreich begegnen zu können. Ebenso besuchte er in Petersburg und Kronstadt alles, was ihn interessierte. Er war aufs höchste überrascht über die künstlerisch wertvollen Sammlungen der Kaiserin in der Akademie der Künste, die ihrem gediegenen Kunstsinn Ehre machten. Unter den Kupferstichen fand er sein Bildnis mit den Versen des Horaz geziert:

„Multorum, provides urbes
Et mores hominum inspexit."

Endlich verließ Joseph II. hochbefriedigt Rußland, nicht minder erstaunt über das sonderbare Gemisch von Zivilisation und Barbarei, das sich auf allen Gebieten kundtat, als über die Größe und Schwäche der Kaiserin. Er vermochte nicht zu begreifen, wie ein Weib, dessen geistige Eigenschaften geschaffen schienen, die ganze Welt zu beherrschen, die Sklavin zweier Günstlinge sein konnte und noch als reife Frau ihren erotischen Gefühlen erlag. — Kurz nach Josephs Abreise besuchte der Erbe von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., Katharina. Auch ihm zu Ehren wurden viele Feste angestellt. Sein Besuch bot aber sonst nichts Besonderes, da er sich politischer Gespräche enthielt. Seine Anwesenheit war wohl mehr für Katharina eine Erinnerung an das preußisch-russische Bündnis, dem durch die weit ausholenden Pläne Joseph II. Gefahr drohte.

Katharina überzeugte sich, daß viele Fürsten auf Reisen gingen, Land und Leute in fremden Ländern studierten. Sie beschloß, den Großfürsten ebenfalls reisen zu lassen. Von seinem Gehorsam und Ehrfurcht für

sie überzeugt, fürchtete sie nichts von seiner Abwesenheit. Der Großfürst und seine Gemahlin reisten durch Polen und Österreich nach Italien, von wo sie über Frankreich und Holland nach Petersburg zurückkehrten. Die Kaiserin erfuhr alles, was das großfürstliche Paar wahrnahm, was ihnen begegnete. Während der vierzehnmonatigen Reise ging fast täglich ein Kurier ab, einer traf ein. Sehr gern hätte der Großfürst gewußt, was während seiner Abwesenheit in Petersburg vorfiel. Dagegen wollte Katharina, daß er und seine Gemahlin über Vorgänge in Petersburg in Unkenntnis blieben. Der Kammerherr Bibikow wagte es, gegen ihren Willen zu handeln. Er schrieb ausführliche Briefe an Graf Saltikow, den Begleiter des Großfürsten. Die Briefe wurden eines Tages in Riga aufgefangen. Zur Strafe für seine Verwegenheit wurde Bibikow sofort nach Sibirien verbannt, wo er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Astrachan verstarb.

Die Schiffe der bewaffneten Neutralität behaupteten sich erfolgreich auf den Meeren. Ihre Flaggen wurden respektiert, der Handel ihrer Staaten war geschützt. Die Holländer, die anfangs Bedenken getragen hatten, dem Seebündnis beizutreten, bereuten dies bald. England erklärte ihnen den Krieg. Katharina dachte daran, wie nützlich ihr die Holländer mit ihrer Anleihegewährung gewesen. Sie bot ihre Friedensvermittlung an. Beide Reiche durften es nicht wagen, ihr diese abzuschlagen. Katharina stellte den Frieden wieder her. Die habgierigen Engländer fanden allerdings immer noch Mittel und Wege, den holländischen Handel, der ihnen ein Dorn im Auge war, zu stören.

Die Russen hatten sich allmählich an das ihnen von Katharina auferlegte Joch gewöhnt. Aber sie hatte doch noch viele Feinde im Lande, die ihr um jeden Preis

Schaden zufügen wollten. Ein niedriges, verabscheuenswürdiges Mittel waren ihre Brandstiftungen, mit denen sie das Gemeinwohl ihres Staates schädigten und Katharina lediglich in Wut versetzten. In Moskau brannte das Opernhaus nieder. Das berühmte Chinesenviertel Khitaigorod mit seinen wertvollen Pelzlagern wurde in Asche gelegt. In Petersburg wurden innerhalb dreier Tagen die schönen Magazine von Wassili-Ostrow, zweihundert Häuser und viele Schiffe ein Raub der Flammen. Hunderten von Menschen kosteten diese Feuersbrünste das Leben. Nicht Rachegefühle, wohl aber Ungeschicklichkeit der Führung veranlaßte den Verlust von zwei großen russischen Linienschiffen. Katharina betrübte dies außerordentlich, weil es ihr wieder einmal bewies, daß sie nicht über die genügende Anzahl erstklassiger Seeleute verfügte, obschon sie viele Offiziere von den seefahrenden Nationen übernommen hatte.

Gregor und Alexis Orlow hatten sich lange vom Hof ferngehalten. Sie erschienen plötzlich wieder, fanden aber alles verändert. Da man sie selbst wie Fremde behandelte, hatten sie keine Freude mehr am Hofleben. Beide hatten sich inzwischen verheiratet, Gregor mit seiner jungen Cousine Zinowiew, Hoffräulein bei der Kaiserin. Er hatte mit ihr keine Kinder. Alexis hatte eine Tochter und einen unehelichen Sohn. Erstere reiste nach längeren Jahren im Hofdienst der Kaiserin nach Dresden, wo sie 1790 die Gattin des Dichters Friedrich Maximilian von Klinger wurde. Dem Sohne hatte Alexis seinen Beinamen Tschesmenskoy gegeben. Er war ein außerordentlich schöner Mann. Ende der achtziger Jahre glaubte man allgemein, er sei zum Geliebten Katharinas bestimmt. Potemkin aber wußte das zu vereiteln. Wegen der maßlosen Arroganz des Vaters hatte

er Bedenken und fürchtete Zusammenstöße. Alexis war damals Offizier der Garde zu Pferde. Nach dem Tode Katharinas nahm er seinen Abschied.

Beide Orlows hatten lange Reisen in Frankreich und Italien hinter sich. Nie hatten sie es für möglich gehalten, daß Potemkin in verhältnismäßig so kurzer Zeit sich eine solche Machtposition schaffen könnte. Sein Anblick erbitterte Gregor mehr und mehr, und grollend entfernte er sich wieder aus Petersburg, wo jetzt Bobrinsky, der geliebte Sohn Katharinas und Gregors, bei Hofe erschien. Ohne Zweifel war Bobrinsky vermöge seiner Mutter bestimmt, die höchsten Staatsstellen zu bekleiden. Mit innigster Zärtlichkeit und mütterlicher Sorgfalt hatte die Kaiserin über das Gedeihen dieses Sohnes gewacht. Mit dem Eintritt in das Kadettenkorps ging die gute mütterliche Erziehung in die Brüche. Zur Vermehrung seiner Kenntnisse schickte ihn Katharina auf Reisen. Auf das Anraten ihres Hofmarschalls Betzkoi gab sie dessen Schwiegersohn, den Oberstleutnant Ribas, ihrem Sohne als Begleiter mit. Empört vernahm die Kaiserin, daß beide im Ausland ein beispiellos sittenloses Leben führten und tief in Schulden steckten. Bobrinsky mußte nach Petersburg zurückkommen. Er war nicht mehr zu bessern. Alle Wohltaten der kaiserlichen Mutter waren vergessen. Als seine zuchtlosen Tollheiten immer ärger wurden, verwies ihn Katharina nach Reval. Erst nach der Thronbesteigung des Großfürsten wurde er nach Petersburg zurückgerufen. Kaiser Paul nannte ihn öffentlich seinen Bruder und übergab ihm den Palast des Vaters.

Auf der Reise nach Mohilow hatte Katharina bemerkt, daß das Volk in Weißrußland in großer Anzahl dem römisch-katholischen Glauben anhing und auch den Jesuiten zugetan war. Sie empfand, es könnte für den

Staat keine Gefahr sein, wenn man diesen Mönchen eine Heimstätte gewährte. Um der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, die Bevölkerung für sich zu begeistern, ernannte sie einen alten hochgebildeten Husarenoffizier in ehemals preußischen Diensten, Sestrenkewitsch, zum römisch-katholischen Bischof von Mohilow und gab ihm einen Jesuiten mit Namen Benilowsky zum Koadjutor. Auch erlaubte sie den Jesuiten die Errichtung eines Seminars, dessen Leitung sie in die Hände des Generalvikars Pater Gabriel Denkiewitsch legte. Um eine Verbindung mit dem Papst zu erhalten, schickte sie Benilowsky als ihren Gesandten nach Rom und ließ durch ihn ein Schreiben überreichen, welches sie jedoch im Hinblick auf die griechisch-orthodoxen Christen in der „Gazette de Petersbourg" vom 21. April 1783 ableugnete, das jedoch nichtsdestoweniger von ihr aufgesetzt war. Es lautete: „Ich weiß, daß Eure Heiligkeit durch mein Schreiben in Verlegenheit kommen. Die Politik muß Ihrer Würde unterliegen, sobald die Politik gegen die Religion verstößt. Vernunft und Gerechtigkeit sind die Gründe, die mich bewegen, die Jesuiten in Schutz zu nehmen. Ich hoffe, daß dieselben meinen Staaten nützlich sein werden. Diese Gesellschaft friedfertiger Menschen soll in Rußland einen Wohnsitz finden, um meine Untertanen zu unterrichten und ihnen die menschlichen Gefühle einzuflößen, die den Grundsätzen der christlichen Religion entsprechen. Ich bin entschlossen, diese Geistlichen gegen jede Macht in den Schutz zu nehmen, und tue dabei nichts als meine Schuldigkeit. Ich bin ihre Landesfürstin und betrachte sie als getreue, nützliche und untadelhafte Untertanen. Ich verlange um so mehr vier derselben mit dem Rechte zu sehen, in Moskau und Petersburg die Beichte zu hören und die Firmelung vorzunehmen, da die beiden katho-

lischen Kirchen dieser Stadt Ihrer Obhut anvertraut sind. Wer weiß, ob die Vorsehung diese gottesfürchtigen Leute nicht zum Werkzeuge der längst erwünschten Vereinigung der griechischen und katholischen Kirche ausersehen hat. Seien Eure Heiligkeit unbesorgt. Ich werde die Ihnen von Gott anvertrauten Rechte mit aller meiner Macht schützen."

Der französische und spanische Gesandte in Rom waren nicht wenig erstaunt, als sie auch in Rom Katharinas weltumspannende Regierungshand wahrnahmen. Der Papst ging sie um Rat an. Beide hielten mit ihrer Meinung zurück, hielten erst bei ihren Höfen Rückfrage, die vor einer Einmischung warnten. Pius VI. erfüllte Katharinas Wünsche. Der Nuntius Archetti wurde zur Weihe des Erzbischofs nach Mohilow beordert. Für seine Dienste erbat und erhielt Katharina den Kardinalshut für den Nuntius bewilligt. Hunderttausende der römisch-katholischen Bevölkerung schlossen jetzt dankbaren Herzens die um ihr Seelenheil besorgte Herrscherin in ihr Gebet ein. Sie ahnten nicht, daß streng egoistische Absichten Katharina mitbestimmt hatten, den Weg nach Rom zu beschreiten. Sie wußte, daß die Jesuiten in Europa und Amerika ungeheure Schätze ihr eigen nannten, und hoffte, daß diese einen Teil ihrer Reichtümer an dem neuen Zufluchtsort in Weißrußland bergen würden. Darin aber gerade hatte sich Katharina verrechnet. Die Jesuiten waren zu schlau, um ihre Schätze der Gewalt einer Fürstin anzuvertrauen, deren Despotismus und Ehrgeiz sie kannten.

Endlich beendigte Katharina die Einteilung ihrer Provinzen und führte in ihnen überall die Verordnungen ein, die sie versuchsweise im Jahre 1776 in den Statthalterschaften Twer und Smolensk eingeführt hatte. Jedes Jahr ihrer Regierung war durch Eroberungen

oder Reformen, durch Fortschritte in der Außen- wie Innenpolitik gekennzeichnet.

Das Jahr 1782 erhielt noch ein besonderes Merkmal durch die Enthüllung des imposanten Reiterdenkmals Peter des Großen, einer Schöpfung des genialen Etienne Falconnet. Der Kopf, den eine bewundernswürdige Schönheit ziert, wurde von Mademoiselle Collot modelliert, der Schwiegertochter des Bildhauers. Bald darauf stiftete Katharina den Sankt-Wladimirs-Orden, womit sie diejenigen Untertanen auszuzeichnen gedachte, die sich besondere Verdienste um den Staat im Zivilleben erwarben. Für das Militär hatte Katharina bereits den Sankt-Georgs-Orden geschaffen. Er wurde nur Generalen verliehen, die eine Schlacht gewonnen hatten. Bestimmt hat gerade dieser Orden Rußland zu manchem Sieg verholfen. Wer hätte auch besser gewußt, was die Eitelkeit über die Menschen vermag, als Katharina? — Die Vorteile der letzten Eroberungen waren für Rußland groß. Der Handel auf dem Schwarzen Meer nahm überraschend zu. Die russischen Schiffe segelten durch die Dardanellen, handelten in Aleppo, Smyrna und fuhren in alle talienischen Häfen ein. Die köstlichen Weine Griechenlands wurden als Rückfracht mitgenommen und mit Vorliebe in Weißrußland und in Polen getrunken. Katharina hatte im Jahre 1778 den Grundstein zu der Stadt Cherson, an den Ufern des Dnieprs, legen lassen. Jetzt, nach fünf Jahren, wies die Stadt bereits 40000 Einwohner auf. Ihren weiteren Ausbau betrieb Potemkin mit Energie und Eile. Von den Werften der Stadt nahmen sowohl Handelsfahrzeuge wie die großen Kriegsschiffe ihren Ausgang. An die letzteren knüpften sich die Hoffnungen Katharinas wie Potemkins zwecks geplanter Niederringung der Türkei. Als das zunächst wichtigste Gebiet für die beabsichtigte Kraftanstrengung

erschien beiden die Halbinsel Krim. Zwar hatte Katharina dieses Land bereits von der Türkei losgerissen, aber sie wollte es doch Rußland für ewige Zeiten einverleiben. In dieser Absicht allein lag die Bestallung von Sahim-Gherai zum Khan der Krim als Werkzeug ihres Ehrgeizes. Sie hatte ihn mit Wohltaten aller Art in Sicherheit gewiegt, um ihn eines Tages desto sicherer zu stürzen. Nie wurde Katharina von Bedenken geplagt, wenn in politischen Angelegenheiten ihr Ehrgeiz Forderungen aufstellte. Auf den Gedanken, daß die Russen hinterlistig ihm gegenüber handeln könnten, kam der Khan nicht. Er schwärmte für die Künste der Europäer, war voller Bewunderung für deren Erfindungen, liebte die europäischen Moden. Nun schmeichelte man seinem Geschmack, verschaffte ihm alles, was verfeinerter Luxus zu ersinnen vermochte. Die Sitten und Gebräuche seines Landes wurden ihm zuwider. Er aß nicht mehr wie bisher. Ein russischer Koch mußte die Speisen anrichten, die nur auf silbernen Geschirren gegessen wurden. Er ritt nicht mehr wie seine Landsleute, sondern fuhr daheim und auf Reisen in einer kostbaren Berline. Seine Unabhängigkeit und Würde aufs Spiel setzend, bat er um Rang und Titel in der russischen Armee. Die Kaiserin ernannte ihn zum Kommandanten der Preobraschensky-Garde, sandte ihm deren Uniform und den Sankt-Annen-Orden. Wassilitsky und Konstantinow, zwei besoldete russische Spione, traten als Gesandte Katharinas auf und wurden die Ratgeber des leichtgläubigen Khans. Sie trugen das meiste zu seinem Falle bei. Die Tataren waren zwar höchst unzufrieden mit der modischen, höfischen Lebensart des Khans. Da er sie aber mit Milde und Gerechtigkeit behandelte, so verziehen sie ihm seine Fehler, die sie den Christen in seiner Umgebung zuschrieben. Die Russen, die eines Vorwandes

bedurften, um ihre Truppen in die Krim einrücken zu lassen, bemühten sich, einen Aufstand herbeizuführen, damit der Khan sie zu Hilfe rufen und sich ihnen überlassen möchte. Die von den russischen Agenten im geheimen gegebenen Geldgeschenke und Ratschläge wiegelten sogar zwei seiner Brüder, der eine war Batti-Gherai, Statthalter von Kuban, gegen ihn auf. Sie überrumpelten den Khan in der Stadt Kaffa und zwangen ihn, nach Taganrog zu fliehen. Auf diesen Augenblick hatte Potemkin gewartet. Er eilte mit einer russischen Armee herbei. Batti-Gherai begab sich freiwillig der Gewalt, die er sich angemaßt hatte. Der Khan kehrte nach der Krim zurück, berief die angesehensten Oberhäupter der Tataren, überlieferte ihnen dreizehn Rädelsführer der Rebellen, die sofort gehängt wurden, und befragte die Versammlung, ob sie seine Brüder oder ihn zum Regenten haben wollten. Einstimmig schwuren alle Sahim-Gherai aufs neue Treue und Gehorsam. Dieser Vorgang paßte gar nicht in das Programm Katharinas. Aber die Tataren mochten tun, was sie wollten, sie konnten das Ziel der Kaiserin nicht mehr verrücken. Die Krim sollte eine Provinz Rußlands werden.

Katharina verstärkte ihre Truppen in Polen und in der Ukraine und bereitete alles zum Kriege vor. Der Gesandte in Konstantinopel erhielt den Auftrag, größere Forderungen zu stellen, als sie der Friedensvertrag mit der Türkei enthielt. Vor allem sollte er der Türkei das Zugeständnis abringen, daß sie, welches auch immer das Schicksal der Krim werden möchte, sich nie einmischte. Der Gesandte tat noch mehr, er bewog den unbesonnenen Khan Sahim-Gherai, die Abtretung von Okzakow zu verlangen. Die türkische Regierung war über diese Forderungen zwar furchtbar aufgebracht, drohte nur, statt sich zu bewaffnen, und ließ lediglich

die Insel Taman besetzen. Sahim-Gherai, durch die Russen aufgestachelt, verlangte die Freigabe. Seinem Abgesandten ließen die Türken den Kopf abschlagen. Um den Khan zu rächen, verlangten die Russen freien Durchzug, um die Türken anzugreifen. Aber kaum hatten sie sein Gebiet betreten, so dachten sie nicht mehr daran, gegen die Türken zu marschieren, sondern bemächtigten sich in kurzem der ganzen Halbinsel. General Balmaine überfiel Kaffa, wo der Khan weilte, und zwang die Imans, die Myrzas und die übrigen Oberhäupter der Tataren, der Kaiserin den Eid der Treue zu schwören. Zur gleichen Zeit unterwarf General Sumarow die Tataren in Kuban und in Budziak. Potemkin traf ein und ließ sich huldigen. Eine Zeitlang schmeichelten die Russen noch dem Khan und versprachen ihm eine jährliche Pension von 800 000 Rubel, in die er einwilligen mußte, obwohl er vorher ein Einkommen von 3 Millionen Rubel jährlich hatte. Tausende edler Tataren büßten jetzt auf dem Schafott ihre kleinste Widerrede. Sahim-Gherai sah zu spät ein, daß er von Katharina und ihrem Gehilfen Potemkin jahrelang schmählich getäuscht wurde. Katharina war stark in der Polemik. Sie verstand es von jeher ausgezeichnet, die Intentionen der russischen Regierung in ihrer Publizistik in einem günstigen Licht erscheinen zu lassen. Zur Rechtfertigung ihres jedem Völkerrecht hohnsprechenden Vorgehens in der Krim erließ die Kaiserin ein Manifest, das sie mit dem Versprechen schloß, den Tataren völlige Glaubensfreiheit zu lassen.

Die türkische Regierung ließ das Manifest nicht unbeantwortet. Der englische Gesandte in Konstantinopel, Ritter Anslin, wurde der Verfasser der Antwort, die als ein Meisterstück diplomatischer Kunst galt. Aber was nützen die schönsten Schriftsätze, die gewandteste

Verdrehung von Recht und Unrecht. Die Streitigkeiten der Herrscher hat noch stets allein die Schärfe ihres Schwertes nachdrücklichst entschieden. Die Macht der Waffen hat noch immer über die Macht des Worts triumphiert.

Katharina erwartete die Kriegserklärung der Türkei. Da fiel ihr ein, Gustav III. von Schweden könnte die Konzentration der Truppen im Süden benutzen, um die seinem Land abgenommenen Gebiete zurückzuholen. Sie beschloß, einen neuen Allianzvertrag mit ihm abzuschließen. Diesbezügliche frühere Vorschläge, die sie Gustav durch ihren Gesandten in Stockholm unterbreiten ließ, hatte dieser abgelehnt. Angesichts der Wichtigkeit der Sicherung der Nordgrenzen entschloß sie sich zu einer persönlichen Unterredung mit dem Schwedenkönig und vereinbarte mit ihm als Treffpunkt Frederikshamn, eine kleine befestigte Grenzstadt am finnischen Meerbusen. Am 29. Juni 1783 begab sie sich in einer Jacht dorthin. Ihr Gefolge bestand aus dem Grafen Zernitschew, dem ihr unentbehrlichen Minister Bezborodko, Oberstallmeister Narischkin und ihrem Geliebten Lanskoi. Auch verschiedene Hofdamen, unter ihnen die wieder in Gnaden aufgenommene Fürstin Daschkow, durften ihre Gebieterin begleiten. Gustav III. hatte in seinem Gefolge den Grafen Creutz, ehemaligen Gesandten in Frankreich und Spanien, General Armfelt, den Baron Munk und einige andere Offiziere. Die Kaiserin hatte zwei aneinanderstehende Häuser gemietet, prächtig möblieren und durch eine Galerie miteinander verbinden lassen. Das eine bezog sie, das andere der Schwedenkönig. Beide konnten während ihres viertägigen Aufenthalts zu jeder Stunde und ohne allen Zwang miteinander sprechen. Katharina versprach Gustav, ihm zur Eroberung Norwegens zu verhelfen, wenn

er während eines Krieges mit der Türkei Neutralität bewahren würde. Durch Katharinas Zusicherung geschmeichelt, versprach Gustav alles, was sie forderte. Katharina wußte um des Schwedenkönigs schmale Kasse. Sie führte ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit ins Treffen und bekam ihn dazu, von ihr 200 000 Rubel als Ersatz seiner Reiseunkosten anzunehmen. Den Grafen Kreutz beschenkte die Kaiserin mit ihrem Porträt. Auch das übrige Gefolge des Königs erhielt Beweise ihrer Freigebigkeit. Gustav III. dekorierte ihren Geliebten Lanskoi, dem er respektvoll begegnete, mit dem Großkreuz des Nordsternordens, womit er Katharina eine besondere Freude machte.

Die Fürstin Daschkow ernannte er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm. So schieden beide Herrscher in gegenseitiger Zufriedenheit und voller eroberungssüchtiger Entwürfe. Wieder einmal hatte die staatskluge Katharina ihren Willen durchgesetzt. Immer noch zögerte die Türkei mit der Ingangsetzung der Kriegsmaschine. Immer weiter betrieb Katharina ihre Rüstungen. 70 000 Mann hatte Potemkin in der Krim zusammengezogen. Repnin war jeden Augenblick bereit, ihn mit 40 000 Mann zu unterstützen. Feldmarschall Romanzow hatte mit einer dritten Armee sein Hauptquartier in Kiew. Die Flotte im Schwarzen Meer lag in Bereitschaft. Zehn Linienschiffe und mehrere Fregatten warteten auf das Signal, um aus der Ostsee in das Mittelländische Meer vorzustoßen.

England, noch immer darüber aufgebracht, daß Katharina sich an die Spitze der bewaffneten Neutralität stellte, wandte vergeblich alle diplomatischen Kniffe und Ränke an, um die Türkei zur Kriegserklärung an Rußland zu bringen. Aber Frankreich und Österreich rieten davon ab, und es kam nur zu Verhandlungen, die

damit endigten, daß die Türkei Katharina die Souveränität über die Krim, die Insel Taman, einen großen Teil von Kuban, die Herrschaft auf dem Schwarzen Meer und die Durchfahrt zwischen den Dardanellen zubilligte. Die Kaiserin gewann also ohne Schwertstreich ausgedehnte Ländereien mit über 1½ Millionen Einwohnern. Sie gab der Krim und Kuban ihre alten Namen wieder. Die erstere wurde Taurien, das letztere Kaukasien genannt. Man müßte annehmen, des Chans Sahim-Gherais Beispiel hätte den anderen asiatischen Fürsten Furcht vor Katharinas Schutzherrschaft eingeflößt. Aber Potemkins Geschenke besorgten das Gegenteil. Heraklius, Khan von Kertalanien, Salomon, der Sultan von Imiretien und Georgien, unterwarfen ihre Länder der Gewalt Katharinas. Das Land der Zaporager Kosaken ließ Potemkin zwar nicht besetzen, sorgte aber dafür, daß ihrer 60000 den Wohnsitz nach der Krim verlegten. Während Potemkin die Herrschaft seiner Gebieterin erweiterte, verlor er seinen eigenen Vorteil nicht aus den Augen. Er besaß viele riesig große Güter in den verschiedensten Provinzen und erwarb noch weitere reiche Domänen in Podolien und Litauen dazu. Seine Feinde glaubten, er wollte sich für alle Eventualität in Polen einen Ruhesitz sichern. Aber nie war sein Ansehen gefestigter, nie wurde er durch soviel Ämter und Titel an Rußland gekettet wie eben jetzt. Katharina beehrte ihn mit dem Beinamen „Tauritschewsky" (der Taurier), machte ihn zum Statthalter in Taurien und Großadmiral des Schwarzen Meeres. Seine Feinde Panin und Gregor Orlow starben fast zu gleicher Zeit, jener in Petersburg, dieser in Moskau im April 1783. Von allen Größen um Katharina war Panin derjenige, der sich am wenigsten bereichert hatte. Bei seinem Tode langte die Hinterlassenschaft nicht, die letzten

Zahlungen zu entrichten. Die letzten Stunden vor Panins Hinscheiden weilte Großfürst Paul bei seinem von ihm aufrichtig verehrten Lehrer. Gregor Orlow verbrachte die letzten Jahre seines Lebens fast ganz auf Reisen. Die Gegenwart der neuen Günstlinge der Kaiserin war ihm unerträglich. Der Tod seiner jungen schönen Gemahlin im Jahre 1782 stürzte ihn in eine düstere Schwermut. Verfolgt von seinem Gewissen, starb er in Verzweiflung. Gregor hatte von Katharina ihr Porträt in einem mit Brillanten gefaßten Medaillon erhalten. Nach seinem Tode gab es Wlodimir Orlow der Kaiserin zurück, dem sie es für seinen Bruder Alexis zurückgab. Für ihn blieb dies Geschenk eine widerwärtige Erinnerung an den Mord Peter III. Sollte dieser ungesühnt bleiben?

Sobald es die Erledigung der Staatsgeschäfte zuließ, widmete sich Katharina dem Zusammensein mit ihrem Geliebten Lanskoi. Sie umgab ihn mit einer rührenden, nie an ihr bisher gekannten Zärtlichkeit. Sie las ihm vor, unterrichtete ihn, um die großen Lücken seines Wissens zu schließen. War es Dankbarkeit oder Berechnung, Lanskoi wich nicht von Katharinas Seite. Er kümmerte sich nicht um andere Frauen, lebte bloß für seinen Dienst, seine Pflichten bei der Herrin. Lanskois Ansehen bei Hofe war unbegrenzt. Jeder wußte, daß es Lanskoi nur ein Wort koste, um ihn zu stürzen. Selbst Potemkin fühlte, daß seine politische Laufbahn von dem Wohlwollen dieses merkwürdigen Menschen abhing, dessen Anhänglichkeit an die Kaiserin ihm Geschenke über Geschenke eintrug. Mit sechsundzwanzig Jahren bekleidete er bereits den Rang eines Generalleutnants. Er war Generaladjutant, Wirklicher Kammerherr, Chef des Kürassierregimentes Troizk, Ritter des Alexander-Newsky-, des Weißen Adler-, des Stanislaus-, des Nordstern-

und des Annen-Ordens. Potemkin neidete ihm nichts. Ihm war es nur wichtig, daß er sich nie in Staatsgeschäfte einließ. Ab und zu schnitt er beim Zusammentreffen mit Lanskoi ein politisches Thema an, um ihn auf die Probe zu stellen. Aber dieser wich ihm aus und beendete stets das Gespräch mit einem Kompliment für Potemkin, der immer wieder über die Ungefährlichkeit Lanskois aufatmete. Niemand, selbst die Verwandten hatten keinen Zutritt bei diesem Günstling, der abgeschlossen für sich in der Liebe Katharinas lebte.

Eines Tages, im Sommer 1784, hatte sich der junge Lanskoi außerordentlich erhitzt. Seinen großen Durst zu stillen, aß er ungewöhnlich viel Apfelsinen, schützte sich nicht gegen Zugluft und erkrankte schwer. Die Kaiserin leitete angsterfüllt seine Pflege. Ein Arzt nach dem andern wurde herbeigeholt, keiner konnte helfen. Der Arzt Weichardt und Hofmedikus Kelchen erklärten am Morgen des 25. Juni 1784 der besorgten Kaiserin: „Noch heute abend stirbt er." Und so geschah es. Am Abend hauchte der erst Siebenundzwanzigjährige sein Leben aus. Katharina war untröstlich, sie hatte den Sterbenden noch mit ihrem Körper gewärmt, alles war umsonst. Mehrere Tage verschmähte sie jede Nahrung und verließ fast drei Monate lang den Palast in Zarskoje Selo nicht, in dessen Garten Lanskoi, auf seinen Wunsch, bestattet wurde. Später wurde der Sarg in einem eigens dafür errichteten Mausoleum in der nahegelegenen Stadt Sophia beigesetzt. Lanskoi hatte dem Staat in einer Zeit von drei Jahren und einigen Monaten sieben Millionen Rubel gekostet. In seinem Testament hatte er Katharina zur Erbin eingesetzt. Diese übernahm nur die wertvolle Gemäldesammlung, das Medaillenkabinett und das Silbergeschirr, wie sein Lieblingsgut, bezahlte aber alles großherzig den Verwandten, die

sich die gesamte Hinterlassenschaft teilen durften. Potemkin wußte die Situation wieder geschickt für sich zu nützen. Er versuchte zu trösten, Katharina ihrem Kummer zu entreißen. Er war der einzige, der sie in ihrer einstweilig gesuchten Einsamkeit besuchen durfte. Seltsam! — Aus tröstenden Liebkosungen wurden leidenschaftliche Umarmungen. Katharinas sinnliches Begehren ließ sich nicht lange zügeln. Das alte Liebesspiel der beiden erwachte zu neuem Leben. Viele Höflinge wollten wissen, daß Potemkin jetzt das erreichte, was er sich früher so sehnlichst wünschte, der Gemahl der Kaiserin zu sein. Potemkins Nichten sollen es auch nach dem Tode ihres Onkels versichert haben. Ein wirklicher Beweis dieser Geheimehe ist der Nachwelt nicht überliefert worden, und die bald eingetretenen Tatsachen beweisen das Gegenteil eines Ehebündnisses. Das Strohfeuer ihrer wiedererwachten Liebe erlosch schnell. Potemkin waren die übernommenen Pflichten eines Geliebten zu anstrengend, und Katharina sehnte sich nach feurigeren Umarmungen, als sie der bequem und fett gewordene Liebhaber von einst gewährte.

Die Fürstin Daschkow, die ehemalige Vertraute Katharinas, wußte, worauf es derselben ankam. Sie suchte die Stellung eines Geliebten der Kaiserin für ihren Sohn zu erlangen. Ihre Bemühungen schienen eine Zeitlang den besten Erfolg zu versprechen. Der junge Daschkow war groß, wohlgewachsen und besaß eine Gesichtsbildung, die bestimmt fesselte. Potemkin entging nicht, was man mit dem jungen Mann vor hatte. Er kannte den Ehrgeiz, die Herrschsucht der Fürstinmutter. Sie war ihm eine zu gefährliche Nebenbuhlerin. Er stellte sich, als wollte er den jungen Daschkow begünstigen, näherte sich der Familie, um die er sich bisher nicht gekümmert hatte, und im freundschaftlichsten Verkehr

erlauschte er die Schwächen der Familienmitglieder. Im Zusammensein mit Katharina ahmte er dann die Schwächen von Mutter und Sohn so gut nach, brachte sie so vortrefflich zur Darstellung, daß Katharina sich daran außerordentlich belustigte. Am folgenden Tag schickte er der Kaiserin dienstlich nacheinander die beiden Unteroffiziere der Garde Yermolow und Mamonow. Katharina fing Feuer. Sie entschied sich für den ersteren. Alexander Yermolow war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als er von der nunmehr sechsundfünfzigjährigen Kaiserin im Februar 1785 zum Bettgenossen bestimmt wurde. — Es fand ein großer Ball bei Hofe statt. Der junge Daschkow erschien in einem Prachtkostüm. Die Höflinge glaubten bereits an seinen Einzug in die Günstlingsgemächer und überkugelten sich förmlich in Ehrerbietungen, nachdem sie die Aufmerksamkeiten wahrnahmen, mit denen Potemkin die Fürstin überhäufte. Diese dankte ihm am nächsten Morgen in einem Billett und bat ihn zugleich, ihren Neffen, den jungen Grafen Buturlin, zu seinem Generaladjutanten zu machen. Hämisch antwortete Potemkin, die Generaladjutantenstellen seien alle besetzt, die letzte habe soeben der Leutnant Yermolow bekommen. Die Fürstin kannte weder den Namen noch den Namensträger und war schwer enttäuscht, als sie Yermolow am Abend hinter dem Sessel der Kaiserin stehen sah. Aus war der Traum der Daschkows — groß der Sieg des hinterlistigen Potemkins.

Frankreich schickte den jungen Grafen de Ségur als Gesandten an den Petersburger Hof, der über ein hervorragendes Wissen, scharfen Verstand, eine überzeugende Offenheit und sympathische Überredungskunst verfügte. Er mußte der Kaiserin gefallen und Potemkin für sich einnehmen. Ségur machte alle Fehler seiner ungeschickten Vorgänger wieder gut. Die Kaiserin wollte

den berühmten Kanal Wischenei–Wolodzok, der die Wolga mit dem Ilmen-See, diesen mit dem Ladoga-See, also das Kaspische Meer mit der Ostsee verbindet, besichtigen. Potemkin, Yermolow, Bezborodko, die Gesandten Österreichs und Frankreichs begleiteten sie auf dieser Reise. Eines Tages unterhielt sich Ségür mit Potemkin. Er stellte diesem die Vorteile einer direkten Handelsverbindung mit Frankreich vor, unter Ausschaltung des Zwischenhändlers England. Potemkin ersuchte Ségür, seine Gedanken schriftlich niederzulegen, die er der Kaiserin vorzutragen versprach. Der Gesandte begab sich wieder auf sein Schiff, wo gerade Graf Kobenzl und Fitz-Herbert beim Kartenspiel aufeinandergeplatzt waren. Ségür lieh sich vom Engländer dessen Schreibzeug und entwarf mit der englischen Feder den Handelsvertrag zwischen Frankreich und Rußland, der von Potemkin sofort der Kaiserin zugestellt wurde. Diese billigte denselben, der Gesandte erhielt ihn mit dem Auftrag zurück, ihn, wie üblich, dem Vizekanzler Ostermann zuzustellen. Als dieser den Entwurf Ségürs las und nicht wußte, daß er die Genehmigung der Kaiserin wie Potemkins gefunden hatte, meinte er, der Gesandte solle sich keiner Hoffnung auf Genehmigung hingeben. Ségür schwieg. Der Staatsrat genehmigte den Entwurf. Auf diese Weise wurde zugleich der Handelsvertrag Frankreich-Rußland vorbereitet. Bevor Ostermann und Bezborodka den Vertrag unterzeichneten, verlangten sie, daß Frankreich der bewaffneten Neutralität beitreten solle. Ségür willigte ein mit der Bedingung, daß der Petersburger Hof mit keiner anderen Macht den gleichen Vertrag abschließe. Diese gegen England gerichtete Klausel verzögerte lange Zeit den Abschluß des englisch-russischen Vertrages. In Versailles hatte niemand an den Erfolg Ségürs geglaubt und

war von dessen Tätigkeit um so befriedigter, als der unterzeichnete Vertrag eintraf. Bevor Katharina nach Petersburg zurückkehrte, reiste sie nach Moskau und fand dort eine weit bessere Aufnahme als während ihres letzten Aufenthaltes. Ihre glänzenden Regierungserfolge und die Zeit hatten die Erinnerung an frühere Geschehnisse ziemlich verwischt. Unter den Herren, die sich neu an ihrem Hofe einfanden, war auch Gudowitsch, der Vertraute und Peter III. letzter Ratgeber, dessen einfache Kleidung unter den mit Orden und Ritterkreuzen überladenen Hofleuten stark auffiel. Seine Gegenwart erinnerte mit einem Schlage an die Tage von einst unter Peter III. Romanowna Woronzow, die Mätresse Peters, war schon lange aus ihrer Verbannung zurückgerufen und mit dem Admiral Palensky vermählt. Es verdient, festgehalten zu werden, daß diese Frau sich nie bereichert hatte. Sie war Peter gegenüber anspruchslos, begnügte sich mit der Aussicht, seine Gemahlin zu werden. Ihre Tochter wurde von Katharina zu einem ihrer Hoffräuleins ernannt, sie selbst durfte bei Hofe nicht erscheinen. In jedem Jahr gab die Kaiserin ihren Untertanen den Beweis einer freien Religionsausübung in ihrem Staat. Am heiligen Dreikönigstage mußte ihr Beichtvater die Geistlichen aller Religionen zusammenrufen und ihnen auf Staatskosten ein großes Fest arrangieren. Die Kaiserin nannte es das Duldungsmahl. Hier sah man den Patriarchen von Grusinien, den russischen Bischof von Polocsk, die griechisch nicht unierten Erzmandriten, den römisch-katholischen Bischof, einen armenischen Priester, Franziskanermönche, anglikanische Prediger, Mitglieder des Jesuitenordens, lutherische, kalvinistische Prediger, die Würdenträger des Islam friedlich um einen Tisch vereinigt. Auf diesen Tag war Katharina nicht wenig stolz.

Yermolow hatte den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Er besaß ein warmes Herz für alle vom Unglück verfolgten Mitmenschen, half, wo er konnte, teils durch seinen Einfluß, teils durch seine eigenen Mittel. Niemand ging unzufrieden von ihm. Er trieb auch keinen Mißbrauch mit der von ihm erlangten Gunst. Die Kaiserin konnte sich auf seine Empfehlungen verlassen. An den Staatsgeschäften nahm er nur Anteil, wenn er glaubte, er könne eine böse Handlung ausschalten, das Gute fördern. Gar bald erkannte er den Mißbrauch des kaiserlichen Vertrauens durch Potemkin. Dem Exkhan der Krim war eine Pension zugesichert. Potemkin ließ die Pension nicht anweisen. Der Exkhan geriet in eine verzweifelte Lage und wandte sich an Yermolow. Dieser enthüllte Katharina Potemkins Willkür, und Katharina hielt bei Potemkin mit ihren Vorwürfen nicht zurück, ohne die Quelle ihrer Behauptungen anzugeben. Potemkin erriet den Angeber und schwor ihm Rache. Bei einem Spiel benahm er sich gegen einen Onkel Yermolows, den General Lewaschew, höchst ungebührlich. Dieser beklagte sich bei seinem Neffen über Potemkins flegelhaftes Benehmen. Yermolow setzte Katharina von diesem Vorfall in Kenntnis, die, wiederum sehr verärgert, Potemkin zurechtwies. Gereizt erwiderte dieser, „er wisse wohl, von wem die Klagen kommen. Wählen Sie zwischen ihm und mir. Einer von uns muß sich entfernen." Potemkins Energie erzeugte eine schwankende Haltung Katharinas, die Yermolow nicht verborgen blieb. Er machte sich mit seinem Sturz vertraut. Als ihm die Kaiserin den für ihn aus Polen angekommenen Weißen Adler-Orden umhing, sagte er: „Das letzte Liebeszeichen." Die Kaiserin überging diese Bemerkung, noch hatte sie ihn in ihr Herz geschlossen. Aber Yermolow hatte ein zu feines Empfinden für alle sich täglich wie-

derholenden Ungerechtigkeiten Potemkins. Er beschloß, seine Verabschiedung auf seine Art herbeizuführen. Beim Thronbesteigungsfest des Jahres 1786 legte er eine ungewöhnliche Lustigkeit an den Tag, suchte immer wieder Potemkin zu begegnen und behandelte ihn stets mit einer gewollten, stark beleidigenden Arroganz. Die Höflinge gönnten dem Despoten die gründliche Abfuhr. Potemkin raste und verzehrte sich vor Wut, wagte es aber nicht, Yermolow zu fordern. Als er am nächsten Tag zur Kaiserin eilte, um sein Ultimatum zu wiederholen, vernahm er bereits, daß Katharina den Wunsch Yermolows, ihn zu verabschieden, erfüllt hatte. In einer liebevollen Abschiedsstunde gab sie ihm die Erlaubnis, sich drei Jahre ins Ausland zu begeben. Graf Bezborodko bekam den Befehl, Yermolow mit Empfehlungsschreiben an alle europäischen russischen Gesandtschaften zu versehen. Zu seiner Abschiedsgratifikation von 100 000 Rubel erhielt er ein Reisegeld im Betrage von 60 000 Rubel. Yermolow trat überall mit vornehmer Bescheidenheit auf und war gern gesehen. Nach seiner Rückkehr verblieb er in Moskau und war hier ebenso geschätzt wie in Petersburg. Katharina hätte klüger handeln und sich die uneigennützige, menschenfreundliche Offenheit Yermolows weiter zunutze machen sollen. Potemkin hatte Katharina ihres Geliebten beraubt. Er hielt es für seine Pflicht, umgehend den Nachfolger zu präsentieren. Immer noch von Gedanken an den rechtschaffenen Yermolow erfüllt, lehnte Katharina zunächst viele Vorschläge ab, und die Vorstellung der von Potemkin erwählten Offiziere wurde ihr peinlich. Potemkin glaubte endlich in dem Kapitänleutnant Alexander Mamonow, der einer altadeligen russischen Familie entstammte, den Richtigen gefunden zu haben. Er begab sich sofort zu Katharina und rühmte die Vorzüge Ma-

monows. Beide vereinbarten, daß dieser der Kaiserin eine Mappe mit Bildnissen vorlegen soll und diese ihr Urteil über die Kunstwerke so formulieren würde, daß es für den Überbringer Geltung hat. Mamonow befand sich im vierundzwanzigsten Lebensjahr, verfügte über eine gute Figur und ein schönes ausdrucksvolles Gesicht. Sein gelber Teint gab Katharina Veranlassung, Potemkin ausrichten zu lassen, „die Zeichnungen seien gut, aber das Kolorit sei schlecht". Nichtsdestoweniger ernannte sie Mamonow zu ihrem Flügeladjutanten und setzte ihn, wie üblich, öffentlich in seine Würde ein. Er bezog die Günstlingsgemächer, und die Gnadenbezeigungen nahmen ihren Anfang. Bald wurde er Generalmajor. Der König von Polen schickte ihm den Stanislaus- wie den Weißen Adler-Orden. Ersteren allein nahm um diese Zeit kein vornehmer Russe mehr an. Mamonow legte die polnischen Orden erst an, als er am Katharinentag von der Kaiserin mit dem reich mit Brillanten geschmückten Annenorden dekoriert wurde. Sein Einfluß bei der Kaiserin, sein Ansehen bei Hofe wuchs zusehends.

Schon lange war es Katharinas Wunsch, die Krim zu besichtigen. Potemkin hatte ihr Wunderdinge von seinen dort getroffenen Einrichtungen erzählt. Seine Neider wußten, daß seine phantastischen Berichte, von denen Katharina im Vertrautenkreis erzählte, nicht der Wahrheit entsprachen. Gerade deswegen bestärkten Potemkins Feinde Katharina in ihren Reiseabsichten. Schon sahen sie seinen Fall. Potemkin, zuerst bestürzt über Katharinas Vorhaben, ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er tat so, als hätte er den Reisegedanken wachgerufen, machte die Reise zu seiner eigenen Angelegenheit, die er zu einem Triumphzug für sich und seine Herrin gestalten wollte. Am 28. Januar 1787 ging die Abreise vor sich. Im Reisekleid ließ Katharina sich und

ihren Geliebten Mamonow malen und nach dem Bild Kupferstiche anfertigen. Außer Mamonow befanden sich im Gefolge der Kaiserin der österreichische, französische und englische Gesandte, die beiden Schuwalows, der Oberstallmeister Narischkin, Iwan Zernitschew nebst vielen anderen Höflingen, dazu die Staatsdamen des engeren Kreises. Potemkin hatte die Armeegruppen im Reich in Bewegung gesetzt, damit diese auf der Reisestrecke Spalier bilden. Die Konzentration größerer Truppenmassen war für Cherson und Kiew vorgesehen, um der ganzen Welt die Waffenmacht Rußlands vor Augen zu führen. Er gab bekannt, daß Katharina in Kiew die Armee des Feldmarschalls Romanzows in Stärke von 100 000 Mann und in Cherson die unter seinem Kommando stehenden Truppen in der gleichen Anzahl besichtigen würde. Katharina war von dieser Machtentfaltung begeistert. Sie hatte Kaiser Joseph II. zu einem Zusammentreffen nach der Krim eingeladen und hoffte mit diesem Truppenaufmarsch bei ihm den Eindruck zu machen, der notwendig war, um ihn als Bundesgenossen im zu erwartenden Türkenkrieg an ihrer Seite zu haben. Die Reise ging auf Riesenschlitten vor sich. Es wurde am Tage und oftmals des Nachts gefahren. Auf jeder Station standen in großer Anzahl die besten Renner der kaiserlichen Ställe bereit. Riesenfeuer gaben nachts die Wegrichtung an, umlagert von den Scharen der neugierigen Bewohner der an der Strecke liegenden Ortschaften. In glänzendster Weise war an den Haltestationen für die Verköstigung gesorgt. Meist speiste man in Häusern, die der Krone gehörten. In luxuriösester Weise hatte Potemkin überall die Aufenthaltsräume herrichten und möblieren lassen. Die Besitzer der in Anspruch genommenen Privathäuser hatte er mit reichlichen Geldzuwendungen instand gesetzt,

einen der Hofhaltung würdigen Aufenthaltsort zu schaffen. Wo keine Häuser an der Strecke lagen, waren in der Eile elegant eingerichtete Holzhäuser errichtet. Für jede Mahlzeit waren neues Geschirr, neue Bestecke vorgesehen, für jedes Nachtlager neue Wäsche. An den Gemarkungen der Bezirke wurde die Kaiserin von den Spitzen der kaiserlichen Verwaltungen begrüßt. In größeren Ortschaften verblieb man ein bis zwei Tage, um sich ein Bild vom Handel und Wandel am Platze zu verschaffen. Den ersten längeren Aufenthalt nahm man in Smolensk. Von dort ging es nach Kiew, wo die polnischen Fürsten Sorpieha, Lubomirsk, die Potocky, Branitzky, der gesamte, Rußland ergebene Adel sich zur Begrüßung Katharinas einfand. Auch Potemkin und der in russischen Diensten stehende Heerführer Prinz von Nassau-Siegen stießen hier zum Hofzug. In Kiew residierte der greise Feldmarschall Romanzow, den Potemkin haßte. Absichtlich hatte er die Zusendung der für die Herrichtung der Bauten benötigten Gelder verzögert, so daß keine Anschaffungen mehr gemacht werden konnten. Es war ihm dann ein besonderes boshaftes Vergnügen, auf die Mängel in der Verwaltung durch Romanzow hinzuweisen. Das Kirgisenvolk hatte seine Abgesandten nach Kiew geschickt. An ihrem Empfangstag führte Potemkin der Kaiserin sein neues Kürassierregiment vor. Enthusiasmiert von dem imposanten Eindruck, den dieses Eliteregiment in seiner neuen Uniformierung machte, verlieh die Kaiserin dem Regiment nach der Parade den Namen Potemkin.

Mittlerweile war es Frühling geworden. Potemkin hatte Vorsorge getroffen, daß die Weiterreise zu Wasser fortgesetzt wurde. Auf dem Dnjepr standen fünfzig prächtig eingerichtete Schiffe bereit, die Kaiserin mit ihrem Gefolge aufzunehmen. Die Flußreise eröffnete

dem Auge wundervolle, stets abwechselnde Bilder. Weite Landstriche, blühende Wiesen mit riesigen Viehherden, dann wieder düstere Wälder, anmutige Dörfer, Spaliere von Truppen und der von weither geeilten Bevölkerung boten interessante, den Blick stets von neuem fesselnde Bilder. Viele Geschichtsschreiber behaupten, die schmukken Dörfer, an denen Katharina vorbeifuhr, waren Potemkinsche Dörfer, d. h. nur Kulissenzauber. Auch die Viehherden seien gemalte Kulisse in der Ferne gewesen. Alles sei geschehen, um der Kaiserin ein schönes Bild einer in Wirklichkeit nicht existierenden Wohlhabenheit vorzutäuschen. Auch die Handelsplätze am Wasser mit ihren großen Warenballen und gefüllten Säcken seien absoluter Bluff gewesen. Will man diesen Unkereien Glauben schenken, so würde man Katharina doch allzu gering einschätzen. Ihr scharfer Blick und Verstand ließ sich so leicht nicht täuschen. Sicher ist nur, daß Potemkin durch seine hervorragende Regie und Propagandakunst es verstand, auf dieser langen Reise die Langeweile zu bannen und das Bestehende ins beste Licht zu setzen. Die Höhe der dafür aufgewendeten Mittel konnte um so weniger enttäuschen, als Leben und Geld in Landstrecken kam, die sonst einer toten Einsamkeit verfallen waren.

In Kaniew ging die Flußflotte vor Anker, und König Stanislaus von Polen, der unter seinem alten Namen Graf Poniatowsky reiste, kam an Bord des Kaiserschiffes. Katharina war anfangs etwas verlegen. Sie hatten sich lange nicht gesehen. Eine halbe Stunde währte die geheime Unterredung. Katharina dekorierte ihn mit dem St.-Andreas-Orden. Erinnerungen an frühere intime Stunden löschte Katharina aus, indem sie Poniatowsky ihren Geliebten Mamonow vorstellte. Als Potemkin zur Begrüßung des Königs dazukam und Katharina alle

ihre drei Liebhaber, in ein politisches Gespräch verwickelt, einträchtig beieinander sitzen sah, überfiel sie eine sprühende Heiterkeit, die sich auch auf ihre Umgebung übertrug, die schnell die Ursache der sprühenden Laune ihrer Monarchin erkannten. Am Abend verabschiedete sich der König, und die Flotte segelte weiter.

Josef II. war unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein bereits vor der Kaiserin in Cherson angekommen und eilte ihr bis Kaidak entgegen. Katharina verließ das Schiff und kehrte zu Lande mit dem Kaiser nach Cherson zurück, das sich zu einer ansehnlichen Stadt entwickelt hatte. Viele Werften arbeiteten fieberhaft. In Gegenwart der Kaiserin wurde ein Schiff mit sechsundsechzig Kanonen, eine Fregatte mit vierzig Kanonen vom Stapel gelassen, und als sie die Stadt umfuhr, las sie an dem auf der Ostseite gelegenen Tore eine griechische Inschrift: „Durch dies Tor geht der Weg nach Byzanz." Katharina empfand sogleich die Schwere der Zukunft und die Notwendigkeit eines guten Einvernehmens mit Josef II. Der Krieg mit der Türkei erschien ihr unausbleiblich. Viele Fremde waren nach Cherson gekommen, um die Festtage mitzuerleben. Unter den Damen, welche sich bei Hofe einfanden, zeichnete sich vornehmlich eine schöne Griechin aus. Potemkin verliebte sich in sie, die sich Madam de Witt nannte, machte ihren Gatten zum Kommandanten von Cherson. Josef II. sprach den Wunsch aus, das innere Gebiet der Krim kennenzulernen, und reiste mit Katharina nach Batschisserai, wo sie im Palast des Khans Wohnung bezogen. Überall suchte man den Monarchen Freude zu machen. Überall suchte Katharina die Herzen der Untertanen zu gewinnen. Sie wies zur Erbauung zweier Moscheen ansehnliche Summen an, verteilte unter

die Myrzas kostbare Geschenke. Alle bezeigten tiefste Ehrfurcht, und doch fielen sie bald darauf um und entschlossen sich, die Türken zu unterstützen. Auf der Rückreise machten beide Monarchen in Pultawa halt. Hier ließ Potemkin zwei Armeen aufstellen und gab eine Darstellung der berühmten Schlacht, in der Peter der Große Karl XII. von Schweden besiegte. Josef II. war über die Sorgfalt und Fürsorge für sein körperliches wie geistiges Wohl angenehm berührt. Katharina wußte ihn so für sich einzunehmen, daß er ihrem Enkel versprach, ihm bei der Eroberung von Konstantinopel behilflich zu sein. Indessen konnte sich der Kaiser nicht enthalten, seiner Verwunderung über die Rücksicht Ausdruck zu verleihen, mit der Katharina ihren neuen Geliebten behandelte. Mamonow wohnte meist seinen Gesprächen mit Katharina bei und war ihr gegenüber oftmals herrisch aufgebracht, was den Kaiser von ihm abstieß. In Moskau trennten sich Josef und Katharina. Jener eilte über Polen nach Wien zurück, während die Kaiserin nach Petersburg zurückkehrte. Der unglückliche Khan Sahim-Gherai hatte die Krim bereits verlassen, ehe Katharina dort ankam. Potemkin hatte ihm seine Pension nicht zur Auszahlung bringen lassen. In seiner Not begab sich der Khan verzweifelt zu Freunden in das Moldauland. Diese rieten ihm vergeblich, sich nach Konstantinopel zu begeben. Schließlich suchte er bei dem französischen Konsul auf der Insel Rhodos um Schutz nach. Die Türken verlangten seine Auslieferung. Mutig verweigerte sie der Konsul. Als er aber eines Tages abwesend war, riß man das französische Wappen vom Haus, nagelte es am Nachbarhaus an, bemächtigte sich des Khans und erhängte ihn. So rächten sich die Türken für den Abfall dieses Fürsten, so hatte ihn Katharina durch ihren Potemkin dafür belohnt, daß er ihr

Vertrauen schenkte und seine Staaten in der Krim überließ.

Immer stärker wurde Potemkins Verlangen, die Türken aus Konstantinopel hinauszujagen. Er wünschte den Krieg, er erschien ihm notwendig. Nur lag ihm daran, daß die Türken die Feindseligkeiten selbst beginnen und Rußland in Abwehr den von ihm beabsichtigten großen Schlag ausführen konnte. Katharina hatte Potemkin mit Titeln, Ämtern, Würden und Orden überhäuft. Aber – er war noch nicht Ritter des St.-Georgen-Ordens, dessen Verleihung von einem Sieg in einer Feldschlacht abhing. Dieser erschien ihm in die Nähe gerückt, er war greifbar, wenn er seine Armee gegen die Türkei marschieren ließ. Die Tausende, die auf dem Schlachtfeld verbluten mußten, belästigten sein Gewissen nicht, wenn es die Erreichung eines Zieles gebot, das die Befriedigung seines Ehrgeizes forderte. Bulgakow, der russische Gesandte in Konstantinopel, war nach Cherson gekommen, um der Kaiserin und Potemkin über die politische Lage in der Türkei Bericht zu erstatten. Er hatte sich durch Baron Tholus, den russischen Generalkonsul in Alexandrien, viele Freunde und großen Einfluß in Ägypten verschafft. Ein anderer Konsul, den Rußland in Smyrna unterhielt, mit Namen Ferrieri, vertrat die russischen Interessen mit meisterhafter Intrigenkunst. Ein dritter Konsul suchte im Gebiet der Moldau einen Aufstand herbeizuführen. Russische Schiffe mißbrauchten die ihnen gewährten Privilegien, und Potemkin hatte die Übertreter in ihrem sträflichen Handeln gestützt. Die Verärgerung der türkischen Regierung erreichte ihren Höhepunkt durch die Entdeckung einer geheimen Korrespondenz zwischen Ibrahim Bey in Kairo und dem Gesandten Bulgakow. Man traf sofort Maßnahmen, um den angezettelten Unruhen in Ägypten

zuvorzukommen. Der Großwesir begehrte eine Konferenz mit dem Gesandten Bulgakow, stellte ihm eine Beschwerdenote zu und verlangte sofort eine Erklärung über alle Vorkommnisse. Bulgakow verschanzte sich hinter Ausflüchte, er müsse erst die Instruktionen seines Hofes abwarten. Der Großwesir erklärte sich mit einer kurzen Beantwortungsfrist einverstanden. Die Kriegspartei aber hetzte beim Sultan. Die russische Antwort wurde nicht abgewartet. Man nahm Bulgakow gefangen, sperrte ihn in das Schloß der „Sieben Türme" ein und proklamierte in Konstantinopel nach türkischem Brauch den Krieg. Der französische und österreichische Gesandte suchten vereint die Freilassung Bulgakows zu erlangen, aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Der englische Gesandte verfügte über einen größeren Einfluß als sie. Er begünstigte mit allem Eifer die Rache seines Hofes, der auf den zwischen Rußland und Frankreich getätigten Handelsvertrag eifersüchtig war, weil er Englands Handelsinteressen empfindlich störte, und hetzte mit allen Mitteln zum Krieg. Mit fanatischem Eifer rüsteten die Türken zum Kriege. Ein Heer von 80 000 Mann wurde in Bewegung gesetzt, um Oczakow zu decken. Eine zweite große Armee rückte an die Ufer der Donau vor. Die grüne Fahne Mohammeds wurde den türkischen Truppen vorangetragen.

Eine Flotte von sechzehn Linienschiffen, acht Fregatten und vielen anderen Fahrzeugen im Schwarzen Meer wurde dem Befehl des Admirals Hassan unterstellt, der kurz vorher die rebellischen Beys Ibrahim und Murad in Ägypten zur Raison gebracht hatte. Den Griechen mißtrauten die Türken und entwaffneten sie. In einem Manifest wurden die Tataren aufgefordert, das russische Joch abzuschütteln und zu der Fahne des Sultans zurückzukehren. Das Manifest hatte den gewünschten Er-

folg. Zwar hatte Katharina nicht mit Geschenken für die Führer der Tataren gespart, hatte Moscheen bauen, den Koran für sie drucken lassen, aber die Tataren waren mit ihren Herzen auf der Seite ihrer Glaubensgenossen in der Türkei. Die Mirzas versammelten sich, wählten Szack-Par-Gherai zum Khan und stießen mit einer stattlichen Armee zu den türkischen Truppen. Potemkin nahm die türkische Kriegserklärung mit großer Freude auf. Endlich sah er sich in kurzer Zeit, wie er hoffte, am Ziele seiner Wünsche. Auch Katharina war auf die Kriegserklärung vorbereitet. In Kuban war bereits eine Armee versammelt. Eine andere vereinigte sich mit den in der Krim stehenden Truppen. Die russische Heeresfront dehnte sich von Kaminietz bis Balta aus. Potemkin war Oberbefehlshaber der gesamten Heeresmacht. Ihm unterstanden die Armeeführer Sumarow, Repnin, Kamenskoi, Kokowsky und viele andere Generale. Der Feldmarschall Romanzow wollte für seinen Feind Potemkin keine Lorbeeren erringen. Er lehnte das ihm widerwillig angebotene Kommando ab, entschuldigte sich mit seinem hohen Alter, stellte aber seinen Sohn zur Verfügung. Eine Flotte von acht Linienschiffen, zwölf Fregatten und fast zweihundert Kanonenschaluppen war im Schwarzen Meer aufgestellt. Zwei Geschwader unter dem Kommando der Admirale Kruse und Greig segelten von Kronstadt nach dem Mittelländischen Meer. Eines mächtigen Alliierten erfreute sich Katharina in Joseph II., dem der Krieg ebenso willkommen war wie ihr. Achtzigtausend Österreicher marschierten gegen die Moldau. Alles schien den Untergang der Türkei zu verkünden. Katharina publizierte ein Manifest, worin sie den Friedensbruch, zu dem sie und Potemkins Wühlereien die Veranlassung gegeben hatten, den Türken zur Last legte und nach einer langen Auf-

zählung alles Unrechts der Türkei hinzusetzte: „Daß sie vollkommen unschuldig sei an allen Übeln, die den Krieg unvermeidlich machten, und nicht nur auf den Beistand der göttlichen Vorsehung und die Hilfe ihrer Alliierten hoffe, sondern auch auf die Erfüllung der Wünsche, die die ganze Christenheit bewegen." Auf dieses Manifest folgte gleich ein zweites, das ausführte, „die türkische Regierung habe die Kühnheit besessen, eine kategorische Antwort auf ihre abenteuerlichen Forderungen zu verlangen. Sie, die Kaiserin, sehe sich gezwungen, den Angriff des Feindes der Christenheit zurückzuweisen, und rüste sich mit dem Vertrauen auf den Schutz des gerechten Gottes, der Rußland so lange in seinen allmächtigen Schutz genommen habe". Um diesem heuchlerischen Manifest noch mehr Nachdruck zu geben, benutzte man den Aberglauben der Masse und die betrügerischen Popen. Mit großer Feierlichkeit verkündigte man in den Kirchen die Prophezeiungen der alten Patriarchen der griechischen Kirche, Jeremias und Nicon, die den nahen Untergang Konstantinopels und die Vertreibung der Türken aus Europa geweissagt hatten. Die Türken dienten mit gleicher Münze. Sie hatten einen Propheten in dem Bey — Mansur, dem ein Engel im Walde erschienen und ihn gebeten hatte, alle Tataren, alle Gläubigen des Islams, zu sammeln und der Fahne Mohammeds zuzuführen. Katharina ersuchte den französischen Gesandten, seine Regierung zu bewegen, an der Zerstückelung der Türkei teilzunehmen. Sie versprach die Überlassung Ägyptens. Allein der Gesandte mißtraute dieser Botschaft. Er wußte, daß, wenn die Teilung der Türkei in Frage käme, Ägypten weniger vorteilhaft für Frankreich wäre als die Insel Candia und andere Inseln im Archipelagus. Er war auch überzeugt davon, daß die Türkei nie so wie Ruß-

land das europäische Gleichgewicht würde stören können. Und war denn die Kaiserin der Eroberung Ägyptens schon so gewiß? — Ihren Generalkonsul Tholus hatte anläßlich eines Bestechungsversuches der Bey Ismael verhaften lassen und ihn zum Pascha von Kairo geschickt, der ihn als Gefangenen zurückbehielt. Orientiert von seinem Gesandten, hielt sich der Versailler Hof zurück. Er wollte erst das Ergebnis des Kriegsexperiments Rußlands abwarten, dessen Schwächung er begrüßt hätte. Als Katharina die christlichen Monarchen Europas einlud, sich mit ihr im Kampfe gegen die Ungläubigen zu verbünden, rechnete sie bestimmt nicht damit, daß sie alle ihre ehrgeizigen Absichten begünstigen und sich zum mindesten neutral erklären würden. Sie wußte recht gut, daß England die Türkei zum Kriege ermuntert hatte und finanziell unterstützte. Sie wußte ebenso, daß Preußen die Vergrößerung Rußlands wie Österreichs nicht so geduldig hinnehmen würde. Aber nie hatte sie daran gedacht, daß Gustav III. von Schweden ihr den Krieg erklären könnte. Seitdem ihr Gesandter Ostermann Stockholm verlassen hatte, befolgten dessen Nachfolger Muschin-Puschkin und Markow das gleiche Bestechungssystem. Keiner hatte sich aber soviel herausgenommen wie zuletzt Andreas Rasumowsky. Eifrig bemüht, die Gunst seiner Monarchin wiederzugewinnen, suchte er beständig unter den schwedischen Adel Zwietracht zu säen, der in der Mehrzahl mit dem König unzufrieden und nur zu sehr geneigt war, den gewissenlosen eigennützigen Anschlägen Rußlands Gehör zu schenken. Gustav III. beschloß, sich dafür zu rächen. Bevor noch die Türkei Rußland den Krieg erklärte, hatte der schwedische Gesandte Heydenstam den Befehl erhalten, mit der Türkei einen Allianzvertrag abzuschließen. Die Türken erinnerten sich noch mit

Ehrfurcht der Siege Karls XII. und begriffen gleich, welche wichtige Aufgabe zu ihrer Entlastung Schweden zufällt. Sie versprachen Gustav ihre Hilfe und ließen ihm beträchtliche Unterstützungsgelder auszahlen. England sagte die Kriegshilfe seiner Flotte zu. Das hochverräterische Treiben des russischen Gesandten Rasumowsky nahm immer herausforderndere, frechere Formen an. Darüber erbittert, ließ König Gustav ihn ersuchen, Stockholm zu verlassen. Die schwedischen Kriegsrüstungen wurden fortgesetzt, die große Flotte lag in Karlskrona zum Auslaufen bereit, die Truppen, die auf derselben eingeschifft werden sollten, wurden in der Umgebung der Hauptstadt versammelt, andere gingen nach Finnland ab. Man war klug genug, auszusprengen, daß Schweden zu seiner Selbstverteidigung bereit sein müsse, da die Kaiserin damit gedroht habe, es anzugreifen, wenn Gustav keine Hilfstruppen gegen die Türken stellen würde. Die schwedischen Soldaten brannten vor Begierde, sich mit einer Nation zu messen, die von ihren Vätern so oft besiegt worden war. Endlich waren alle Truppen eingeschifft und nach Finnland gebracht, wohin sich Gustav schon zuvor begeben hatte. Kaum hatte die schwedische Armee die Grenze erreicht, so machte eine kleine Abteilung russischer Jäger Miene, einige Schweden, die eine Brücke besetzt hatten, zu vertreiben. Es fielen einige Flintenschüsse. Gustav sah dies als eine Kriegserklärung an. Der schwedischen Verfassung zufolge durfte der König keinen Offensivkrieg führen, ohne zuvor den Reichstag zu befragen. Die Russen behaupteten, Gustav III. habe einige finnische Bauern als russische Soldaten verkleiden und seine eigenen Untertanen töten lassen, um nur einen Vorwand zu besitzen, Rußland anzugreifen. Gustavs Geschwader bemächtigte sich zweier russischer Fregatten,

die auf der Höhe von Sweaborg kreuzten, um die Petersburger Seekadetten zu schulen. Der König beschloß, gegen Frederikshamn zu marschieren. Da man aber das schwere Geschütz vom Karlskrona-Geschwader noch nicht hatte ans Land bringen können, gab er den Befehl, die Stadt von zwei Seiten anzugreifen und im Sturm zu nehmen. Angst und Schrecken ergriff die Bevölkerung Petersburgs. Alle Armeen der Russen waren gegen die Türken marschiert. Zum Entsatz von Frederikshamn konnte Katharina nur Invaliden und einige Abteilungen ihrer Garde schicken. Man zweifelte nicht daran, daß Gustav diese Stadt erobern und dann Petersburg belagern würde. Katharina befand sich in größter Sorge, trug aber äußerste Kaltblütigkeit zur Schau. Als eines Tages der französische Gesandte seine Aufwartung machte, fragte sie ihn gelassen, was man sich Neues in der Stadt erzähle? — „Daß Sie nach Moskau reisen wollen", entgegnete ironisch der Gesandte. „Aber Sie glauben es doch nicht", erwiderte schlagfertig die Kaiserin, „ich habe allerdings eine große Anzahl Postpferde bestellt, aber nur um Truppen und Kanonen nach Finnland zu schicken." Sie hatte auch wirklich alle Truppenabteilungen aus der Umgebung von Petersburg vereinigt und sie den nach Finnland abgegangenen Abteilungen nachrücken lassen. Muschin-Puschkin, ein Mann ohne Kriegserfahrung, wurde zum Kommandanten der zusammengestoppelten Abteilungen ernannt. Gleichzeitig veröffentlichte sie eine Erklärung, in der sie gegen das Vorgehen Gustavs protestierte und betonte, daß die Besatzungen der Ortschaften in Finnland aus Vorsicht gegen den Schwedenkönig längst verstärkt worden seien. Zugleich befahl sie dem schwedischen Gesandten, Petersburg zu verlassen. Die schwedische Flotte, aus zwanzig Linienschiffen, zehn Fre-

gatten und mehreren Korvetten bestehend, kreuzte bis dicht vor Kronstadt und forderte das russische Geschwader keck heraus, das sich gerade auf Fahrt nach dem Mittelländischen Meer begeben wollte.

Gustav III. beging unzweifelhaft einen Fehler. Er hätte dies Geschwader sich ruhig entfernen lassen und dann die Feindseligkeiten beginnen sollen. Er wäre sofort Herr der Ostsee gewesen. Das russische Geschwader unter dem Befehl des Admirals Greig war kaum abgesegelt, so erfolgte die Seeschlacht bei Hogland. Der Sieg blieb unentschieden. Die Schweden zogen sich darauf nach Sweaborg zurück, und hiermit schloß der Feldzug des Jahres 1788. Gustav III. ließ der Kaiserin Friedensbedingungen zugehen, deren Inhalt sie beleidigen mußte. Gustav forderte die exemplarische Bestrafung des Gesandten Rasumowsky, dann den Teil Finnlands und Karelien zurück, den es im Vertrag von Neustadt und Abo Rußland überlassen mußte. Ferner legte er Rußland die Verpflichtung auf, mit der Türkei Frieden zu schließen und die Grenzen vom Jahre 1768 wiederherzustellen. Schließlich forderte der Schwedenkönig, Rußland müsse sofort die Waffen niederlegen, aber zugestehen, daß Schweden bis zur Abschließung des Friedensvertrages bewaffnet bleibe. „Welche Sprache", rief Katharina aus, „wäre der König von Schweden schon in Moskau, so wollte ich ihm immer noch zeigen, was eine Frau wie ich auf den Trümmern eines großen Reiches vermag." Statt Gustavs Vorschläge zu beantworten, rief sie den gegen die Türken im Felde stehenden General Michelson zurück, gab ihm das Kommando über die in Finnland stehenden Truppen, die sie um 20000 Mann verstärkte. Ferner rechnete sie mit dem Abfall der schwedischen Offiziere von Gustav. Der Erfolg lehrte, daß sie sich darin nicht geirrt hatte.

Gustav wollte seine Truppen gegen Frederikshamn vorrücken lassen. Aber einige der angesehensten Offiziere, an deren Spitze der Oberst Hesteko, stellten ihm vor, es sei äußerst schwer, die Festung von der Seite, auf der man sich befinde, anzugreifen. Außerdem seien sie der festen Überzeugung, daß der König keinen Offensivkrieg ohne die Einwilligung der Nation unternehmen dürfe. Alle seien gern bereit, ihr Leben für ihr Vaterland hinzugeben, aber nicht um einen Nachbarn anzugreifen, der den Krieg nicht hervorgerufen hätte. Gustav, über diese kühne Sprache der Offiziere nicht wenig erstaunt, verlangte Gehorsam. Nun traten die Offiziere zusammen und wiederholten einmütig die ihm bereits gegebene Antwort. Der König, über diese Widersetzlichkeit außer sich, wandte sich nun an die Soldaten. Das Regiment, welches der Oberst Hesteko kommandierte, legte sofort die Waffen nieder. Ein großer Teil der Armee folgte diesem verräterischen Beispiel. Die rebellischen Offiziere wurden nach Stockholm zurückgeschifft, dort aber verhaftet und festgesetzt. Das war ein neuer Mißgriff Gustavs. Er hätte sofort vor Frederikshamn ein Exempel an den Verrätern statuieren müssen. Dann wären die Soldaten marschiert, und er hätte nach der Eroberung von Frederikshamn in Petersburg seinen Einzug halten können.

Dem schwedischen Adel war die Meuterei der Truppen durchaus willkommen. Er wünschte die alte Regierungsform, und ihm war jedes Mittel recht, um dieselbe wiederherzustellen. Für Katharina bedeutete die schwedische Verräterei einen größeren Erfolg als eine gewonnene Schlacht. Sie reklamierte jetzt Dänemarks Beistand gegen Schweden. Durch einen Einfall von Norwegen aus bedrohten die Dänen Götaborg. Aber sobald der englische Gesandte davon Kenntnis hatte, vereinigte er sich

mit dem preußischen Gesandten Grafen Rhode. Beider entschiedene Sprache und Drohungen bewirkten einen Waffenstillstand und daß sich die Armee des dänischen Kronprinzen sogleich nach Norwegen zurückzog.

Die russischen Armeen, welche unterdessen gegen die Türken und Tataren kämpften, errangen im Süden durch mehrere Siege große Vorteile. Das russische Geschwader im Schwarzen Meer zwang die türkische Flotte in die Flucht. Als das Schiff des türkischen Admirals in Brand geriet, stürzte sich ein Matrose durch die Flammen, um die Flagge zu retten. Allein während er sie losmachte, sprang ein ebenso kühner russischer Matrose in ein Boot, ruderte zum Admiralsschiff, kletterte eiligst an Bord, erbeutete die Flagge, nahm den Türken gefangen und verließ wieder kaltblütig das Schiff, das jeden Augenblick in die Luft zu fliegen drohte. Die Generale Talesyn und Tekely hatten den kubanischen Tataren in verschiedenen Gefechten übel mitgespielt. Tamara hatte bereits Georgien fest in der Hand und hielt die Lesgier in Respekt. Ein russisches Armeekorps nahm mit Hilfe eines Teils der österreichischen Armee Choczim ein. Repnin, Soltikow, Suwarow und Kamenskoi schlugen die Türken verschiedenemal, die sich dafür an den Österreichern rächten. Potemkin belagerte seit langer Zeit Oczakow. Eine starke Festung, hinreichende Vorräte an Lebensmitteln, Überfluß an Munition, eine zahlreiche Garnison, dazu die unerbittliche Strenge der Jahreszeit schienen diesen Platz uneinnehmbar zu machen.

Um sich vor der Kälte zu schützen, mußten sich die Belagerer in Erdhöhlen einbuddeln. Auch fehlte es ihnen an Lebensmitteln. Allein die Kälte half ihnen schließlich die Stadt erobern. Man bemerkte nämlich, daß sie von der Seite des mit dickem Eis bedeckten Liman angegrif-

fen werden könnte, wo die Festungswerke weniger ausgebaut waren. Noch immer fehlte Potemkin der St.-Georgen-Orden. Endlich konnte er sich den ihm fehlenden Sieg verschaffen. Er befahl die Erstürmung der Stadt. Während er mit seinen Mätressen im Lager verblieb, drangen seine Offiziere an der Spitze der Truppen in die Stadt und richteten ein schreckliches Blutbad an. Als erstem gelang es dem Prinzen von Anhalt-Bernburg, mit den von ihm geführten Grenadieren und Jägern in die Stadt zu kommen. Das Gefecht auf den Wällen setzte sich noch stundenlang in den Gassen fort. Tapfer und hartnäckig wehrten sich die Türken, die ihren Krummsäbel zu gebrauchen wußten. Es war ein fürchterliches Morden von Mann zu Mann. Plündernd ergossen sich die Russen in die Häuser, vergewaltigten die Frauen, ermordeten die sich ihnen entgegenstellenden Einwohner und stahlen, was sie an Wertgegenständen bemerkten. Immer wieder flackerte die Gegenwehr aus Verstecken auf. Drei Tage lang hielt das Blutbad an, das 25000 Türken und Tausenden von Einwohnern das Leben kostete, während die Russen 12000 Mann bei dem Sturm verloren. Ungeachtet das Ergebnis aller Kämpfe ebenso traurig für die Sieger wie Besiegte war, brannte doch Katharina vor Begierde, den Krieg fortzusetzen. Sie ließ von neuem Rekruten ausheben, um ihre Armeen in der Krim und an den Ufern der Donau zu verstärken, in Polen eine neue Armee errichten und eine andere gegen die Schweden marschieren zu lassen.

Aber die wehrfähigen Männer waren durch die jahrelangen Kriege auch schon im großen Rußland rar geworden. Schon mußte man auf die nach Sibirien Verbannten zurückgreifen, um die Armeen zu kompletieren. Unterdessen beschäftigte sich Gustav mit neuen Racheplänen. Er konnte es weder der Kaiserin verzeihen,

daß sie unablässig in Schweden Zwietracht säte, noch der dänischen Regierung, daß sie Rußland unterstützt hatte. Der schwedische Oberstleutnant Benzelstjerna beschloß, mit einem einzigen kecken Schlag dem König Nutzen zu bringen. Die russische Flotte hatte auf der Reede vor Kopenhagen Anker geworfen, wo sie der strenge Winter 1789 bis zum April eingefroren hielt. Sprengporten, ein alter Herr, war schwedischer Gesandter in Kopenhagen. Da man ihn mit einer Zurückberufung nicht kränken wollte, schickte der König einen gewissen Abeldyl unter dem Titel eines Geschäftsträgers nach Kopenhagen und befahl ihm, die Unternehmungen der Russen und Dänen sorgfältig zu beobachten. Benzelstjerna unterließ nicht, sich an Abeldyl anzuschließen. Unter dem Vorwande, er wolle ein Handelsgeschäft unternehmen, machte er die Bekanntschaft des irländischen Kapitäns O'Bryen. Er kaufte ihm sein Schiff ab, zahlte ihm 12000 Reichstaler an, ließ ihm das Kommando und verpflichtete sich, 12000 Taler nachzuzahlen, wenn das Geschäft einschlüge. Nun ließ er das Schiff mit Tonnen beladen, die von innen und außen geteert, mit Branntwein angefüllt waren. Er befahl dem Kapitän beim nächsten Nordwestwind, das Schiff anzustecken und damit aus dem Hafen auszulaufen. So wollte er die russische wie die dänische Flotte in Brand stecken. Allein O'Bryen hatte seinem Freunde Test von dem vorteilhaften Verkauf seines Schiffes und von der Befrachtung erzählt. Dieser unterrichtete die Polizei, die eine Untersuchung des Schiffes vornahm und seinen Kapitän verhaftete. Benzelstjerna hatte sich zu Abeldyl geflüchtet, der ihn nach dem Hause eines ihm befreundeten höheren Offiziers schickte, von wo aus er sich in Sicherheit bringen konnte. Von den Russen aufgehetzt, versammelten sich die dänischen Matrosen

vor der schwedischen Gesandtschaft und wollten das Haus anzünden. Abeldyl war geflüchtet. Polizeisoldaten stellten die Ruhe wieder her. Das Frühjahr brachte den Zusammenstoß der feindlichen Flotten auf der Höhe von Bornholm. Infolge widrigen Windes kam es zu keinem Treffen. Kurz darauf stießen sie wieder in der Nähe von Gotland aufeinander. Es kam zu einer vierstündigen Seeschlacht. Die Russen errangen große Vorteile, und in einem weiteren Treffen bei Rogensalmi siegte der russische Kommandeur, Prinz von Nassau-Siegen, der sich mit Potemkin entzweit hatte und sich zur Nordarmee versetzen ließ. Während des Kampfes zur See hatten die Russen auch einen siegreichen Angriff auf die schwedischen Truppen vor Frederikshamn unternommen, die nunmehr das russische Finnland räumen mußten. Gustav III. ließ sich durch die mannigfachen Mißerfolge nicht entmutigen. Er zog neue Truppen zusammen und schickte sich an, abermals ins russische Gebiet einzudringen. Indessen gewann auch Katharina Zeit, ihre Verteidigungsmaßnahmen zu treffen. Die feindlichen Armeen stießen bei Abborfors aufeinander. Der Kampf endete mit dem Siege des russischen Generals Numsen. Aber auch diese Niederlage machte Gustav nicht mutlos. Er ging jetzt selbst an Bord seiner Flotte, suchte das Geschwader des Prinzen Nassau-Siegen auf und nahm ihm dreißig Schiffe weg. Bald darauf ließ er einige Bataillone Infanterie und verschiedene Schwadronen leichter Kavallerie fünf Meilen von Petersburg entfernt ans Land setzen. Abermals geriet die Hauptstadt in Schrecken und Verwirrung. Die Kaiserin befand sich in Zarskoje Selo. Sie verließ das Lustschloß nicht, gab aber dem General Igelström den Befehl, die Schweden zu verjagen. Dieser suchte in Eile eine Abteilung von achttausend auserwählten Soldaten

zusammen und unterstellte sie dem Befehl des tapferen Prinzen von Anhalt-Bernburg. Trotz größter Tapferkeit und Übermacht wurden die Russen geschlagen, der Prinz von Anhalt erlitt den Heldentod. Die große schwedische Flotte unter dem Befehl des Herzogs von Södermannland, dem nachmaligen übelberüchtigten König Karl XIII., wollte das russische Geschwader in Reval aufsuchen. Diese Unvorsichtigkeit trug ihr den Verlust von zwei Schiffen ein. Indessen begingen die Schweden noch einen Fehler, der ungleich gefährlicher für sie ward. Das Segelgeschwader, wie die von Gustav persönlich kommandierte Ruderflotte, fuhr in die Bucht von Wiborg. Der völlige Untergang der gesamten schwedischen Flotte schien unausbleiblich. Aber auch die russische Führung machte sich einer Unterlassungssünde schuldig. Man verabsäumte, die beiden Meerengen, durch welche allein die Schweden entkommen konnten, mit Batterien zu versehen. Den Schweden gingen die Lebensmittel aus, sie konnten sich nicht länger in der Bucht halten.

Sie suchten das russische Geschwader, das die enge Durchfahrt besetzt hielt, in Brand zu stecken, um dann durchzubrechen. Der Westwind war ihrer Absicht günstig. Sie ließen einen Brander, der die russischen Schiffe trennen sollte, vor sich hertreiben. Allein er blieb auf einer Untiefe sitzen und tat den Russen keinen Schaden. Wohl aber zündete er verschiedene schwedische Schiffe an, die der heftige Wind auf ihn zutrieb. Bei dieser Gelegenheit eroberten die Russen neun Segelschiffe, drei Fregatten und mehr als zwanzig große geruderte Schiffe. Die übrigen schwedischen Ruderschiffe hatten sich hinter die Felsen von Svensksund zurückgezogen, die mehrere kleine Inseln bilden.

Der Prinz von Nassau-Siegen, dessen Flotte doppelt so

stark war wie die Gustavs, folgte nach und griff an. Seine Unerfahrenheit gab den Schweden ein großes Übergewicht. Er wurde gänzlich geschlagen, verlor die Hälfte seiner Schiffe nebst mehr als 10000 Menschen. In seiner Eitelkeit bildete sich der Prinz ein, seine Seeleute hätten sich mit Fleiß, nur um seinem Ruhme Abbruch zu tun, schlagen lassen. Er schrieb daher an die Kaiserin: „Ich habe das Unglück gehabt, mich mit den Elementen, den Schweden und leider auch mit den Russen schlagen zu müssen. Ich hoffe, Eure Majestät werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen." Die Kaiserin antwortete ihm: „Sie haben recht, denn ich will, daß Sie recht haben sollen. Das klingt ziemlich aristokratisch, aber es ist hierzulande so Mode. Rechnen Sie immer auf Ihre wohlaffektionierte Katharina." Die Kaiserin hatte den Prinzen Nassau zum Admiral der Ruderflotte des Baltischen Meeres erhoben, ihm ein Landgut mit 4000 Bauern und einen Palast in Petersburg geschenkt. Dazu erhielt er ein Jahresgehalt von 12000 Rubel. Alles hielt den Prinzen nicht ab, aus den russischen in französische Dienste zu gehen.

Die Schlacht bei Svensksund beschleunigte den Friedensschluß. Gustav III. sah ein, daß er äußerst unüberlegt gehandelt hatte. Seine Soldaten waren unzuverlässig. Englands zugesagte Unterstützung beschränkte sich auf leere Versprechungen und eine ledigliche Einwirkung auf Dänemark. Er sah keinen glücklichen Ausgang des Krieges für sich und daß er für die Türkei von wesentlichem Nutzen sein könnte. Dagegen befürchtete er, die Russen möchten die Schwächung seiner großen Flotte, die Zerrüttung seiner Finanzen, die Unzufriedenheit des schwedischen Adels benutzen, um in seine eigenen Staaten einzufallen. Er bedachte sich also nicht lange, ob er Friedensvorschläge, die ihm Katha-

rina übermitteln ließ, annehmen sollte oder nicht. Der spanische Gesandte Galvez bot Katharina seine Vermittlung. Er gab sich alle Mühe, für Gustav möglichst vorteilhafte Bedingungen zu erlangen, und versprach, daß dieser gegen die Franzosen marschieren wird. Das war es, was sich die Kaiserin wünschte. Sie verzieh ihrem Feinde gern und in der Hoffnung, daß er im Kampfe gegen Frankreich seinen Untergang finden möge. Sie stellte sich sogar großmütig und verlangte schließlich nur die Erneuerung der Verträge von Neustadt und Abo. Ohne Zögern willigte Gustav ein. Am 14. August 1790 wurde der Friedensvertrag zu Wärele von dem General Igelström von russischer und General von Armfelt von schwedischer Seite unterzeichnet.

Während des Krieges in Finnland gab Katharina zu gleicher Zeit einen Beweis ihrer Nachsicht und Gnade, wie ihrer rücksichtslosen Strenge. Einige schwedische Offiziere, die bei dem Kadettenkorps zu Petersburg als Lehrer angestellt waren, hatten sich in einem Briefwechsel mit ihren Landsleuten erlaubt, das Leben der Kaiserin zu kritisieren und sie mit derben, beleidigenden Worten zu kennzeichnen. Man hatte die Briefe aufgefangen und sie Katharina übergeben. Die schwedischen Offiziere wurden verhaftet und mit der Untersuchung der hartherzige Stephan Iwanowitsch Schischkowsky, Vorsteher der Geheimen Staatspolizei, betraut. Die Offiziere, die ja eigentlich nur die Wahrheit geschrieben hatten, waren schnell überführt und zum Tode verurteilt. Indessen begnügte sich die Kaiserin damit, sie in die inneren Provinzen des Reichs unter Belassung ihrer Besoldung zu verweisen, und schickte sie bei Friedensschluß in ihr Vaterland zurück. Um die gleiche Zeit gab der Petersburger Zolldirektor Radischew eine Beschreibung einer Reise von Petersburg nach Moskau heraus.

Er erzählte darin einen Traum, der Potemkins Despotismus und Habgier in starken Farben schilderte und auch Katharina angriff. Radischew hatte das Buch in seinem Hause und mit seinen eigenen Lettern drucken lassen. Belustigt von dem Inhalt, sprach man am Hof davon. Katharina las das Buch. Radischew mußte nach Sibirien wandern. Graf Alexander Woronzow und seine Schwester, die Fürstin Daschkow, waren Gönner des Zolldirektors. Sie wurden beschuldigt, ihn zur Abfassung des Buches ermuntert zu haben. Woronzow mußte eine Untersuchung der Geheimen Staatskanzlei über sich ergehen lassen, wodurch er wie seine Schwester viel von ihrem Ansehen bei Hofe einbüßten. Katharina behandelte also die Schweden, in deren Vaterland sie sich gern Anhänger verschaffen wollte, mit verstelltem Edelmut, grausam aber oft die Angehörigen ihrer eigenen Nation.

In den Armen Mamonows genoß Katharina das ihr unentbehrliche Liebesglück. Dieser fing an, sich für die Erledigung der Staatsgeschäfte zu interessieren. Er verfügte auch bald über gute politische Kenntnisse und verstand es, brauchbare Ratschläge zu erteilen. Wachsam verfolgte Potemkin den Ehrgeiz Mamonows. Spione mußten ihm die Vorgänge am Hofe haarscharf genau berichten. Als er erfuhr, daß Mamonow nach der Vizekanzlerwürde strebte, stand sein Entschluß fest, den Geliebten Katharinas um jeden Preis zu Fall zu bringen. Aber Potemkin brauchte sich nicht bemühen, brauchte zur Ausführung seiner Absicht nicht in Petersburg zu erscheinen. Mamonow führte seinen Sturz selbst herbei. Eines Tages bekam Katharina die Nachricht in die Hände gespielt, daß zwischen ihrem geliebten Mamonow und ihrem Hoffräulein Scherbatow ein intimes Liebesverhältnis bestehe. Katharina verfiel zuerst in eine

Raserei. Wieder einmal belogen und betrogen. — Ein Herzkrampf war die Folge. Als sie ihre Selbstbeherrschung wiedererlangt hatte, stand sie bestürzt vor dem Spiegel und studierte ihr Gesicht. Konnte sie es nicht mehr mit den jüngeren, den jüngsten Hofdamen aufnehmen? War sie dem jungen Herrn zu alt? — Nein, das konnte nicht sein. Sie fühlte sich jung, von stürmender Kraft erfüllt, und ihre Umarmungen waren von einer versengenden Glut der Leidenschaft getragen. Außerdem — sie war Kaiserin — eine Welt lag ihr zu Füßen. Katharina zermarterte ihr Hirn mit Fragen. Mamonow kam. Sie brachte kein Wort hervor. Stumm reichte sie ihm die Hände, die er beide innig küßte. Und jetzt empfand sie es. Die Küsse waren erfüllt von Dankbarkeit und Verehrung. Glichen sie nicht allen anderen vor ihnen? — Ihre Blicke trafen sich. Ehrlich, groß und ernst fragend blickte Mamonows Auge. Schnell verabschiedete sie ihn. Traurig sah sie ihm nach. Vermochte ihr Herz die Enttäuschung zu überwinden? — Was konnte, was mußte geschehen? — Vielleicht war doch nicht wahr, was sie gelesen? — Nein — sie mußte sich von der angeblichen Treulosigkeit überzeugen.

Entschlossen läutete sie nach ihrem Geheimschreiber und machte ihn mit dem vertraut, was sie wissen wollte. Schon nach kurzer Zeit konnte ihr dieser das Haus nennen, in dem sich Mamonow mit ihrem Hoffräulein traf. Katharina gelang es, das Pärchen im trautesten Zusammensein zu überraschen. Erschrocken fielen beide ihr zu Füßen. Wieder traf sie Mamonows großer fragender Blick. Wieder vermochte Katharina nichts zu sagen. Stumm legte sie die Hände ihres schluchzenden Hoffräuleins in die von Mamonow und entfernte sich. Am gleichen Abend gab Katharina wieder heiter lächelnd im Kreise ihres Hofes die Verlobung bekannt. Einige

Tage später fand die Hochzeit statt. Die einzige Strafe für Mamonow bestand darin, daß er sich mit seiner jungen Frau nach Moskau begeben mußte und beide nicht mehr bei Hofe erscheinen durften. Mamonow war ein reicher Mann. Gleich nach der ersten Liebesnacht, die er mit Katharina verbrachte, erhielt er 60 000 Rubel ausgezahlt. Sein etatmäßiges Gehalt betrug monatlich 15 000 Rubel. Dazu kamen die Gehälter von den verschiedenen von ihm bekleideten Positionen. An seinem Geburtstag wie Namenstag hatte ihn Katharina mit je 100 000 Rubeln bedacht und ihm am Verlobungstage den gleichen Betrag auszahlen lassen. Auch die wertvollen Verlobungsringe hatte die Kaiserin gestiftet. In den letzten drei Monaten allein hatte Mamonow über eine halbe Million Rubel erhalten. Eine wahrhaft kaiserliche Belohnung für seine Dienste. Am Abend, als Katharina die Verlobung Mamonows bekanntgegeben hatte, kam sie mit dem General Saltikow ins Gespräch, dem sie die Erziehung ihrer Enkel, der Großfürsten Alexander und Konstantin, anvertraut hatte. Saltikow kannte Katharinas sinnliche Veranlagung. Er wußte, daß ein Nachfolger Mamonows fällig war. Potemkin weilte an der Front, konnte mit einem seiner Adjutanten nicht aufwarten. Geschickt brachte er das Gespräch auf seine Güter, deren Verwaltung er in die Hände des Vizegouverneurs Subow gelegt hatte. Dabei sprach er von dessen drei Söhnen und zählte die Vorzüge des zweiundzwanzigjährigen Platon Subow auf, der als Offizier in der Garde zu Pferde diente. Zufällig hatte Subow an diesem Tage die Schloßwache. Sein Aussehen war wenig anziehend. Er war ein kleiner, schwächlich aussehender Mann. Sein Vorname Platon legte den witzelnden Höflingen den Ausspruch in den Mund: „Die Kaiserin wolle keinen Adjutanten mehr annehmen, sie habe

sich in die Arme der Philosophie geworfen." Subow wurde zum Flügeladjutant der Kaiserin, im Range eines Obersten, ernannt. Da Katharina Mamonow bis zu seinem Vermählungstage die Adjutantenzimmer beließ, so wurden Subow zwei andere prächtig möblierte Zimmer angewiesen. Damit er sich seiner Bestimmung gemäß einrichten konnte, erhielt er gleich in den ersten Tagen 30000 Rubel ausgezahlt. Das Amt des kaiserlichen Beischläfers war wieder besetzt.

Der Türkenkrieg tobte weiter. — Potemkin, der Eroberer von Oczakow, gelangte zu dem so heiß ersehnten St.-Georgen-Orden. Katharina schickte ihm ferner ein Geschenk von 100000 Rubel nebst einem Marschallstab, der mit Diamanten besetzt und mit einem aus goldenen Blättern bestehenden Lorbeerzweige umwunden war. Kurz darauf ehrte sie ihn auch mit dem Titel des Hetmans der Kosaken, den seit dem Tode des alten Cyrill Rasumowsky noch niemand wieder verliehen bekommen hatte. Der Fürst Repnin erhielt einen Degen, dessen Knauf kostbare Brillanten zierten, General Suwarow einen mit Brillanten geschmückten Federbusch. Auch allen übrigen Generalen und Offizieren, die an der Erstürmung Oczakows teilgenommen hatten, wurden Geschenke überwiesen, und die Soldaten ehrte Katharina mit der Verleihung einer silbernen Erinnerungsmedaille. Diese Belohnungen spornten zur höchsten Pflichterfüllung an, siegreich marschierte die russische Armee. Potemkin hatte die Insel Beresan erobert, Repnin drängte die Türken von den Ufern der Solska zurück. Suwarow schlug die Türken bei Foksan. Als er erfuhr, daß die österreichische Armee unter dem Kommando des Prinzen von Sachsen-Koburg von dem Großwesir geschlagen und zurückgedrängt worden war, marschierte er mit achttausend Gardemännern den Österreichern eiligst zu

Hilfe, die sich bereits auf der Flucht befanden. Der tapfere Suwarow gab dem Schicksal eine andere Wendung. „Kameraden", schrie er seinen Soldaten zu, „seht dem Feind nicht in die Augen, sondern auf die Brust, wo eure Bajonette ihn treffen müssen." Im gleichen Augenblick stürzten die Russen vor und richteten unter den Türken ein furchtbares Blutbad an. Suwarow behauptete das Schlachtfeld als Sieger. Dieser am Flusse Rimniks erkämpfte Sieg trug dem General Suwarow den Beinamen Rimniksky ein, ferner den Titel eines russischen wie deutschen Reichsgrafen. Bald darauf nahm er Tutukey in Bulgarien ein. Seine Benachrichtigung Katharinas lautete: „Gelobt sei Gott, geehrt Katharina. Tutukey ist unser. Suwarow hat seinen Einzug gehalten." Der wilde General Kamenskoi verheerte alle von ihm eroberten Plätze und legte auch die schöne Stadt Galatz in Asche. Besonders grausam behandelte er die Priester, sobald er derer habhaft werden konnte. Sie mußten statt der Pferde die Bagagewagen ziehen. Die Festung Ismail widerstand dem Ansturm der Russen. Potemkin schritt zur Belagerung. Aber auch nach sieben Monaten kam er nicht einen Schritt weiter. In seinem luxuriös ausgestatteten Riesenzelt ging es lustig zu. Höflinge, leichtfertige Weiber bemühten sich, Potemkin Zerstreuungen zu verschaffen. Eine dieser Schönen behauptete, aus den Karten die Zukunft lesen zu können, und prophezeite Potemkin, daß es ihm in drei Wochen gelingen würde, die belagerte Stadt einzunehmen. Potemkin entgegnete lachend, er besitze einen prophetischen Geist, der sich bei weitem untrüglicher zeigen wird. Er schickte dem General Suwarow den Befehl, Ismail innerhalb von drei Tagen zu erobern. Suwarow, nicht wenig erstaunt über Potemkins plötzliche Eile, traf seine Maßnahmen. Am dritten Tag sammelte er seine

Soldaten um sich und rief ihnen zu: „Kinder, unsere Lebensmittel sind zu Ende. Wir stürmen, gebt keinen Pardon. Wer macht mit?“ — Die Soldaten liebten ihren Heerführer, der mit allen kameradschaftlich verkehrte. Ein brausender Zustimmungsschrei gab Suwarow das Vertrauen zum Gelingen seines Vorhabens. Er ließ zum Sturm ansetzen. Zweimal wurden die Russen mit großem Verlust zurückgeschlagen. Endlich erstiegen sie die Wälle, drangen in die Stadt ein und mordeten, was ihnen in den Weg kam. 15000 Russen und 35000 Türken mußten Suwarows blutige Lorbeeren mit ihrem Leben bezahlen. Der General meldete Katharina: „Das stolze Ismail liegt zu Ihren Füßen.“ Der türkische Admiral Hassan, der es inzwischen zum Großwesir gebracht hatte, nahm sich die andauernden Niederlagen sehr zu Herzen. Er starb vor Kummer in seinem Lager. Sein Nachfolger wurde zu Schumla enthauptet. Bassa Yussuf trat an seine Stelle. Aber auch er vermochte keine glückliche Wendung des Schicksals herbeizuführen. Bei der Eroberung von Ismail hatten sich die französischen Offiziere Roger-Damas, Langeron und der junge Fronsac durch ihre hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet, wurden aber mit Undank von Potemkin behandelt. Einige Tage darauf kam er mit Langeron über die französische Revolution ins Gespräch und sagte: „Oberst, Ihre Landsleute sind verrückte Narren. Wäre ich dort, wollte ich sie mit meinen Pferdeknechten zu Paaren treiben.“ Langeron, obgleich Emigrant, nahm es übel, daß man von seiner Nation so verächtlich sprach. Er entgegnete: „Fürst, ich glaube nicht, daß Ihnen das mit Ihrer ganzen Armee glücken würde.“ Wütend drohte Potemkin mit der Verbannung nach Sibirien. Langeron kam ihm zuvor und entwich in das österreichische Lager. Der Waffenruhm ihrer Truppen

machte Katharina unsagbar stolz. Als der englische Gesandte Withworth zum erstenmal bei ihr erschien, sagte sie spöttisch zu ihm: „Der König, Ihr Herr, will mich aus Petersburg vertreiben. Hoffentlich erlaubt er mir, daß ich mich nach Konstantinopel begebe." Potemkin säumte nicht, nach der Eroberung von Ismail nach Petersburg zurückzukehren. Ihm war es darum zu tun, sich mit seinen Siegen brüsten zu können. Katharina empfing ihn mit unaussprechlicher Freude. Sie gab ihm glückstrahlend Feste über Feste. Ein Geschenk folgte dem andern. Sie schenkte ihm einen Palast, den man auf 600 000 Rubel schätzte, eine mit Diamanten besetzte Uniform, die 200 000 Rubel gekostet haben soll. Potemkin selbst trieb einen beispiellosen Luxus. An einem Festtage ließ er eine große Summe von Rubeln unter das sich darum raufende Volk werfen. Aber sonderbar war es, daß dieser unermeßlich reiche Mann sehr selten seine Schulden bezahlte. Wenn jemand zu ihm kam, um sich seine Rechnung bezahlen zu lassen, so rief er Popow, seinen Geheimsekretär, und fragte diesen: „Warum bezahlst du den Mann nicht?" — Dabei gab er zugleich mit der Hand ein Zeichen, wie der Gläubiger behandelt werden sollte. Machte er die Hand zu, so zahlte Popow, öffnete er sie, so wurde der Gläubiger vertröstet, und wenn er sich lästig zeigte, konnte es ihm passieren, daß er auf kurze Zeit mit Sibirien Bekanntschaft machte. Die Erfahrung machte die Handelswelt klug. Es waren schlechte Geschäfte, die man mit dem Fürsten Potemkin machte. Es drängte sich niemand dazu, man ging ihnen aus dem Wege. Potemkin kehrte nach den rauschenden Festlichkeiten zur Armee zurück. Mit Ehren- und Gunstbeweisen überschüttet, von Triumphen und Vergnügungen aller Art übersättigt, fühlte er Langeweile, alles wurde ihm zum Ekel. Er war weder mit den ihm in

Ergebenheit schmeichelnden Höflingen noch mit sich selbst zufrieden. Auch die Wohltaten der Kaiserin vermochten ihn nicht zu erfreuen. Ihn verdroß das Vorhandensein des neuen Günstlings, der, ohne ihn zu fragen, von Katharina seiner Bestimmung zugeführt war. Als Potemkins Spione ihm berichtet hatten, daß die Wahl der Kaiserin auf Subow gefallen war, hatte er ihr sofort mit einem Kurier einen Brief übermittelt, in dem er zur Wahl eines anderen Geliebten riet.

Allein Subow hatte sich schon in den ersten Tagen des Zusammenseins mit Katharina so beliebt gemacht, daß er keine Nebenbuhler mehr zu fürchten brauchte. Katharina antwortete Potemkin, solange er keine schwerwiegende Anklage gegen Subow vorbringen kann, fehle ihm das Recht zu einer Beschwerde, und sie werde sich nie entschließen, Subow zu verstoßen. Dessenungeachtet bestand Potemkin noch einige Zeit auf seiner Forderung. Zu einem Offizier, den er mit Depeschen für die Kaiserin an den Hof schickt, sprach er: „Wenn du die Kaiserin siehst, sage ihr, ich hätte Zähne, die mich gewaltig schmerzten, und ich würde nicht eher ruhig sein, als bis ich sie los wäre." Es war dies ein mattes Wortspiel. Das Wort Zubow bedeutet nämlich im Russischen „Zahn".

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph II. Sein Nachfolger Leopold II. hatte kein Interesse an der Fortsetzung des Krieges mit der Türkei. Ihm schien ein vergrößertes Rußland gefährlich und der ungewisse Besitz einiger Provinzen an der unteren Donau nicht die enormen Opfer wert, die der Krieg erforderte. Da auch Preußen die Beendigung des Krieges wünschte, erachtete Leopold es für richtig, sich von Rußland zu trennen, und schloß einen Separatfrieden mit der Türkei ab. Katharina war nun auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Der Nachfolger des großen Friedrich, König Friedrich Wilhelm II., hatte die urdeutschen Städte Danzig und Thorn mit Genehmigung der Polen besetzt. Die Kaiserin sah ein, daß ihr die russischen Siege allmählich nachteilig wurden und daß sie durch ihre Eroberungen im Süden um die Gebiete kommen könnte, die sie in Polen besaß. Sie fühlte die Notwendigkeit des Friedensschlusses. Aber ihr Stolz ließ es nicht zu, diesen zu erbitten. Sie zog die Fortsetzung des Krieges vor. Ihre Armeen erkämpften sich weiter Sieg auf Sieg. Kutusow schlug die vereinigten Türken und Tataren. An der Spitze von 25000 Mann trieb Repnin eine Armee von 70000 Türken vor sich her, mit der er bei Makzin zusammenprallte. Gudowitsch, ein Bruder des Beraters Peter III., bemächtigte sich der Festungen Sudjuk-Kala und Anapa auf den Grenzen der Krim und Kubans. England hatte zwar die Türken mit Waffen und Munition unterstützt. Es benutzte aber den Zeitpunkt, wo Rußland sich von Frankreich trennte, wieder zu einer Annäherung an den russischen Hof und bot mit dem Einverständnis von Preußen und Holland seine Friedensvermittlung an. England glaubte Katharina zur Herausgabe ihrer Eroberungen veranlassen und den alten Friedensvertrag von Kainardgi zur Grundlage des neuen Vertrages machen zu können. Der Londoner Hof schickte also Faukener, den Sekretär des Geheimen Staatsrates, nach Petersburg. Er bekam den Auftrag, mit zwei Vorschlägen zu operieren. Der für Rußland vorteilhaftere sollte aber erst erwähnt werden, wenn der andere verworfen wurde. Faukener ermangelte es nicht an Klugheit und Gewandtheit. Katharina aber war ihm überlegen. Anscheinend kannte sie bereits den Inhalt der Friedensvorschläge. An sich lag ihr daran, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katharina nahm den Beauftragten

Englands mit außerordentlichem Wohlwollen auf. Sie lud ihn nach Zarskoje Selo an ihre Tafel ein, saß ihm gegenüber und unterhielt sich rege mit ihm. Nach der Mahlzeit zog sie sich mit ihm zurück und setzte das Gespräch fort. Geschickt setzte Katharina den Geheimsekretär bald in Sorge, daß seine Unterhandlungen vergeblich seien, bald machte sie ihm Hoffnung, daß sie nur auf einen für sie günstigen Frieden reagiere. Er wagte es schließlich nicht mehr, Katharina den für sie nachteiligen Vorschlag zu unterbreiten. Sobald Katharina die Gesinnung Englands erkannt hatte, ließ sie dem dänischen Hof einen Gegenvorschlag unterbreiten und bat, die Friedenspräliminarien gemeinschaftlich mit den Kabinetten von Berlin, London und dem Haag einzuleiten. Für diese wichtigen Verhandlungen war Bernstorf der rechte Mann. Unverzüglich gab er den drei Mächten Katharinas Absichten bekannt. Die Friedensbedingungen wurden geklärt, und man war mit Rußland dahin einverstanden, daß, wenn die Türkei die Bedingungen nicht annehme, alle Mächte sich von ihr trennen würden und die Türkei allein den Krieg fortsetzen müsse. Auf dem Friedenskongreß zu Szistowe konnten die Vertreter der Mächte keine Einigkeit erzielen. Man begab sich darauf zu einer nochmaligen Verhandlung nach Galatz, wo der endgültige Friedensvertrag von dem Fürsten Repnin und dem Großwesir Yussuf unterzeichnet und kurz darauf in Jassy perfekt wurde. Rußland blieb im Besitz von Oczakow. Der Dnjestr wurde die Grenze, die Privilegien der Moldau- und Walacheigebiete blieben bestehen. Ungeheuer groß waren die Menschenverluste für alle drei Kriegsstaaten. Nicht minder erschütternd die riesigen Kriegskosten. Rußland, Österreich und die Türkei hatten ihre Mittel total erschöpft und sich in Schulden gestürzt. Beunruhigende leere Staatskassen, men-

schenleere Gebiete, verarmte Steuerzahler waren das Resultat kriegerischen Ehrgeizes.

Potemkin erlebte nicht die Ehre, den Frieden zwischen Rußland und der Türkei abzuschließen. Er hatte sich zwar zum Kongreß in Jassy eingefunden, konnte aber kaum an den Verhandlungen teilnehmen. Ein in Jassy herrschendes epidemisches Fieber befiel ihn. Potemkins Erkrankung war für die Türken ein Glück. Denn mit seiner Hartnäckigkeit, seinem Feldherrenstolz, hätte er bestimmt noch günstigere Bedingungen für Rußland durchgesetzt. Sobald Katharina von der Erkrankung Potemkins Nachricht erhielt, schickte sie ihm die berühmten und geschickten Ärzte Finnmann und Massot von Petersburg zu. Aber er beachtete deren Vorschriften nicht und überließ sich nach wie vor der ausschweifendsten Lebensweise, statt Diät zu halten. Seine Unmäßigkeit kannte keine Grenzen. Bereits zum Frühstück verzehrte er eine Gans, aß große Portionen geräucherten Rindfleisches oder fetten Schinken, trank ungewöhnlich viel Wein und Danziger Liköre dazu. Des Mittags entwickelte er den gleichen Großhunger, nicht minder am Abend. Als er sah, daß sich seine Krankheit verschlimmerte, glaubte er, daß sich sein Befinden bessern würde, wenn er Yassy verließ. Er reiste nach der von ihm selbst am Zusammenflusse des Ingul und Bug erbauten Stadt Jekaterinoslaw ab. Kaum hatte sein Wagen drei Stunden Weges hinter sich, so wurde Potemkin von heftigen Herzkrämpfen befallen. Seine Atemnot zu lindern, stieg er aus dem Wagen. Seine Nichte, die Gräfin Branicka, bettete ihn unter einen Baum der Landstraße. Er endete sein Leben in ihren Armen. Es war der 15. Oktober 1791, als der erst 55 Jahre alte, prachtliebende Fürst wie ein Bettler am Straßengraben starb. Man behauptete zuerst, Potemkin

wäre vergiftet worden. Katharina veranlaßte eine genaue Untersuchung des Leichnams in Yassy. Allein es fand sich nicht der geringste Anhalt für den gehegten Verdacht.

Fürst Gregorius Alexandrowitz Potemkin war einer der größten Männer seines Zeitalters. Er mußte, um eine so hervorragende Rolle zu spielen, gerade in Rußland geboren werden und unter der Regierung Katharina II. leben. Ein sonderbarer Zufall schuf diesen Mann für die Epoche, in die er hineinpaßte, und fügte alle Umstände so, wie er sie brauchte. Potemkin vereinigte in seiner Person die widersprechendsten Fehler und Vorzüge. Er war prachtliebend und schmutzig geizig, despotisch und herablassend, hartherzig und gütig, kühn und furchtsam, maßlos ehrgeizig und unbesonnen, stolz und schmeichlerisch, ausschweifend und abergläubig. Er verschwendete Unsummen für seine Verwandten, Mätressen, Günstlinge und seine Popularität im Volk, übersah aber gern seine Gläubiger. Er liebte die Frauen, ohne einer längere Zeit treu sein zu können. Eine lebhafte Phantasie und Einbildungskraft wohnte bei ihm in einem trägen Körper. Keine Gefahr schreckte ihn, keine Schwierigkeit konnte ihn bewegen, die einmal gefaßten Pläne aufzugeben. Aber kaum hatte er seinen Zweck erreicht, so ward er dessen wieder überdrüssig. Er fiel dem Reiche durch die vielen Ämter, die er bekleidete, zur finanziellen Last. Jedes Amt war mit einem Gehaltsbezug verbunden. So war er in einer Person Feldmarschall, Kommandant und Chef aller russischen Armeen, Oberchef der Kavallerie, Großadmiral der Flotten auf dem Asowschen, Kaspischen und Schwarzen Meer, Präsident des Kriegskollegiums, Generalgouverneur von Taurien, Generaladjutant und wirklicher Kammerherr der Kaiserin, Oberaufseher aller Gewehr-

fabriken und Kanonengießereien, erster Hetman der Kosaken, Inhaber aller russischen Orden und besaß noch viele andere Würden. Von dem Gewicht seiner Existenz wurde Potemkin beinahe selbst erdrückt. Alles wollte er allein tun und verrichtete doch alles, was er tat, mit Überdruß. Alles an ihm war Unruhe und Unordnung, Arbeit und Vergnügen. In den Gesellschaften zeigte er stets ein mürrisches Gesicht. Seine Gegenwart wurde jedermann lästig. Er versprach viel, hielt wenig und vergaß nichts. Wenig belesen, verstand er doch auf allen Gebieten klug mitzureden, dank eines guten Gedächtnisses im Verkehr mit allen Leuten.

Heute erbaute er einen prächtigen Palast, morgen bot er ihn zum Verkauf an, ehe er fertig war. Bald dachte er an nichts als an Krieg, umgab sich mit Offizieren, dann wieder war er nur Staatsmann und wollte alle Höfe in Bewegung setzen. Plötzlich gab er ohne jede Ursache ein glänzendes Fest. Zuweilen sah man ihn wochenlang in den Wirtschaften ganze Abende bei einem hübschen Mädchen zubringen, dann wieder blieb er solide mehrere Wochen bei seinen Nichten und in Gesellschaft einiger Vertrauten zu Hause, saß auf dem Sofa, ohne ein Wort zu reden, spielte Schach oder Karten. Und das alles in bloßen Beinen, mit offenem Hemdkragen, im Schlafrock, mit grämlichem Gesicht wie ein schmutziger grober Kosak. Alle diese Launen und Gewohnheiten fielen der Kaiserin nicht selten lästig, gaben ihm aber auch einen gewissen Reiz. Er war eben anders wie andere, gefiel Katharina in seiner Jugend durch sein Feuer, seine männliche Schönheit und Keckheit. Im reiferen Alter schmeichelte er ihrem Stolz, zerstreute ihre Besorgnisse, befestigte ihre Macht und schmeichelte ihren Lieblingsideen vom orientalischen Großreich. Er war seiner Gebieterin bei der Wahl ihrer Liebhaber be-

hilflich, war ihr Vertrauter, Freund, General und Minister. Panin hielt auf die Allianz mit Preußen. Potemkin suchte Katharina zu überzeugen, daß ihr die Freundschaft mit dem österreichischen Kaiser nützlicher sei. Er näherte sich Joseph II. und setzte sich dadurch in die Lage, die Krim und das Land der Tataren zu erobern. Je mehr Potemkin eroberte, desto mehr wurde Katharina gepriesen und bewundert, er aber gehaßt. Vielleicht beurteilt man Potemkin am richtigsten, wenn man ihn als das wahrhafte Ebenbild Rußlands bezeichnet. Er war ein Koloß, ein Riese wie Rußland. Es gab in seinem Geiste wie in diesem Lande kultivierten Boden neben endlosen Wüsteneien. In ihm vereinigte sich der Asiate wie Europäer, der Tatar und der Kosak, die Roheit des 11. Jahrhunderts mit der Verderbtheit des 18. Jahrhunderts, äußere Gesittung und rohe Barbarei. Eine gütige Vorsehung hätte es fügen sollen, daß Katharina ihm am Sterbelager die Augen zugedrückt, er seinen letzten Seufzer in ihren Armen ausgehaucht hätte. Denn sie war es doch, die dieses naturwüchsige Genie zur Entfaltung gebracht hatte, seine Leidenschaften zum Guten und zum Bösen. Nun war dieser Riese gefallen, und die Zwerge, die sich bei seinen Lebzeiten vor seinem Blick verkrochen hatten, beschmutzten sein Andenken. Den Leichnam Potemkins brachte man nach Cherson, wo er bestattet wurde. Zur Errichtung eines Mausoleums wies Katharina 100 000 Rubel an. Der jahrelange Träger der Staatsgewalt neben der Kaiserin war tot. In ununterbrochener Arbeit brachte sie nun selbst erst die Verwaltung der Staatsgeschäfte in Ordnung und verteilte die Ämter und Geschäfte, denen Potemkin vorgestanden hatte, unter ihre Minister. Bezborodko schloß den Frieden mit der Türkei ab und behielt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Katharinas Geliebter,

Subow, fing an, sich für die politische Laufbahn zu interessieren, was Katharina nicht ungern sah. Er holte sich Rat bei dem ränkevollen Markow. Man errichtete ein politisches Kränzchen, in dem man die wichtigsten Geschäfte behandelte, ohne Bezborodko daran teilnehmen zu lassen. In einer dieser Zusammenkünfte wurde von Subow, Markow und dem Kriegsminister Saltikow die schon lange von Katharina gewollte Vernichtung Polens beschlossen. Die Kaiserin konnte den Polen weder die Verhandlungen des Reichstages von 1788, wo die von Rußland diktierte Konstitution von 1775 aufgehoben wurde, noch die inzwischen mit Preußen eingegangene Allianz, noch die am 3. Mai 1791 vom Reichstag dekretierte Konstitution verzeihen. Sie befahl ihrem Gesandten Bulgakow in Warschau, den Polen rücksichtslos den Krieg zu erklären.

Der polnische Reichstag vernahm die Kriegserklärung mit einer feierlichen Ruhe, die sich schnell in den edlen Enthusiasmus verwandelte, den der Wille zur Landesverteidigung erforderte. Die ganze Nation teilte die Gefühle des Reichstages. Der König selbst schien mitgerissen zu sein. Die Polen glaubten, daß er endlich seine sklavische Anhänglichkeit an Rußland aufgegeben habe und der Beschützer ihrer Freiheit werden würde. Man zog in größter Eile eine Armee zusammen, zu deren Befehlshaber man den Fürsten Joseph Poniatowsky ernannte, dessen geringe Erfahrung wenig Erfolg versprach. Die Polen konnten Katharina 50 000 Mann entgegenstellen, deren Kräfte sich aber verzetteln mußten, da sie nach drei Richtungen auseinanderstrebend, in Abwehr treten mußten. 80 000 Russen marschierten aus Beßarabien kommend vor, 30 000 Russen kamen von Litauen her. In der Mitte rückte ein Truppenteil von Kiew aus heran. Beim Zusammenprall mit

den Polen floß auf beiden Seiten viel Blut. Die Russen errangen, dank ihrer Übermacht, schnell große Vorteile. In den Kämpfen tat sich der heldenmütige polnische Leutnant Thaddäus Kosciusko hervor. Er zeigte Führereigenschaften, die ihn zum Heros der mit Vertrauen auf ihn blickenden Nation werden ließen, ihm den Haß der Russen und das Aufmerken von ganz Europa eintrugen. Unterdessen ließ Katharina durch ihren Gesandten dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. die definitive Teilung Polens vorschlagen. Dieser zögerte, dem Vorschlag Katharinas zuzustimmen, denn er hatte sich 1790 verpflichtet, die Polen zu verteidigen, die Integrität ihres Reiches, die Freiheit des Reichstages zu garantieren und zu schützen. Inzwischen gewann Katharina in Polen die Brüder Kassakowsky, den Hetmann Branitzky, den Woiwoden Rzewuski und vor allem Felix Potocky, der König von Polen zu werden hoffte. Sie wurden die Sklaven Rußlands und bildeten den Kern der berüchtigten Konföderation zu Tarojowitz, der man die letzten Unglücksfälle Polens zuschreiben mußte. Vom König Stanislaus, ihrem ehemaligen Geliebten, verlangte Katharina die öffentliche Erklärung, Polen müsse der Übermacht Rußlands weichen und sich ihm unterwerfen. Diesbezügliche Briefe Katharinas brachten den unglücklichen Monarchen dahin, dieser demütigenden Forderung zu entsprechen. Er befahl der Armee die Waffenniederlegung. Allein Katharina behandelte ihn darum nicht besser als zuvor. Der russische Gesandte Sievers publizierte ein Manifest, welches bekannt gab, daß die Kaiserin das von ihren Truppen besetzte Gebiet Polens Rußland einverleibe. Im Einverständnis mit Katharina hatte der König von Preußen eine Armee in Polen einrücken lassen. Den Russen ist nichts Rühmliches nachzusagen. In den von ihnen besetzten Gebieten hausten sie wie die Barbaren

und gaben sich fürchterlichen Ausschweifungen hin. Einige der Großen Polens faßten den Entschluß, ihr Vaterland zu befreien und baten Kosziusko, sich an die Spitze der zu einer Befreiungsaktion zusammengeströmten Polen zu stellen. Er hatte sich mit seinen Landsleuten Kolontay, Zajonczek und Ignaz Potocki nach Leipzig zurückgezogen. Sie fühlten, daß man nichts ausrichten würde, wenn man nicht den Bauern, die bisher wie Lastvieh behandelt wurden, die Freiheit gäbe. Kosziusko und Zajonczek begaben sich unverzüglich nach der polnischen Grenze. Letzterer ging dann nach Warschau und konferierte mit den Häuptern der Verschwörung. Der Bankier Kapustas, ein außerordentlich kühner Mann, verbürgte sich für den Beitritt der Bewohner der Hauptstadt. Auch viele Offiziere, die das russische Joch verwünschten, sagten Zajonczek ihre Mitwirkung zu. Alles war zum Zuschlagen bereit, als Kosziuskos Aufenthalt an der Grenze Verdacht erregte und die Russen zu Sicherungsmaßnahmen veranlaßte. Zur Ablenkung der Russen ging Kosziusko nach Italien, Zajonczek nach Dresden, wo sich Kolontony und Potocki aufhielten. Auf einmal langte Zajonczek wieder in Warschau an. Der König selbst machte den General Igelström auf ihn aufmerksam, der ihm befahl, sofort das russische Gebiet zu verlassen. Jetzt mußte die Erhebung ihren Anfang nehmen oder aufgegeben werden. Zajonczek entschloß sich für das erstere. Kosziusko wurde eiligst aus Italien zurückberufen, traf in Krakau ein, wo ihn die Polen als ihren Befreier enthusiastisch begrüßten. Der Obrist Madalinsky hatte dem Befehl der Kaiserin getrotzt und sein Regiment nicht aufgelöst. Verschiedene Offiziere schlossen sich ihm an. Kosziusko wurde zum General dieser kleinen, aus nur 3000 Fußsoldaten und 1200 Kavalleristen bestehenden Armee ernannt. Am

24. März 1794 publizierte man in Krakau die Insurrektionsacte. Vom Jubel der Bevölkerung erschreckt, verließen die Russen die Stadt. 300 mit Sensen bewaffnete Bauern stießen zu Kosziuskos Fahnen, der in kurzem 7000 Russen gegen sich stehen hatte, die nach heftigem Widerstand in die Flucht geschlagen wurden. Sobald die Nachricht von Kosziuskos Sieg nach Warschau gelangte, ließ General Igelström alle verhaften, die er für Anhänger der Insurrektion hielt. Da brach die Empörung der erbitterten Bevölkerung aus. 2000 Russen kamen ums Leben. Der General, den man in seinem Hause belagert hatte, verlangte für seine Übergabe Bedenkzeit und benutzte diese zur Flucht in das unweit Warschaus befindliche Lager der preußischen Armee. Wilna, die Hauptstadt Litauens, folgte Warschaus Beispiel. Oberst Jazinsky überrannte mit seiner Insurgentenschar die Russen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Nun erklärten sich auch die Distrikte von Chelm und Lublin in Insurrektion, denen drei polnische in russischen Diensten stehende Regimenter folgten. Angesehene Anhänger Rußlands, wie der Hetmann Kassakowsky nebst seinem Bruder, Zabiello, Ozarowsky, Anckwiez und viele andere wurden verurteilt und gehängt. Kosziusko gab sich alle Mühe, seine Armee zu verstärken. Um die Bauern, die er rekrutierte, anzufeuern, kleidete er sich wie sie, aß mit ihnen aus einer Schüssel und ließ es an aufmunternden Reden nicht fehlen. Aber diese Menschen waren in Polen zu sehr versklavt worden. Die Gewohnheit ihres elenden Lebens hatte sie so abgestumpft, daß sie den Wert der ihnen verkündeten Freiheit nicht begriffen. Sie mißtrauten auch dem Adel, der seinerseits von einer Preisgabe seiner Privilegien nichts wissen wollte und stur an seinen Herrenrechten festhielt. König Stanislaus und

seine Anhänger verstanden es, dem Adel begreiflich zu machen, wie gefährlich für ihn sich die in das Volk getragenen Freiheitsbestrebungen auswirken würden. So fehlte in Polen die Grundlage, der einheitliche große mitreißende Schwung einer revolutionären Erhebung. Katharina hatte ihre Truppen in Polen inzwischen verstärkt, dazu ihre tüchtigsten Generale nach dort geschickt. Nach verschiedenen erbitterten Kämpfen wurde der Freiheitsheld Kosziusko, der die Vereinigung der Armeen der russischen Generale Suwarow und Versen verhindern wollte, von letzterem bei Maciejawiece angegriffen. Von dem polnischen General Poninsky verlassen, entwickelte Kosziusko vergeblich seine Führungsgeschicklichkeit und Tapferkeit. Die Übermacht der Russen war zu groß. Verzweifelt kämpften die Polen, aber immer wieder füllten sich die Reihen der Russen auf, während sich die der Polen bedenklich lichteten. Bewußtlos, mit Wunden bedeckt, brach Kosziusko auf dem Schlachtfeld zusammen. Die Russen nahmen ihn gefangen. Erschöpft wichen die Polen nach Praga, der Vorstadt Warschaus zurück, viele streckten auf dem Kampfplatz die Waffen. General Suwarow nahm die Verfolgung der Polen auf. Die Vorstadt wurde erstürmt, Soldaten und Bürger, Alt und Jung niedergemetzelt. 20 000 Unschuldige wurden das Opfer der Wut des russischen Generals, der triumphierend seinen Einzug in Warschau hielt. Hierauf legten die in den Provinzen kämpfenden Insurgentenabteilungen die Waffen nieder. Die Großen der Russen rissen habgierig die Güter der geächteten Polen an sich. Polen war ganz in Rußlands Händen, zwei Drittel des Landes von russischen Truppen besetzt. Jetzt stellte sich für Katharina die Notwendigkeit heraus, mit Preußen zu verhandeln, das auf Entschädigung drängte und die einst von deutschen

Rittern eroberten und kultivierten Gebietsteile für sich beanspruchte. Schon stand ein preußisches Herr unter General Möllendorf bereit, in Polen einzurücken. Der Günstling Zubow verhandelte mit dem preußischen Gesandten Goltz in Petersburg und der russische Bevollmächtigte Sievers in Warschau mit dem preußischen Geschäftsträger Buchholz. Bald war man sich einig. Die neuen Grenzen zwischen Preußen und Russisch-Polen wurden festgesetzt, und es gelang auch Katharina, sich nach mancherlei Schwierigkeiten und Zerwürfnissen mit Österreich über dessen Anteil an Polen zu verständigen.

Den General Suwarow ernannte Katharina zum Feldmarschall. Sie schrieb ihm: „Sie wissen, daß ich nie jemand außer seiner Tour befördere. Aber Sie haben sich selbst durch die Eroberung Polens zum Feldmarschall gemacht." Die polnischen Anführer Zajonzek und Kolontay waren auf österreichisches Gebiet geflüchtet. Das Gastrecht wurde ihnen verweigert, sie wurden gefangengesetzt. Der Freiheitsheld Kosziusko, Ignaz Potocky, der Warschauer Bankier Kapustas und andere wurden nach Petersburg gebracht und dort in die schaudererregenden Gefängnisse geworfen. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch der junge talentvolle Dichter Niemcewicz, der Freund Kosziuskos. Auch er war ein tapferer Streiter gewesen und an der Seite Kosziuskos kämpfend verwundet worden. Aber das hatte Katharina weniger verärgert als seine Flugblätter in Prosa und Versen, in denen sie in beißender Satire bloßgestellt war. Sie ließ ihn zuerst in der Zitadelle von Petersburg schmachten und dann nach Schlüsselburg bringen, wo er grausam mißhandelt wurde. Mit der königlichen Herrlichkeit Stanislaus Augustus' war es aus. Katharina hatte für den einstigen Beherrscher ihres Herzens nichts mehr übrig. Sie hatte ihn zur Strohpuppe

ihres politischen Ehrgeizes herabgewürdigt. Er hatte seine Schuldigkeit getan. Kaltherzig wurde Stanislaus Poniatowsky nach Grodno verwiesen und mußte mit einem kärglichen, ihm von der Kaiserin ausgesetzten Jahresgehalt haushalten, während der zum Generalgouverneur der eroberten Provinzen ernannte Repnin einen luxuriösen königlichen Hofstaat führte. Nach dem Tode Katharinas wurde der ehemalige König Stanislaus vom Kaiser Paul I. nach Petersburg eingeladen. Er behandelte ihn freundschaftlich und ließ ihn im sogenannten Marmorpalast wohnen. Zum diensttuenden Kammerherrn wurde derselbe Stackelberg bestimmt, der ihn während seiner Tätigkeit in Warschau so verächtlich behandelt hatte. Stanislaus Poniatowsky starb am 11. Februar 1798.

Mit großem Anteil verfolgte Katharina die Französische Revolution. Sie befürchtete, die in Paris proklamierten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit möchten auch in Rußland Anhänger finden und eine politische Erschütterung bringen, die ihr den Thron kosten könnte. In den Memoiren Gribowskijs kennzeichnet treffend folgende Auslassung Katharinas ihren Gesichtspunkt gegenüber den Pariser Ereignissen. „Wir dürfen den guten König (Ludwig XVI.) nicht ein Opfer der Barbaren werden lassen. Die Schwächung der monarchischen Gewalt in Frankreich bringt alle Monarchen in Gefahr. Warum raffen sich die europäischen Herrscher nicht auf, dem gefangenen König und seiner Familie zu helfen? Die Anarchie ist die schlimmste Geißel, besonders wenn sie unter der Maske der Freiheit, dieses die Völker berückenden Luftgebildes, auftritt. Europa wird bald in die Barbarei versunken sein, wenn man sich nicht beeilt, es von der Anarchie zu befreien. Ich meinerseits bin bereit, mit allen meinen Kräften mitzuwirken. Es ist

Zeit, zu handeln, zu den Waffen zu greifen, um diese Rasenden zu zügeln. Es ruft die Religion, die Humanität, es rufen die heiligen Rechte Europas." Gustav III., dem König von Schweden, ließ Katharina durch ihren Gesandten in Stockholm mitteilen, daß sie ihn mit 12 000 russischen Soldaten und 300 000 Rubeln jährlicher Subsidien unterstützen wolle, wenn er zur Wiedereinsetzung des Königs von Frankreich im ganzen Umfang seiner Macht beitragen würde. Es lag ihr daran, die Koalition der Könige gegen Frankreich zu beschleunigen. Im Hintergrunde lauerte bei ihr der Gedanke, daß mit der Teilnahme Gustavs an einem Feldzuge gegen Frankreich eine so starke Schwächung Schwedens eintreten müßte, die es ihr erlauben würde, auf seine Kosten ihre im Norden geplanten Eroberungen fortzusetzen. Ebenso war ihr eine Schwächung aller am Feldzuge teilnehmenden Mächte durchaus willkommen. Aber Gustav erlebte es nicht mehr, sein Reich an den Grenzen von Frankreich zugrunde zu richten. Die Mehrheit des schwedischen Adels war noch immer über den Staatsstreich von 1772 verärgert. Er hatte es bei Frederikshamn bewiesen, wo er sich geweigert hatte, zu kämpfen. Durch seine Nachsicht gegen diese Widersetzlichkeit hatte Gustav den geheimen Haß gegen seine Person nicht vermindert. Und keinen geringen Dienst erwies er damit den Russen, die es sich immer angelegen sein ließen, den Haß des Adels gegen seinen Monarchen zu steigern. Drei junge Männer, die Grafen Horn, Ribbing und Ankarström, beschlossen, Gustav III. zu ermorden. Das Los entschied, wer von ihnen dem König den ersten Todesstreich zu versetzen habe. Ein Maskenball am 15. März 1792, dem Gustav beiwohnte, begünstigte ihren verbrecherischen Anschlag. Die drei Verschworenen trafen sich auf dem Ball, und Ankarström benutzte das Maskengewühl und

feuerte seine Pistole auf den König ab. Schwer verwundet brach dieser zusammen, lebte noch kurze Zeit und starb am 29. März 1792. Sein vierzehnjähriger Sohn Gustav Adolph folgte ihm in der Regierung, und sein Vormund, der väterliche Oheim Herzog von Södermannland, übernahm die Regentschaft.

Der politische Wirrwarr in Frankreich steigerte Katharinas Unruhe, und ihre Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit den Plänen für Sicherungsmaßnahmen für ihr Reich. Lebhafte Gespräche über die Revolution beherrschten die Hoftafel. Nach einem Abend in Zarskoje Selo schrieb Katharina ein Memoire und führte aus: Nie sei die Anarchie in dem einen Staate ohne Gefahr für die Nachbarn. Anarchie mache die Völker arm, und an den Bettelstab gebrachte Völker seien stets bereit, Krieg zu führen, reiche Völker dagegen seien mehr geneigt zum Frieden. Dabei könne auch ein materiell ruiniertes Volk, wenn es eine einheitlich starke Regierung habe, mit der Kraft der Verzweiflung im Kriege die Lust nach Beute verbinden und so an anderen Völkern Freveltaten begehen.

Ihre Beziehungen zu den Royalisten veranlaßte sie, alle nach Rußland geflohenen Franzosen aufzunehmen, die sich als Anhänger ihrer alten Regierungsform legitimieren konnten. Alle übrigen wurden ohne Schonung des Landes verwiesen. Der französische Gesandte de Segur verließ Petersburg. Katharina hatte ihn stets geschätzt und ihm oft Gunstbezeigungen erwiesen. Obgleich sie seine politischen Grundsätze, als Anhänger der neuen Geistesrichtung in Frankreich, scharf tadelte, konnte sie sich doch nicht enthalten, seinen Vorzügen und Talenten, vor allem seinem liebenswürdigen verbindlichen Benehmen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als de Segur sich von ihr verabschiedete, sagte sie:

„Ich bin und bleibe eine Aristokratin, weil ich's von Amts wegen sein muß." Kurze Zeit darauf rief sie ihren Gesandten Simolin aus Paris zurück. Dem französischen Geschäftsträger Genet verbot sie den Hof und untersagte ihren Ministern, mit ihm zu konferieren. Ihr Haß erstreckte sich sogar auf den Oberst La Harpe, den Erzieher ihrer beiden Enkel Alexander und Konstantin. Er war Schweizer, dazu ein Philosoph, der aber aus seiner Liebe zur Freiheit kein Hehl machte. Die Emigrierten am Hofe verleumdeten ihn bei der Kaiserin, wo sich dazu Gelegenheit bot. Aber Großfürst Paul, der La Harpe als besonders klugen Mann schätzte und als Erzieher seiner Söhne verehrte, wußte seinen Feinden entgegenzutreten. An der Spitze der Emigrierten stand Esterhaczy, Agent der französischen Prinzen von Geblüt, als deren Gesandter er sich ausgab. Er war ein hochmütiger, elender Höfling, von unangenehmem Äußeren, der seine geistige Dürftigkeit hinter seinem Gezeter für ein unumschränktes Königtum verbarg, das er als eine Verfügung Karls des Großen bezeichnete. Bei Katharina und deren Liebling Zubow wußte er sich durch Auskramung seiner Grundsätze und durch fade, niedrige Schmeicheleien beliebt zu machen. Er stellte sich immer blutarm und erhielt von der ihn bemitleidenden Kaiserin nach und nach eine ansehnliche Pension, ein schönes Haus und Geschenke aller Art. Auch seinem Sohn brachte er die Kunst bei, in einer anständigen Form zu betteln, und kleidete ihn höchst mangelhaft, um das Mitleid der Kaiserin für ihn zu wecken. Dem Großfürsten gegenüber bezeigte Esterhaczy eine betont stolze und beleidigende Haltung, die dem Günstling Zubow so behagte, daß er ihn dafür belohnte und schließlich sogar in sein politisches Kränzchen mit aufnahm. Der Emigrierte Bombelles konnte durch seinen Diamantenreich-

tum großen, allmählich nachlassenden Aufwand treiben. Seine geistige Armut aber war erschreckend groß. Er erlangte keinen Einfluß bei Hofe. Dagegen brachte es der ehemalige Gesandte in Konstantinopel St. Priest zu großem Ansehen. Die Kaiserin erwies ihm, schon aus Dankbarkeit, eine ganz besondere Wertschätzung. Als sie sich mit ihm wieder einmal bestens unterhalten hatte, sagte sie: „Mit solchen Ministern könnte ich mein ganzes Leben zubringen." Ihr Vertrauen zu ihm wurde so groß, daß sie ihn mit einem geheimen Auftrage nach Stockholm sandte und ihn in politischen Angelegenheiten oft um Rat anging. Choiseul Gruffier verfügte ebenfalls über ein großes Wissen, vermochte sich aber bei der Kaiserin nicht in Ansehen zu bringen, zumal sie ihm noch immer seine Haltung im russisch-türkischen Konflikt nicht vergessen konnte. Es bereitete ihr oft ein Vergnügen, ihn durch verfängliche Fragen in Verlegenheit zu setzen. Auch Calonne kam nach Petersburg. Er wollte für die französischen Prinzen und betreffs der Koalition der Könige Unterhandlungen anknüpfen. Um Eingang bei der Kaiserin zu finden, bot er eine Gemäldesammlung zum Verkauf an. Katharina lud ihn zur Hoftafel nach Zarskoje Selo ein. Calonne beging den Fehler, unpünktlich zu erscheinen, was ihr im höchsten Grade mißfiel. In Anbetracht der Einladungen glaubte Calonne sich nun auch bei Hofe einfinden zu können. Er betrat den kaiserlichen Palast zugleich mit mehreren Emigrierten. Der jeweilige Offizier der Wache hatte aber immer ein genaues Verzeichnis derjenigen Personen zur Hand, die bei Hofe zugelassen waren. Calonne wurde darauf aufmerksam gemacht, daß er den Palast nicht betreten dürfe. Da er die von der Wache gegebenen Hinweise in russischer Sprache nicht verstand, sträubte er sich und verlangte Durchlaß. Die Wachmänner ergriffen ihn jetzt

und setzten ihn unsanft vor die Tür. Da sich am Sonntag der ganze Hof versammelte, hatte Calonnes Zurechtweisung viele Zuschauer. Die Kaiserin lachte herzlich über den Vorfall. Um ihn vergessen zu machen, bekam Calonne eine förmliche Einladung, die ihn berechtigte, sich in die Schar der Höflinge einzureihen. Zu der höheren Kategorie der Emigrierten gehörte der Kronprätendent Graf von Artois. Von Katharina beschützt und mit Zuvorkommenheit behandelt, zwang er die Emigrierten in Rußland, ihm den Treueeid zu leisten und der Französischen Republik ewigen Haß zu schwören. Diejenigen, die sich dessen weigerten, mußten, mit Zustimmung Katharinas, binnen sechs Wochen unweigerlich Rußland verlassen. Im Gefolge des Grafen von Artois befanden sich Roger Damas, d'Escars, der schweizerische Oberst Roll und der Bischof von Arras. Der letztere war der Ratgeber des Grafen. Um diese Zeit erfuhr man in Rußland den Abfall Dumouriez' und die Emigrierten hofften stark, daß es ihm gelingen würde, die revolutionäre Partei in Frankreich zu unterdrücken.

Als Friedrichs des Großen hinterlassene Werke herauskamen, beneidete Katharina den Verstorbenen um die Ehre, durch seine Schriften in gleicher Weise unsterblich geworden zu sein, wie durch seine Handlungen. Sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, sich ebenfalls mit einem mit ihren Namen prangenden Werke bei der Nachwelt zu verewigen, für das sie bereits seit langer Zeit Notizen über die wichtigsten Begebenheiten gesammelt hatte. Sie wünschte, das eine geübtere Feder als die ihrige die Aufsätze bearbeite, und schrieb dieserhalb an Grimm in Paris, der ihr Senac de Meilhan schickte. Katharina beschloß, ihn in bezug auf seine Fähigkeiten und vor allem auf seinen Charakter hin längere Zeit zu prüfen, ehe sie ihm ihr Vertrauen schenkte. Sie nahm

ihn sehr gnädig auf und unterhielt sich sehr oft mit ihm. Schnell stellte sie fest, daß sie es mit einem recht unbescheidenen, ehrgeizigen Menschen zu tun hatte, der Anspruch erhob, als Gesandter nach Konstantinopel geschickt zu werden. Eiligst schickte sie ihn mit einem Jahrgehalt von 1500 Rubeln nach Paris zurück.

In diesem Zeitabschnitt hatte Katharina ihren Enkel Großfürst Alexander mit der Prinzessin Luise von Baden vermählt, die beim Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche die Namen Elisabeth Alexiewna erhielt. Um auch seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, zu verehelichen, lud sie die drei Töchter des Prinzen von Sachsen-Koburg zu sich nach Petersburg ein. Wie seine Großmutter Katharina entschied sich auch Konstantin für die jüngste der Prinzessinnen, der man bei ihrem Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche die Namen Anna Feodorowna beilegte.

Am Hofe gab es wieder einmal zwei Parteien. An der Spitze der einen standen der alte Ostermann, die Woronzows und Bezborodko, die sich hinter den Thronfolger Großfürsten Paul versteckten. Dieser aber war klug genug, sich nicht um sie und ihre Intrigen zu kümmern, trotz seiner argen Vernachlässigung und Hintenanstellung auf allen Gebieten durch Katharina. Zu der anderen Parteigruppe gehörten Zubow, Markow und der Kriegsminister Soltikow. Letzterer, obgleich Oberhofmeister bei den Kindern des Großfürsten, hatte sich zu einem sklavischen Anhänger Subows entwickelt, der außerdem noch durch seinen Vater, seine drei Brüder und seine Schwester gestützt wurde, welche die Kaiserin sämtlich mit Wohltaten überhäufte. Der Vater Subows war Vizegouverneur einer Provinz gewesen. Als solcher hatte er die Verwaltung der Finanzen und die Aufsicht über die dort befindlichen Magazine und mehrere Fabri-

ken gehabt. Letztere brannten ab. Allgemein behauptete man, er selbst habe sie angesteckt, um sich von der Rechenschaftsablegung zu befreien. Nach der Erhöhung seines Sohnes Platon erhielt Subow den wichtigen Posten eines Generalprokurators beim Senat und trieb mit der Gerechtigkeit empörende Willkür. Er ließ sich bestechen, entschied die Prozesse demgemäß nach seinem Gutdünken. Den Mißbrauch seiner Amtsgewalt trieb er so arg, daß sich sein eigener Sohn darüber schämte und ihn, um ihn aus Petersburg schleunigst zu entfernen, zum Senator in einem Departement von Moskau ernennen ließ, in welchem Amt er starb und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Auch von Nikolai Subow, dem ältesten Sohn dieses Betrügers, ist nichts Rühmliches zu berichten. Er war ein großer häßlicher Mensch, besaß wenig Verstand und trug eine empörende Grausamkeit zur Schau. Seine lächerliche Unwissenheit macht es einem rätselhaft, wie dieser Mann zu ansehnlichen Würden in der Armee gelangen konnte. Im Kriege gegen die Türkei hatte er nichts geleistet. Danach in Polen mitkämpfend, bestand sein einziges Verdienst darin, daß er mit großer Übermacht einer kleineren polnischen Artilleriegruppe vier Kanonen abnahm, wofür er mit einem goldenen, mit Brillanten geschmückten Säbel ausgezeichnet wurde. Als Bruder des Günstlings der Kaiserin versagte ihm der Generalfeldmarschall Suwarow seine einzige Tochter nicht zur Frau. Nach Beendigung des polnischen Feldzuges wurde Nikolai Subow zum kaiserlichen Stallmeister ernannt, brachte es bis zum Generalmajor und Inhaber des Alexander-Newsky-, des Wladimir- und des Schwarzen-Adler-Ordens. Der dritte der Brüder, Valerian Subow, war ein neunzehnjähriger Fähnrich bei der Garde zu Pferde, als die Kaiserin seinen Bruder Platon zu sich berief. Katharina fand Gefallen an dem

nicht großen, aber schönen Valerian. Um ihm einen glücklichen Anfang in seiner Laufbahn zu geben, schickte sie ihn als Hauptmann zu Potemkin, der ihn, aufgebracht über die Erhöhung der Subows, äußerst schlecht behandelte und mit einem Auftrag nach Petersburg zurückschickte. Katharina schenkte ihm ihre Gunst und machte ihn zu ihrem Flügeladjutanten. Wenn sich nun die Hofleute flüsternd befragten, welcher Subow hat heute Nachtdienst bei der Kaiserin, so waren sie sich klar darüber, daß sie selbst vor dem einen wie anderen Subow katzbuckeln mußten, wollten sie nicht unangenehm auffallen. Mit seinem Bruder Platon im engeren Wettbewerb bei der Kaiserin zu stehen, paßte Valerian auf die Dauer nicht. Er strebte nach militärischem Ruhm. Katharina bemerkte dies nicht ungern. Sie brauchte in Polen zuverlässige Kräfte. Sie schickte Valerian als Generalmajor und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens zur polnischen Armee. Infolge seiner Grausamkeit und schamlosen Behandlung der Bevölkerung zog er sich den Haß der Polen zu. Bei einem Rekognoszierungsritt zielte ein polnischer Artillerist gut und schoß ihm ein Bein weg. Auf seinem Krankenlager wurde ihm der Andreasorden überreicht und der Wunsch der Kaiserin mitgeteilt, daß er zurück nach Petersburg kommen möchte. Zu Anfang des Jahres 1795 langte er dort an und ließ sich im Rollstuhl zur Kaiserin bringen, die bei seinem Anblick in Tränen ausbrach und ihn durch wertvolle Geschenke zu erfreuen suchte. Als das aus England für ihn bestellte künstliche Bein sich nicht verwenden ließ, bediente er sich eines einfachen Stelzfußes. Katharina ließ ihn trotzdem weiter avancieren. Sie ernannte ihn zum General und Chef der Infanterie, Direktor der Kadettenkorps der Artillerie und Ingenieure. Aber damit war Subows Ruhmsucht nicht gestillt. Er bat Katha-

rina um das Oberkommando über die von ihr nach Persien beorderte Armee. Sie entsprach seinem Wunsche, und Valerian betätigte sich mit seiner übel berüchtigten Grausamkeit an Persiens Grenzen. Die Einnahme von Derbent beschloß Valerians militärische Laufbahn. Der vierte der Brüder, Alexander Dmitrej, brachte es zum Kammerherrn der Kaiserin. Er wurde der Schwiegersohn des reichen Fürsten Wesemskoi, der zugleich den Posten eines Generalprokurators des Senats zu Petersburg, des Finanzministers und Ministers des Innern bekleidete. Die Schwester der Subows, eine schöne galante Frau, heiratete den Kammerherrn Jerebzow. Angebetet von ihren zahlreichen Verehrern, nahm sie es mit ihrer ehelichen Treue nicht sehr genau. Aber sie war ein guter Mensch und verwandte einen großen Teil ihres großen Vermögens für wohltätige Zwecke. Die Notleidenden Petersburgs nannten sie den Engel des Hofes. Manches Liebesabenteuer versagte sie sich, wenn es galt, Unglücklichen zu helfen. Der Hof, das Zeremoniell desselben, die sogenannte große Welt, waren ihr äußerst zuwider und hätte sie gern abseits der Residenz in völliger Ruhe gelebt. Sie war sehr befreundet mit dem englischen Gesandten Ritter Karl Whitworth. Dieser nutzte ihre Beliebtheit und das Ansehen ihrer Brüder für sich und wußte die Kaiserin, die noch immer gegen den Londoner Hof aufgebracht war, allmählich zu beruhigen. Der alte Dimidow, bekannt durch seinen enormen Reichtum und Torheiten, zu welchen der schon beschriebene im Jahre 1778 dem Petersburger Pöbel veranstaltete berüchtigte Schmauß zählte, war ebenfalls sterblich in die schöne Schwester der Subows verliebt und überschüttete sie mit Geschenken, die sie verstand den Armen der Residenz zuzuführen. Der intimste Vertraute Platon Zubows, ein junger leichtsin-

niger Verwandter Namens Kazinsky, wurde ihm, durch scharfen Verstand geleitet, ein guter Ratgeber. Zubow machte ihn zum Kammerherrn. Ferner bezeigte Zubow zu dem Ragusaner Altesti großes Zutrauen, der sich vorher bei dem Gesandten Bulgakow im Dienst bewährt hatte. Er wurde Zubows Sekretär und durfte an den Sitzungen des politischen Kränzchens teilnehmen. Einige von den vorher angeführten Personen hatten zwar bei dem Kabinett in Petersburg einigen Einfluß. Aber sie vermochten es nicht ihren Willen irgendwie durchzusetzen. Katharina sah ihnen zu sehr auf die Finger. Weder ihr Alter noch ihre sexuellen Schwächen hielten sie ab, täglich lange mit ihren Ministern zu arbeiten und die wichtigsten Geschäfte mit ihren Geheimschreibern selbst zu erledigen. Daneben pflegte sie noch eine weitverzweigte Korrespondenz mit den geistigen Größen des Auslands. Subow, den seine Schwester und der englische Gesandte Whitworth keine Ruhe ließen, bewog die Kaiserin endlich wieder zu einem Handelsvertrag mit England, denn der letzte, der im Jahre 1786 ablief, war noch nicht erneuert worden. Da die Kaiserin zugleich die Einfuhr der französischen Waren in ihre Staaten verbot, genoß England einen zweifachen Triumph. Jetzt erhielt der englische Handel wieder die Begünstigungen in Rußland, welche die kluge Politik Katharinas, vor nicht langer Zeit, als den Interessen ihres Reiches widerstrebend, verworfen hatte. In dem Vertrag vom 25. März 1793 ist der sicherste Beweis der englischen Arglist und des Eigennutzes niedergelegt. In zwei besonderen Artikeln verpflichteten sich die beiden Mächte, alle dienlichen Maßregeln zu ergreifen, um den französischen Handel zu vernichten und die neutralen Mächte zu verhindern, dem französischen Handel oder Eigentum irgendeinen Schutz zu gewähren, ganz

gleich ob direkt oder indirekt auf dem Meere oder in ihren Häfen. Katharina ließ durch ihre Gesandten den schwedischen und dänischen Hof zwecks Unterstützung ihrer Absichten gegen Frankreich bearbeiten, erhielt aber von beiden Mächten, die an ihrem Handel mit Frankreich stark interessiert waren, eine Absage. Der Sultan beorderte Raschid-Mahomet Efendi als Gesandten nach Petersburg und ließ der Kaiserin und ihren ersten Ministern kostbare Geschenke überreichen. Katharina schickte den Gesandten Kutozow nach Konstantinopel, erwiderte die Geschenke und ließ dem Sultan sagen, er möchte die Franzosen aus der Türkei ausweisen und ihren Schiffen die türkischen Gewässer sperren. Aber die Türkei verblieb bei ihrer freundschaftlichen Haltung gegenüber Frankreich.

Der schwedische Regent hatte beschlossen, den jungen König mit einer mecklenburgischen Prinzessin zu vermählen. Katharina war darüber sehr erbost. Sie behauptete, Gustav III. habe ihr fest versprochen, seinem Sohn eine der jungen Großfürstinnen zur Gemahlin zu geben. Die Nichteinlösung dieses Versprechens betrachtete Katharina als eine persönliche Beleidigung. Dem Grafen von Schwerin, der ihr die Mitteilung von der bevorstehenden ehelichen Verbindung überbringen sollte, ließ sie das Betreten russischen Bodens untersagen. Sie verlangte den Rücktritt von der beabsichtigten Eheschließung und das Erscheinen des Regenten und des Königs in Petersburg. Der durch Katharinas Agenten bearbeitete Adel drängte den Regenten, den Wünschen der Kaiserin gerecht zu werden. Katharina gebot, die Schweden gehorchten. Am 14. August 1796 erschien Gustav Adolph mit seinem Vormund nebst großem Hofstaat in Petersburg. Die Prachtliebe der Kaiserin schwelgte in den großartigen Festlichkeiten zu Ehren

ihrer hohen Gäste. Der junge König war von dem gütigen Wohlwollen, ihrer fesselnden Liebenswürdigkeit auf das angenehmste berührt und geradezu entzückt von der für ihn vorgesehenen Gemahlin, der vierzehnjährigen schönen und hochgebildeten Großfürstin Alexandra Paulowna. Die mecklenburgische Prinzessin war schnell vergessen. Der Ehevertrag wurde aufgesetzt und der Tag der offiziellen Verlobung bestimmt. Als der Ehevertrag Gustav Adolph zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, machte er plötzlich zu aller Überraschung darauf aufmerksam, daß die schwedischen Reichsgesetze ihn verpflichten, auf die Religionsveränderung der Großfürstin zu dringen und er ihr auf keinen Fall, wie es die Kaiserin verlangt hatte, eine griechische Kapelle und Priesterschaft bewilligen könne. Katharina, die ganze großfürstliche Familie und der gesamte Hofstaat warteten in festlicher Stimmung auf das unterzeichnete Ehedokument, worauf die Verlobung verkündet werden sollte. Aber man wartete vergeblich auf den Schwedenkönig. Endlich erschien Zubow, setzte die Kaiserin von dem Vorgefallenen in Kenntnis und betonte, daß es selbst seinen Bitten nicht gelang, den König umzustimmen. Katharinas Stolz war tief verwundet. Sie beherrschte sich aber, sagte nichts und verließ den Saal. Die großfürstliche Familie folgte. Verflogen war die Feststimmung. Die Großfürstin Alexandra war untröstlich traurig und weinte. Sie hatte sich aufrichtig in den König verliebt. Eine Aussprache mit ihren Brüdern rief ihren Stolz wach und schnell verwandelte sich ihre Liebe in Haß. In aller Stille, von den Großen des Reiches gemieden, reisten die Schweden ab.

In Kurland regierte des berüchtigten Biron Sohn, der schwache Herzog Karl. Katharina hatte den kurländischen Adel planbewußt und häufig zu den großen

Festlichkeiten nach Petersburg eingeladen. Dieser fühlte sich, durch die ihm erwiesenen Ehrenbezeigungen, außerordentlich geschmeichelt und schnell huldigte man der Auffassung, daß es doch gescheiter sei, der Kaiserin eines großen reichen Reiches, als einem Herzoge zu gehorchen, dessen geringe Herkunft allen schon lange ein Dorn im Auge war. Dazu ließ Katharina durch die Livländer die Respektierung eines alten Vertrages fordern, wonach alle kurländischen Waren über Riga gehen mußten. Auch die Kaufleute Kurlands merkten bald, worauf es Katharina ankam und daß es vorteilhafter sei, der Untertan Rußlands zu werden als sein benachteiligter Nachbar. Katharina rief den Herzog nach Petersburg. Kaum war dieser angekommen, so versammelten sich die Stände von Kurland und der Adel machte den Vorschlag, der Oberlehnsherrschaft Polens zu entsagen und sich unter die russische zu begeben. Es gab eine erregte Auseinandersetzung. Der Oberburggraf Howen plädierte für den Anschluß an Rußland. Einige Abgeordnete nannten ihn einen Verräter. Schon war man im Begriff handgemein zu werden, als der russische General Pahlen in Begleitung seiner Adjutanten den Sitzungssaal betrat. Schnell war die Ruhe hergestellt. Die Abstimmung erfolgte. Der Vorschlag des Adels wurde angenommen. Am folgenden Tage, dem 18. März 1795, setzte man den Vertrag auf, kraft dessen das Herzogtum Kurland, Semigallen und der Kreis Piltin sich dem russischen Szepter unterwarfen. Der Herzog von Kurland erfuhr nun in Petersburg, daß man ihm seine Staaten genommen hatte. Statt seiner residierte fortan in Mitau ein russischer Statthalter. Unzufriedene wurden des Landes verwiesen. In ihre Güter teilten sich vornehmlich die Günstlinge Platon und Valerian Subow.

Katharinas unersättliche Eroberungssucht trieb sie an, auch gegen Persien die Waffen zu ergreifen. Ihrem Gesandten in Konstantinopel befahl sie, die türkische Regierung zu ersuchen, ihre Absichten gegen Persien zu unterstützen. Diese war aber zu einem Feldzug gegen ihren asiatischen Nachbar nicht zu bewegen. Nun drang Valerian Subow an der Spitze einer starken Armee in die persische Provinz Dagestan ein und belagerte Derbent. Er setzte sich in den Besitz eines hohen Turmes und machte Anstalten, die Stadt zu stürmen. Die in Schrecken gesetzten Perser verlangten die Übergabe der Stadt, und der Kommandant, ein ehrwürdiger Greis von 120 Jahren, der schon einmal zu Anfang des Jahrhunderts Peter dem Großen Derbent übergeben hatte, brachte Valerian Subow die Schlüssel der Stadt. Der Perser Aga Mahomet rückte mit einem großen Heer zum Entsatz der Stadt heran. Valerian Subow marschierte ihm mit seinen Truppen entgegen, mußte eine schwere Niederlage einstecken und mit den Trümmern seiner geschlagenen Armee hinter den Wällen und Mauern Derbents Schutz suchen. Katharina befahl sogleich, Subows Armee durch einen Teil der in Kuban stehenden Truppen zu verstärken, und war gewiß, daß es dann Valerian Subow gelingen würde die Perser zu vernichten.

Katharinas Gesundheit hatte in den letzten Monaten sehr gelitten. Große Aufregungen verursachten Herzkrämpfe. Vergeblich baten die Ärzte sie, sich zu schonen. Aber ihre ehrgeizigen Eroberungspläne mit bewundernswerter Überlegung, bis in die kleinsten Details ausgearbeitet, übersteigerten sich. Sie wollte eine Welt zu ihren Füßen sehen. Was wenig später Napoleon Bonaparte vom Westen her in Szene setzte, das wollte sie vom Osten aus geschehen machen. Sie arbeitete un-

ermüdlich von früh bis spät. Allein ihre Nerven waren überreizt, die andauernde Befriedigung ihrer sexuellen Leidenschaften schwächte ihr Herz, ihre Gesundheit schwand zusehends dahin.

Das Befinden der Kaiserin besserte sich nicht. Am 5. November 1796 flackerte ihr Lebenslicht im Kreise ihrer vertrauten Freunde, die sie in ihren Lieblingsgemächern um sich versammelt hatte, noch einmal auf. An den belustigenden Vorträgen Leo Narischkins hatte Katharina von jeher Gefallen gefunden. Um seine Gebieterin in Stimmung zu bringen, trieb es Narischkin an diesem Abend besonders toll. Er stellte einen Trödler dar, der Nippsachen zum Kauf anbot. Katharina amüsierte sich bestens und lachte herzlich über Narischkins derbe Witze. In heiterster Laune erledigte sie noch am späten Abend einige dringende Briefschaften. Subow brachte sie ins Bett und wachte mit der Kammerfrau noch einige Stunden nach ihrem Einschlafen. Alles schien auf die ersehnte Besserung in ihrem Befinden hinzudeuten. Am nächsten Morgen dankte sie Subow für seine Fürsorge und diktierte ihren Geheimschreibern wichtige Entscheidungen in Staatsgeschäften. Als sie darauf längere Zeit allein blieb und nach niemandem verlangte, fiel es auf. Die Diener und Hofdamen lauschten an der Tür ihres Zimmers. Nichts regte sich. Man wagte sich hinein und fand die Kaiserin bewußtlos in einem zu ihrer Garderobe führenden Korridor am Boden liegen. Der Hof wurde alarmiert, die Ärzte gerufen. Alle Bemühungen blieben vergeblich. Es gelang nicht, die Kaiserin ins Bewußtsein zurückzurufen. Sie verschied nach einigen Stunden. Großfürst Paul war von seinem Lustschloß Gatschina herbeigeholt. Er konnte seiner Mutter noch

einige Minuten die Hand zum Abschied reichen, ehe sie die Augen für immer schloß. Als Paul I. wurde er zum Selbstherrscher Rußlands ausgerufen. 42 Jahre alt, bestieg er den ihm von seiner herrschsüchtigen Mutter so lange vorenthaltenen Thron. Früher zur Regierung gelangt, hätte sich sein Schicksal vielleicht anders gestaltet. Im fünften Regierungsjahr erlitt er den gleichen Tod von Mörderhand wie sein Vater Peter III.

Viele Katharina verunglimpfende Bücher sind geschrieben worden. Ebenso viele haben sich um ihre Ehrenrettung bemüht. Der unruhige Geist dieser „Selbstherrscherin aller Reußen", der „Semiramis des Nordens", der „Messalina Rußlands", hat die Länder Europas, ihre Monarchen und deren Ratgeber, oft in Sorge und Bewegung versetzt.

Von scharfem Verstand, willensstarkem Ehrgeiz und grenzenloser Eitelkeit geleitet, verschaffte Katharina ihrem Reiche in 34 Regierungsjahren Glanz und Ansehen.

Wir haben in vorliegender knapper Zusammenfassung ihres ereignisreichen Lebens eine geniale, mit unheimlicher Energie handelnde, vom Selbstvertrauen beseelte Staatslenkerin kennengelernt, die es verstand, erfolgreiche Weltpolitik zu treiben.

Eine wahrhaft große Katharina! —

Wir haben aber auch eine Frau gesehen, deren Leben sie zur Verbrecherin stempelt, der der Mord Mittel zum Zweck wurde. Eine Frau, die mit ihrem Hauptlaster, einer nicht zu stillenden, unersättlichen Sinnlichkeit, eine schamlose Günstlingswirtschaft trieb, und dies noch dazu auf Kosten der Steuerzahler, ihres ihr von der Vorsehung anvertrauten Volkes, um dessen soziales Wohl sie weniger bemüht war.

Katharina übertrumpfte das sittenlose Versailles der Ludwige von Frankreich. Die Stelle eines kaiserlichen Beischläfers erhob sie zum Staatsamt, das im Laufe der

Jahre Aufwendungen von Millionen von Rubeln erforderte. In raschem Wechsel folgten die kaiserlichen Liebhaber. Wollust und Sinnlichkeit, brutale Offenheit und geschmeidige Heuchelkunst wurden die Träger einer verderblichen Gesinnung. Zertrümmert wurde das Idealbild der Frau.

Arme — bemitleidenswerte oder zu verabscheuende Katharina! —

Wie wir auch die Handlungen Katharinas betrachten, ihr Schicksal drehen und wenden, um zu einer Beurteilung zu gelangen. Eines wollen wir nicht vergessen. Katharina wurde die Helferin Friedrichs des Großen. Zur Regierung gelangt, fand sie den Mut zu einem preußenfreundlichen Kurs, der Friedrich dem Großen beim Friedensschluß nach dem Siebenjährigen Krieg zur Durchsetzung seiner Forderungen wertvolle Dienste leistete.

Übersetzung des Briefes von S. 18:

Madame,

ich zähle den Tag der Thronbesteigung Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu den schönsten meines Lebens. Ich schätze mich glücklich, hierzu beigetragen zu haben und bin zufrieden, daß dies ein Dienst gewesen war, den ich der Kaiserin von Rußland, meiner lieben Verbündeten, erweisen konnte und dem großen Reiche, dem ich eine Fürstin von Ihrem Verdienst besorgt habe, eine Gattin für das Ehebett des Großfürsten. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich mehr Anteil daran nehme als irgend jemand, der Ihre liebenswerte Person anschaut, und daß es mir ein Vergnügen machen wird, Ihnen ohne Unterlaß zu beweisen, daß ich bin, Madame, Ihrer Majestät alleruntertänigst geneigter Cousin

frederic.

14558

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

14558

BELIEBTE VOLKSAUSGABEN

Katharina II.

Geheime Lebens- und Regierungsgeschichte der großen Zarin von Rußland

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wird eine deutsche Prinzessin russische Großfürstin und schwingt sich zur Selbstherrscherin des unermeßlichen Rußland auf.
Als Katharina die Große geht sie in die Geschichte ein.

Rinaldo Rinaldini

Der verwegene Räuberhauptmann

Heute, da wir wieder zu den Memoiren interessanter Menschen greifen, dem Glanz vergangener Zeiten, werden auch die Taten und Liebschaften Rinaldo Rinaldinis wieder von Tausenden von Lesern mit Begeisterung aufgenommen werden. Spannend und dramatisch gestaltet, bieten sich die Abenteuer, Gefangennahme und Flucht des berühmten Räuberhauptmanns dar. Diesen fesselnden Roman vom wilden Leben und traurigen Sterben des Abenteurers liest man in einem Zug von Anfang bis zu Ende.

Don Juan

Der unvergessene Abenteurer. Mit 4 mehrfarbig. Bildtafeln

Suchend und findend, verlassend und verlassen werdend, so geht Don Juan durch das Leben. Kein fernes Land, das er nicht aufsuchen und seine Abenteuer kosten müßte, kein Hof, an dem er nicht kopfüber ins heiße politische Geschehen stürzt, an dem nicht hochgestellte und niedere Frauen, verlockt und angezogen von dem Ruf, der seinem Namen vorauseilt, sich ihm schenken oder sich seine Klugheit geschickt zunutze machen.

Die Henker von Paris

Aus 7 Scharfrichter-Generationen

Ein gewaltiges verfemtes Schicksal, unter dessen Zuchtrute sieben Generationen standen, entrollt sich vor unseren Augen. Wir erleben mit stärkster Anteilnahme mit, wie ein junger französischer Adliger durch eine unglückliche Liebe und durch eine zweite Leidenschaft, die ihn für die Tochter des Henkers von Rouen entflammte, zum Henker wird.

Edith Kirkland

Bekenntnisse einer glücklichen Frau

Damit beginnt dieser abenteuerliche Lebensroman einer vielumworbenen Frau: daß eine blutjunge Stenotypistin das Schicksal ihrer drei kleineren, elternlos gewordenen Geschwister meistert. Ein genial begabter, aber haltloser Mann drängt ihr sein unruhevolles Leben zur Betreuung auf. Die stille und duldsam überlegene Unbeirrbarkeit eines großen starken Frauenherzens trägt über Leid und Anfechtung hinweg den letzten Sieg davon.

Jeder Band gebunden mit mehrfarb. Schutzumschlag **RM 2.85**

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK OTTO SCHAFFER
BERLIN

Gesund durch Heilpflanzen

Der Hausschatz der Familie

von

Hugo Hertwig

Mit 12 achtfarbigen Tafeln und einer Tafel „Heilpflanzen, die jeder kennen muß", bearbeitet von G. G. Wegener, Hauptstellenleiter im Hauptamt für Volksgesundheit

„Westdeutsche Illustrierte Zeitung" (Wochenschau), Essen: „Auf einem Spaziergang durch den Körper von Kopf bis zu Fuß werden die bekanntesten Krankheiten besprochen und für jede Krankheit die wichtigsten Heilpflanzen zusammengestellt ... Das Buch nimmt deutlich Stellung zu den Problemen unserer Zeit. Es zeigt, daß wir in Europa in einem Gegensatz zwischen Natur und Technik leben, der das Gleichgewicht unseres Körpers genau so stört, wie das unserer Wirtschaft und Kultur ... es gibt in leicht verständlicherweise einen Überblick über das gesamte Problem der Pflanze, soweit es unser Leben praktisch berührt."

85 000 Gesamtauflage. Ein Gebrauchsbuch für jedermann.

Gebunden mit mehrfarbigem Schutzumschlag RM 4.80

Das Liebesleben des Menschen

von

Hugo Hertwig

Mit 25 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und einem Vorwort von Regierungs-Medizinalrat Dr. Roesch

Ein Buch, das uns in Zusammenhang das gesamte Liebesleben in der Natur beschreibt und im menschlichen Liebesleben mit seinen vielen Einzelheiten gipfelt. — Der Verfasser rollt vor uns das menschliche Liebesleben in all seinen körperlichen und seelischen Fragen von der Jugend bis ins Alter auf. Wir werden mit den heutigen Gesichtspunkten der Rassen- und Erbpflege, den Einzelheiten geschlechtlicher Erziehungsmöglichkeiten und dem Liebesleben vor und in der Ehe vertraut gemacht.

100.000 Auflage

Gebunden mit mehrfarbigem Schutzumschlag RM 7.50

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK OTTO SCHAFFER
BERLIN

Biblioteka Główna UMK
300022338306

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
14558
W TORUNIU

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
14558

